

KONRAD HEIDEN ADOLF HITLER

Das Zeitalter der Verantwortungslosigkeit



Ein Mann gegen Europa

europa verlag zürich



Alle Rechte in deutscher Sprache vorbehalten
© 1936, 2011 by Europa Verlag AG Zürich
Umschlaggestaltung und Satz: Christine Paxmann text • konzept • grafik
Umschlagbilder: © Ullsteinbild
Druck und Bindung: Aalex Buchproduktion GmbH, Grossburgwedel
ISBN 978-3-905811-31-5
Printed in Germany

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader 16](#)

VORWORT

von Lars Schultze-Kossack

Die Geschichte der Hitlerbiografie von Konrad Heiden ist eine Besondere. Der Historiker John Lukacs nennt Heidens Werk die «erste substanzielle Studie über Hitler». Dennoch ist sie bis heute nahezu vergriffen, obwohl die Bücher 1936 und 1937 aus dem Europa Verlag gut verkauft wurden und eine hohe Auflage erzielten.

Die Publikationsgeschichte ist auch eng mit den Begriffen «Objektivität» und «Neutralität» verbunden. Erstens versucht der jüdische Autor Heiden seinen Biografien einen «Anschein von Objektivität» zu verleihen, was seinen Standpunkt als Kritiker und Mahner vor dem Dritten Reich bei einem grossen Publikum dienen soll. Zweitens sieht sich der Schweizer Verlag des Autors im Zentrum einer Diskussion um die gefährdete Neutralität der Schweiz, durch die Veröffentlichung von Emigrantenliteratur von Juden und politischen Emigranten.

Wer war Konrad Heiden?

Konrad Heiden wurde 1901 in München geboren und verstarb 1966 in New York. Der jüdische Journalist und Schriftsteller war in der Zeit der Weimarer Republik SPD-Mitglied und einer der ersten publizistischen Beobachter der NS-Bewegung.

Unter dem Pseudonym Klaus Bredow veröffentlichte er die Schriften «Hitler rast» (1934) und «Sind die Nazis Sozialisten?» (1934),¹ die die Saarabstimmung² beeinflussen sollten.

¹ Wolfgang Benz: «Der Kampf gegen den Nationalsozialismus vor 1933». In: Informationen zur politischen Bildung Heft 243, Berlin 2004.

Siehe auch im Internet:

http://www.bpb.de/publikationen/OK89GF,1,0,Der_Kampf_gegen_den_Nationalsozialismus_vor_1933.html

² Die Saarabstimmung 1935: Nach der Niederlage des Deutschen Reiches im Ersten Weltkrieg

Konrad Heiden beobachtete als Journalist seit Beginn der 1920er Jahre die politische Szene in München und erlebte ab 1921 Hitlers Anfänge mit. Dabei war Heiden durchaus früh fasziniert von Adolf Hitler und gleichzeitig zutiefst erschüttert über den wachsenden Erfolg der nationalsozialistischen Bewegung. Wenn er also im Vorwort zu seiner Hitler-Biografie schreibt, dass Hitler weder «ein Uebermensch» noch ein «Popanz», sondern «ein sehr interessanter Zeitgenosse, und zahlenmässig betrachtet, der grösste Massenerschütterer der Weltgeschichte,» ist, so zeichnet dies nur unwesentlich den persönlichen Einsatz nach, den Konrad Heiden schon früh in die Erforschung der Person Hitler investiert hat.

wurde das Saarland mit seinen rund 800.000 Einwohnern durch die Bestimmungen des Versailler Vertrags von 1919 Mandatsgebiet des Völkerbundes. Neben Oberschlesien und Danzig im Osten gehörte es zu den Gebieten, deren Verlust die Deutschen psychologisch und ökonomisch am meisten schmerzte. Verstärkt wurde die Wut auf Versailles durch die Übertragung der Leitung der zuständigen Völkerbundskommission an Frankreich, das im Rahmen der deutschen Reparationen auch die Rechte an den Saar-Zechen erhielt. Wie im Versailler Vertrag vorgesehen, fand am 13. Januar 1935 unter Aufsicht des Völkerbunds eine Volksabstimmung statt. Zu entscheiden hatte die Bevölkerung über die Zugehörigkeit des Gebietes zum Deutschen Reich, zu Frankreich oder die Beibehaltung des Status quo. Vor allem von deutscher Seite ging der Abstimmung eine massive Propagandakampagne voraus. Unter Führung der NSDAP hatten sich 1933 im Saarland rechte Parteien zur «Deutschen Front» formiert, die vom Deutschen Reich auch finanziell unterstützt wurde. Die Reichsregierung wollte mit einem hohen Votum der Saarländer für die Rückkehr zu Deutschland den Westmächten gegenüber deutlich machen, dass die Abtrennung des Saarlandes 1920 in krassem Gegensatz zum Selbstbestimmungsrecht stand. Gezielt gesteuert von Propagandaminister Joseph Goebbels, warb die «Deutschen Front» unter der Losung «Deutsch ist die Saar, immerdar!» mit Kampagnen und Grosskundgebungen für die Rückkehr des Saarlandes «heim ins Reich». Die pro deutsche Propaganda, die stets auch emotional an die deutschen Opfer des Ersten Weltkrieges und die «Schmach von Versailles» erinnerte, war weitaus erfolgreicher als die Warnungen von deutschen Emigranten sowie der politischen Linken im Saarland, die auf die politische Verfolgung im Deutschen Reich und auf die dort errichteten Konzentrationslager (KZ) hinwiesen.

Von den rund 540.000 Stimmberechtigten votierten 90,5 Prozent für Deutschland. Für den Anschluss an Frankreich stimmten nur 0,4 Prozent. Am 1. März 1935 erfolgte der Anschluss des neu geschaffenen Gau Saarland unter Gauleiter Josef Bürckel (1895-1944), wo die nationalsozialistische Gleichschaltungspolitik unmittelbar einsetzte. Nach der Abstimmung flüchteten rund 8.000 von Verfolgung Bedrohte aus dem Saargebiet. Die Saarabstimmung brachte Adolf Hitler sowohl einen Prestigeerfolg im Ausland als auch einen erneuten Sympathiezuwachs im Deutschen Reich: Die «Heimkehr der Saar» feierten die Deutschen als den bis dahin grössten Erfolg Hitlers.

Konrad Heiden war bereits auf den ersten Veranstaltungen der Nationalsozialisten, beobachtete Adolf Hitler ab 1921 aus unmittelbarer Nähe und berichtete über ihn in der Zeitung. Welchen Gefahren er sich damals bereits aussetzte, darüber ist leider wenig bekannt, aber es ist schon zu vermuten, dass Heiden mit enormem Mut und Geschick seine «Beobachtungen aus der Nähe», wie er es nennt, vornahm und sich nicht scheute, auch in den Wirtschaftshäusern und Hinterzimmern, in denen Hitler zuerst auftrat, aufzutauchen.

Einzigartig bleibt dabei die Unmenge von Materialien, Quellen und Zeitzeugenaussagen, die Heiden bereits so früh zu einem umfassenden biografischen Werk über Adolf Hitler und den Nationalsozialismus gesammelt hat. Nahezu alle Biografen Hitlers, ob von Joachim Fest³ oder von Ian Kershaw⁴, bedienen sich in ihren Werken über Hitler der Biografie Konrad Heidens, der schon frühzeitig begann, Hitler zu beobachten und analysieren. Die Weltanschauung der Nationalsozialisten brachte er auf die Formel: «Marsch ohne Ziel, Taumel und Rausch, Glauben ohne Gott».

Konrad Heidens Vater war Mitglied der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD). Für die Partei war er als Arbeitersekretär und Stadtverordneter in Frankfurt am Main tätig. Die Mutter Heidens stammte aus einer angesehenen jüdischen Familie. Die Jugend verbrachte er in Frankfurt am Main, wo er die Mittelschule und das Gymnasium bis 1919 besuchte. 1920 ging er nach München und studierte dort Rechts- und Wirtschaftswissenschaften. Während seines Studiums, das er 1923 abschloss, wurde er 1922 vom Vorsitzenden der Republikanischen Studentenunion gewählt. Nach seinem Studium entschied sich Heiden aber gegen eine Wirtschafts- oder juristische Karriere und wurde hauptberuflich Journalist.

Von 1923 bis 1930 berichtete er als Korrespondent der Frankfurter Zeitung aus München. Parallel dazu schrieb er auch für die Vossische Zeitung. 1930 organisierte Heiden in Berlin einen Pressedienst, der sich intensiv mit der damaligen nationalsozialistischen Propaganda beschäftigte. In den Jahren 1930 bis 1932 gehörte er zur Redaktion der Frankfurter Zeitung in Berlin. Danach war er als freier Journalist tätig. 1932 erschien Heidens erstes Buch: «Die Geschichte des Nationalsozialismus – Die Karriere einer Idee» im Rowohlt Verlag. Das Buch erreichte zunächst eine Auflage von 5.000 Exemplaren.

³ Joachim C. Fest: «Hitler. Eine Biografie.» Als Ullstein TB lieferbar.

⁴ Ian Kershaw: «Hitler Gesamtausgabe in 3 Bänden: 1889-1936, 1936-1945 und 1889-1945 Registerband.» Als dtv TB lieferbar.

ren und wurde dann im Europa Verlag Zürich nach 1933 und wieder 1935 publiziert. Als gut recherchierte Kampfschrift hat das Werk eine breite internationale Wirkung und verärgerte die Nationalsozialisten.

Im Exil

1933 musste Konrad Heiden ins Exil gehen und hielt sich zunächst illegal im Saarland auf. Vom Juni bis Dezember 1933 war er in Zürich, bis Januar 1935 in Saarbrücken. In seiner Zeit in Zürich lernte er auch seinen Schweizer Verleger Emil Oprecht kennen, der ab 1934 seine Bücher in deutscher Sprache publizierte. Heiden musste in der Zeit unter extremen Nöten und Entbehrungen gelitten haben. Die Ehefrau Oprechts, Emmie, berichtete später, dass Heiden sogar im tiefsten Dezember tagsüber mit einem Koffer auf einer Parkbank in Zürich die Zeit verbrachte und dass er ausser diesem Koffer keine Habseligkeiten bei sich hatte, von Geld ganz zu schweigen. Erst 1937 wurde Heiden aus Deutschland ausgebürgert und sein Vermögen beschlagnahmt. Es ist aber anzunehmen, dass er seit 1934 bereits nicht mehr an sein Vermögen herankam.

Konrad Heiden hielt sich oft in den Räumlichkeiten der Buchhandlung Oprecht auf, wo ihm nicht nur ein Getränk serviert wurde, sondern er sich auch intensiv mit Emil Oprecht austauschte. Ausser, dass Oprecht seinen Autor mit Geld versorgte, führte er ihn auch in die Gesellschaft des nahegelegenen Café Odeons ein, in dem sich zu der Zeit nicht nur eben viele Künstler, sondern auch viele Emigranten wiederfanden. Im Café Odeon am Bellevue/Ecke Rämistrasse hatte Emil Oprecht immer einen reservierten Tisch an der Rämistrassenseite, an dem er mit seiner Frau zu Mittag ass und dort schwarzen Kaffee trank. Im Juni 1933 sass er dort auch häufiger mit Konrad Heiden, besprach seine Pläne mit dem Autor. Heiden traf dort auf Thomas Mann und Heinrich Mann⁶, mit denen er auch Mitglied im «Freundeskreis Carl von Ossietzky» war. 1933 bis 1936 war er dort Mitglied, zusammen mit rund zwanzig Emigranten und nichtdeutschen Helfern, u.a. Albert Einstein und Wickham Steed. Sie richteten Appelle an das Nazi-Regime, in denen sie die Entlassung Ossietzkys aus der Haft im Konzentrationslager verlangten und reichten beim norwegischen Nobelpreiskomitee den Vorschlag ein, Ossi-

⁵ Curt Riess, Esther Scheidegger: «Café Odeon». Europa Verlag Zürich 2010.

⁶ Golo Mann war bis 1940, nach der Emigration seiner Eltern in die USA, Gast des Ehepaars Oprecht in ihrer Wohnung am Hirschengraben 20 in Zürich.

etzky den Friedensnobelpreis⁷ zu verleihen. Im Rahmen dieser Kampagne entstand eine kleine Broschüre, in der Prominente unterstützende Beiträge schrieben. Konrad Heiden steuerte den Beitrag «*Friedenspreis – Charakterpreis*» bei.

Heiden verliess im Dezember 1933 Zürich und ging nach Saarbrücken. Dort war er Mitredakteur der Zeitschrift *Deutsche Freiheit*. Nach der Saarabstimmung am 13. Januar 1935 floh er nach Frankreich. Bis Mai 1940 hielt er sich in Paris auf. Er war Chefredakteur der bedeutenden Exilzeitschrift «*Das neue Tagebuch*», herausgegeben von Leopold Schwarzschild.

Der Autor Konrad Heiden im Europa Verlag

1934 veröffentlichte Konrad Heiden sein zweites Buch *Geburt des Dritten Reiches* im Europa Verlag bei Emil Oprecht, der 1933 den Verlag gegründet hatte.

1936 bis 1937 erschienen im Europa Verlag in Zürich eine zweibändige Ausgabe der Hitlerbiografie, zeitgleich mit der englischen und französischen Ausgabe.

Der erste Band *Adolf Hitler – Das Leben eines Diktators – Das Zeitalter der Verantwortungslosigkeit* und der zweite Band *Adolf Hitler – Ein Mann gegen Europa*. Beide Bände kamen zusammen damals auf eine Auflage von weit über 50.000 Exemplaren. Programmatisch stand die Auseinandersetzung mit dem aufstrebenden Dritten Reich und seinem charismatischen Führer im Vordergrund. Der Verleger Emil Oprecht formulierte es so:

«*Vor allem aber schildert der Verfasser das persönliche Leben Adolf Hit-*

⁷ Am 23. November 1936 wurde Carl von Ossietzky rückwirkend der Friedensnobelpreis des Jahres 1935 zugesprochen. Willy Brandt unterstützte massgeblich in Norwegen, die Preisverleihung. Hermann Göring drängte persönlich vergeblich darauf, dass von Ossietzky verzichtet. Ossietzkys Antwort lautete:

«Nach längerer Überlegung bin ich zu dem Entschluss gekommen, den mir zugefallenen Friedensnobelpreis anzunehmen. Die mir von dem Vertreter der Geheimen Staatspolizei vorgetragene Anschauung, dass ich mich damit aus der deutschen Volksgemeinschaft ausschliesse, vermag ich nicht zu teilen. Der Nobelpreis für den Frieden ist kein Zeichen des innern politischen Kampfes, sondern der Verständigung zwischen den Völkern.» Hitler verfügte danach, dass kein Reichsdeutscher mehr einen Nobelpreis annehmen durfte. Die Gestapo verweigerte von Ossietzky die Reise nach Oslo. 1938 starb Carl von Ossietzky in einem Berliner Krankenhaus an einer offenen Lungentuberkulose, die er sich während seiner KZ-Haft zugezogen hatte.

lers, Die schonungslose biografische und psychologische Durchleuchtung seiner Gestalt allein gibt den Schlüssel für seine politischen Ziele, seine Ideen und damit erst das entscheidende Verständnis für das, was für die Welt auf dem Spiel steht.»

Heidens Buch setzte sich, was aus heutiger Sicht merkwürdig klingen mag, bereits im Jahr 1936 zentral mit der Biografie Adolf Hitlers auseinander. Mit seiner Kindheit, mit seiner Jugend, mit seiner Militärzeit und mit seinem Werdegang als Politiker. Dafür benutzt er ganz unterschiedliche Quellen. Dokumente, die ihm zugespielt wurden oder einfach nur Artikel aus Zeitungen und anderen Publikationen. Auch verwendet er viele persönliche Informationen, die ihm die unterschiedlichsten Gewährsmänner zukommen liessen. Diese taten dies meist anonym, da sie um die Gefahren und Brisanz ihrer Position wussten. Vor allem arbeitet Heiden in seiner Hitler-Biografie aber mit seinen persönlichen Materialien und Erfahrungen, die er über die Jahre, zum Grossteil auch durch persönliche Studien vorort, zusammengetragen hat.

Konrad Heidens besonderer Verdienst besteht also zunächst im Zusammentragen dieser Fülle von Materialien und der kohärenten und sehr populären Darstellung der biografischen Daten über Adolf Hitler. Gekonnt versteht es Heiden auch, das ihm zur Verfügung stehende Material spannend aufzuarbeiten und er steht damit auch in einer fast vergessenen Tradition von populären Sachbüchern, die sich zum Ziel gesetzt hatten, wissenschaftliche und zeitgeschichtliche Ereignisse für das breite Publikum aufzuschreiben. Damit entstammt Heiden einer literarischen Tradition, die vor allem in den 1920er Jahren mit Autoren wie dem Dresdner Kriminalpsychologen Erich Wulffen, dem Kinderpsychologen Eduard Spänger oder August Forel, auszeichnete, die damals sehr hohe Auflagen erreichten, aber heute fast vergessen sind. In den 1950er Jahren sind die sehr erfolgreich Autoren Curt Riess oder Will Berthold in diese Tradition einzuordnen.

Die Nationalsozialisten ärgerten sich sehr über den Erfolg des Autors Konrad Heiden in der Schweiz. In seinen Büchern spiegelte sich somit nicht nur der Geist des Widerstands gegen das Dritte Reich, sondern die hohe Anzahl der verkauften Exemplare zeigte gerade die grosse Anzahl an Lesern und damit vermeintlichen Gegnern Hitlers, die Heiden mit seinen Büchern erreichte. Gleich nach Erscheinen schrieb der deutsche Gesandte in Bern, Ernst von Weizsäcker, nach Berlin und warnte vor den Büchern aus dem Europa Verlag. Mit fast denselben Worten hatte einige Monate zuvor das

Zürcher Generalkonsulat die sorgfältige und objektive Arbeit Konrad Heidens im ersten Band seines Hitlerbuches «anerkannt»:

«Das Buch ist gefährlich und wird, da der Verfasser stets versteht, sich den Anschein der Objektivität zu geben, in weiten hiesigen Kreisen, insbesondere bei den Intellektuellen eine für uns ungünstige Wirkung hervorzurufen.»⁸

«Objektivität ist nicht Standpunktlosigkeit» (Konrad Heiden)

In keiner dieser Stellungnahmen wird begründet, weshalb die fraglichen Publikationen nicht mit *wirklicher*, sondern nur mit dem «Anschein» von Objektivität und Sachkenntnis geschrieben seien. Immerhin genügte offenbar allein schon dieser Anschein, um dem jeweiligen Buch besondere Gefährlichkeit für das Dritte Reich beizumessen. Auch gegenüber dem Eidgenössischen politischen Departement, wo von deutscher Seite gegen die genannten wie auch gegen nahezu alle politischen Schriften aus dem Europa Verlag und dem Verlag Oprecht, protestiert wurde, konnte der Nachweis unsachlicher, objektiv falscher Behauptungen nicht erbracht werden. Solch ein Nachweis hätte nämlich zum angestrebten Verbot der Emigrantenschriften führen können.

Die Darstellungsweise der Objektivität war für den Verlag damit von zentraler, auch wirtschaftlicher, Bedeutung und wurde in dem Buch von Konrad Heiden durch immer wieder aktualisierte Vorwörter für die jeweilige Auflage geschickt vom Verlag inszeniert. Hier wird immer wieder auf seine langjährigen journalistischen Recherchen, seine deutschen Informanten im Besonderen und auf die Menge von Originaldokumenten verwiesen, die er auch im Anhang abdrucken lässt.

In dem Buch Walter Korodis, eine Darstellung über die Ereignisse um den Reichtagsbrand und den «Röhm-Putsch», erzielte der Verlag dieses zum Beispiel dadurch, dass der Verleger Emil Oprecht dem Buch ein juristisches Gutachten voranstellte, welches die bisherige Tätigkeit des Autors im Dritten Reich beleuchtete und dem Buch so die «Objektivität» verlieh, die benötigt wurde. Korodi publizierte das Buch «Ich kann nicht länger schweigen», 1936 unter Pseudonym. Walter Korodi war bis zu seiner Emigration Leiter der

⁸ Peter Stahlberger: «Der Zürcher Verleger Emil Oprecht und die deutsche politische Emigration 1933-1945.» Zürich 1970. S. 121.

«nationalen Abwehrstelle gegen kommunistische Umtriebe» gewesen und musste sich, auch aus Sorge um seine in Deutschland verbliebenen Angehörigen, ein Pseudonym für sein Buch wählen.

Die zwei Bände von Konrad Heiden sind ein besonderes Zeugnis des Widerstands und in ihrer Art einzigartig. Erstens als zeitgenössisches Dokument der Zeit vor der Machtergreifung Hitlers und dann nach der Machtübernahme 1933 und der Zeit bis 1936. Zweitens als Werk mit ungeheurer politischer Stosskraft, was seiner Zeit weit voraus war und die politischen Ziele Hitlers für jedermann offenlegte.

«Dieses Buch verdankt seine Entstehung dem Bedürfnis auszusprechen, was ist.», schreibt Heiden als ersten Satz des Vorwortes des ersten Bandes.

Diese beiden Bücher lassen also keine Zweifel daran, worum es geht und was mit Hitlers Machtübernahme auf dem Spiel für Europa und die Welt steht. Die Idee eines friedlichen Europas war spätestens mit dem Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund in Gefahr und keiner, der diese Bücher damals gelesen hatte, konnte nach der Lektüre behaupten, dass er nichts von Hitlers Absichten, seinen Zielen und seinen Ideen gewusst habe. Das deutsche Zürcher Konsulat berichtete ans Auswärtige Amt in Berlin, aufgrund der «Hetze, die mit angeblichen politischen und kulturellen Eroberungsgelüsten Deutschlands getrieben worden ist», sei «eine Angstpsychose entstanden, für die die Schweizer selbst das Schlagwort geistige Landesverteidigung geprägt» hätten. Die kulturelle Verbundenheit mit Deutschland gehe verloren, der Schweiz drohe eine «Provinzialisierung des Geisteslebens».

Umso erstaunlicher erscheint es heute, dass Heidens Bücher, obwohl Heiden «der Historiker des Nationalsozialismus» (FAZ) geworden war, bis zum Jahr 2007 in deutscher Sprache nicht mehr veröffentlicht wurden. Weder deutsche noch österreichische noch schweizer Verlage haben die Bücher bis zur Wiederbelebung des Europa Verlags Zürich, veröffentlichen wollen. Siebzig Jahre sind diese erstaunlichen Bücher vom Büchermarkt verschwunden gewesen, auch wenn man nach der Lektüre der grossen Hitlerbiografien von Joachim Fest oder Ian Kershaw durchaus das Gefühl vermittelt bekommt, dass Heidens Werk und Geist hier und da Einfluss war. Heidens Verdienst bleibt unbestritten; die besondere und umfangreiche Aufarbeitung der Biografie Adolf Hitlers beginnend mit seiner Kindheit, hin zu seiner Zeit im Ersten Weltkrieg bis zur Entwicklung vom Kneipen- und Stammtischredner Anfang der 1920er Jahre zum gefürchtesten Diktator Europas.

Dass ausgerechnet der Europa Verlag Zürich diese beiden Bücher 1936 und 1937 in der Schweiz zuletzt veröffentlichte, ist dennoch kein Zufall. Aus

dem Berner Bundesrat gab es immer wieder Bestrebungen und Ermahnungen, die die Sorge um die Neutralität der Schweiz zum Thema hatten. Die Zunahme von kritischer Emigrantenliteratur wurde nicht gerne gesehen⁹. Deshalb war der Europa Verlag, der sich programmatisch mit seinen Autoren als Verlag im Geiste des Widerstands gegen das Dritte Reich in Deutschland aufstellte, in der schweizer Tages- und Kulturpolitik immer wieder Thema heftiger Diskussion aus Sorge um die Neutralität.¹⁰

⁹ Eduard Korrodi gab am 21.1.1936 in der NZZ das Stichwort, als er Leopold Schwarzschilds Auffassung, es sei inzwischen «fast die ganze Literatur eines Landes» ins Ausland abgewandert, als «Aberwitz» bezeichnete, davor warnte, die «deutsche Literatur mit derjenigen jüdischer Autoren» zu identifizieren, und ausrief: «Was ist denn ins Ausland transferiert worden? Etwa die deutsche Lyrik, die Herrlichkeit der Gedichte Rud. A. Schröders? Wir wüssten nicht einen Dichter zu nennen. Ausgewandert sind doch vor allem die Romanindustrie und ein paar wirkliche Könner und Gestalter von Romanen. Betrachten sich diese als das Nationalvermögen der deutschen Literatur, dann ist es allerdings erschreckend zusammengeschrumpft.» Korrodis Schlussatz von einer Emigrantenliteratur, welcher «der Hass lieber ist als das Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit», machte Schule. Obwohl sich Thomas Mann am 3.2.1936 in seinem berühmten offenen Brief gegen den NZZ-Feuilletonchef und vor seine emigrierten Schriftstellerkollegen stellte, tönnte es im Jahr darauf im «Bund» noch wesentlich misslicher als bei Korrodi. Dort empfahl Albert Bettex am 17.10.1937 den Emigranten schulmeisterlich, aus ihrem Schicksal «die eine grosse Hauptaufgabe abzuleiten: die beste, universale deutsche Kulturtradition lebendig und schöpferisch und in freierer Umwelt weiterzubilden und für die Gegenwart fruchtbar zu machen so wie die besten Schriftsteller im Reich es unter wenigstens politisch weniger günstigen Umständen tun. Schriftsteller dieser nicht allzu zahlreichen Art werden weit vor allen andern erwarten dürfen, dass sie in ihren Gastländern willkommen sind.» VgL Eduard Korrodi: «Deutsche Literatur im Emigrantenspiegel.» In: Neue Zürcher Zeitung, 26. 01.1936, 2. Sonntagsausgabe.

¹⁰ Hierzu hat die Neue Zürcher Zeitung am 10.11.2010 einen interessanten Artikel der Literaturprofessorin Ursula Amrein: «Im Visier der Nationalsozialisten.» publiziert. Zuletzt gefunden: http://www.nzz.ch/nachrichten/kultur/aktuell/im_visier_der_nationalsozialisten_1.8328742.html. Dort heisst es u.a. auch, dass sich bereits 1933 der Schweizer Schriftstellerverein (PEN) in der Reichsschrifttumskammer unter Deklaration aller jüdischen Mitglieder aufnehmen und instrumentalisieren liess. Das deutsche Auswärtige Amt unterstützte diesen Antrag aus Gründen der Loyalitätsbeziehungen und um Einfluss auf die Meinungsbildung ausüben zu können.

Der Verleger Konrad Heidens

Emil Oprecht war Eigentümer der Buchhandlung Oprecht an der Rämistrasse 5 in Zürich. 1933 gründete er den Europa Verlag und den Verlag Oprecht. 1938 gründete er gemeinsam mit Knut Hirschfeld und weiteren Freunden die «Neue Schauspiel AG», welche daraufhin das Zürcher Schauspielhaus übernahm. Während des Zweiten Weltkriegs wurden Emil Oprecht und seine Frau Emmie zu Rettern zahlreicher Verfolgter, indem sie Geld beschafften und ihr weit verzweigtes Beziehungsnetz einsetzten. Die Bücher des Europa Verlags sind so für viele Menschen Erinnerungen und Zeugnisse an eine Zeit geworden, in der Bücher von Emigranten über ihre politischen Vorstellungen und das, was für Europa auf dem Spiel stand, informierten.

Die Liste der Autoren des Verlags klingen auch heute noch beeindruckend: Albert Einstein, Thomas Mann, Golo Mann, Else Lasker-Schüler, Arthur Koestler, Ignazio Silone, Carlo Levi, Willy Brandt, José Ortega y Gasset, Konrad Heiden, B. Traven, Friedrich Dürrenmatt, Bertrand Russell, Winston Churchill, u.v.a.

Oprecht bezog auch in der Schweiz eindeutig Stellung und sah die Hauptaufgabe eines schweizerischen Verlags, «die ihm zur Verfügung stehenden Mittel einzusetzen, um die geistige und kulturelle Eigenart, Freiheit und Unabhängigkeit der Schweiz zu schützen und die damit die besten schweizerischen Traditionen fortzusetzen». Gerade deshalb habe er es «vor allem in den letzten Jahren für eine wichtige Aufgabe gehalten, dem wertvollen deutschen Buch, das innerhalb Deutschlands nicht mehr erscheinen konnte,» eine Plattform zu bieten...

«Damit ist ausgesprochen, dass ich geistige Autarkie ablehne, ja für ein Unglück halte. Wir müssen Geistesrichtungen, die nicht zu uns passen, ausschalten, aber wir dürfen unsere Ohren dem Guten, das aus der Welt zu uns kommt, nicht verschliessen. Die Pflege des einheimischen Schrifttums ist demnach keine Spezialaufgabe, sondern im Allgemeinen als selbstverständlich enthalten, ebenso wie die Herausgabe von freiheitlicher Gesinnung von Nicht-Schweizern.»¹¹

Emil Oprechts verlegerischer Mut ist dabei keinesfalls zu unterschätzen. Es waren Konflikte mit Behörden des Dritten Reiches, die seinen Verlag aus dem Börsenverein des deutschen Buchhandels ausschlossen und die Buchhandlung an der Rämistrasse kommerziell schädigten. Während des Krieges

¹¹ Vgl. Der Bund, 19.10.1938 (Der Bund ist eine Berner Tageszeitung und eine der wichtigsten Zeitungen der Schweiz).

setzten die Nationalsozialisten sogar ein Kopfgeld auf ihn aus. Auch gab es ständige Konflikte mit den schweizerischen Parteigängern Hitlers, die sich in den antisemitischen und «faschistischen» Fronten zusammengeschlossen hatten und jahrelang – bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs – ihr publizistisches Sperrfeuer gegen Oprecht, seinen Verlag, seine Autoren, die Juden im Allgemeinen und die Emigranten schossen. Die schweizerischen Behörden erschwerten seine verlegerische Tätigkeit. Sie drohten bereits vor Kriegsbeginn mit Repressalien und die Zensurstelle machte die Arbeit während des Krieges teilweise unmöglich. Im Fall Konrad Heiden wissen wir bis heute nicht genau, wie und wie viel die Zensurstelle in den Text eingegriffen hat. Allerdings fällt auf, dass mit Beginn des Zweiten Weltkriegs der Europa Verlag die beiden Bände nicht mehr neu aufgelegt hat.

Die Flucht in die Vereinigten Staaten

Im Januar 1937 wurde Konrad Heiden aus Deutschland ausgebürgert. Sein Vermögen wurde vom Dritten Reich beschlagnahmt. 1939 erschien bei Starling Press, New York, sein Buch «The New Inquisition», gleichzeitig erschien das Buch in Frankreich unter dem Titel «Les Vepres Hitleriensis». In diesem Buch beschreibt Heiden die Novemberprogrome von 1938. Leider ist das Buch bisher nicht in Deutscher Sprache erschienen. Ein deutschsprachiges Typoskript mit dem Titel «Nächtlicher Eid» befindet sich aber im Archiv des Europa Verlags in Zürich. 1937 erschien weiter im Querido Verlag in den Niederlanden sein Buch «Europäisches Schicksal». Mit Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wurde Heiden in Frankreich interniert. Diese Situation gestaltete sich für Heiden wie auch für die anderen internierten Emigranten als prekär. Das Deutsche Reich verlangte die Auslieferung der Emigranten, die wiederum auf das lebenswichtige Visum in die USA warteten. Man tat in Amerika unterdessen alles, um die von der «Auslieferung auf Verlangen» bedrohten Flüchtlinge aus Frankreich zu befreien. «Unser Haus ist zu einem Rettungsbureau für Gefährdete, um Hilfe Rufende, Untergehende geworden. Der Erfolg kommt der Mühe nicht gleich.»¹², schrieb Thomas Mann am 10. August 1940 an Alexander M. Frey.

¹² Vgl. Thomas Mann: «Briefe Bd. 2, Briefe 1937-1947». Frankfurt am Main 1992, S. 154.

Die Beschaffung der Visa war die wichtigste, die dauerhafteste Hilfe: Allerdings bedurfte es dazu teilweise zeitraubender administrativer Vorarbeiten, denn für die Gewährung einer Einreiseerlaubnis waren zwei verschiedene Affidavits nötig. Das finanzielle Affidavit sollte den Lebensunterhalt des in die Vereinigten Staaten Geflohenen sicherstellen; das moralische Affidavit, das nur von einem amerikanischen Staatsbürger geleistet werden konnte, enthielt die Garantie, dass der Gesuchsteller den Vereinigten Staaten und ihren Einrichtungen nicht feindlich gesinnt sei.

Als die deutsche Wehrmacht 1940 im Frühsommer die französische Armee überrannt hatte, liess man Konrad Heiden in Frankreich aus dem Internierungslager frei. Die Lage spitzte sich nun für Heiden zu. Erhalt oder Nichterhalt eines Visums oder einer Schiffskarte konnten nun über Leben oder Tod entscheiden. Der Schriftsteller Leonhard Frank schrieb an seinen Verleger Emil Oprecht am 12. August 1940 noch aus dem Lager: «Es ist eine Nervenmühle ohnegleichen. Bitte tun Sie weiter alles nur Erdenkliche. Meine Situation ist sehr ernst.» Bereits fünf Tage später folgt der nächste Brief an Oprecht. Dort heisst es: «Es ist mehr als die höchste Zeit. Es geht ums Leben.»¹³ Mit Hilfe Varian Frys, der über 2200 Menschen die Flucht ermöglichte, gelang Frank und Konrad Heiden Mitte Oktober 1940 gemeinsam die Flucht. Konrad Heiden wurde zum Zweck seiner Rettung in David Silberman umgetauft. Dieses jüdische Inkognito zeigte auch, dass der Autor Heiden mehr gefährdet war als ein vermeintlich einfacher Jude. Allerdings besaßen die ausgebürgerten Deutschen keine gültigen Pässe mehr, sodass sie von Fry und mit Hilfe des International Rescue Committee, zu dem auch Oprecht und Mann gehörten, mit falschen allgemeinen tschechischen Pässen ausgestattet wurden. Fry liess die Emigranten auch mit Sichtvermerken Chinas, Siams oder des Belgisch-Kongo nach Lissabon reisen, damit sie dort auf die Einreiseerlaubnis in die USA warten konnten. Am 13. Oktober 1940 erreichten Franz Werfel, Alma Mahler-Werfel, Heinrich und Golo Mann, die gemeinsam die Pyrenäen überstiegen hatten, die USA. Wenige Tage später trafen Leonhard Frank und Konrad Heiden in New York ein.

¹³ Peter Stahlberger: «Der Zürcher Verleger Emil Oprecht und die deutsche politische Emigration 1933-1945.» Zürich 1970. S. 269.

Die Jahre in den USA und nach dem Zweiten Weltkrieg

Bis März 1941 hielt sich Konrad Heiden in New York auf. Von Juni bis Dezember 1941 lebte er in San Francisco, um dann wieder nach New York zurückzukehren. Am 19.02.1942 erhielt er die «Alien Registration Cards pink and yellow» mit Foto und auf seinem eigenen Namen. 1944 erschien sein Buch «Der Führer – Hitlers Rise to Power» bei Houghton Mifflin. Über den *Book of the Month Club* in den USA und den *Left Book Club* in Grossbritannien (beide hatten zusammen über 57.000 Mitglieder) fand das Buch eine grosse Verbreitung. Das Buch ist bis heute sein international meist beachtetes und am meisten verbreitete Buch. Nach dem Zweiten Weltkrieg war Heiden vor allem wieder als freier Journalist tätig. Er schrieb für amerikanische Zeitschriften, wie zum Beispiel für das *Life Magazine*. Konrad Heiden erhielt in den 1950er Jahren die amerikanische Staatsbürgerschaft.

Vom Dezember 1951 bis zum Mai 1952 war Heiden zum ersten Mal wieder in Deutschland. Er bereiste Deutschland damals per Flugzeug. Von 1952 bis 1961 steuerte er im Auftrag des Süddeutschen Rundfunks in Stuttgart Beiträge für die wöchentliche Viertelstundensendung «Streiflichter aus Amerika» bei. Ähnliche Beiträge produzierte er für Radio Bremen. Ab 1954 verfasste Heiden für den Süddeutschen Rundfunk unter dem Titel «Vier Monate Amerika» monatliche Berichte.

Allerdings verringerte sich Heidens Arbeitspensum durch eine fortschreitende Parkinsonerkrankung immer weiter. Er lebte jetzt die meiste Zeit in Orleans, Massachusetts, wo er zwar nicht verheiratet, aber mit der Lebensgefährtin Margaret A. van Weert lebte. Sie verstarb im April 1961. Nach zwei Operationen am Kopf wurde Konrad Heiden 1962 ein Pflegefall. Zum Arbeiten war er kaum noch in der Lage. Am 18. Juni 1966 verstarb er, verarmt, im «Beth Abraham Hospital» in New York.

Am furchtbarsten aber erscheint dieses Dämonische, wenn es in irgendeinem Menschen überwiegend hervortritt. Während meines Lebensganges habe ich mehrere teils in der Nähe, teils in der Ferne beobachten können. Es sind nicht immer die vorzüglichsten Menschen, weder an Geist noch an Talenten, selten durch Herzengüte sich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe, ja sogar über die Elemente, und wer kann sagen, wie weit sich eine solche Wirkung erstrecken wird? Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie; vergebens, dass der hellere Teil der Menschen sie als Betrogene oder als Betrüger verdächtig machen will, die Masse wird von ihnen angezogen.

Goethe, Dichtung und Wahrheit. Zwanzigstes Buch.

Vorwort

Dieses Buch verdankt seine Entstehung dem Bedürfnis auszusprechen, was ist. In Deutschland ist das heute unmöglich, weil dort die Interessen des Staates der objektiven Erforschung der Wahrheit entgegenstehen. Ausserhalb Deutschlands erschweren es zunächst jene natürlichen Irrtümer, die aus Fremdheit und Entfernung entspringen. Ein System schliesslich, das mit soviel Intelligenz und Leidenschaft über seine Grenzen hinauswirkt und das andererseits wie mit magnetischer Kraft soviel Intelligenz und Leidenschaft feindlich gegen sich sammelt, ist durch sein blosses Bestehen eine ernste Gefahr für den Wahrheitssinn in der ganzen Welt. Die Hingabe von Kämpfern an hohe Ziele kann ebenso wie der niedrige Einfluss von Interessen das reine Gefühl für Wahrheit trüben. Die Lüge ist wie der Krieg ein Unheil, das einseitig entfesselt werden kann, aber dann alle verdirbt. Wahrheit ist auf die Dauer die schärfste Waffe, und das Erz, aus dem sie geschmiedet wird, heisst Tatsache.

Das vorliegende Buch beruht auf fünfzehnjähriger Beschäftigung mit dem Thema; auf Beobachtung aus der Nähe, schon in der frühesten Stunde; auf Durchsicht aller erreichbaren Quellen, offener und vertraulicher; schliesslich auf Auskünften mancher eingeweihter Personen, von denen einige heute noch in der Nähe Hitlers an wichtiger Stelle tätig sind. Die aller Welt bekannten Umstände machen es leider unmöglich, diese Gewährmänner zu nennen; ich muss mich mit der Hoffnung zufrieden geben, dass die belegten

Teile des Buches ausreichendes Vertrauen auch für die notgedrungenerweise nicht belegten erwecken werden.

Auf Grund dieses Materials habe ich in meiner «Geschichte des Nationalsozialismus» den Aufbau der Hitlerbewegung, in «Geburt des Dritten Reiches» den Aufbau des Hitler-Staates darzustellen versucht. Die Schilderung der Hauptperson musste dabei zu kurz kommen; das Menschliche, Private, vieles Anekdotische wegfallen. In diesem Buche versuchte ich es, zu geben. Ich halte das für gerechtfertigt. «Adolf Hitler ist Deutschland», wurde von heute massgebender Stelle verkündet; nun, so versuche ich, in Adolf Hitler dies heutige Deutschland zu erklären.

Objektivität ist nicht Standpunktlosigkeit. Der «Heide» dieses Buches ist weder ein Übermensch, noch ein Popanz, sondern ein sehr interessanter Zeitgenosse und, zahlenmässig betrachtet, der grösste Massenerschütterer der Weltgeschichte. Man hat mich früher wegen Überschätzung dieses Gegners getadelt; ich muss heute bisweilen solche Tadler von ehemals ihrerseits vor Überschätzung warnen. Es scheint an dem eigentümlichen Magnetismus dieser Persönlichkeit zu liegen, dass sie die Urteile nach oben oder unten verrückt. Ob ich grade getroffen habe, mag der Leser entscheiden.

Wenn man einen Abgrund zuschütten will, muss man seine Tiefe kennen.

Es gibt in der Geschichte den Begriff der wertlosen Grösse. Sie drückt oft tiefe Spuren in die Menschheit, aber es sind keine Furchen, aus denen Saat aufgeht.

Zürich, 20. August 1935.

Konrad Heiden.

Vorwort zum 18. bis 20. Tausend

Nach Erscheinen des Buches gingen mir, wie zu erwarten war, von vielen Seiten Mitteilungen zu, die dem Bilde Adolf Hitlers weitere Einzelzüge hinzufügen wollten. Ändern konnten sie es nicht. Lücken oder gar Irrtümer, mit denen eine zeitgenössische Darstellung rechnen muss, berichtigt zum Teil die Geschichte, indem sie die Figuren von ihren Plätzen stösst und Verborgenes blosslegt; völlige Klarheit aber bleibt das unerreichte Ziel jeder Geschichtsschreibung. Künftige Forscher werden vieles sehen, was uns heute noch entzogen ist; manches werden sie aus ihrer Ferne kaum glauben, was die Gegenwart breit erlebt, aber selten lang bewahrt. Dies rechtfertigt den Versuch zeitgenössischer Geschichtsschreibung.

Die Notwendigkeit fortwährenden Neudrucks legte den Gedanken nahe, eine der Auflagen zur Einfügung des sich ansammelnden zusätzlichen Materials zu benützen. Das ist hiermit geschehen. Der Leser wird allerlei bisher unbekanntes Detail finden, und ich selbst hoffe, dass das Buch an Farbe und Spannung gewonnen hat. Vom Ganzen her gesehen handelt es sich freilich um Neuigkeiten, doch nicht um Neues. Die Familien- und Jugendgeschichte wurde aufgeforscht und mit Daten belegt; die Schauer des 30. Juni 1934 mussten, wie sie mir mit neuen Tatsachen mitgeteilt und verbürgt wurden, berichtet werden. Aber wirklich geändert werden musste die Darstellung nur an einem Punkt. Der Tod Angela Raubals, der Nichte Adolf Hitlers, erscheint mir nicht mehr als Selbstmord.

Die Zusätze haben den Umfang des Buches erweitert. Sie hätten es noch mehr getan, wenn nicht einige Striche anekdotisches Nebenwerk, gelegentliche Wiederholungen und Längen beseitigt hätten.

In Tagen des Bangens um Europa werden diese Zeilen geschrieben. Die Zeit hat ein furchtbares Tempo angenommen, und die Schrecken von gestern weichen schon der rasch wachsenden Angst vor dem Morgen.

Aber gerade deshalb hat dieses Buch seinen guten Sinn.

Es sucht zu schildern, wie eine Welt unterging, weil sie der eigenen Kraft nicht mehr vertraute, an die volle Ruchlosigkeit des Gegners nicht glaubte, mit der Treulosigkeit Verträge und mit der Vernichtung Frieden schloss.

Diese tödlichen Irrtümer aber waren kein Zufall. Sie entsprangen dem

Egoismus der einzelnen Teilhaber an jener versinkenden Welt. Ihnen fehlten Kraft und Klammer eines gemeinsamen, durch Willen lebendigen Gedankens, für den sie die eigene Existenz in den Kampf geworfen hätten.

Auch Europa wird den kommenden Kampf – in welcher Form immer er ausgefochten werde – nicht bestehen, wenn ihn nur die verbündete Selbstsucht einzelner Völker führt. Nicht das Sicherheitsverlangen ängstlicher Nationen, sondern das neue Hochgefühl einer stolzen europäischen Zukunft, weit alle beschränkten nationalen Zielsetzungen überflügelnd, wird die Gefahren von heute bannen.

Erst wenn die Ziele des kommenden Europa grösser sind als die der heutigen Machthaber, wird auch sein Kraftbewusstsein stärker sein als ihre Drohungen. Würden die Völker sich einzeln in ihren Höhlen verstecken, so würden sie dort nicht die Sicherheit finden, sondern von den neuen Hegemonien und Imperien aufgesucht und erschlagen werden.

Und diese Hegemonien und Imperien würden, eins nach dem andern, wiederum an dem inneren Widerspruch ihrer Zielsetzung zugrunde gehen, die eine hoffnungslose Völkerwelt des Eroberns und Zerstörens, Fressens und Gefressenwerdens nicht überwindet, sondern verewigt.

Es gibt geschichtliche Notwendigkeiten, deren Strom tief unter dem Wellenschlag der Tagesereignisse dahinzieht. Die Europäisierung der Nationen wird der grosse geschichtliche Prozess der nächsten Jahrzehnte sein. Aus ihm wird ein Europa hervorgehen, das nicht mehr auf den Berechnungen der Staatsmänner, sondern auf dem Willen der Völker gründet.

Denn an den Willen, nicht den Glauben, geht der neue Auftrag der Geschichte: das Europa des neuen Menschen zu schaffen. Deutschland wird in ihm nicht mehr der Schrecken, sondern eine Hoffnung der Welt sein. Das ist deutsches Ziel.

Zürich, 10. Mai 1936.

Konrad Heiden.

Erster Teil

Zum Menschen untauglich

1. Heimat und Herkunft.

Nationalhass in Österreich.

Im Lande der Romantik ist Adolf Hitler geboren. Grün bricht und schäumt von Passau bis Linz die Donau durch schwarze Waldgebirge, weiss leuchten die Klöster und Schlösser von Oberösterreich, auf den Bergspitzen verwittern graue Ruinen. An diesem Strom, dessen Kultur ebenso alt, dessen Geschichte ebenso schwer ist wie die des Rheins, zogen Ostgoten und Hunnen entlang, Langobarden und Bajuwaren, Ungarn und Schwaben, Kreuzfahrer und Türken, Schweden, Franzosen, die deutschen Feldgrauen des Weltkriegs. Ritterliche Säger schrieben hier im zwölften Jahrhundert die verschallenden Sagen der Völkerwanderung in herrlichen Rhythmen aufs Pergament und bewahrten im Liede dem Waldstromland den leuchtenden Namen der Nibelungenstrasse. Im sechzehnten Jahrhundert tränkte der Adel das Land mit rebelemischem Bauernblut; Köpfe flogen auf den Rasen, Eingeweide wurden an Baumstämme genagelt.

Dome und Lustschlösser liegen über dem ernsten Antlitz des Landes wie ein Lächeln aus weissem, zartem Stein; während die Maurer an ihnen klopfen, trieben die Reisigen des Bischofs Tausende von Landeskindern um ihres protestantischen Glaubens willen aus der Heimat. Im 18. Jahrhundert schossen die Grenadiere der Häuser Habsburg und Wittelsbach um dieses Erdenflecks willen einander tot; Habsburg siegte. Im neunzehnten Jahrhundert entsteht längs der Donau jenes düster-elegante Kolonialreich, österreichisch-ungarische Monarchie genannt, das der Welt den Wiener Walzer und den Weltkrieg schenkte und 1918 in Atome zersprang.

Eine absolute Fürstenherrschaft über sechs grosse und mehrere kleine Völker, in Abstammung, Sprache, Gesinnung und Kulturgrad von einander ganz verschieden, die entweder einander beherrschten oder sich von einander befreien wollten. Die Fortgeschrittensten dieser Nationen, Deutsche und Tschechen, stritten in den älteren Teilen Österreichs um die Vorherrschaft; das Herrscherhaus und die hohe Bürokratie drängten den ursprünglich über-

wiegenden deutschen Einfluss zugunsten der aufstrebenden tschechischen Nation etwas zurück, ohne den tschechischen natürlichen Wünschen gerecht werden zu können. So wuchs ein erbitterter deutscher Nationalhass im alten Nibelungenland, in Oberösterreich und in der Wachau gegen das dem Deutschtum sich entfremdende Herrscherhaus, gegen die ganze österreichische Monarchie und namentlich auch gegen die mit ihr innig verbündete katholische Kirche hoch. Die «Los-von-Rom»-Bewegung des Ritters Georg von Schönerer und seines Genossen Wolf ergriff das gebildete Bürgertum; sie begeisterte sich an dem unter Bismarck und den Hohenzollernkaisern machtvoll aufsteigenden Nachbarreich, verlangte die Auflösung der Habsburger Monarchie und den Anschluss ihrer deutschen Teile an das Deutsche Reich. Mit Neid sieht das österreichische Bürgertum die Wirtschaftsblüte des Reichs unter den Hohenzollernkaisern, die machtvollen Schritte der deutschen Industrie auf dem Weltmarkt; mit Neid sehen die Fabrikanten von Reichenberg und Steyr Deutschlands gewinnreiche Seeschiffahrt, die geschäftreiche Kolonialpolitik und die Staatsgelder, die auf dem Wege über diese Wirtschaftszweige an tüchtige Kaufleute fließen. So hat das mächtig sich regende Nationalgefühl der Deutschen Österreichs eine gutgefütterte Unterlage; doch setzt sich oft genug der nationale Hass über alle wirtschaftlichen Berechnungen weg, namentlich im heftigen Streit der Deutschen und Tschechen. Wie immer sind diese Gefühle am stärksten bei den mittleren Schichten, weniger beim national sehr gemischten Proletariat, gar nicht beim hohen Adel. Die Turnerbünde und Schützengilden, die Mittelschulen und Sängervereine hegen diesen Nationalismus, und beim nächtlichen Gelage auf weinlaubumrankter Terrasse an der Donau singt ein alter Herr mit goldener Brille:

Und rinnt von des Römers blinkendem Rand der letzte Tropfen vom
Alten, dann ruf ich: Wachau, du mein heimatlich Land, bleibst deutsch
uns ewig erhalten!

Zu den kleinen Nationen der Monarchie gehörten die Juden, die in einigen Teilen des Landes in geschlossenen Siedlungen und grosser Rückständigkeit lebten; oft mit einer eigentümlichen, ganz uneuropäischen Geistesbildung. In den deutschen und tschechischen Landesteilen assimilieren sie sich schneller und steigen z.B. in Prag zu einer hohen und feinen Kultur auf, geradezu Vorbild und Beispiel ihrer Umgebung; in Galizien bleiben sie der alte Ghetto-Typ. In Wien vereinigen sich diese verschiedenen Kulturgrade zu einem nicht durchweg erfreulichen Gemenge. In Handel und Gewerbe, vielleicht

noch mehr in Presse und Literatur erlangt nicht der Jude an sich, sondern ein bestimmter jüdischer Bildungs-Typ zeitweise übermäßigen Einfluss, denn diese weit Herumgekommenen kennen die Bedürfnisse aller Schichten und Nationen des Reichs. In dem unruhigen Völkergemisch werden die Juden von keiner Nation endgültig angezogen, wechseln herüber und hinüber, erhalten aus den Ghetto-Siedlungen Galiziens immer wieder Nachschub mit ausgeprägten Nationalzügen und assimilieren sich aus all diesen Gründen als Ganzes langsamer als in anderen Ländern. So entsteht eine von allen Nationen Österreichs gehetzte Zwischenschicht, überwiegend proletarisch, mit wohlhabenden, beneideten und verlästerten Spitzen.

Auch die «Los-von-Rom»-Bewegung war scharf antisemitisch; sie erklärte das Judentum für das Symbol jenes österreichischen Völkergemenges, in dem das Deutschtum zugrunde gehe. Dieser Antisemitismus des 19. Jahrhunderts war in Österreich ebenso wie in Deutschland eine absolute Angelegenheit der bürgerlichen Oberschicht, die wiederum geistige Anleihen beim Adel machte und mit ihrer Judenfeindschaft unbewusst feudalen Zwecken diene. Denn der Jude war das Sinnbild der bürgerlichen Emanzipation jüdische Intellektuelle halfen jene politischen Klassenschranken zerschlagen, mit denen der Feudalismus den Aufstieg des Bürgertums gehemmt hatte. Der Antisemitismus sickert von oben nach unten. Als Adolf Hitler geboren wurde, war er noch nicht bei den Bauern und Kleinbürgern, geschweige denn bei den Proletariern angelangt; Hitlers Vater hätte, wie der Sohn selbst bezeugt, im Antisemitismus ein Zeichen von Unbildung gesehen – mit Recht, denn er verfolgt die Opfer statt der Ursachen eines Übels.

Die Vorfahren.

Adolf Hitlers Vater ist der uneheliche Sohn einer armen Bauernmagd. Die merkwürdigen Familienverhältnisse Hitlers mag die nebenstehende Stammtafel, die sich zum Teil auf Forschungen des Wiener Genealogen Karl Friedrich von Frank, aber auch auf sonstige Nachforschungen in Kirchenbüchern stützt, etwas verdeutlichen.

Dieses Bruchstück einer Ahnentafel zeigt, wie die heutige Namensform Hitler aus einem Sammelsurium verschiedener Klänge und Schreibungen erst sehr spät herauswächst. Es gibt erwiesenermassen viele, jüdische Hitlers, und die Ähnlichkeit des sonst seltenen Namens hat zur Suche nach einem jüdischen Einschlag in der Familiengeschichte verleitet. Es ist ein Irrtum. Man

hat eine angebliche jüdische Grosstante Adolf Hitlers in einer Klara Hitler feststellen wollen, die am 12. Oktober 1821 von jüdischen Eltern im böhmischen Polna geboren wurde, in Wien getauft worden sei und dann in Spital in Niederösterreich gelebt haben soll. Aber der Aufenthalt dieser Klara Hitler in Spital ist nicht erwiesen. Dagegen steht fest, dass die Grossmutter Adolfs, Johanna Hütler, die Tochter eines katholischen Bauern Johann von Nepomuk Hütler aus Spital war. Die Namensähnlichkeit bleibt immerhin auffällig; auffällig bleibt weiter, dass Spital und Polna verhältnismässig nahe beieinander liegen; auffällig bleibt schliesslich, dass der Name grade auf der Wanderung von Walterschlag nach Spital sich aus Hiedler in Hüttier verwandelt – denn grade dies ist auch die Form, in der der Name auf dem Grabstein einer Rosalie Müller, gebe Hüttier auf dem jüdischen Friedhof in Polna vorkommt. Auf Gräbern der jüdischen Abteilung des Zentralfriedhofs in Wien heisst es dann bereits Hitler – die Namensform hat sich also in der christlichen wie der jüdischen Familie parallel entwickelt. Welcher Art diese auch sonst oft beobachtete Namensparallelität ist; ob sie einfach aus örtlicher Nachbarschaft sich erklärt oder auf eine bis jetzt nicht geklärte Beziehung hinweist, wäre leichter zu sagen, wenn die Bedeutung des Namens klarer wäre. Man hat die jüdische Form von Hut (Hitler gleich Hüteimacher), die christliche von Hütte abgeleitet; ein tschechisches Hidlar wurde vermutet, und ein in Hitlers Heimat wohnender Privatforscher führt den Namen auf einen Hüter oder Hirten (wenn man also will: Führer) zurück. Erwähnt sei, dass unter Hitlers Ahnen väterlicherseits im 17. Jahrhundert ein Bauer namens Johann Salomon in Nieder-Plöttbach (Bezirk Zwettl, Niederösterreich) vorkommt; er ist Adolf Hitlers Ururururgrossvater.

Im Gegensatz zur väterlichen zeigt die mütterliche Ahnstammungslinie Adolf Hitlers die Merkmale einer festen Ruhe. Der Name bleibt von seinem ersten Auftauchen an unverändert bei der Form Pözl, und bis zur Mutter Adolf Hitlers hinab sitzen diese Ahnen vier Generationen lang unverrückt auf dem Bauernanwesen Nr. 37 in Spital.

Ganz anders die fast vagantenhafte Unbeständigkeit der väterlichen Linie. Nicht nur der Name zuckt hin und her; auch der Wohnsitz wechselt in drei Generationen dreimal: Walterschlag, Spital, Strones, Leonding. Die Lebensgeschichte der Einzelnen ist tatsächlich bewegt und zeugt von innerer Unrast. Johann Georg Hiedler, der Grossvater des späteren Reichskanzlers, verbringt sein Leben an verschiedenen Orten Niederösterreichs bald als «Bestandmüller», d.h. Mühlenpächter, bald als «vazierender Müllersgesell». 1824 heiratet er zum ersten Mal, fünf Monate nach der Eheschliessung wird ein Sohn geboren; Mutter und Kind sterben im Wochenbett (Traubuch, Taufbuch und Sterbebuch des Pfarramts Hoheneich bei Gmünd, Niederösterreich). Drei-

zehn Jahre später finden wir diesen Hiedler als Müller in Döllersheim, ebenfalls im Bezirk Gmünd. Im benachbarten Strones gebiert die Bauerntochter Anna Maria Schicklgruber am 7. Juni 1837 einen Sohn namens Alois. Fünf Jahre später heiratet die Siebenundvierzigjährige in der Pfarrkirche von Döllersheim den fünfzigjährigen Johann Georg Hiedler, der laut Traubuch der Pfarre Döllersheim damals als «Mütergesell» in Dürenthai lebt. 1847 stirbt Maria Anna Hiedler in Strones. Die Spur Johann Georg Hiedlers verliert sich dann auf Jahrzehnte; Alois trägt jedenfalls nicht seinen Namen, sondern den Mädchennamen der Mutter: Schicklgruber.

Alois Schicklgruber-Hitler.

Wenn die Abstammung dieses Kindes Alois von Georg Hiedler nach den äusseren Umständen nicht ganz sicher ist, so ist sie aus inneren Gründen wahrscheinlich. Die Unrast im Leben Georg Hiedlers wiederholt und steigert sich in Alois. Wie Georg Hiedler verlässt dieser den Bereich bäuerlicher Lebensführung und sucht nach einer Art Aufstieg. Georg Hiedlers Lebensbahn verliert sich in den späteren Jahrzehnten im Dunkel; Alois findet in dem ersehnten Beamtenberuf anscheinend nicht die volle Befriedigung und bricht diese Laufbahn auffallend früh ab. Dann wandert er unruhig von Ort zu Ort, kauft und verkauft rastlos immer aufs Neue bald da, bald dort eine kleine Besizung. Dreimal ist er verheiratet.

Er wächst in Spital auf, wo der Bruder Georg Hiedlers, Johann von Nepomuk Hütler, als Bauer lebt. Bei einem gewissen Ledermüller lernt er dort das Schuhmacherhandwerk. Eine kleine Anekdote hat sich erhalten: der junge Mensch habe eines Tages seine Geldbörse samt seinem ganzen Taschengelde, nämlich einen Kreuzer, wütend aus dem Fenster geworfen und gerufen, wenn er schon nicht mehr Geld habe, brauche er auch den Kreuzer nicht.

In Wien arbeitete er eine Zeitlang als Schuhmacher. Dann werden die Daten genauer: sein Personalakt als Beamter liegt vor. 1855 trat er in Saalfelden im Lande Salzburg in den Finanzwachtdienst ein, 1864 erreichte er im Avancement einen Posten, der als bürgerliche Sicherung gelten konnte: er wurde provisorischer Amtsassistent der 11. Dienstklasse beim Hauptzollamt in Braunau am Inn. Elf Tage nach der Beförderung heiratete er zum ersten Mal, und zwar ein Mädchen aus seinem Vorgesetztenkreise: die Adoptivtochter Anna des Zolleinnehmers Josef Hoerer in Radstadt, geboren als Tochter des Steuerbeamten Josef Glasl in Theresienfeld. Spätere Altersfreunde Alois Hit-

lers in Leonding wollen von ihm gehört haben, die neuen Schwiegereltern seien wohlhabend gewesen und hätten ihm eine behaglichere Lebensführung ermöglicht.

Anna Glasl-Hoerer war 1823 geboren, also vierzehn Jahre älter als ihr Gatte. Die Ehe blieb kinderlos. Nach dem Personalakt wurde sie nach sechzehnjähriger Dauer am 7. November 1880 durch das Bezirksgericht Braunau geschieden.

Mündliche Angaben von alten Leuten in Braunau füllen diese Daten mit etwas Leben. Die Angaben über das Naturell Alois Hitlers schwanken; die einen nennen ihn freundlich und gefällig; die andern zugeknöpft und etwas mürrisch. Jedenfalls sei er bildungshungrig und «in Wort und Schrift sehr bewandert» gewesen. Die Mittel der Adoptivschwiegereltern hätten ihm ein gewisses gesellschaftliches Auftreten, so wie den Luxus von Büchern und Reisen ermöglicht.

Um seiner kinderlosen und leidenden Frau Zerstreung und Hilfe zu verschaffen, nahm Alois Schicklgruber das Töchterchen einer Cousine, die kleine Klara Pözl, ins Haus. Das Mädchen wurde allgemein als Tochter der Familie betrachtet und hiess nach Alois Schicklgrubers Namensänderung das «Hitler Klarerl».

Im Jahre 1876 änderte nämlich Alois Schicklgruber seinen Namen in Hitler. Über diesen Vorgang liegen mehrere Dokumente vor, von denen das interessanteste eine Auskunft des Ordinariats von St. Pölten vom 29. März 1932 ist. Wie sich aus dem dortigen Archiv ergibt, meldete sich am 6. Juni 1876 beim Notariat in Weitra Georg Hitler (so lautet jetzt die Schreibweise); der Mann also, über den seit 1842 keine Daten mehr vorliegen, dessen seitherige Lebensschicksale, ja dessen Sterbetag und -ort bisher nicht ermittelt werden konnten; nur dass er 1883 bereits tot war, geht aus einem anderen Dokument hervor. Dieser vierundachtzigjährige Greis erklärte vor dem Notar in Weitra vor drei Zeugen namens Rameder, Breireneder und Pautsch, er sei der Vater des am 7. Juni 1837 geborenen ausserehelichen Kindes Alois Schicklgruber. Warum diese Legitimierung seinerzeit bei der Eheschliessung mit der Mutter unterliess, ist aus den verschiedenen Aktenstücken nicht zu erkennen. Unter welchen Umständen sie dann 1876 erfolgte, was für ein Leben Georg Hiedler damals führte, wie er mit seinem Sohne stand und was ihn zu dieser späten Legitimierung veranlasste, darüber schweigen die Dokumente gleichfalls. Die eigentliche Rechtskraft erhielt der Legitimierungsakt im Pfarramt zu Döllersheim, dem Georg Hiedlers notarielle Erklärung von Weitra aus zugeschickt wurde. Dort schreibt der Pfarrer Josef Zahnschirm, auf eine etwas unordentliche und später zu Zweifeln Anlass gebende Art, Alois Schicklgruber am 23. November 1876 im Taufbuch auf Alois Hit-

ler um. Rechtlich war der ganze Vorgang die Nachholung eines Aktes, der schon bei der Eheschliessung 1842 hätte erfolgen sollen und offenbar aus Nachlässigkeit unterblieb; in der Amtssprache heisst er *legitimatio per matrimonium subsequens*.

Was die Akten verschweigen, müssen die Mitlebenden bekunden. Nach den Erinnerungen eines Altersfreundes von Alois Hitler in Leonding war die Ursache der Namensänderung eine Erbschaftsangelegenheit. Der Bruder Georg Hiedlers, Johann von Nepomuk Hütler in Spital, also Alois Hitlers Onkel und überdies der Grossvater seiner späteren dritten Frau, hatte nur zwei Töchter, wollte aber, dass der Name nicht aussterbe, Er machte die Namensänderung zur Bedingung eines Legats, das er dem Neffen aussetzte.

Merkwürdige Familie.

Die Ehe Alois Hitlers mit der um vierzehn Jahre älteren Frau muss für beide Teile nicht leicht gewesen sein, zumal da die Frau immer kränker wurde. Alois Hitler beginnt ein Verhältnis mit einer jungen Gasthausköchin namens Franziska Matzelsberger. Darauf die Scheidung von der ersten Gattin, nach damaligem österreichischem Recht nur Scheidung von Tisch und Bett, die das Eingehen einer neuen Ehe nicht ermöglicht. Frau Anna Hitler bezieht eine eigene Wohnung, die zwanzigjährige Ziehtochter Klara Pölzl verlässt das Haus und geht nach Wien in Stellung. Franziska Matzelsberger führt Alois Hitler die Wirtschaft und gebiert ihm, noch zu Lebzeiten der ersten Gattin, am 13. Januar 1882 einen Sohn, der den Taufnamen Alois und später durch Legitimierung den Familiennamen Hitler erhält. Nach dem Tode der ersten Gattin – sie stirbt am 6. April 1883 an «Auszehrung» – heiratet Alois Hitler bereits am 22. Mai 1883 Franziska Matzelsberger; am 28. Juli des gleichen Jahres kommt eine Tochter Angela zur Welt. Von den Kollegen Alois Hitlers und ihren Frauen wird die neue Gattin gesellschaftlich geschnitten. Nach kurzer Ehe erkrankt auch Franziska Hitler an einem Lungenleiden und stirbt am 10. August 1884, laut Totenschein an Tuberkulose.

Die letzten Lebensmonate hatte sie in dem Ort Ranshofen in der Nähe von Braunau verbracht. Während dieser Zeit war die Ziehtochter Klara Pölzl aus Wien zurückgekommen und hatte Alois Hitler das Haus geführt. Ein halbes Jahr nach dem Tode der zweiten Frau, am 7. Januar 1885, heiratete Alois Hitler die dritte.

Klara Pölzl war nicht nur die Ziehtochter ihres neuen Gatten, sondern auch die Tochter einer Cousine. Das war nach kirchlichem Recht «Seitenverwand-

schaft im dritten Grad, berührend den zweiten»; ein bischöflicher Dispens war zur Eheschliessung nötig. Wir werden im Leben Adolf Hitlers einen Vorgang kennen lernen, der etwas an des Vaters dritte Ehe erinnert.

Der neuen Ehe entspringen fünf Kinder, von denen drei im frühen Alter gestorben sind: Zwei Söhne, Gustav, geboren 1885, gestorben 1887, und Edmund, geboren 1894, gestorben 1900; ein Mädchen namens Ida, geboren 1886, stirbt 1888. Eine Schwester namens Paula, geboren 1896, lebt später als Kunstgewerblerin in Wien. Von den Stiefgeschwistern Adolf Hitlers heiratete die 1883 geborene Angela in Linz einen Beamten namens Raubal; nach dessen Tode lebte sie als Küchenleiterin in Wien, eine Zeit lang auch in einer jüdischen Gemeindegemeinde; ihr späterer Lebensgang wird uns noch beschäftigen. Der Stiefbruder Alois wurde von Beruf Kellner und hatte ein mehr als bewegtes Leben. 1900 erhielt er fünf Monate Kerker wegen Diebstahls, 1902 acht Monate, abermals wegen Diebstahls. Später ging er offenbar nach Deutschland; am 7. März 1924 verurteilte ihn das Landgericht Hamburg zu sechs Monaten Gefängnis wegen Bigamie. Dann verschwand er, angeblich nach England. 1934 gibt es in Berlin-Wilmersdorf eine viel von SA-Leuten besuchte Gastwirtschaft, deren Inhaber Alois Hitler heisst; er soll der Bruder des Reichskanzlers sein.

Das Familienleben im Elternhause Adolf Hitlers wird von Zeit- und Hausgenossen als harmonisch und freundlich geschildert. Eine alte Einwohnerin von Braunau, die als Dienstmädchen im Hause Alois Hitlers lebte, rühmt die Eintracht des Hauses; nur durch eine «hochmütige, arbeitsscheue und nicht ganz normale Schwester der Frau Klara», die öfters zum Aushelfen da war, sei Unerfreuliches ins Haus gekommen.

Ob dies «Unerfreuliche» vielleicht mit der erwähnten Erbschaftsangelegenheit zusammenhängt? Es könnte so scheinen, denn im Jahre 1888 kauft Alois Hitler plötzlich in dem Dorf Wörnharts bei Weitra ein Bauerngut und übergibt es seiner unverheirateten Schwägerin Johanna Pölzl zur Bewirtschaftung. 1892 verkauft er es dann wieder. Doch ihn selbst locken Boden und Besitz. Für zwei Dienstjahre siedelt er noch nach dem bayrischen Passau über (1892 bis 1894); dann lässt er sich nach der oberösterreichischen Landeshauptstadt Linz versetzen, wodurch er offenbar in eine höhere Gehalts- und Ruhegehaltsklasse kommt, und geht am 25. Juni 1895 mit dem Titel eines Zollamts-Oberoffizials in Pension; gerade 58 Jahre alt. Nun beginnt eine unruhige Besitzwirtschaft; es sieht eher nach Güterhandel als nach Sesshaftigkeit aus. 1895 kauft er sich in dem oberösterreichischen Flecken Hafeld an, 1897 in dem Städtchen Lambach; bleibt auch dort nicht, sondern siedelt 1899 nach

Stephan Hiedler
geb. 1672,
Bauer zu Walterschlag

Ehefrau Agnes

Johann Pözl
geb. ca. 1752 zu Spital, Bauer
gest. 8.6.1805 zu Spital

Therese Ledermüller
geb. ca. 1761 zu Spital
gest. 16.8.1825 zu Spital

Johann Hiedler
geb. 11.5.1725
zu Walterschlag

Maria Anna Neuschwandtner
zu Walterschlag

Laurenz Pözl
geb. ca. 1788,
Bauer zu Spital

Juliane Wallj
geb. ca. 1797
zu Groß-Wolfgers

Martin Hüttler
geb. 17.11.1762 zu Walterschlag
gest. 10.1.1829 zu Spital

Anna Maria Göschl
geb. 23.8.1760
gest. 7.12.1854 zu Spital

33

Maria Anna Schicklgruber
geb. 15.4.1795,
gest. 7.1.1847 zu Strones

Johann Georg Hiedler
geb. 28. 2. 1792 zu Spital,
gest. nach 1877

Joh. V. Nepomuk Hütler
geb. 19. 3. 1807 in Spital
gest. 17. 9. 1888 in Spital

Eva Maria Decker
15. 12. 1792 in Thaures
gest. 28. 12. 1873 in Spital

Alois Schicklgruber, legit. Hitler
geb. 7.6.1837 zu Strones,
gest. 3.1.1903 zu Leonding

Klara Pözl geh. 12. 8. 1860
zu Spital, gest. 21. 12. 1908
zu Linz-Urfahr

Johanna Hüt(t)ler
geb. 19.1.1830 zu Spital,
gest. 8.2.1906 zu Spital

Joh. Pözl
geb. 24.5.1828
zu Spital, Bauer
gest. 9.1.1902 zu Spital

Adolf Hitler, geb. 20. 4. 1889 zu Braunau

Leonding, einem Vorort von Linz, über, wo er ein Haus neben dem Gemein-dehaus besitzt. Dort geht er spazieren, die goldbordierte Samtmütze meist in der Hand, sieht nach seinen Bienen, lehnt am Zaun und plaudert mit den Nachbarn. Er schaut zu, wie ein Freund ein kleines Sägewerk errichtet und meint philosophisch: so seien die Zeiten; die Kleinen kämen herauf, die Grossen stiegen herunter. Die Atemwege sind krank, er hustet und spuckt gelegentlich Blut. Wenn politisiert wird, stellt sich heraus, dass er «die Preussen nicht leiden» mag; er war «halt fest k. u. k., der alte Herr», erinnert sich ein Ohrenzeuge.

Am Morgen des 3. Januar 1903, es ist kurz vor zehn, sinkt er auf offener Strasse bei seinem Morgenspaziergang plötzlich zusammen. Ein Freund findet ihn und bringt ihn ins nahe Wirtshaus, die Wirtin läuft um Wein und Wasser in die Küche, da kommt ein Mundvoll Blut, und Alois Hitler stirbt in den Armen des Nachbarn Ransmaier rasch und ruhig. In der Totenmatrik von Leonding steht: «Ist an Lungenbluten plötzlich gestorben».

«Die Witwe Klara Hitler gibt den Wohnsitz in Leonding auf und zieht nach dem Linzer Vorort Urfahr in die Blütenstrasse; es ist praktisch nur ein Wohnungswechsel in derselben Stadt. Auch sie kränkelt; am 21. Dezember 1908 stirbt sie, die Todesursache ist nicht erkennbar. Beide Gatten liegen in Leonding begraben.

Schweres Erbe.

Erklärt diese Familiengeschichte etwas? Man tut gut, die wesentlichen Merkmale zusammenzustellen und mit Schlüssen vorsichtig zu sein.

Das «Waldviertel», dem die Hitler wie die Pölzl entstammen, ist eine ernste, abseitige, nicht eben reiche Landschaft; wie viele solcher Gegenden hat sie keinen Mangel an Aberglauben und Spukgeschichten. Die Ahnen scheinen arme Bauersleute gewesen zu sein; «Kleinhäusler» steht öfters in den Kirchenbüchern. Von der Unruhe der Hitlerschen, der Beständigkeit der Pölzlschen Linie, die in Adolf Hitlers Elternpaar aufeinandertreffen, wurde schon gesprochen. Georg Hiedler, der Grossvater, scheint eine für die dortigen Verhältnisse geradezu abenteuerliche Figur gewesen zu sein, und auch Alois Hitler zeigt ein vom Herkömmlichen durchaus abweichendes Temperament. Den Schusterberuf, den er erlernen musste, hat er nach dem Zeugnis seines Sohnes offenbar als Degradation empfunden; der frühe Eintritt in die Beamtenlaufbahn verrät anscheinend nicht so sehr Liebe grade zu diesem

Beruf, als vielmehr den Wunsch, auf die einzige ihm mögliche Weise schnell etwas «Besseres» zu werden. Die Legende vom Aufstieg des kleinen Mannes! Auf einem der Bilder ähnelt Alois Hitler auffallend dem alten Hindenburg; nicht nur genau derselbe Schnurrbart, sondern auch dieselben Augen, dieselben Backen, Mund und Kinn; der ganze Kopf dasselbe unverkennbare Viereck. Etwas Spekulatives muss in dem Mann liegen, der im Alter Gut um Gut kauft und verkauft und als junger Mensch eine vierzehn Jahre ältere Frau aus wohlhabender Familie geheiratet hat – übrigens ein Fall, der in Adolf Hitlers Ahnenreihe nicht weniger als dreimal vorkommt. Dafür ist die letzte Gattin, Adolf Hitlers Mutter, um volle 23 Jahre jünger.

Bemerkenswert ist in der väterlichen Linie die Vitalität. Die Zahl von Alois Hitlers ehelichen Kindern ist sieben, doch schon bei Georg Hiedler lassen die spärlichen Daten alle Vermutungen zu. Dreimal hat Alois Hitler geheiratet, 52, Jahre war er alt, als sein Sohn Adolf geboren wurde, mit 57 Jahren kam das letzte Kind. Das auffallende Kindersterben in der dritten Ehe deutet auf eine Schwächeanlage, die offenbar aus dem Blute der Mutter stammt; ihr Bild zeigt eine junge Frau von zartem Typus. Merkwürdig, wie dieselbe Krankheit durch die ganze Familie schleicht: Alois Hitlers erste und zweite Frau sterben an Schwindsucht, auch er erliegt einem Lungenleiden.

Ist erbliche Belastung zu erkennen? Eine Tante Adolf Hitlers mütterlicherseits wird von einer Hausgenossin als «Arbeitsscheu und nicht ganz normal» bezeichnet, doch reicht dies Zeugnis natürlich nicht aus. Ein Sohn aus Alois Hitlers zweiter Ehe geriet auf die schiefe Bahn, doch grade dessen Vollschwester Angela wird als tüchtiger, normaler Charakter mit sympathischen Zügen geschildert. Absonderlichkeiten weist die Familiengeschichte genug auf; dennoch reichen sie wohl nur eben hin, das bereits bekannte Bild Adolf Hitlers ein wenig schärfer zu beleuchten. Mit Adolf Hitler ist die Familiengeschichte in die grosse Politik gekommen. Darum steht die seine hier.

2. Ein früh Gescheiterter

Erste Daten.

Am 20. April 1889, abends 6 $\frac{1}{2}$ Uhr, wurde dem damaligen Zollamts-Offizial Alois Hitler in Braunau am Inn, Vorstadt 219 (Gasthof zum Pommer) ein Sohn geboren. Zwei Tage später, nachmittags 3 $\frac{1}{4}$ Uhr, erhielt dies Kind in der heiligen Taufe den Vornamen Adolfus.

Es ist das vierte Kind Alois Hitlers; und das zweite, das ihm die Gattin Klara nach neunjähriger Ehe gebiert. Die Taufpaten sind ein Ehepaar Prinz aus der Löwengasse in Wien.

Der Geburtsort Braunau ist der Platz, an dem Alois Hitler viele Jahre gewohnt hat. Die Familie stammt in der väterlichen wie der mütterlichen Linie aus Niederösterreich, also weit donauabwärts; aber Alois Hitler ist ein «Ausgewanderter», und so wird Oberösterreich Adolf Hitlers Heimat.

Die nächste offizielle Nachricht über den Lebensgang dieses Kindes liefert das Jahr 1895. Am 2. April dieses Jahres kommt es in die Volksschule von Fischlham bei Hafeld. Zwei Jahre darauf Übergang in die Klosterschule des Stifts Lambach; ein Lehrer erinnert sich, dass er diesen Schüler wegen Rauchens im Klostersgarten sofort entlassen habe. Das letzte Volksschuljahr verbringt er in Leonding; es muss vermerkt werden, dass in seinen Zeugnissen aus dieser Zeit überhaupt nur die Note 1 steht, gelegentlich mit Ausnahme von Gesang, Zeichnen und Turnen. Umso auffallender ist der Rückschlag, als er im September 1900 in die Staatsrealschule von Linz eintritt. Im ersten Schuljahr sind dort die Leistungen derart, dass er sitzen bleibt und die Klasse wiederholen muss. Dann bessern sich die Leistungen zeitweise; in Geschichte sind sie mehrmals vorzüglich, in Mathematik genügend und nicht genügend, ebenso in Französisch; meistens genügend oder allenfalls befriedigend auch in Deutsch, vorzüglich in Freihandzeichnen und Turnen. Der Fleiss wird als ungleichmässig oder allenfalls hinreichend bezeichnet. Ein Jahr nach dem Tode des Vaters geht er aus nicht ersichtlichen Gründen von Linz fort nach Steyr in Oberösterreich, wohnt bei einem Gerichtsbeamten von Cichini und besucht die dortige Staatsrealschule. Sein letztes Zeugnis

der dortigen vierten Klasse vom 16. September 1905 mag ein ungefähres Bild des Schülers Adolf Hitler geben:

	I. Semester	II. Semester
Sittliches Betragen	befriedigend	befriedigend
Fleiß	ungleichmäßig	hinreichend
Religionslehre	genügend	befriedigend
Deutsche Sprache	nicht genügend	genügend
Geographie und Geschichte	genügend	befriedigend
Mathematik	nicht genügend	genügend
Chemie	genügend	genügend
Physik	befriedigend	genügend
Geometrie und geometrisches Zeichnen	–	nicht genügend**
darstellende Geometrie	genügend	genügend**
Freihandzeichnen	lobenswert	vorzüglich
Turnen	vorzüglich	vorzüglich
Stenographie	nicht genügend	–
Gesang	–	befriedigend
Äußere Form der schriftlichen Arbeiten	minder gefällig	minder gefällig

* Wiederholungsprüfung gestattet.

** Infolge der Wiederholungsprüfung.

Kindheit und Schule.

Was sagt Hitler selbst über seinen Bildungsgang?

Der Vater will ihn studieren lassen. Er soll höherer Staatsbeamter werden. Adolf will nicht: «Mir wurde gähnend übel bei dem Gedanken, als unfreier Mann einst in einem Büro sitzen zu dürfen, nicht Herr sein zu können der eigenen Zeit, sondern in auszufüllende Formulare den Inhalt eines ganzen Lebens zwingen zu müssen.» Diese Scheu vor geregelter Arbeit ist ihm geliebt. Er wagt aber dem Vater nicht offen zu widersprechen: «Ich konnte mit meinen inneren Anschauungen etwas zurückhalten, brauchte ja nicht immer gleich zu widersprechen. Es genügte mein eigener fester Entschluss,

später einmal nicht Beamter zu werden, um mich innerlich vollständig zu beruhigen.» Also ein kleiner Duckmäuser.

«Wie es nun kam, weiss ich heute selber nicht, aber eines Tages war es mir klar, dass ich Maler werden würde, Kunstmaler.» Härteste Opposition des Vaters «Kunstmaler, nein, solange ich lebe, niemals!» Darauf passive Resistenz des Sohnes: «Ich ging einen Schritt weiter und erklärte, dass ich dann überhaupt nicht mehr lernen wollte. Da ich nun natürlich mit solchen Erklärungen doch den Kürzeren zog, insofern der alte Herr jetzt seine Autorität rücksichtslos durchzusetzen sich anschickte, schwieg ich künftig» – der Widerstand duckt sich abermals vor dem väterlichen Stock – «setzte meine Drohung aber in die Wirklichkeit um. Ich glaubte, dass, wenn der Vater erst den mangelnden Fortschritt in der Realschule sähe, er gut oder übel eben doch mich meinem erträumten Glück würde zugehen lassen.»

Mit anderen Worten: der Schüler Adolf Hitler wird aus Kunstbegeisterung faul: «Sicher war zunächst mein ersichtlicher Misserfolg in der Schule. Was mich freute, lernte ich, vor allem auch alles, was ich meiner Meinung nach später als Maler brauchen würde. Was mir in dieser Hinsicht bedeutungslos erschien oder mich auch sonst nicht so anzog, sabotierte ich vollkommen. Meine Zeugnisse in dieser Zeit stellen, je nachdem Gegenstände und seiner Einschätzung, immer Extreme dar. Neben «lobenswert» und «vorzüglich», «genügend» oder auch «nicht genügend». Am weitaus besten waren meine Leistungen in Geographie und mehr noch in Weltgeschichte.»

Das ist sehr verklärendes Rückerrinnern. In Wahrheit blickt aus diesen Schulzeugnissen ein gewecktes Kind mit lebhafter Phantasie und wenig Disziplin heraus, das sich für die bunten und leicht fasslichen Fächer interessierte und die anstrengenden vernachlässigte. Es gibt genug Berichte von Lehrern und Mitschülern, Hausgenossen und Nachbarn, die den Buben von damals ziemlich übereinstimmend schildern: ein grosser Indianerhäuptling, Raufbold und Anführer, stimm- und wortbegabt, plant mit den Kameraden eine Weltreise, bringt Mordinstrumente wie «Bowie-Messer» und «Tomahawk» mit in die Schule und liest unter der Bank Karl May. Wenn er Prügel bekommt, darf er sich beim Vater nicht beklagen, sondern muss sich selber helfen. Das alles gibt kein unsympathisches Knabenbild; nur sollte ein Verständiger, gross geworden, nicht mehr daraus machen, als daran ist.

Ungenügende Schulleistungen sagen gewiss nichts gegen einen Menschen; selbst ungenügende Leistungen in Deutsch brauchen einen künftigen Redner und Schriftsteller noch nicht blosszustellen. Aber Hitler selbst ist es, der diese Dinge ungeheuer ernst nimmt, dem sie weit über ihr natürliches

Gewicht hinaus das Gemüt belasten. Den mangelhaften Schulleistungen schreibt er den Fehlschlag seiner bürgerlichen Laufbahn zu; und was er – im Gegensatz zu tausend anderen Autodidakten – im Leben an Bildung nie erwirbt, soll nach seiner Meinung immer noch die Folge der Indianerjahre in Linz und Steyr sein. Diese Selbstbemitleidung wird von den Schulzeugnissen auf ihr richtiges Mass zurückgeführt. Schnelligkeit des Begreifens und Unlust zur Arbeit – diese Eigenschaften kennzeichnen den Knaben und prägen bis in die feinste Verästelung die intellektuelle Seite eines ganzen Manneslebens.

Eine zeichnerische Begabung ist nicht zu verkennen. Nicht nur die Noten in der Schule beweisen es; auch seine Zeichnungen zeigen, dass er einen Strich ziehen, Perspektive erzeugen, schliesslich sogar Licht und Schatten verteilen kann; doch hat alles keinen Ausdruck und seine schreienden Farben ergeben fürchterliche Disharmonien.

Gesteigert wurden seine künstlerischen Neigungen durch den Besuch des Linzer Theaters: «Mit zwölf Jahren sah ich da zum ersten Male «Wilhelm Teil», wenige Monate darauf als erste Oper meines Lebens «Lohengrin». Mit einem Schlage war ich gefesselt. Die jugendliche Begeisterung für den Bayreuther Meister kannte keine Grenzen. Immer wieder zog es mich zu seinen Werken.»

Zugleich lernt er den nationalen Kampf der Deutschen in Österreich kennen und spüren. Ein zweihändiges illustriertes Prachtwerk über den siegreichen Kampf Deutschlands gegen Frankreich 1870/71 begeistert ihn; mit heissem Kopf liest er von Weissenburg und Wörth, von der Gefangennahme Napoleons bei Sedan und vom siegreichen Einzug in Paris. Warum waren «wir», die Österreicher, nicht dabei? Der Professor Pötsch in der Linzer Realschule, ein deutschnational gesinnter alter Herr, lehrt seine Jungen die Tragik der Deutschen Österreichs kennen und hassen. Adolf Hitler wird, wie seine Kameraden, ein junger Nationalist.

Inzwischen werden die Leistungen in der Schule immer schlechter, der Konflikt mit dem Vater immer härter. Alois Hitler erleidet einen Schlaganfall, als sein Sohn zwölf Jahre alt ist: «Was er am meisten ersehnte, seinem Kinde die Existenz mitzuschaffen, um es so vor dem eigenen bitteren Werdengang zu bewahren, schien ihm damals wohl nicht gelungen zu sein.» Alois Hitler starb, an der Wohlgeratenheit seines Sohnes zweifelnd.

Die Mutter lässt ihn weiter auf die Schule gehen. Aber: «In eben dem Masse nun, in dem die Mittelschule sich in Lehrstoff und Ausbildung von meinem Ideale entfernte, wurde ich innerlich gleichgültiger. Da kam mir plötzlich eine Krankheit zu Hilfe.» Diese Krankheit ist ein Lungenleiden, das ihn auch zum Militärdienst untauglich macht, das später unter Wirkung einer Gasvergiftung wieder hervortritt, seine Stimme zeitweise schwächt, dann eine Weile wieder schläft und in der Mitte des fünften Lebensjahrzehnts anscheinend abermals ausbricht.

In den Jahren nach des Vaters Tode war Adolf Hitler öfters mit der Mutter und der jüngsten Schwester Paula in Spital zu Besuch, also in der Heimat der Mutter. Dort verbrachte er bei der Tante Therese Schmidt seine Ferien. Er wird aus jener Zeit als grosser, bleicher und hagerer Junge geschildert. In Spital scheint ihn das Leiden besonders gepackt zu haben. Er war in Behandlung bei dem Arzt Dr. Karl Keiss in Weitra. Dieser sagte zu der Tante Therese: «Von dieser Krankheit wird der Adolf nicht mehr gesund.»

Hat er die Krankheit vom Vater geerbt? Er ist ihm sonst in vielem ähnlich, auch in der hochfahrenden Widerspenstigkeit gegen die Verwandtschaft und die dörflichen Verhältnisse. Zu seiner Tante Therese sagt er beim Abschied im Jahre 1908: er werde nicht früher wieder nach Spital kommen, als bis er etwas geworden sei.

Was er werden will, ist immer noch Maler. Der Schulbesuch wird einfach abgebrochen. Ohne Abschluss und Reifezeugnis und zumindest auch ohne zwingenden materiellen Grund verlässt er im Herbst 1905 die Schule endgültig. Mangel an Mitteln kann nicht schuld gewesen sein, denn das Schulgeld wurde bis dahin bezahlt, und der Versuch, etwa ein Stipendium zu erlangen, ist nicht einmal gemacht worden. Was Adolf Hitler in den letzten Jahren bis zum Tode der Mutter tat und wo er sich aufgehalten hat, darüber geht er in seiner Lebensbeschreibung mit dunklen Worten hinweg. Es scheint fast, dass er damals zum ersten Mal für ein paar Monate in Deutschland gewesen ist. Ehemalige Schüler der privaten Malschule des Professors Gröber in der Blütenstrasse in München erinnern sich an einen Mitschüler namens Hitler. Es gibt auch zwei Photographien; sie zeigen im Kreise von Kollegen und Kolleginnen einen Jüngling, dessen Ähnlichkeit mit etwas späteren Bildern Hitlers nicht gering ist. Er soll nach Schilderungen im Allgemeinen ruhig und zurückhaltend, fast schüchtern gewesen sein; gelegentlich konnte er dann stark ausbrechen und viel Lärm und Betrieb machen. Er sprach stark mit den Händen, und seine kurzen, eckigen, brüskten Kopfbewegungen fielen

auf – Merkmale, die ein paar Jahre später auch in Wien von Kameraden beobachtet wurden. Ein Schulkollege aus dieser Münchner Zeit sagte viele Jahre später zu einer Mitschülerin, die ihn an den ehemaligen Kameraden innerter «Was, unser schüchterner Jüngling soll jetzt der Hitler sein?»

In diesen Jahren müssen die äusseren Lebensbedingungen für ihn noch sehr erträglich, ja behaglich gewesen sein.

In Linz verkehrt er viel im Hause eines Schulkameraden, dessen Vater höherer Regierungsbeamter ist. Hier gerät er an eine gut ausgestattete Bibliothek; besonders fesseln ihn die Prosaschriften Richard Wagners. Der Schulkamerad hat eine Schwester, Hitler verehrt sie im Stillen. Er wagt aber nicht sich zu äussern; denn, so erzählt er später, sie war die Tochter eines hohen Beamten und er nur der Sohn eines Zoll-Offizials; sicher hätte er da nach seiner Meinung einen Korb bekommen. Er wundert sich überhaupt, dass diese bessergestellten Leute ihn in ihrem Hause verkehren liessen.

Durchgefallen.

Seit Oktober 1907 lebt er, von der Mutter oder anderen Verwandten unterstützt, in Wien, sich auf die Malakademie vorbereitend und im Übrigen die grosse Stadt auf knabenhafte Weise geniessend: Theater, Museen, Parlament. Bald bezeichnet er sich als Student, bald als Maler, denn er ist überzeugt, dass er demnächst Schüler der Malschule in der Akademie der bildenden Künste sein wird.

Er wird es nicht sein. Im Oktober 1907 meldet er sich auf der Akademie zu dem Probezeichnen, dessen Gelingen die Voraussetzung für die Zulassung ist. Das Ergebnis dieser Probe war folgende Eintragung in der «Classifikationsliste» der Akademie für das Schuljahr 1907/08:

«Compositionsaufgaben für die Probezeichner. Erster Tag: Austreibung aus dem Paradiese usw. Zweiter Tag: Episode aus der Sintflut usw. ...

Die Probezeichnung machten mit ungenügendem Erfolg oder wurden nicht zur Probe zugelassen die Herren: ... Adolf Hitler, Braunau a. Inn, 20. April 1889, deutsch, kath., Vt. Oberoffizial, 4 Realsch. Wenig Köpfe. Probez. ungenügend.»

Also abgelehnt. Zu Hause scheint er von diesem Misserfolg nichts erzählt zu haben, und in seiner Lebensbeschreibung verschweigt er ihn völlig. Er bleibt in Wien in seiner Wohnung in der Stümpergasse 31, später in der Felherstrasse im 15. Bezirk und nimmt sich vor, es im nächsten Herbst noch-

mals zu versuchen. Das Ergebnis ist noch niederschmetternder, denn diesmal heisst es in der Klassifikationsliste einfach:

«Die Probezeichnungen machten mit ungenügendem Erfolg oder waren nicht zum Probezeichnen zugelassen die Herren: – 24. Adolf Hitler, Braunau a.I. 20. April 1889, deutsch, kath., Oberoffizial, 4 Realschulen. Nicht zur Probe zugelassen.»

Das bedeutet: die von ihm mitgebrachten Zeichnungen waren derart, dass die Prüfenden eine Probe nicht mehr für notwendig hielten. Das war die zweite und diesmal endgültige Ablehnung. Sie traf ihn so, dass er auch in seiner Autobiografie nicht mehr wortlos über sie hinwegkommt. Nach seiner Darstellung geht er zum Rektor, will die Gründe wissen; der Rektor soll ihm gesagt haben, er sei nach seiner zeichnerischen Veranlagung weit eher zum Architekten geeignet und möge sich an der Architekturschule bemühen. Der Weg dorthin aber sei ihm, so behauptet er, versperrt gewesen, weil für den Besuch dieser Abteilung das Reifezeugnis der Oberrealschule nötig gewesen wäre. Hier irrt Hitler. Die Satzungen enthielten ausdrücklich ein «Ventil»; es konnte in einem bestimmten Falle von der Vorschrift des Reifezeugnisses abgesehen werden, nämlich bei «grosser Begabung». Die damaligen Leiter der Architekturschule, die Professoren Wagner und Ohmann, waren auch durchaus die Männer, einer wirklichen Architekturbegabung nicht wegen eines fehlenden Zeugnisses den Weg zu versperren. Aber Hitler scheint diesen Weg überhaupt nicht versucht zu haben.

Gebrochen fährt er nach Hause zurück, ans Krankenbett der Mutter. Entschlusslose Monate folgen. Es ist zu sehen, dass die Mutter ihn demnächst verlassen wird, bei der er seit des Vaters Tod – nach seinen eigenen Ausdrücken – als «Muttersöhnchen» in «weichen Daunen» und der «Hohlheit gemächlichen Lebens» herumgelegen hat. Ein verspieltes, verträumtes Jugend-dasein geht dem Ende zu. Klara Hitler stirbt am 21. Dezember 1908. Adolf Hitler, ein verwöhnter Junge von 19 Jahren, der nichts gelernt hat, nichts erreicht hat und nichts kann, steht vor dem Nichts.

Das Arbeitererlebnis.

Dieses Nichts bedeutet vier Jahre Elend in Wien.

Er selbst erzählt, er habe sich in dieser ersten Wiener Zeit durch Handarbeit sein Brot erworben, namentlich als Handlanger und Steinträger auf dem Bau. Sein Bericht über diese Lebensperiode ist so kennzeichnend für ihn, dass er trotz aller Bedenken hier stehen möge:

«Meine Kleidung war noch etwas in Ordnung, meine Sprache gepflegt und mein Wesen zurückhaltend. Ich suchte nur Arbeit, um nicht zu verhungern, um damit die Möglichkeit einer, wenn auch noch so langsamen Weiterbildung zu erhalten. Ich würde mich um meine neue Umgebung überhaupt nicht gekümmert haben» – wenn sie sich nicht um ihn gekümmert hätte.

Die Arbeiterkollegen verlangen seinen Eintritt in ihre Gewerkschaft. Er antwortet, er lasse sich zu nichts zwingen. Stumm und erbittert sitzt der Jüngling mit den besseren Kleidern und dem gepflegten Wesen abseits, trinkt seine Flasche Milch und macht lange Ohren, wenn die Kollegen politisieren. Das klingt anders als Lohengrin, anders als die feurigen Vorträge des Professors Pötsch in Linz über Bismarck und die deutschen Kaiser. Wo ist der Sedantag, als man mit schwarzweiss-rotem Bändchen im Knopfloch über die Hauptstrasse bummelte – gegen den Rektor, gegen den Minister Badeni, gegen den «verwelschten» kaiserlichen Greis in der Wiener Hofburg demonstrierend? Machten diese Linzer Bürgersöhne und Gymnasiasten ihre Abendspaziergänge gegen Habsburg und seinen Staat, so glühten sie doch auch für das grosse Vaterland jenseits des Inns, für ihren deutschen Gott jenseits der Konfessionen, für ihre vermeintlich kernhafte, reine deutsche Rasse in Österreichs giftigem Völkerbrei. Diese unglückseligen Wiener Arbeiter aber «lehnten alles ab», wie Hitler findet: «die Nation als eine Erfindung der kapitalistischen Klasse; das Vaterland als Instrument der Bourgeoisie zur Ausbeutung der Arbeiterschaft; die Autorität des Gesetzes als Mittel zur Unterdrückung des Proletariats; die Schule als Institut zur Züchtung des Sklavenmaterials; die Religion als Mittel zur Verblödung des Volkes und die Moral als Zeichen dummer Schafsgeduld.»

Das ist die heisere Sprache der Ausgebeuteten und Verzweifelten! Bis hier hinab sind die goldenen Weintropfen aus der Wachau noch nicht gesickert; bis hierhin dringen die Strahlen aus den Prachtbüchern über den Krieg von 1870 nicht. Zu dick ist die Schicht des Elends dazwischen. Den Schimmer sozialistischen Zukunftsglaubens, der in diesem Abgrund glimmt, sieht der Bürgersohn aus Linz nicht.

Halbbildung ist Macht.

Er versucht zu widersprechen und macht eine unangenehme Entdeckung: die Arbeiter wissen mehr als er. Sie führen ihn ab: «Da musste ich allerdings erkennen, dass Widerspruch so lange vollkommen aussichtslos war, so lange

nicht wenigstens bestimmte Kenntnisse über die nun einmal umstrittenen Punkte besass.»

Darum beginnt er zu lesen – «Buch um Buch, Broschüre um Broschüre»; wie eben ein intelligenter junger Mensch Wissen saugt. Über die Kunst des Lesens hat Hitler gescheitete, aber verräterische Sätze geschrieben. Er verhöhnt die Vielleser, die keine Registratur für ihr angelesenes Wissen im Gehirn haben und darum zwecklosen Ballast aus der Lektüre mitschleppen; die mit jedem neuen Zuwachs ihrer Art von Bildung sich immer mehr der Welt entfremden, bis sie entweder in einem Sanatorium oder als Politiker in einem Parlament enden. Anders Hitler: ihn macht das Gefühl beim Studium jedes Buches, jeder Zeitschrift oder Broschüre «augenblicklich auf all das aufmerksam, was seiner Meinung nach für ihn zur dauernden Festhaltung geeignet, weil entweder zweckmässig oder allgemein wissenswert ist.» Das Gelesene findet so «seine sinngemässe Eingliederung in das immer schon irgendwie vorhandene Bild, das sich die Vorstellung von dieser oder jener Sache geschaffen hat». Dort wird es «entweder korrigierend oder ergänzend wirken», es wird «die Richtigkeit oder Deutlichkeit desselben erhöhen». Nur solches Lesen habe Sinn, denn – «ein Redner zum Beispiel, der nicht auf solche Weise seinem Verstande die nötigen Unterlagen liefert, wird nie in der Lage sein, bei Widerspruch zwingend seine Ansichten zu vertreten. Bei jeder Diskussion wird ihn das Gedächtnis schnöde im Stich lassen.»

Gescheitete Sätze, zumal für einen Redner. Aber auch verräterische, zumal für einen Propheten. Es ist vielleicht das Aufheulendste, was Hitler jemals über sich geschrieben hat. Das führt tiefer als bloss hinter die Tricks eines Streithammels, der nach Zitaten jagt, um am Stammtisch oder vor dem Volke Gegner abzutrupfen. Das ist der fanatische Wille zur Borniertheit, der nur lernen will, was er schon weiss; der den Schmerz der Erkenntnis scheut und nur das Wohlgefühl des Rechthabens sucht. Und nun stelle man sich vor, wie ein Mensch mit solchem Hang zum Vorurteil später fremde Völker und Rassen nach den einseitigen Jugendeindrücken Wiens beurteilen, verkennen und verleumden musste!

Was Hitler eigentlich gelesen hat, verschweigt er sorgfältig. Sein ganzes Reden und Schweigen aber setzt es ausser Zweifel, dass er niemals eine wesentliche Schrift von Marx gelesen, geschweige denn sich kritisch mit ihr auseinandergesetzt hat; niemals führt er irgendeinen marxistischen Gedankengang an, auch nur um ihn zu widerlegen. Hat doch selbst später der wirtschaftliche Theoretiker des Nationalsozialismus, Gottfried Feder, einem Bekannten auf energisches Drängen zugegeben, er habe niemals das Kapital von Karl Marx (ein übrigens, nicht sonderlich schwer zu lesendes Werk),

sondern nur das an sich ausgezeichnete kritische Buch von Eugen Böhm-Bawerk gelesen. Hitler dürfte es nicht einmal bis zu Böhm-Bawerk gebracht haben. Wie er den Marxismus studierte, muss man im Wortlaut genießen:

«So begann ich nun, mich mit den Begründern dieser Lehre vertraut zu machen, um so die Grundlagen der Bewegung zu studieren.» Er las also die dicken Bücher geduldig in wochenlanger Arbeit durch? Nun... «Dass ich hier *schneller* zum Ziele kam, als ich vielleicht erst selber zu denken wagte, hatte ich allein meiner nun gewonnenen, wenn auch damals noch wenig vertieften Kenntnis der Judenfrage zu danken. Sie allein ermöglichte mir den praktischen Vergleich der Wirklichkeit mit dem theoretischen Geflunker der Gründungsapostel der Sozialdemokratie...» – so redlich bemüht studierte das gelehrte junge Haupt die Lehre vom Mehrwert und das Gesetz der fallenden Profitrate – «... da sie mich die Sprache des jüdischen Volkes verstehen gelehrt hatte, das redet, um die Gedanken zu verbergen oder mindestens zu verschleiern...» – lohnt sich also gar nicht zu lesen! – «... und sein wirkliches Ziel ist mithin nicht in den Zeilen zu finden, sondern schlummert wohlverborgen zwischen ihnen» – klappt das Buch spätestens auf Seite 50 wieder zu.

Gerüstet mit den Argumenten aus antisemitischen Traktätchen und Broschüren, aus dem «Deutschen Volksblatt», diskutiert er nun mit den Kollegen. Er zerrt ihre Ideale herunter, so wie sie es mit den seinen getan haben; beleidigt und reizt sie derart, dass sie ihn, wie er angibt, vor die Wahl stellen: den Bauplatz sofort zu verlassen oder vom Gerüst herunterzufliegen. Nicht seine Weigerung, in die Gewerkschaft einzutreten, war die Ursache dieser ersten schlechten Erfahrung mit den Arbeitern.

Obdachlosenasyll Meidling.

So endet Adolf Hitlers erste Berührung mit der Arbeiterwelt, wenn wir seinem Bericht glauben dürfen. Aber dürfen wir es? Menschen, die ihn um jene Zeit gut kannten – Hausgenossen, Geschäftsfreunde, Bilderhändler –, behaupten, Hitler sei damals für körperliche Arbeit viel zu schwach gewesen, zumal für Arbeit auf dem Bau, bei der nur die robustesten Kerle eingestellt worden seien. Auch habe er damals nie etwas von dieser Bauarbeit erzählt. Diese Zweifel genügen nicht, um seine eigene Darstellung ganz zu widerlegen; aber ausgeschmückt mag sie wohl sein. In einem Schriftchen, betitelt «Mein politisches Erwachen», hat der eigentliche Gründer der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei, der Werkzeugschlosser Anton Drexler, ebenfalls er-

zählt, wie er wegen seiner Feindseligkeit gegen die Gewerkschaften durch die Arbeitskollegen von der Arbeitstelle vertrieben worden sei; auch er sagt, damals sei in ihm der Hass gegen die Sozialdemokratie entstanden – kurz, der Bericht Drexlers und der Hitlers ähneln sich so auffallend, als ob einer vom andern abgeschrieben sei. Nur erschien «Mein politisches Erwachen» 1920, «Mein Kampf» aber 1925.

Seinen Quartiergebern erklärte Hitler damals, er «bilde sich zum Schriftsteller aus». Sicher ist, dass er weder Geld noch Arbeit hatte und wirklich ins bitterste Elend geriet. Seine letzte Wohnung in der Simon-Denkergasse muss er im November 1909 verlassen. Ein paar Nächte irrt er obdachlos umher, schläft erst in Kaffeehäusern und dann in der Herbstkälte auf Bänken in den Parkanlagen, von wo die Wachleute ihn wegjagen. In der Verzweiflung bettelt er eines Nachts einen besser gekleideten betrunkenen Herrn um ein paar Kreuzer an; der Betrunkene hebt den Stock und will ihn schlagen. Dies Erlebnis erbittert ihn tief; mehrmals erzählt er es später Kameraden, die ihn bloss fragen, ob er nicht wisse, dass man Betrunkene niemals anbetteln dürfe.

Dieser Weg des bereits Einundzwanzigjährigen nach abwärts endet Anfang November 1909 im Obdachlosenasyll von Meidlinge. Auf harter Drahtpritsche eine dünne Decke, als Kopfkissen die eigenen Kleider, die Schuhe unter den Bettfüßen festgeklemmt, damit sie nicht gestohlen werden, links und rechts die Genossen des gleichen Elends – so verbringt Adolf Hitler die nächsten Monate. Im Kloster in der Gumpendorferstrasse isst er täglich morgens die Armensuppe; abends schenken ihm die Kameraden im Asyl ein Stück Pferdewurst oder einen Bissen Brot. Als der erste Schnee fällt, humpelt er, schwächlich und mit wunden Füßen, ein paarmal zum Schneeschaukeln an der Pilgrambrücke, aber er hält diese harte Arbeit in der Winterkälte, in einem abgeschabten blauen Röckchen und ohne Mantel, nicht lange aus. Dann stapft er mit den Kameraden durch den Schnee nach Erdberg, von da nach Favoriten; sie klopfen die Wärmestuben ab, wo die Obdachlosen vor der Kälte Zuflucht finden und Suppe und ein Stück Brot bekommen. Diese Wärmestuben sind eine Stiftung des Barons Königswarter, eines Mannes jüdischer Abstammung; übrigens war auch das Meidlinger Asyl aus jüdischen Mitteln gestiftet.

Gelegentlich steht Hitler am Westbahnhof und trägt den Reisenden für ein paar Kreuzer ihre Koffer. Dann will er sich zu Erdarbeiten melden, die in der Gegend von Favoriten ausgeschrieben sind; aber ein neu gewonnener Freund sagt ihm, er solle das nicht tun; habe er erst einmal mit schwerer Handarbeit angefangen, dann sei der Weg hinauf sehr schwer. Hitler folgt dem Rat.

Der Freund, der sich durch diese lebenskluge Warnung kennzeichnend einführt, ist der spätere Zeichner Reinhold Hanisch; etwas älter als Hitler, damals im gleichen Elend wie er, mit dem Auf und Ab des Lebens sehr vertraut. Hanisch hat vom Herbst 1909 bis in den Sommer 1910 acht Monate lang mit Hitler in enger Freundschaft, Duzbrüderschaft und geschäftlicher Sozietät zusammengelebt, Gutes und Böses mit ihm geteilt und über diese Zeit einen lebendigen und reizvollen Bericht geschrieben, dem hier ein paar Züge entnommen sind.

Bis etwa zum Jahresende bleiben die beiden im Obdachlosenasyll in Meidling. Während Hanisch nach allerlei Gelegenheitsarbeit läuft, sitzt Hitler brütend und untätig herum, so dass der neue Freund ihn einmal fragt, worauf er eigentlich warte? Er wisse es auch nicht recht, ist die Antwort. Gegen Weihnachten schickt die Schwester aus Linz ihm fünfzig Kronen von der väterlichen Pension. Damit beginnt eine Art sozialer Aufstieg. Hitler zieht aus dem Obdachlosenasyll ins Männerheim in der Meldemannstrasse im XX. Bezirk. Gegen das Asyll ist das schon ein guter Abstand; in Wahrheit freilich bleibt es ein dürrtiges und trostloses Quartier. «Nur Tagediebe, Trinker und dergleichen sind längere Zeit im Männerheim zu finden,» meint Hanisch, der ebenfalls ein halbes Jahr mit Hitler dort gewohnt hat.

Hitler hat Hanisch erzählt, er sei «akademischer Maler». Darauf rät ihm der geschäftstüchtige Freund, mit seiner Kunst etwas anzufangen und Ansichtskarten zu malen. Hitler antwortet, er wolle sich nach den vergangenen Strapazen erst einmal acht Tage ausruhen. Hanisch ist über so viel Verzärtelung wütend; Hitler meint dann wieder, selbst wenn er die Karten male, könne er sie doch nicht verkaufen, denn erstens könne er sich in seinen schlechten Kleidern nicht blicken lassen und zweitens hätte er Angst, von der Polizei als Hausierer gefasst zu werden. Hanisch kann über so viel Zaghafigkeit nur den Kopf schütteln.»Er drängt Hitler zur Arbeit, nimmt ihm die Malereien ab und verkauft sie in den Gastwirtschaften. Später malt Hitler nach Vorlagen kleine Bildchen, die von Möbelhändlern und Rahmentischlern für ein paar Kronen gekauft werden. Damals wurden in die Rückenlehnen von Sofas solche Bilder eingelassen.

Kunsterzeugnisse Hitlers aus jener Zeit mögen immer noch zu Hunderten vorhanden sein, zum grössten Teil wahrscheinlich unentdeckt: eine Anzahl ist bei kleinen Rahmentischlern und auch bei Privaten ans Licht gekommen. Es sind durchweg steife, aber exakte Zeichnungen nach gedruckten oder lithographierten Vorlagen, und zwar Stadtansichten und Architekturstücke;

menschliche Figuren, die allenfalls als winzige Staffage vorkommen, sind ganz missraten und wirken wie gestopfte Säcke. Banisch wollte den Freund einmal bewegen, eine Kirche im Freien nach der Natur zu zeichnen; das misslang völlig, und Hitler entschuldigte sich: es sei zu kalt, er habe steife Finger.

Eine groteske Malerei hat sich gefunden, in unverkennbarer Handschrift signiert: A. Hitler. Es ist ein Reklameplakat, offenbar von einem Krämer oder Drogisten bestellt, der ein Erzeugnis namens «Teddy-Schweisspuder» feilbot. Zu sehen sind die mehr als kunstlosen Gestalten zweier Briefträger; der eine ist vor Müdigkeit zusammengebrochen, hat einen Strumpf ausgezogen und windet ihn aus, so dass der Schweiss in dicken Tropfen, durch blaue Tuschflecken wiedergegeben, zu Boden strömt. Die beiden führen folgende Unterhaltung:

«Zehntausend Stufen Tag für Tag, ist eine riesengrosse Plag'. – Zehntausend Stufen, lieber Bruder, ist eine Lust mit Teddy-Puder!»

Zu diesen missglückten Reklamezeichnungen wurde Hitler durch einen anderen Freund aus dem Männerheim angeregt, einen ungarischen Juden namens Neumann. Dieser Neumann, der meist ein klein wenig Bargeld bei sich hatte, half Hitler oft aus der ärgsten Not, schenkte ihm Hemden und andere Kleidungsstücke; so einen «Kaiserrock» (Gehrock), den er dann jahrelang getragen hat. Hitler schwärmte von Neumann und nannte ihn gegenüber Hanisch öfters einen der anständigsten Menschen, die er kenne. 1910 wanderte Neumann nach Deutschland und redete Hitler zu, mit ihm zu gehen. Hitler schwankte, entschloss sich aber dann zum Bleiben. So ist die Weltgeschichte um das Schauspiel gekommen, dass Adolf Hitler an der Seite eines ungarischen Juden seinen Einzug in Deutschland gehalten hat.

Bei den Verlorenen.

Hitler, Neumann und ein dritter Mann namens Greiner bildeten eine Gruppe, die dauernd grosse geschäftliche Projekte schmiedete. Bei Hitler regen sich früh die charakteristischen Talente. Er will die Insassen des Männerheims zu einem «Reklameinstitut» zusammenfassen; die einen sollen Entwürfe malen, die andern Propagandaverse dichten, die dritten den Vertrieb nach aussen übernehmen – und irgendwer soll irgendwie irgendein Produkt fabrizieren, das Hitler auf diese Weise grossmachen will. In den illustrierten Zeitschriften preist damals eine Dame namens Anna Csillag ein unfehlbares Haarmitel an; sie selbst ist abgebildet mit einer Haarfülle, die bis zu den Fussknö-

cheln reicht, und der Text beginnt einprägsam: «Ich, Anna Csillag...» Hitler meint zu Hanisch, Anna Csillag sei ein Schwindel, der viel Geld bringe; man müsse etwas Ähnliches ersinnen. Zum Beispiel eine in Dosen gefüllte Masse, die man den Krämern und Drogisten als Mittel gegen gefrorene Fensterscheiben anbieten könne. Hanisch erwidert, es habe keinen Sinn, so etwas im Sommer zu bringen, denn die Kaufleute würden erwidern, man möge im Winter wiederkommen. Darauf Hitler: «Man muss halt Rednertalent haben.»

Von all dem ist in «Mein Kampf» nichts zu lesen. Das Männerheim findet man dort nicht, die Reklamezeichnungen nicht, den Freund Hanisch nicht und selbstverständlich den jüdischen Freund Neumann nicht. Nur die Atmosphäre jener Zeit und jener Verhältnisse blieb und hat sich in der Erinnerung zu dem Gift verdichtet, das die ganze Schilderung seines Wiener Aufenthaltes durchtränkt.

Das Leben auf dem Boden des Menschentopfes Wien vollzieht sich zwischen den Abfällen aller Völkerstämme Österreichs. Hier unten lernt Hitler die elendesten der Deutschen, Tschechen, Polen, Ruthenen, Ungarn, Italiener und – Juden kennen. In einem geschenkten Gehrock, mit dunkelm Bartflaum ums Kinn, scherzweise «Ohm Paul Krüger» nach dem Präsidenten der Burenrepublik Transvaal genannt, erinnert er selbst an einen Juden aus dem nahen Osten. An den Insassen des Wiener Männerasyls bildet sich seine Ansicht von den fremden Nationen, zumal aber von den Juden. Von den ungewaschenen Gestalten der Elendsquartiere bezieht er die Weisheit, dass man die Juden schon bei geschlossenem Auge am Geruch erkenne; nach diesen armseligen Hosenträgerhändlern, gescheiterten Existenzen und kleinen Betrügern macht er sich sein Bild von der ganzen Rasse. Gewiss lehrt ihn sein Verstand später, das Äusserliche der verschiedenen Typen auseinanderhalten; aber der erste Jugendeindruck haftet und prägt alle späteren Erfahrungen. Zu Hause kannte man keinen Antisemitismus; das Wort Jude, schreibt er, habe er dort zu Lebzeiten des Vaters überhaupt nicht gehört. In Linz habe es nur sehr wenige Juden gegeben; er findet es erwähnenswert, dass dort «im Laufe der Jahrhunderte sich ihr Äusseres europäisierte und menschlich geworden» sei – so sehr steht seine ganze spätere Vorstellung vom Judentum im Banne der ostjüdischen Eindrücke Wiens.

Er hatte auch wirklich keinen Anlass, auf die Linzer Juden herabzusehen. Der Hausarzt seiner Familie in Linz war ein Jude. Hitler schrieb ihm mehrmals, um ihm Verehrung und Dankbarkeit zu bezeugen. Auf eine Neujahrspostkarte hat er selbst einen Kapuziner gemalt, der ein Glas Wein erhebt und Prosit sagt; sein Signum A. Hitler steht darunter, auf der Rückseite unterzeichnet er «ergebenst dankbar Adolf Hitler». Auch von Wien aus hat er dem jüdischen Arzt noch geschrieben.

Ja, zu Hause, im Schosse einer duldsamen Familie, da empfand er gegen antisemitische Gespräche eine «leichte Abneigung» und ein «unangenehmes Gefühl». Aber in Wien! «Wo immer ich ging, sah ich nun Juden, und je mehr ich sah, desto schärfer sonderten sie sich für das Auge von den anderen Menschen ab. Besonders die innere Stadt und die Bezirke nördlich des Donaukanals wimmelten von einem Volke, das schon äusserlich eine Ähnlichkeit mit dem deutschen nicht mehr besass.» Hier wird der Antisemitismus frühzeitig zum Verfolgungswahn.

Freilich keimt der Judenhass nur langsam. Noch nach einem Jahr Aufenthalt in Wien diskutiert er mit Juden ganz geduldig über Politik: «Niemand war ein Jude von seiner Anschauung zu befreien. Ich war damals noch kindlich genug, ihnen den Wahnsinn ihrer Lehre klarmachen zu wollen, redete mir in meinem kleinen Kreise die Zunge wund und die Kehle heiser. «Die Behauptung, die ostjüdischen Insassen der Wiener Männerasyle seien Anhänger der marxistischen «Lehre» gewesen, ist übrigens grotesk. Mit jahrelang nachzitterndem Grimm schildert Hitler die Schwierigkeit des Disputs mit den wortgewandten jüdischen Gegnern: «Sie sprangen, gestellt, augenblicklich auf ein anderes Gebiet über, brachten nun Selbstverständlichkeiten, deren Annahme sie aber sofort wieder auf wesentlich andere Stoffe bezogen, um nun, wieder angefasst, auszuweichen und nichts Genaueres zu wissen. Man wusste nicht, was man mehr bestaunen sollte: ihre Zungenfertigkeit oder ihre Kunst der Lüge. Wie schwer war es mir, der dialektischen Verlogenheit dieser Rasse Herr zu werden!» Streift man die Werturteile ab, so bleibt ein offenbar nachhaltiger Ärger über manche Abfuhr im Wortgefecht.

Jedenfalls hat Hitler damals das Kunststück fertiggebracht, Juden als Freunde zu haben, einzelne von ihnen «grundanständig» zu finden, Unterstützungen von ihnen anzunehmen und gleichzeitig Antisemit zu sein. In dem von Neumann geschenkten Kaiserrock, einen steifen, speckigen, schwarzen Melonenhut auf dem Kopf, das Haar in Zotteln über den Kragen hängend und den Bartflaum in dicker Krause rund ums Kinn – so bot Hitler nach Hanischs Zeugnis damals selbst einen Anblick, «wie er eigentlich bei uns Christen selten vorkommt». Zynisch sagt der Kamerad zu ihm: «Dein Vater muss einmal nicht zu Hause gewesen sein,» und seine Schuhe seien auch sehr «Marke Wüstenwanderer». Dann wieder nennt er ihn wegen seines Bartes «Ohm Paul Krüger» nach dem populären einstigen Burenpräsidenten.

Auch Geschäftsleute, die Hitler in diesen Jahren besuchte, berichten, dass er stets fürchterlich unrasiert war und in einem unmöglichen, kaftanähnlichen

Rock herumlief. Sein Gehaben sei demütig, ja kriecherisch gewesen. Einem Geschäftsmann fiel auf, dass er dem andern nie in die Augen habe blicken können, ausser wenn er in Ekstase geriet.

Zu seinen Neckereien fühlt sich Hanisch meist dann gereizt, wenn Hitler ihm Vorträge über die Judenfrage hält. Die landläufigen Vorwürfe gegen die Juden will Hitler damals noch nicht gelten lassen. Er nennt Heine einen wirklichen Dichter; erklärt Kunst und Künstler für international; glaubt zwar, dass der Talmud Übervorteilung von Christen gestatte, nennt dagegen die Behauptung vom Ritualmord «absoluten Blödsinn und ganz grundlose Verleumdung». Er schätzt auch die jüdische Religiosität, namentlich den Monotheismus, hält Christus freilich für den Sohn eines Griechen. Dem viel verschrienen jüdischen Kapitalwucher stellt er den christlichen Kapitalwucher gegenüber, preist jüdische Wohltätigkeit – aber dann zieht er die Trennungslinie: die Juden seien eine andere Rasse, und eine Verschmelzung sei nicht möglich; sie hätten sogar einen anderen Geruch. «Auch ich möchte mit einer Jüdin nichts zu tun haben, denn sie stinken.»

In naiver Form äussert sich hier schon das Rassedogma. Die Religion wird nicht angegriffen; jede Religion, sagt er, sei gut, und zum Beweis kann er die Parabel von den drei Ringen aus Lessings «Nathan dem Weisen» auswendig hersagen. Überhaupt tadelt er es, dass man einfachen Leuten die Religion nehme, ohne ihnen einen gleichwertigen Ersatz zu bieten; er beruft sich auf Voltaire. Freilich bedauert er es, dass es den Deutschen nicht beschieden gewesen sei, ihre alte Götterreligion zu einer modernen Form heranzubilden; in der Gegenwart sei der Protestantismus die gegebene deutsche Religion.

Die «indolente Masse».

Am heissesten aber beschäftigt ihn immer wieder die Tagespolitik. Er hasst das Papsttum, weil die Päpste meist Italiener und daher Feinde der Deutschen seien. Er hasst das Haus Habsburg, und von der Thronbesteigung des Erzherzogs Franz Ferdinand befürchtet er das Ende des Deutschtums in Österreich; es ist derselbe Franz Ferdinand, dessen Tod unter den Schüssen von Serajewo den Weltkrieg herbeiführt. Er hasst die Sozialdemokratie – weil ihre Führer zum Teil Juden sind. Noch mehr deshalb, weil sie eine Arbeiterpartei ist.

Hitler würde das nie zugeben, aber tatsächlich ist das Lebensgefühl des Beamtensohnes aus Linz tief arbeiterfeindlich. Der hochmütige Ton, in dem

er seine Begegnung mit den Arbeitern auf dem Bau schildert, kehrt wieder in einer Äusserung zu Hanisch: «Die Arbeiter sind eine indolente Masse, sie kennen nichts als ihren Bauch, das Saufen und die Weiber.» Auch von dem späteren Politiker werden wir noch genug solcher Sprüche hören. Wenn man erwidert, der Arbeiter habe in der Geschichte seinen Idealismus als Träger vieler Revolutionen bewiesen, meint Hitler geringschätzig, die Leute wüssten eben nicht, dass zum Beispiel die Revolution von 1848 von Studenten gemacht worden sei.

Hanisch will Hitler widerlegen und sagt: «Du müsstest erst einmal den richtigen Arbeiter kennen lernen, wenn er am Feierabend nach Hause kommt, bastelt, allerlei erfindet, liest und sich weiterbildet.» Hitler kenne nur die jungen ledigen Arbeiter, die im Männerheim wohnten, und das seien meist Tagediebe, Trinker und dergleichen; der solide Arbeiter wohne privat und suche Familienanschluss.

Ein aufschlussreiches Gespräch. Wir sehen hier den jungen Hitler mit einer gewissen Klarheit, Präzision und sogar ein wenig Gelehrsamkeit ein Urteil fällen, das in all seiner Breite doch völlig daneben trifft. Man spürt es am Ton seiner Äusserungen: er kommt überhaupt nicht auf den Gedanken, etwas könne ihm unbekannt sein und dennoch existieren. Er hat als junger Mensch in der Tat Arbeiter kennen gelernt, aber Hanisch hat zweifellos recht: den Arbeiter kennt er nicht. Arbeiter betraten nach Hanischs Bericht das Lesezimmer des Männerheims selten und gingen Hitler möglichst aus dem Wege, weil sie seine Debatten «zu blöd» fanden. Einem Arbeiter, der am 1. Mai eine rote Nelke im Knopfloch trägt, ruft Hitler zu, er würde ihn aus der Fabrik hinausschmeissen, wenn er etwas zu sagen hätte.

Hanisch, der selbst Arbeiter gewesen ist, möchte Hitler gern belehren. Seien nicht Halske oder Krupp auch Arbeiter gewesen und hätten sich in die Höhe gearbeitet? Hitler: «Das sind Ausnahmen. Es gibt eben Herrenmenschen und Herdenmenschen.» Die eigentliche Edelrasse sei übrigens der Adel. Hanisch erwidert gekränkt, es gäbe auch Adlige, die Idioten seien.

Aber in politischen Fragen lässt sich Hitler durch andere nicht überzeugen. Der Arbeiter, den er im Männerheim kennen gelernt zu haben glaubt, bleibt ihm nicht Kamerad, sondern Objekt.

Die Lebensschule der Entartung.

Im Männerheim kommen die Klassen auf eine eigentümliche und verderbte Art zusammen. Da gibt es Grafen, Professoren, Grossindustrielle, Kaufleute, Maler, Facharbeiter, Handlanger und Ausgeher – nur alles a.D. oder z.D. oder, wie man im Milieu sagt, «verkracht». Die Klasse in entarteter Form. Aber das Klassenbewusstsein entartet nicht; der «verkrachte» Graf bleibt in der Gesinnung Graf, der Prolet Prolet, und was sie alle wollen, ist: dorthin zurück, von wo sie gekommen sind. Das Elend schafft gewiss Kameradschaft; gemeinsamer Absturz kann zu gemeinsamem Streben zusammenführen, aber die Ziele bleiben verschieden, in dieser gemischten Tiefe verschiedener als irgendwo sonst; aus diesem Abgrund späht jeder nach seinen eigenen Sternen – der Mangel an Solidarität ist das grosse Hauptmerkmal der grossen Klasse der Deklassierten, die Adolf Hitler hier zum erstenmal kennen lernt und die für seine spätere Laufbahn noch so wichtig werden wird. Gemeinsam nach den Gegensätzen streben, ist die Losung dieser entarteten Volksgemeinschaft, einander hochhelfen, um dann einander wieder hinabzustossen, zusammenhalten, um sich zuletzt zu betrügen. In diesem furchtbaren Milieu stellt Hitler sich zum erstenmal die schwere Frage nach der Möglichkeit einer Verwirklichung seiner in der Linzer Realschule empfangenen nationalen Träume; nach den Mitteln und dem Stoff, aus denen eine deutsche Einheit, eine deutsche Weltherrschaft geformt werden könnten. Das heisst: der Begriff der Politik tritt ihm hier zum erstenmal nahe, hier, unter den Verkommenen des Wiener Männerasyls. In diesem Abfall lernt er das Volk als Objekt der Politik kennen; an dieser Spreu bildet ein Altkluger sich für ein ganzes Leben seine Vorstellungen vom Wert der Menschen, vom Unverstand der Masse. Vergessen wir nicht, dass dieser Begriff ihm zuerst von oben eingetrichtert wurde; im Geschichtsunterricht deutscher Schulen gibt es immer erleuchtete Fürsten und törichte Völker, und Plebs heisst «das niedere Volk». Im Wiener Männerheim aber lernt man, wie recht der Professor zu Hause hatte.

Lueger, das Vorbild.

Ein wichtiges Motiv wird meist zu wenig beachtet: Sozialistenfeindschaft und Antisemitismus waren im damaligen Wien die Mode der herrschenden Schicht; guter Ton in den bürgerlichen Kreisen, in die Hitler hinauf strebte. Man zählte als Antisozialist und Antisemit zu den bessern Leuten. Politisch

herrschte im Parlament, vor allem aber im Wiener Rathaus die klerikale Christlich-Soziale Partei, schärfste Feindin der Sozialdemokraten und der Juden, geführt von dem Bürgermeister Dr. Karl Lueger. Den «gewaltigsten deutschen Bürgermeister aller Zeiten» nennt Hitler ihn.

Freilich ist dieser Gewaltige ein etwas unvollkommener Antisemit. Wer getauft ist, ist für ihn kein Jude mehr; er bekämpft nur die Konfession, nicht die Rasse. Im privaten Umgang lässt er Juden zu, die er politisch verfolgt; als man dem autokratischen Manne wegen eines konfessionell verdächtigen Stammtischfreundes Vorhaltungen macht, sagt er grob: «Wer a Jud is, bestimm I.» Folgerichtiger ist hierin Georg von Schönerer, der Führer der Alldeutschen Partei (die nichts mit dem Alldeutschen Verband im Reich zu tun hat). Er sieht auch Österreichs Untergang schärfer voraus und predigt den Anschluss der deutschen Teile der Monarchie an das Deutsche Reich, während Lueger noch an eine mögliche Rettung Österreichs glaubt. Am nächsten müsste Hitler eigentlich eine kleine Absplitterung der Alldeutschen Partei stehen, die von den böhmischen Abgeordneten Jung und Knirsch geführt wird; sie bekämpft nicht nur die Juden, sie wendet sich auch gegen Zins und Bodenwucher; nennt sich Deutsche Arbeiterpartei und ihre Lehre Nationalsozialismus. 1913 debattiert sie, ob sie sich Nationalsozialistische Arbeiterpartei nennen soll, 1918 tut sie es. Aber Hitler interessiert sich für diese Gruppe überhaupt nicht.

Denn am stärksten fesselt ihn, trotz aller nachträglichen Kritik, Luegers interessante Gestalt. Er bewundert die geniale politische Strategie des Wiener Bürgermeisters; er wittert den Geistesverwandten. Auch Lueger war, obwohl Akademiker, eine Art Emporkömmling. Mit seiner Christlich-Sozialen Partei war er nicht schlechtweg ein Vertreter der alten herrschenden Klasse, sondern der Schöpfer einer neuen Volksbewegung, die er dann der Grossmacht Kirche zuführte, ihr dienend und sich zugleich ihrer bedienend. In dem Namen der Partei bedeutete das Wort «Christlich» soviel wie antisemitisch; mit dem «Sozialen» wirkte sie der Sozialdemokratie entgegen, gewann auch einen Teil der katholischen Arbeiterschaft, stützte sich in der Hauptsache aber auf den Mittelstand.

Aus Begeisterung für Lueger hat der junge Hitler damals für die christlich-soziale Partei agitiert und Flugzettel ausgetragen. Eindruck machte ihm eine Schöpfung des erfolgreichen Bürgermeisters: die christlich-sozialen «Knabenhorte». Junge Burschen waren da zu Gemeinschaften zusammengefasst und zogen öfters mit Musik und Fahnen durch die Strassen; auch Ansätze zu einer Einheitskleidung waren da. Der künftige Führer der SA erzählt

seinen damaligen Freunden immer wieder bewundernd von diesen Knabenhorten. Während es noch allgemein als pädagogische Weisheit gilt, dass die Jugendlichen nicht in die Politik gehören, meint der Einundzwanzigjährige: die Jugend könne gar nicht früh genug politisch herangebildet werden.

Denn man sehe Lueger mit den Augen Hitlers; aus seiner Beschreibung des bewunderten Bürgermeisters wird man viel über ihn selbst lernen. Lueger «war ein seltener Menschenkenner, der sich besonders hütete, die Menschen besser zu sehen, als sie nun einmal sind.» Er besass die Kunst, theoretische Erkenntnisse «in solche Form zu bringen, dass sie damit der Aufnahmefähigkeit des breiten Volkes, die nun einmal eine begrenzte ist und bleibt, entsprach». Die politische Kampfkraft des oberen Bürgertums «war in der heutigen Zeit nur gering und nicht ausreichend, einer neuen grossen Bewegung den Sieg zu erkämpfen. Daher» – einen Augenblick könnte man fragen, für wen Hitler eigentlich kämpfen will; es zeigt sich gleich, dass die Nöte von Klassen und Schichten ihm nur ein Mittel zum Zweck sind – «daher legte Lueger das Hauptgewicht seiner politischen Tätigkeit auf die Gewinnung von Schichten, deren Dasein bedroht war und mithin eher zu einem Ansporn als zu einer Lähmung des Kampfwillens wurde.» Gemeint ist der Mittelstand.

Aber das Wichtigste, was Hitler an Lueger erkennt und für Lebenszeit von ihm lernt, ist dies: «Ebenso war er geneigt, sich all der einmal schon vorhandenen Machtmittel zu bedienen, *bestehende mächtige Einrichtungen für sich geneigt zu machen*, um aus solchen alten Kraftquellen für die eigene Bewegung möglichst grossen Nutzen ziehen zu können.»

Gewinnung von Schichten, deren Dasein bedroht ist... !

Bestehende mächtige Einrichtungen für sich geneigt machen... !

Der Sohn des Zolloffizials Alois Hitler findet so auf Luegers Spuren in die ihm von Hause aus gemässe Sphäre. Doch erst als diese Sphäre, ein Jahrzehnt später, von Krieg und Inflation furchtbar zersetzt, die tristen Merkmale des Wiener Männerheims in millionenfacher Vergrösserung annimmt, – erst da ist sie in die Form gekommen, in der unser durchgefallener Realschüler, verunglückter Akademiker und erfolgloser Ansichtskartenzeichner sie politisch bewältigen wird.

«Hungerkünstler».

Dieser früh Gescheiterte denkt nicht daran, sich mit der Gründung von Reklameinstituten oder dem Erfinden von Mitteln gegen gefrorene Fensterscheiben zufrieden zu geben. Er sieht eines Tages einen Film, in dem ein

Volksredner eine Masse aufwiegelt. Jetzt will er eine neue Arbeiterpartei gründen, also eine Partei seiner Objekte. Die Organisation müsse man von den Sozialdemokraten lernen und die besten Schlagworte von den verschiedenen Parteien übernehmen, denn im Übrigen heilige der Zweck die Mittel. Während Hanisch draussen herumläuft und Hitlers Zeichnungen zu verkaufen sucht, sitzt dieser im Lesesaal des Männerheims und hält Vorträge. Oder er beugt sich über eine Zeitung, zwei andere links und rechts unter die Arme geklemmt. Wenn er wirklich einmal zeichnet und jemand eine neue Zeitung mitbringt, lässt er sofort die Arbeit liegen und stürzt sich auf das Blatt. Oft nimmt ihm Hanisch, wenn er abends nach Hause kommt, die Reisschiene aus der Hand, die Hitler wild über dem Kopfe schwingt, während er auf die Umsitzenden losdonnert; drückt ihn auf die Bank und sagt: «Arbeite endlich!» Die andern rufen: «Arbeiten, Hitler, dein Chef kommt!» Manchmal freilich ist Hitler auch sehr niedergedrückt; er hat mit seinen Reden keinen Eindruck gemacht, man hat ihn ausgelacht, einmal ihm ein Spottplakat auf den Rücken geklebt, und Hanisch muss abends das weinende Menschenkind trösten.

Die lauten Debatten im Männerheim steigern sich oft zu wilden Lärmszenen. Dann rast der Verwalter herauf, um Ruhe zu gebieten – und schon sieht man Hitler mit angezogenen Armen am Tisch sitzen, bescheiden und musterhaft über seine Zeichnung geduckt. Einmal haben Hanisch, Hitler und ein dritter aus dem Männerheim beschlossen, einem verhassten Wachtmann im Prater einen Streich zu spielen: Hanisch will ihm heimlich ein Plakat auf den Rücken kleben, die beiden andern sollen den Wachtmann indessen von vorne beschäftigen. Hanisch kommt von hinten an den Wachtmann heran und berührt ihn; in diesem Augenblick ist auf der andern Seite Hitler der erste, der erschrocken davonläuft. Der Ängstlichkeit Hitlers schreibt Hanisch es auch zu, dass er bei den Frauen kein Glück gehabt habe. Dagegen konnte Hitler mit leuchtenden Augen von den Bauernraufereien in seiner oberösterreichischen Heimat erzählen; ein älterer Freund habe ihm einmal im Gerichtsgebäude zu Ried eine Sammlung von Mordinstrumenten gezeigt, die raufenden Bauern abgenommen worden waren; das sei für ihn als Knaben ein glücklicher Tag gewesen. Hanisch, der diesen Zug berichtet, fügt bieder hinzu: «Ob derartige Instinkte im späteren Alter verschwinden, weiss ich nicht. Ich bringe einfach als Erzähler meine Erfahrungen und Erlebnisse mit Hitler, so wie ich alles von ihm selbst gehört habe.»

Das Freundschafts- und Arbeitsverhältnis zwischen den beiden zerbröckelt langsam. Hanisch bringt von Bilderhändlern und Privaten Bestellungen, Hitler aber liest Zeitungen und ist nicht zum pünktlichen Arbeiten zu

bewegen. Auch glaubt er nicht, dass seine Erzeugnisse nur bescheidene Qualität haben, sondern hält sich für einen grossen Künstler – vor allem betont er, ein Künstler brauche Inspiration und könne doch nicht arbeiten wie ein Kuli. Hanisch antwortet aufgebracht: «Künstler – höchstens Hungerkünstler», und im Übrigen sei er ein Schmierant, daneben ein Faulpelz, der auch mit dem Geld nicht hauszuhalten wisse. Wenn er ein paar Kronen verdient hat, rührt er keine Arbeit an, sitzt tagelang in einem billigen Volkscafé und isst vier bis fünf Schaumrollen hintereinander; allerdings gibt er fast kein Geld für Alkohol und gar keins für Tabak aus.

Bruch mit Reinhold Hanisch.

Der Ärger Hanischs über den faulen Kompagnon und dessen Überschätzung eigenen Könnens führen schliesslich zum Bruch. Hanisch hat an sich selbst Zeichentalent entdeckt und liefert nun auf eigene Rechnung die Arbeiten, die Hitler verbummelt. Dieser hat in mehrtägiger Arbeit eine Zeichnung des Wiener Parlamentsgebäudes angefertigt, eine steife und recht nichtssagende Kopie, von der er aber glaubt, sie müsse ihm hundert Kronen einbringen. Hanisch sucht ihm das auszureden und bringt das Bild schliesslich für etwa zehn Kronen an. Hitler rast, erklärt Hanisch für einen Betrüger, lässt ihn durch einen Bekannten verhaften und anzeigen. Es kommt zum Prozess, Hitler bewertet seine Arbeit auf fünfzig Kronen; der Richter glaubt ihm. Hanisch, ohne Anwalt, verteidigt sich ungeschickt, in der Meinung, durch Nachgiebigkeit billig davonzukommen. Da er wirklich eine Untat auf dem Kerbholz hat, nämlich die Führung falscher Papiere, ist seine Lage erschwert, und er erhält wegen Veruntreuung sieben Tage Arrest. In der Kernfrage ist ihm zweifellos Unrecht geschehen; diese Kernfrage ist die Bewertung von Hitlers Kunsterzeugnis. Das Bild, ist heute noch vorhanden, und es kann keine Rede davon sein, dass diese Pinselei auch nur die Hälfte von fünfzig Kronen wert wäre; nach Bekundung seiner Witwe dürfte der damalige Erwerber etwa zehn Kronen gezahlt haben.

Dieser Prozess zeigt die Stärken und Schwächen von Hitlers Naturell in dichter Legierung. Er ist so überzeugt vom Wert der eigenen Person und des eigenen Könnens, dass er einen Misserfolg sofort als Unrecht empfindet und ruhigen Gewissens sich mit Unrecht gegen andere zur Wehr setzt. Der Prozess interessiert uns aber auch deshalb, weil er ein dokumentarischer Beweis für Hanischs Glaubwürdigkeit ist.

Ein jüdischer Insasse des Männerheims namens Löffner hat im Auftrage Hitlers Hanisch verhaften lassen. Löffners Aussage ist in den Akten noch vorhanden; die für uns wichtige Stelle lautet:

«Kais. Königl. Bezirks-Polizei-Commissariat Wieden.

Z 18370

4. Aug. 1910

Reinhold Hanisch

Veruntreuung, Falschmeldung.

Siegfried Löffner, Platzagent, XX Meldemannstrasse 27, gibt an:

Ich habe von einem Maler im Männerheim erfahren, dass der Arretierte diesem Bilder verkauft und das Geld veruntreut habe. Ich kenne den Maler nicht mit Namen, nur vom Männerheim her, wo er mit dem Arretierten immer beisammen sass...»

Also Hitler (der «Maler») sass mit Hanisch (dem «Arretierten») «immer beisammen». Die enge Freundschaft, von der Hanisch spricht, ist keine Erfindung.

Nun ein anderes Blatt:

«K. K. Bezirks-Polizei-Commissariat

Brigittenau

5. Aug. 1910.

Adolf Hitler, Kunstmaler, 20./4. 1889, Braunau gebe Linz zust, kath. led. XX Meldemannstr. 27 wh. gibt an:

Es ist nicht richtig, dass ich dem Hanisch den Rat gegeben habe, er solle sich als Walter Fritz anmelden. Ich habe ihn überhaupt nur als Fritz Walter gekannt. Da er mittellos war, gab ich ihm die Bilder, die ich malte, damit er sie verkaufe. Vom Erlös erhielt er von mir regelmässig 50%. Seit ungefähr zwei Wochen ist Hanisch ins Männerheim nicht mehr zurückgekehrt und hat mir das Parlamentsbild im Werte von fünfzig Kronen und ein Aquarellbild im Werte von neun Kronen veruntreut. Als einziges Dokument habe ich von ihm bloss das fragliche Arbeitsbuch auf den Namen Fritz Walter gesehen. Ich kenne den Hanisch vom Asyl in Meidling, wo ich ihn einmal traf.

Kommissar

gez. Unterschrift.

gez. Adolf Hitler.»

Das Blatt trägt die Unterschrift, die wir auch auf vielen seiner Bilder aus jener Zeit als Signatur finden. Hitler bestätigt hier, dass er Hanisch vom Obdachlosenasyll her kannte und dass dieser seine Bilder verkaufte; die Behauptung, dass er mit Hanischs Mittellosigkeit gewissermassen Mitleid gehabt habe, klingt im Munde eines Asylynsassen freilich ein bisschen unernst. Hanisch hatte vor dem Polizeikommissar behauptet, er habe sich auf Hitlers

Rat falsch gemeldet; Hitler bestreitet das, und die Wahrheit ist heute nicht mehr zu ermitteln. Da die Bagatellen von damals uns nun einmal beschäftigen, muss erwähnt werden, dass Adolf Hitler in der Gerichtsverhandlung vom 11. August seine Aussage teilweise änderte und zugab, dass er für das zweite, angeblich ebenfalls unterschlagene Bild von Hanisch Geld bekommen habe.

So endet die Freundschaft Adolf Hitlers und Reinhold Hanischs. Das Erlebnis beschäftigte Hitler sehr; nach Jahren wird er neuen Freunden in München erzählen, dass die Juden in Wien ihn um die Früchte seiner künstlerischen Arbeit hätten betrügen wollen. Hanisch stammte aus einer katholischen sudetendeutschen Arbeiterfamilie.

Abschied von Wien.

Drei Jahre hat Hitler im Männerheim verbracht, «die schwerste, wenn auch gründlichste Schule meines Lebens»; doppelt hart und bitter nach der zugestandenermassen sorglosen Jugend in Linz und Steyr. In diesen Jahren ist er nach seiner Behauptung «ernst und still» geworden. Er ist in der Tat jetzt oft deprimiert und in sich gekehrt. Ein fast schöner Künstlerkopf mit ekstatisch brennenden Augen, mit breitem, «buschigem Schnurrbart; zarte Gestalt, hastiger, springender Gang. Führt oft Selbstgespräche. Ein Sonderling.

Ein künftiger Künstler. Das innere Erlebnis der politischen Berufung ist noch nicht da, wenn er auch schon vom Parteigründen gesprochen hat. Junge Menschen wollen gelegentlich alles.

Was treibt ihn von Wien fort? Nun, das elende Dasein im Asyl konnte ihn gewiss nicht halten.

Den unmittelbaren Anstoss, der ihn wegbrachte, nennt er nicht. Er schreibt seinen Wiener Jahren folgendes Testament:

«Meine innere Abneigung dem habsburgischen Staat gegenüber wuchs in dieser Zeit immer mehr an.

Meine Überzeugung gewann Boden, dass dieses Staatsgebilde nur zum Unglück des deutschen Volkstums werden müsste.

Widerwärtig war mir das Rassenkonglomerat, das die Reichshauptstadt beherrschte; widerwärtig dieses ganze Völkergemisch von Tschechen, Polen, Ungarn, Ruthenen, Serben, Kroaten usw.; zwischen allem aber als ewiger Spaltpilz der Menschheit – Juden und wieder Juden.

Mir erschien die Riesenstadt als Verkörperung der Blutschande.»

Mit dieser erotisch getönten Hassserklärung schliesst Adolf Hitler die Dar-

stellung seiner Wiener Zeit. Ohne dass Einzelheiten greifbar werden, sagt er zwischen den Zeilen über die Ursache seines Weggangs viel.

Und dazwischen spricht das Gewissen immer: Hättest du deine Schule nicht verbummelt, dann wärest du heute ein fertiger Architekt, ein geachteter Bürger und ein gemachter Mann – du Vagabund!

3. Der Krieg als Erlöser

Das Münchner Sofa.

Im Frühsommer 1913 mietete ein junger Student der Technik aus Wien im Bahnhofsviertel in München ein Zimmer. Die Vermieterin sagte ihm, den bisherigen Mieter müsse sie hinaussetzen, weil er seine Miete seit längerer Zeit nicht mehr bezahlen könne. Während dieser Unterhaltung kommt der arme Hinausgesetzte hinzu; dies ist merkwürdigerweise auch ein junger Österreicher. Er fasst sich ein Herz und bittet den Landsmann um die Erlaubnis, doch wenigstens noch eine Nacht bei ihm auf dem Sofa schlafen zu dürfen. Der Neue ist ein gutherziger Mensch, nimmt den armen Teufel zum Bier mit, und sie verabreden, dass er in Gottesnamen vorerst umsonst da wohnen und auf dem Sofa schlafen solle, bis er Geld habe, um seinen Teil an dem Zimmer zu bezahlen. Dabei bleibt es, die beiden sind über ein Jahr lang Stubenkameraden: der junge Ingenieur aus Wien und sein Gast auf dem Sofa, der Reklamezeichner Adolf Hitler aus Linz.

Nach dem polizeilichen Melderegister hat Hitler Wien im Mai 1913 verlassen. Bis dahin hatte er in der österreichischen Hauptstadt immer noch vom Verkauf seiner Aquarelle kümmerlich gelebt. In München ging es ihm nicht viel besser; hier zeichnete er Plakatentwürfe für Firmen. Das Dasein ist äusserlich noch einsamer als in Wien, verkrochen und abseits mitten im Geräusch einer schönen, heiteren Stadt. Hager, kränklich, unfrisch, unsportlich wirkt der Vierundzwanzigjährige unter Gleichaltrigen. «Anfangs direkt unsympathisch, bei näherer Bekanntschaft netter» schildert ihn ein Beobachter dieser Zeit.

Am liebsten sitzt er mit den wenigen Bekannten, die er hat, abends in der «Schwemme» des Hofbräuhauses, isst mit Vorliebe Weisswürste aus der Suppenschüssel, was dem österreichischen Freunde ein Greuel ist; wenn ein anderer es zahlt, trinkt er auch gern ein Bier. In sein Skizzenbuch zeichnet er Motive aus dem Bierdunst des menschenvollen Lokals. Zwei weitere Österreicher gehören noch zu der kleinen Gruppe, ein Architekt und ein Schriftsteller namens Lindmann.

Weiblichen Verkehr meidet er ganz. Der Stubenkamerad, ein lebenslustig-

ger Mensch, hat mehrere «Bräute» und will einmal Hitler für den Sonntag eine «aufhängen». Hitler braust auf, lehnt entschieden ab und macht dem Freunde heftige Vorwürfe: er dürfe doch den armen Mädchen den Kopf nicht verdrehen, denn die nähmen die Sache ernst und fühlten sich dann betrogen.

Aber vielleicht noch bezeichnender für den Charakter des jungen Mannes ist es: auch hier gewinnt er keinen nahen persönlichen Freund; so wenig wie in Wien. Immer mehr gerät er in Distanz zu den Menschen; sichtlich nicht aus Stolz, sondern aus Angst; nicht aus Hochmut, sondern aus Unvermögen.

Seine politischen Ansichten sind damals zum mindesten in der Richtung schon sehr entschieden. Man durfte in keine sozialdemokratische Versammlung mit ihm gehen, weil er sich dort vor Zwischenrufen nicht halten konnte. Sobald das Gespräch auf Politik kam, begann er zu schreien und endlose Reden zu halten, dabei fiel eine gewisse Präzision und Klarheit seiner Darstellung auf. Er liebte es, zu prophezeien und politische Entwicklungen vorauszusagen. Und wieder macht der österreichische Freund die traurige Beobachtung, die Hanischs alte Klagen bestätigen: sobald von Politik die Rede war, liess Hitler jede Arbeit stehen und liegen, mochte sie auch noch so dringend sein. Dann setzte er sich in die Hofbräuhauschwemme, politisierte mit allen und hatte bald viele Zuhörer.

Dank für den Weltkrieg.

Sonderliches Vorwärtskommen kann man das nicht nennen. Noch immer kriecht der gescheiterte Realschüler tief unter der Stufe herum, die der Vater für ihn erträumte; von den eigenen hochfliegenden Künstlerplänen nicht zu reden. Grau liegt ein kleines, langweiliges Leben vor ihm; da greift der Himmel ein und lässt für ihn und für so viele andere ausweglose Existenzen den Weltkrieg ausbrechen. Wie Hitler diese Katastrophe erlebt, das ist fast ein Gleichnis:

«Der Kampf des Jahres 1914 wurde den Massen, wahrhaftiger Gott, nicht aufgezwungen, sondern vom gesamten Volke selbst begehrt.» Vom gesamten Volke begehrt? Nein, aber von einer Schicht, die man die Hitler-Schicht nennen könnte: «Mir selber kamen die damaligen Stunden wie eine Erlösung aus den ärgerlichen Empfindungen der Jugend vor. Ich schäme mich auch heute nicht, es zu sagen, dass ich, überwältigt von stürmischer Begeisterung, in die Knie sank und dem Himmel aus übervollem Herzen dankte...»

Wofür dankte? Für den Krieg! Wie ein junger Achill oder Alexander hat er ihn sich – so schreibt er – als Junge gewünscht: «Warum könnte man denn nicht hundert Jahre früher geboren sein? Ich hatte mir über meine, wie mir vorkam, zu spät angetretene irdische Wanderschaft oft ärgerliche Gedanken gemacht und die mir bevorstehende Zeit der Ruhe und Ordnung als eine Unverdiente Niedertracht des Schicksals angesehen.» Die Knabengelüste werden jetzt befriedigt.

Dabei ist er dem Militärdienst bisher sonderbarerweise ziemlich erfolgreich aus dem Wege gegangen. Bei den vorgeschriebenen Stellungen in Österreich war er weder 1910 noch 1911 noch 1912 erschienen. In der Stellungsliste wurde er als «illegal» bezeichnet, 1913 als «unerueierbar». Am 5. Februar 1914 meldete er sich dann von München aus zur Nachstellung im nächsten österreichischen Grenzort, nämlich in Salzburg. Dort ergab die ärztliche Untersuchung das Urteil: «zum Waffen- und Hilfsdienst untauglich, zu schwach»; der Beschluss lautete auf «waffenunfähig».

Der Krieg änderte natürlich vieles.

Auf dem österreichischen Konsulat stellt er sich. Aber irgendetwas passt ihm dort nicht. Mit sprunghaftem Entschluss meldet er sich bei den Bayern als Freiwilliger. Ein Immediatgesuch an den König wird binnen vierundzwanzig Stunden angenommen. Beim 16. Bayerischen Reserve-Infanterie-Regiment tritt er als Freiwilliger ein. Dieses aus Reserve und Kriegsfreiwilligen neu gebildete, viele Akademiker zählende Regiment, nach seinem ersten Obersten Regiment List genannt, bringt infolge sinnloser Befehle von oben am ersten Gefechtstag November 1914 bei Ypern entsetzliche Blutopfer und erwirbt sich dadurch in Bayern eine schmerzliche Volkstümlichkeit. Im ganzen Krieg bleibt es an der Westfront, der schwersten von allen.

Das Eiserne Kreuz.

Über seine Kriegserlebnisse ist Hitler wieder wortkarg. Die ersten Sturmtage in Flandern beschreibt er dichterisch; es sind schöne Zeilen. Dabei macht er sich des falschen Berichtes schuldig; vielleicht harmlos, aber nicht ganz unwichtig. Vom ersten Kampftag sagt er:

«Aus der Ferne aber klangen die Klänge eines Liedes an unser Ohr und kamen immer näher und näher, sprangen über von Kompagnie zu Kompagnie, und da, als der Tod gerade geschäftig hineingriff in unsere Reihen, da erreichte das Lied auch uns, und wir gaben es nun wieder weiter: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!»

Der Herausgeber der «Geschichte des Regiments List», Dr. Fridolin Solleder, sagt dazu: «Seit 1915 kehrt in fast allen Veröffentlichungen die Nachricht wieder, dass die Lister beim Sturm auf Ypern das Deutschlandlied sangen. Das ist ein geschichtlicher Irrtum. Die Lister sangen das alte deutsche Trutzlied «Die Wacht am Rhein».

Auch ein Beitrag zur Psychologie der Zeugenaussage – zumal, wenn der Zeuge Adolf Hitler heisst.

Hitler war Gefechtsordonnanz beim Regimentsstab, gehörte also nicht zur Grabenbesatzung. Er selbst erwähnt diese Art der Verwendung nicht. Der Regimentsstab des Regiments List hat nach der eben zitierten offiziellen Quelle im Kriege nur einen Angehörigen verloren, nämlich den Obersten List, und zwar in den allerersten Kämpfen. Der Dienst beim Regimentsstab mag also im ganzen weniger gefährlich gewesen sein.

Hitlers Regimentsoberst von Balig hat ihm bezeugt, dass er sich «der schweren Pflicht eines Meldegängers jederzeit nicht nur willig, sondern mit Auszeichnung unterzogen hat». Die Auszeichnungen sind laut Militärpass ein Regimentsdiplom für hervorragende Tapferkeit, das Militärverdienstkreuz Dritter Klasse, das schwarze Verwundetenabzeichen (er wurde 1916 durch einen Granatsplitter verwundet) und das Eisene Kreuz I. Klasse, verliehen am 4. August 1918. Nach dem Zeugnis von Kameraden wurde ihm die Auszeichnung für eine ausserordentlich glänzende Tat verliehen. Bei den Kämpfen um den Brückenkopf Montdidier soll Hitler während eines Meldanges zusammen mit einem Kameraden plötzlich einen Trupp Franzosen im Graben überrascht haben; er habe das Gewehr angelegt, zwölf oder fünfzehn Franzosen zur Ergebung gezwungen und sie gefangen beim Regimentskommandeur Freiherrn von Tubeuf vorgeführt. Freiherr von Tubeuf, der die Kämpfe bei Montdidier in der Geschichte des Regiments List persönlich schildert, erwähnt diese auffallende Tat nicht; andere Schilderungen verlegen die Tat um drei Jahre zurück. Sie wäre jedenfalls so bemerkenswert, dass die Regimentsgeschichte sie nicht gut übersehen könnte. Aber sie tut es. Dabei erzählt sie zwei andere Taten ganz ähnlicher Art. Die eine vollbrachte am 28. Mai 1918 an der Aisne der Leutnant Wimmer mit zwei Begleitern; die Regimentsgeschichte schildert: «Ein Offizier, ein Unteroffizier, ein Mann erobern zwei Geschütze, ein Maschinengewehr, erbeuten drei Lastwagen, ein Personenauto, zwei Munitionswagen, nehmen einen Offizier und einen ganzen Trupp Artilleristen und Kraftfahrer gefangen. So an zwanzig Mann. Das Husarenstücklein der drei Sechzehner macht die Runde im Bataillon, im Regiment, in der Division. Im ganzen Abschnitt.» Leutnant Wimmer erhält den Max-Josef-Orden und damit den persönlichen Adel. Am 12. Oktober

erledigen der Offizierstellvertreter Heischl, der Unteroffizier Karpf und der Gefreite Ernst auf ähnliche Art einen ganzen Trupp Gegner: «Mit achtzehn Tommies treten die Unseren den Heimmarsch an, empfangen vom Jubel der Kompanie. Hier in Commines finden die Engländer die Sprache wieder und geben ihrer Bewunderung über diese schneidige Tat lauten Ausdruck. Reischl erhält die goldene Tapferkeitsmedaille, Karpf und Ernst das Eisene Kreuz I. Klasse.» In einem anderen Fall, den die Regimentsgeschichte ebenfalls anführt, erhielt der Schütze Tauscheck die Goldene Tapferkeitsmedaille, weil er allein zwölf Franzosen entgegentrat und fünf gefangen nahm.

Man fragt sich also, warum die Regimentsgeschichte, die solche Taten hervorhebt, eine gleichartige Hitlers verschweigen sollte. Dabei nimmt sie durchaus Notiz von ihm; bringt einmal eine Photographie, wie er in Gefechtsausrüstung, Pickelhaube, Gewehr umgehängt durch die Strasse einer Ortschaft stürmt; sie erwähnt, dass er im schwersten Feuer seinen Kommandeur mit dem Leibe gedeckt und in ein schützendes Erdloch zurückgedrängt habe; in der Vorrede sagt der Herausgeber ausdrücklich: «Das Bild des Regiments List wäre nicht vollständig ohne den Hinweis auf die geschichtliche Tatsache, dass in seinen Reihen der Kriegsfreiwillige Adolf Hitler vier Jahre an der Westfront stand, der später der Gründer und Führer einer der stärksten Parteien Deutschlands wurde.»

Aber nichts von fünfzehn gefangenen Franzosen.

Zusammengefasst: die Verleihung des Eisernen Kreuzes I. Klasse an Adolf Hitler sollte man nicht bezweifeln. Die fünfzehn Franzosen sehen stark nach Legende aus.

Der unerkannte Führer.

Bei den Kameraden ist er unbeliebt wegen seiner, wie es ihnen scheint, streberhaften Willigkeit gegen die Vorgesetzten. Wenn er vor den Kommandeur springt und ihn bittet, sein Leben zu schonen, «das Regiment davor zu bewahren, in so kurzer Zeit ein zweites Mal seinen Kommandeur zu verlieren», so hat das einen leisen Hauch von vaterländischem Schullesebuch. «Ich habe», berichtet ein späterer Nationalsozialist, «aus Hitlers Munde nie ein Murren oder Klagen gehört über den sogenannten Schwindel. Wir alle schimpften auf ihn und fanden es unerträglich, dass wir einen weissen Raben unter uns hatten, der nicht auch mit einstimmte in die Schimpfkanonade.»

Er war ihnen unerträglich.

Auf den Photos in Gesellschaft der Kameraden sieht man ihn mit starrem

Blick abseitsstehen oder sitzen. «Bescheiden und schon deshalb nicht auffallend,» sagt ein Vorgesetzter.

Wenn an seiner Auszeichnung, seiner Hingabe und Dienstwilligkeit nicht zu zweifeln ist, so erhebt sich die gewichtige Frage: Warum ist dieser «Führer» viereinhalb Kriegsjahre lang ewig nur Gefreiter geblieben? Es war Mangel an Unteroffizieren; trotzdem sagte sein Kompagnieführer: «Diesen Hysteriker mache ich niemals zum Unteroffizier!»

Die Subordination nimmt er bis in die Kleinigkeiten ernst: «Den Vorgesetzten achten, niemandem widersprechen, blindlings sich fügen» ist sein Ideal, wie er 1924 in seinem Lebensbericht vor dem Richter sagt. «Ich bitte gehorsamst», schreibt der aus dem Lazarett entlassene Kriegsfreiwillige 1917 ans Regiment, «mich sofort anzufordern, ich möchte wieder zum Regiment.» Pflichteifer, der volle Anerkennung verdient. Aber ein bisschen schielt er auch nach der Anerkennung; das Schreiben beginnt: «Ich bin vom Lazarett seit zwei Tagen entlassen und beim Ersatzbataillon eingereiht. Ich bitte gehorsamst...» Der Regimentsadjutant soll wissen, dass es den Gefreiten Hitler schon nach zwei Tagen wieder an die Front zieht. Der Schlusssatz ist rührend: «Ich will nicht in München sein, wenn meine Kameraden am Feinde liegen.»

Die Front als Heimat.

Es zieht ihn zu den Kameraden, die auf ihn schimpfen und ihn für verrückt halten. Eine Tragödie. Denn die Front ist seine wahre Heimat. Deutschland, das Hinterland, die Etappe? «Adolf Hitler hat im ganzen Kriege niemals ein einziges Feldpostpaket von zu Hause erhalten», sagt Josef Berchtold, einer seiner ältesten Parteigenossen. Das ist zwar wörtlich genommen falsch und lässt sich dokumentarisch widerlegen; aber in der Tat: «Liebesgaben» im eigentlichen Sinne, Geschenke von nahestehenden Menschen dürfte er kaum bekommen haben.

Denn der Musketier Adolf Hitler hat keine Mutter, keine mütterliche Freundin, keine Geliebte, keinen Freund zu Hause; ist ohne jeden persönlichen Zusammenhang mit dem Lande, für das er seine Meldegänge macht. Die Schwestern, die Tante Theresia Schmidt, Schwester seiner Mutter in Spital – sie wissen nichts von ihm. Seit fünf Jahren ist er für sie verschollen. Wenn die Kameraden ihre Briefe und Feldpostpakete öffnen, steht er wehmütig daneben: «Brandmoiri», sagt er mit trübseligem Scherz, «i moin, iatz hat dir dei Trutschnela wiedermal gschriebn.»

In der geliebten Stadt München ist er zu Hause wie in einem Museum bei

freiem Eintritt; ein Zugelassener, nicht ein Zugehöriger. Als ihn im Oktober 1916 der Granatsplitter trifft und er nach langem Lazarettaufenthalt in Beelitz bei Berlin auf einige Tage nach München kommt, bricht ihm dort eine Welt zusammen. Diese Menschen lieben den Krieg ja nicht, sind nicht begeistert, sondern mindestens so erbittert wie die Kameraden im Graben. Sie schimpfen auf den «Schwindel», zumal auf die «Preussen», geben ihnen die Schuld an dem Grauen der Verlustlisten und Lazarette, am Verhungern ihrer Kinder. Diesen freudlosen Alleingänger wundert das; so wenig kennt er die Menschen wirklich. Wieder geht es ihm wie in Wien: wo er ist, sieht er Juden; in der judenarmen Stadt München schon ein Kunststück. Im Lazarett liest er ein militärwissenschaftliches Buch; der Arzt sagt: «Ich hätte Sie für vernünftiger gehalten.» Die Weltgeschichte enthüllt sich wieder einmal, denn der Arzt heisst Dr. Stettiner und ist Jude.

Im März 1917 ist er wieder vorne.

Hitlers weltgeschichtlicher Irrtum.

Hier unter den Soldaten erlebt er zum zweiten Male die Volksgemeinschaft, die er bereits im Männerheim in verdorbener Art kennen gelernt hat. Und wieder ist es ihm unmöglich, sich von Mensch zu Mensch mitzuteilen, als Einzelner mit Einzelnen zu sprechen und sie zu überzeugen. «Von mir werdet ihr noch viel hören», sagte er dann aufgebracht. «Wir lachten damals darüber», sagt der nationalsozialistische Gewährsmann. Sein Misserfolg im persönlichen Umgang verführt ihn immer mehr zur Menschenverachtung; sie steigert sich, je mehr er die Lenksamkeit dieser Menschen durch simple Tricks kennen lernt. Er beobachtet die Wirkung von Flugblättern, die der Feind bei der deutschen Truppe einschmuggelt; die gleichzeitige Unwirksamkeit der eigenen Propaganda bei den eigenen Leuten, das Verpuffen des «vaterländischen Unterrichts» kann Ihm nicht entgehen. Es ist damals eine vielgehörte Phrase, dass Propaganda im Kriege so wichtig sei wie Munition; aber wie man Propaganda macht, weiss an Deutschlands verantwortlichen Stellen niemand. Diese Herren kennen das Volk nicht, das begreift der mit dem ganzen Spülwasser des Wiener Männerheims gewaschene Adolf Hitler blitzschnell. Aber warum kennen sie es nicht? Er sieht es nicht oder will es nicht sehen: weil Deutschland keine Demokratie ist, weil die Regierenden sich um

das Volk und sein Parlament nie ernstlich bemühen mussten – darum fühlen sie auch heute nicht, wo dieses in den Schützengräben versammelte Volk eigentlich der Schuh drückt. Auch Hitler meint, diese Feldgrauen seien doch nicht etwa mit der Losung «Für das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht!» in den Kampf gezogen. Doch, sie sind es im Grunde; sie kämpfen für ihre eigene Sache, nicht für die ihres Kaisers. Ihr Unglück ist es, dass in der deutschen Geschichte die Demokratie noch nicht vorgekommen ist; es gibt kein demokratisches Vorbild, kein demokratisches Weltbild in Deutschland. Aber diese schimpfenden, ihre Pflicht tuenden, gegen ihre Offiziere aufsässigen, den servilen Hitler verachtenden Musketiere sind im Krieg alle Demokraten geworden. Das ist der Grund, warum die Propaganda der demokratischen Feinde zuletzt stärkeren Eindruck auf sie macht, als die der eigenen Heeresleitung; im Übrigen dringt diese Propaganda viel spärlicher durch, als Hitler meint, und ist auch nicht notwendig, denn die unselige Politik der deutschen Führung treibt das deutsche Volk ganz von selbst von sich. Hitler vergleicht die ausgezeichnete politische Führung des Krieges auf der Gegenseite mit der Stümperei auf der eigenen; während die ganze Welt rot sieht vor Hass gegen die Deutschen, die in Belgien Kindern angeblich die Hände abgehackt haben sollen, tatsächlich leider Zivilisten als Geiseln getötet haben, spinnen deutsche Annexionisten den Plan, einen Prinzen aus Schwabenland als Herzog über ein grosses Ostseereich zu setzen. Und mit solchen «Schnapsideen» will man beim eigenen Volke und gar bei fremden Völkern moralische Eroberungen machen !

Adolf Hitler hat ein wichtiges inneres Erlebnis. Er sieht, dass er etwas Wesentliches besser weiss als seine Führer, zu denen er aufzublicken gewohnt war. Es handelt sich nicht um Meinungsverschiedenheiten in der Sache, nicht um Gegensätze aus Weltanschauung. Es handelt sich nur darum, dass er sich seinen anerkannten Oberen überlegen fühlt. Aus einem Gehorsamen wird ein Besserwisser, aus einem Befehlsempfänger ein Besserköner. Das arbeitet noch Jahre in ihm, aber hier fängt es an.

Hitler vergleicht, wie Wilson, Lloyd George und Clemenceau ihre Völker zum Kampf für die Kultur und gegen die Barbarei zu begeistern wissen. Nach Lueger, dem demokratischen Volksführer, werden diese drei grossen Führer der westlichen Demokratien ihm zum beneideten Vorbild. Er beginnt die Mechanik der Demokratie zu verstehen, die Zauberwirkung der grossen volksumspannenden Ideen, die in Deutschland niemand erfasst hat, nicht einmal die Sozialdemokratie völlig. Aber dieser stets an der Aussen- und Unterseite des Volkes herumgekrochene Mensch versteht das innere Wesen der Demokratie nicht: die Kraft, die in der Freiheit wohnt, die dem einzelnen Verantwortungsgefühl einprägt, die ein ganzes Volk sicherer rührt, als ir-

gendein Heldenkaiseroder Marschall-Präsident. Er glaubt grosse Führer zu sehen, wo grosse Systeme sind, die ihre Repräsentanten aus sich herausschaffen: in normalen Zeiten normale, in grossen grosse. Er lernt die Kniffe der Demokratie, ohne ihren Geist zu begreifen; dieser Irrtum ist der tragische Gewinn, den der wunderliche Kamerad aus dem Schützengraben nach Hause bringt. Unter den Kameraden, deren Schwächen er mit dem feinen Instinkt des Bösen wittert, ohne ihre wertvollen Seiten zu schätzen, hochmütig und zugleich scheu, wächst er seiner künftigen Bestimmung entgegen: eine gewaltige Figur der Demokratie zu werden, ohne Demokrat zu sein.

Darum begreift er die herankommende deutsche Revolution nicht. Er sieht nur das Zusammenbrechende. Er sieht nicht die Kräfte. Die Geschichte erteilt eine gewaltige Lehre. Hitler hört falsch zu.

Das Versümnis von Pasewalk.

Im Oktober 1918 schiessen die Feinde mit Gelbkreuzgas, mehrere der Kameraden sterben, einige werden blind. Auch Hitler verliert zunächst das Augenlicht. Er kommt ins Lazarett nach dem Städtchen Pasewalk in Pommern. Nach einigen Tagen kann er wieder sehen.

In der Nacht vom 5. zum 6. November kommen ein paar Matrosen ins Lazarett und machen Flüsterpropaganda. In Kiel und Wilhelmshaven ist auf den Schlachtschiffen die Revolution ausgebrochen. Hindenburg und Ludendorff haben bereits vor einem Monat einen neuen Reichskanzler eingesetzt, den Prinzen Max von Baden, der überstürzt um Waffenstillstand bitten musste, da nach der Meinung der beiden Generäle die geschlagene Front nicht mehr zu halten war. Jetzt plant, mitten in den Waffenstillstands-Verhandlungen, die Flottenleitung einen Verzweiflungsstreich gegen die Kanalküsten; den Matrosen erscheint diese späte Aktivität nach vierjährigem Stilliegen, nach endgültig verlorenem Kriege sinnlos. Sie widersetzen sich. Aus dem Widerstand wird Revolution. Sie senden Delegierte ins Land hinaus. Mit einem Schlag steht überall das Soldatenvolk auf: gegen den sinnlos gewordenen Krieg, gegen den volksfremd gewordenen Kaiser.

Der Kaiser könnte jetzt zeigen, dass er Kaiser ist. Er könnte kämpfen, die Hitlers warten darauf. Stattdessen fährt er in Pension nach Holland; Hindenburg selbst hat ihn geschickt. Der Feldmarschall reicht der Revolution die Hand; niemand kämpft.

Das also waren die Führer des Reichs !

Auch zu Hitler kommen die Matrosen. Was müsste er jetzt tun? Er müsste

seinem Vorgesetzten Meldung machen; dafür sorgen, dass sie an die Wand gestellt werden. Aber er tut es nicht: «Ich habe sie nicht angegeben, denn ich fühlte damals schon, dass der Zusammenbruch kommt.» In sein Buch schreibt er dies merkwürdige Geständnis nicht; es findet sich in seiner Verteidigungsrede von 1924.

Im Lazarett zu Pasewalk hat ein halbblinder Hysteriker vor den gewaltigen Ereignissen die Fassung verloren.

Zweiter Teil

DIE FLUCHT IN DIE LEGENDE

4. Umkehr in der Sackgasse

Nichtsnutziges Talent.

Eine Vorkriegsjugend ist zu Ende. In Ihrer Ereignisarmut ist sie ein Rätsel, dessen Sinn weit übers Persönliche hinausreicht.

Das Rätsel dieser Jugend ist: wie kommt es, dass dem Mann, der heute wohl der berühmteste Mensch auf der Erde ist, bis zu seinem dreissigsten Lebensjahr auch nicht der bescheidenste Erfolg geglückt ist? Warum blieb «dieser Menschenbezwinger im bürgerlichen Leben Bettler und im Krieg ein unbedeutender grauer Soldat?

Der junge Adolf Hitler ist ganz einfach der häufige Fall des jungen Mannes, der sich mit der bürgerlichen Welt nicht abfindet und seine Tage in einem tiefen Pessimismus nutzlos verstreichen lässt. Vor dem Kriege wurde so etwas Vagabund oder Bohemien oder harmloser Anarchist; nach dem Kriege haben Menschen dieser Art in Mitteleuropa aus den Überbleibseln der Weltkriegsheere eigenartige politische Organisationen geschaffen, die seitdem in verschiedenen Ländern zur Herrschaft gelangt sind. In einem anderen Zeitalter wäre Hitler vielleicht Bettelmönch geworden, in wieder einem anderen Seeräuber; für einen ungebärdigen österreichischen Gymnasiasten des Jahres 1905 hiess der Ausweg «Künstler» in der Dachstube mit dem Ausblick auf Paläste, des geistigen Ideals der Epoche verhungertes und verachteter Repräsentant, dessen Privileg seine «Unnützlich» und dessen Lohn ein besseres Almosen ist. Erst im Blutnebel des Jahres 1919 erglänzt eine neuartige Chance: politischer Bandenführer.

Die Welt von 1914 war eine Welt der Ordnung und des Friedens und konnte Abenteurer oder Kämpfer nicht gebrauchen. Was sie verlangte, waren Arbeiter. Für die bürgerliche Intelligenz, der man Hitler zurechnen muss, bestand eine automatenhafte Sicherheit. Gegen Ablieferung von Arbeit gab es Existenz, für Kämpfer und Abenteurer dagegen gab es das Gefängnis. Wenn man den Unterschied von Talent und Genie darin sieht, dass das Talent sich brauchbar der Welt einfügt, das Genie sie aber nach seinen Bedürfnissen ändert, dann wird man Hitler im Jahre 1935 für ein Genie halten müssen; 1913 dagegen war er bestenfalls ein nichtsnutziges Talent.

Die Treppe ins Nichts.

Diese einem Hitler so feindliche Welt war gerade im Begriff, an ihrem inneren Widerspruch zugrunde zu gehen, der darin bestand, dass sie wie jede Gesellschaftsordnung zu beharren strebte und gleichzeitig durch einen noch nie dagewesenen technischen Fortschritt ihre materiellen Grundlagen dauernd änderte. Diese Gesellschaft hatte aus dem Lebensplan ihrer heranwachsenden Jugend den Begriff des Abenteurers fast völlig ausgeschaltet und ihn durch den Begriff der Karriere ersetzt: sie verbannte und verdammt das Unerwartete, das Aussergewöhnliche und ersetzte es durch das Durchschnittliche und Berechenbare. So entstand der kulturelle Stumpfsinn der Vorkriegszeit, über den die europäische Intelligenz zu klagen nicht müde wird – wenig bekümmert freilich um das viel grausigere und hoffnungsärmere Los des Proletariats. Wir sahen, wie Adolf Hitler jahrelang im proletarischen Element gelebt hatte, ohne dass auch nur ein Tropfen an ihm hängen blieb; selbst in den ärmsten Umständen fühlte er sich nicht als Prolet, sondern als Bohemien. Es ist ein *bürgerliches* Schicksal, mit dem er ringt.

Hitler hat persönlich mit der bürgerlichen Karriere nichts anzufangen gewusst; sie ist für ihn nicht der Weg nach oben gewesen. Genügsam in kleinen, ausschweifend in grossen Verhältnissen, träg im Beginnen, zäh im Verfolgen, Nachtwandler und Pläneschmied – so war er zu abenteuerlich gemischt für den Stumpfsinn, zu hochfahrend für das gesicherte Dasein und zu unzuverlässig für die Pflichten des Alltags. Er bleibt auf der untersten Stufe kleben – auf der Stufe einer im Nichts endenden Treppe. Ein Jahrzehnt später finden Hunderttausende, die an ihm und seinesgleichen behaglich vorbeigeklettert waren, plötzlich den Ausweg nach oben verstopft. Die Gesellschaft bricht langsam zusammen, die Ziele versinken, die Laufbahnen werden verschüttet. Bald heisst es Krise, bald Inflation, bald Deflation; in jedem Fall Arbeitslosigkeit, Abbau und Konkurs, Ein junger Chemiker, der Glück hat, findet nach siebenjährigem Studium eine Stelle mit 90 Mark Monatsgehalt, und ehemalige Offiziere werden Chauffeure. Es ist ein weltgeschichtlicher Vorgang, dass der jungen bürgerlichen Intelligenz mit einem Mal die bürgerliche Welt fragwürdig, feindlich und zuletzt hoffnungslos wird. Nicht mehr eine Minderzahl unruhiger Geister ist dieser überreichen Welt übersatt, sondern das grosse Heer der Durchschnittlichen hat Angst vor dem Hunger oder zumindest dem gesellschaftlichen Abstieg. Diese ganze Klasse, die bisher nach den Gesetzen der Erbfolge und des Aufstieges zur Herrschaft bestimmt schien, sieht sich jetzt plötzlich zu einem Klassenkampf um ihre Existenz genötigt. Der Begriff der persönlichen Karriere stirbt, und die Frage nach ei-

ner Reform der ganzen Gesellschaft taucht vor dieser bis jetzt tief konservativen Jugend auf. Der Typ Hitler, der kein für die frühere Gesellschaft brauchbares Talent war, hat jetzt die Chance, das Genie einer bürgerlichen Revolution zu werden.

Der Klassenkampf der Intellektuellen wird zum Motor des politischen Geschehens. Und während der Geist seine Interessen verteidigt, verrät er zugleich seine Aufgabe, vergisst seine Verantwortung und verliert seine bisherige gesellschaftliche Bedeutung.

Der Streik des Individuums.

Der Einzelne lebt heute unter dem Alldruck der riesigen Ausweitung der Welt, die sich im neunzehnten Jahrhundert vollzogen hat. Sie ist für das Individuum weder zu überblicken noch zu verstehen. Gewiss war der Mensch zu allen Zeiten von Geheimnissen umgeben. Aber die Mysterien früherer Zeiten hatten im Bewusstsein der Menschen ihren natürlichen und berechtigten Standort und machten das Weltbild verständlich, statt es zu verdunkeln. Im sechzehnten Jahrhundert zum Beispiel wusste jeder Mensch, dass es Hexen gab, und dass ihr Dasein vieles Unverständliche erklärte; aber er wusste auch, dass Hexerei ihn nichts angehe und dass es richtig sei, sie zu meiden. Der moderne Mensch weiss, dass es die Relativitätstheorie gibt, aber mit diesem Wissen verbindet sich das quälende Gefühl, dass er die geheimnisvolle Theorie eigentlich kennen müsse und doch nicht dazu imstande sei. Dies ist der unbehagliche Zwiespalt des Rationalismus, dass er die Welt für verstehbar erklärt und doch zur Folge hat, dass sie der grossen Mehrzahl immer unverständlicher wird. Die Relativitätstheorie ist nur ein Beispiel von tausenden; man könnte ebenso gut die moderne Wirtschafts- und Kulturgeschichte nehmen, die die einstmal so einfache Geschichtswelt des einfachen Mannes, die Welt der Könige, Schlachten, Eroberungen und Friedensschlüsse in ein unbegreifliches Chaos verwandelt hat. Die Welt ist im neunzehnten Jahrhundert riesig und unübersehbar geworden, und die Leitung ihrer Geschäfte eine Aufgabe, vor der dem Einzelnen immer mehr der Mut entsinkt.

Denn gleichzeitig mit der Kompliziertheit des Weltbildes wächst auch die Kompliziertheit des Staates und seiner Tätigkeit. Die Folgen einer politischen Handlung werden für den Einzelnen immer schwerer übersehbar. Hitler hat das erkannt; er hat zugleich behauptet, diese Kompliziertheit des modernen Staates sei ein besonders bössartiger Kniff der geheimen Mächte, der Juden und Freimaurer:

«Unser ganzes öffentliches Leben unterläuft einem künstlichen Zersetzungsprozess», sagte er 1929 vor holsteinischen Bauern. «Es wird so künstlich kompliziert dargestellt, dass besonders die breite Masse eines Volkes gar keinen Einblick mehr erhalten kann. Planmässige Verwirrung der Begriffe mit dem ausgesprochenen Zweck, dadurch Millionen Menschen das gesunde, natürliche Urteil zu verwirren.»

Das Gerede von der «Künstlichkeit» dieser Komplizierung ist natürlich ebenso unaufrichtig wie das Lob H. St. Chamberlains, der den Redner Hitler einen «genialen Vereinfacher» der politischen Probleme nennt, obwohl diese Vereinfachung naturgemäss eine Verfälschung ist.

Aber das ist richtig, dass für den modernen Staatsbürger die Welt zu gross, die Aufgaben zu viel und die Verantwortungen zu schwer geworden sind, und dass sich das Individuum, obwohl es immer noch zur Wahlurne geht, innerlich von der Verantwortung für den Staat immer mehr zurückzieht. Ja, der Gang zur Urne ist gewissermassen nur noch eine Beruhigung für das schlechte Gewissen des Staatsbürgers, wie für laue Christen der einmalige jährliche Gang zum Abendmahl. Wie gewaltig der Abstand echter Demokratie von ihrem modernen Zerrbild ist, zeigt ein Vergleich zwischen dem Ernst einer «Landsgemeinde» im schweizerischen Appenzell und der Gleichgültigkeit, mit der ein moderner Grosstadtwähler zwischen einem Mittagessen und einem Tanzvergnügen «seiner Bürgerpflicht genügt».

Denn selbst der freieste Wähler der freiesten Republik hat heute nur noch das Gefühl, Objekt des Staates zu sein. Er ist bereits in der geistigen Verfassung, die ihn zur Diktatur reif macht, und was dagegen vielleicht Widerstand leistet, sind Gefühle, die aus einer Tradition stammen. Praktisch streikt das Individuum vor der Politik, die ihm sinnlos geworden ist.

Oder glaubt jemand, dass die Völker heute auch nur die Aussenpolitik ihrer Regierungen einigermassen verstehen, also denjenigen Teil der Politik, der früher am meisten interessierte? Man braucht nur zu beobachten, wie schnell die meisten Leser die ersten Seiten der Zeitungen umschlagen, um zu wissen, was los ist. Die Politik kann dem Staatsbürger nicht mehr sinnvoll erscheinen, wenn er zum Beispiel hört, dass der Weltkrieg so ziemlich gegen den Willen aller Beteiligten ausgebrochen sei. Eine derart ohnmächtige und nutzlose Politik ist ihm der Mühe des Interesses ebenso wenig wert wie zum Beispiel eine Volkswirtschaftslehre, die nicht erkannt hat, dass die Zahlung der deutschen Reparationen oder der Kriegsschulden der Alliierten unmöglich sein werde.

Aber freilich ist hier mehr vorgegangen als eine blosser Ermüdung.

Die rationalistische moderne Technik, die das möglichst grosse Glück des Individuums durch Wasserleitung, elektrisches Licht, Konserven und Kino

verbürgen soll, erschüttert zugleich die materiellen Grundlagen dieser individualistischen Gesellschaft durch ihre kollektivistische Betriebsform. Denn diese Technik beruht auf Kollektivleistung, nicht nur im Werkbetrieb, sondern auch in Erfindung und Planung. Das muss eine Gesellschaft verwirren, die den Begriff der freien Persönlichkeit irrigerweise an das Privateigentum geknüpft hat. Die Wahrheit ist, dass die fortschreitende Technisierung die bestehende gesellschaftliche Machtverteilung innerlich immer unmöglicher gemacht und die fortschreitende Volksbildung diese Unmöglichkeit immer besser erkennen gelehrt hat. Das zerstört die Denkvoraussetzungen des modernen Menschen, der in seiner Denkweise ein bürgerlicher Mensch ist – auch wenn er materiell Proletarier ist. Die immer zunehmende Kollektivierung des technischen Betriebes macht das Privateigentum an Produktionsmitteln immer fragwürdiger, die zunehmende Bildungsangleichung zwischen oben und unten (von den Spitzen der Forschung abgesehen), die Unterschiede in der Verteilung der materiellen Güter immer unbegreiflicher. Und die Entscheidung zwingt sich ihm auf: entweder diese Verhältnisse radikal zu ändern, oder sich keine Gedanken mehr über sie zu machen – d.h. sich von Staat und Gesellschaft, von der Politik abzuwenden.

Die Entwertung der Parteien.

Der Staat, von dem das Individuum sich abwendet, stirbt.

Er war der Gott des neunzehnten Jahrhunderts gewesen. Noch sehen wir nicht genau, was an seine Stelle tritt. Anscheinend ist es abermals eine Idee der Gemeinschaft. Welche? Aus der Vergangenheit grüsst die Idee der Kirche; die Völker Mitteleuropas ringen mit dem Gedanken der Nation; in Deutschland ist eine wissenschaftliche Absurdität, der Begriff der Rasse, zum Sinnbild geworden, das mit der tieferen Vorstellung vom Volkstum im Kampf liegt. Mit dem Staat zerfallen seine Träger. Am schärfsten ausgeprägt ist der Vorgang in den mitteleuropäischen Ländern, die die heftigsten Erschütterungen durchmachen mussten. Kronen rollen aufs Pflaster, die politischen Parteien werden zum Gespött, nur die Armee hält sich, hat aber im Volksbewusstsein sichtlich nicht mehr den gleichen Rang wie früher. Für uns ist in diesem Zusammenhang die «Entwertung» der Parteien das interessanteste, denn sie liess die breite Lücke aufklaffen, durch die Hitler eindringen konnte.

Betrachtet man die Innenpolitik vom Parteienstandpunkt, so gab es vor dem Weltkrieg in Deutschland ein grosses, nie abreisendes, alles andere an

Bedeutung übertreffendes Thema der innenpolitischen Auseinandersetzung, das die Existenz der Parteien rechtfertigte: der Streit um Verteidigung oder Umwälzung der bürgerlichen Gesellschaft. Auf der Seite der Verteidigung standen ausnahmslos alle bürgerlichen Parteien; ihre Unterschiede waren zwar von Interessen bedingt, konnten aber auch als Meinungsverschiedenheiten über die beste Methode der Verteidigung staatlicher Ordnung ausgegeben werden. Auf der Gegenseite, als Angreiferin und Umwälzerin, stand allein die Sozialdemokratie. Dieser Gegensatz wurde nach dem Krieg radikal aufgehoben, indem die Sozialdemokratie auf die Seite der Verteidiger hinübertrat. Als neuer Angreifer rückte der Kommunismus nach. Diesen neuen Erschütterer konnte man entweder für ungefährlich halten; dann hatte das Gemenge der übrigen Parteien für den bürgerlichen Wähler jeden tieferen Sinn verloren. Aus dieser Auffassung ergab sich die Forderung nach der «Volksgemeinschaft», die an die Stelle der Parteien treten sollte. Man sieht hier eine Ideologie am Werk, die die materiellen Interessengegensätze in der Gesellschaft übersieht oder zu übersehen vorgibt. Oder man konnte den Kommunismus für wirklich gefährlich halten: dann war das ganze bürgerliche Parteiengefüge einschliesslich der Sozialdemokratie doch nicht die geeignete Macht zum Widerstand; dann waren brutalere Kräfte notwendig. Dann war dem Nationalsozialismus der Weg frei.

So musste das Bürgertum die Zeitgeschichte nach dem Kriege sehen. Für die Arbeiterschaft dagegen war das entscheidende politische Erlebnis, dass die sozialistischen Parteien bei der Eroberung der Macht zur Schaffung des Sozialismus versagten, ja zum Teil diese Eroberung gar nicht mehr wollten. Die Folge musste die Abwendung der Arbeiterschaft vom Marxismus sein – sollte man denken. Aber die Politik ist nicht so logisch. Bis zum letzten Tage der Republik, solange überhaupt noch ein halbwegs freies Wahlrecht bestand, haben 12 Millionen Wähler in Deutschland den marxistischen Parteien die Treue gehalten. Aber es war eine unfruchtbare Treue. Diese Anhänger haben noch gewählt, aber nicht mehr gekämpft, als die politische Entscheidung von der Wahlurne auf die Strasse verlegt wurde. Auch hierin zeigt sich die Entwertung der Parteien, die auf der Linken und auf der Rechten verschiedene Ursachen, aber gleiche Folgen hatte; die Parteien bedeuteten dem Staatsbürger nichts mehr und waren politisch längst tot, als sie scheinbar noch regierten.

Hier ist von deutschen Vorgängen die Rede. Aber die Lage ist in den sogenannten grossen Demokratien die gleiche. Wird man das auch dort erst einsehen, wenn die Leichen im Sarge liegen?

Gegen diese Herde von Parteien, deren Lebensgrundsatz die Verteilung der Macht untereinander war, tritt nun eine Partei auf, die die ganze Macht

für sich allein beansprucht. Das war ein harmloses Vergnügen, solange die neue Partei noch ein winziges Grüppchen war; es musste aber sofort auf die Wähler Eindruck machen, sobald die Partei gross genug wurde, um nach dem herrschenden Schlüssel einen Fetzen Macht beanspruchen zu können, diesen Fetzen aber ablehnte und stattdessen die ganze Macht verlangte. Dieser Eindruck allein erklärt den schliesslichen Erfolg natürlich nicht, aber er trug zu ihm bei.

Illusionen gegen Interessen.

Wenn man nun fragt, wie es möglich war, dass alle diese Parteien, die doch reale Interessen vertraten, einer einzigen, in ihren Interessenbindungen sehr unklaren Partei unterliegen konnten, so darf man sich nicht mit der Antwort begnügen, die alten Parteien hätten die Interessen ihrer Anhänger nicht gut genug vertreten. Gewiss machte die Krise es jeder einzelnen Gruppe schwierig, für sich und die ihren noch ein gleich grosses Stück wie früher aus dem kleiner gewordenen Kuchen herauszuschneiden. Aber die Frage reicht tiefer. Die grossen modernen Massenparteien, an ihrer Spitze die faschistischen, haben eine alte geschichtliche Wahrheit wieder entdeckt, die lange verschüttet schien: dass die Menschen oft nicht und die Massen fast nie ihren Interessen dienen, sondern ihren Illusionen. Diese Tatsache ist etwas Grösseres und Gewaltigeres als blosse Torheit oder Blendung; sie beruht auf der tiefen Lust des Menschen an der Hingabe und dem Selbstopfer, die in der Geschichte eine ebenso grosse Rolle spielt wie Hunger und Liebe. Hitler lügt nicht, wenn er stolz erklärt, dass er von seinen Anhängern immer nur Opfer verlangt habe. Man verkleinert die Bedeutung dieses ebenso grossartigen wie verderblichen Hanges der Menschenseele nicht durch den Hinweis, dass bei der Opferbereitschaft der SA natürlich die Eitelkeit auch ihre Rolle spielte.

Dieser Trieb zur Hingabe, zur Unterordnung und zum Gehorsam musste mächtig erwachen, als unter dem bleiernen Druck der gewachsenen Welt und der gehäuften Aufgaben die Verantwortungsfreude in den Menschen schlafen ging. Die Menschen können oder wollen es einfach nicht wahrhaben, dass die Politik ihr Schicksal ist. Am Tage, als der Bundeskanzler Dollfuss ermordet und das Bundeskanzleramt für Stunden von den Nazis gestürmt wurde, strömten Scharen von Wienern auf einen Fussballplatz, wo eine italienische Mannschaft ein Gastspiel gab. Die Leidenschaft der modernen Masse für den Sport übertrifft das Interesse an der Politik um das Hundertfache.

Die Politik ist für die Massen «themenlos» geworden.

Seit die Völker sich aktiv an der Politik beteiligen, ist die Geschichte von einem grossen Leitmotiv bewegt: dem Kampf um die Freiheit. Der Höhepunkt dieses Freiheitskampfes ist die sozialistische Arbeiterbewegung – kein noch so Liberaler sollte es bestreiten. Ein grossartiges Schauspiel, in dem die ganze Menschheit um ihre Freiheit ringt – so sieht sich von diesem Standpunkt aus die Geschichte an – und der Erdball ist die Szene. Aber die zu hoch gestiegene Welle der marxistischen Arbeiterbewegung bricht, nein, senkt sich und fliesst abwärts: das ist, von Russland abgesehen, der Eindruck Europas in der Nachkriegszeit. Auf längere Sicht ist es wahrscheinlich nur ein Wellental. Aber die Menschen leben in der Gegenwart, und die Gegenwart zeigt ihnen im Kampf zwischen Herrschaft und Freiheit die Freiheit auf dem Rückzug. Die führende Gesellschaftsschicht, das bunt geschichtete, aber in seinem Liberalismus bisher ziemlich einige Bürgertum, nimmt die Drohung von unten ernst und schlägt sich auf die Seite der Autorität.

In Deutschland war die Arbeiterschaft und namentlich ihre Gewerkschafts-Bürokratie im Herzen niemals sehr liberal gewesen; nur aus reiner Hilflosigkeit stimmte sie nach dem Sturz des Kaisers und der Fürsten einer extrem demokratischen Verfassung zu, mit der sie gar nichts anzufangen wusste. In Deutschland ereignete sich der für Europa einzigartige Fall, dass kurz nacheinander die beiden einheitlichsten Machtkörper der Gesellschaft zusammenbrachen: der preussische Militarismus und die sozialistische Arbeiterbewegung. Am Tage nach der Flucht des Kaisers konnte das deutsche Volk feststellen, dass die Armee Friedrichs des Grossen und Wilhelms I. geschlagen und aufgelöst war, und dass aus der mächtigen Sozialdemokratie zwei, ja zeitweise drei gleich starke Parteien geworden waren, die sich bis aufs Messer bekämpften.

Das Versagen der Revolution.

In Berlin herrschte eine Regierung von sechs sozialistischen Führern mit dem Titel «Volksbeauftragte». Der gemässigte Flügel unter Führung des Sozialdemokraten Ebert wollte die Revolution, von der er selbst überrascht und wider Willen hochgetragen war, möglichst rasch beenden; die linken Sozialisten wollten die Revolution weitertreiben, wussten aber meist nicht recht wie.

Das Versagen der deutschen Revolution war kein blosses Versagen der in ihr zufällig leitenden Männer. Diese Männer, meist ehemalige Arbeiter oder

Angestellte, zum weitaus kleineren Teil Intellektuelle im engeren Sinn, vollzogen mit ihrer Ziellosigkeit tatsächlich nur den Auftrag der Arbeiterklasse. Die Klasse war im Wesen nicht revolutionär, sondern «reformistisch»; sie gab dem Ausdruck durch ihre gewaltigste Schöpfung, die Gewerkschaftsbewegung mit ihrem ausgesprochenen Ziel, der Arbeiterschaft bessere Lebensbedingungen innerhalb des bestehenden Systems zu erkämpfen – nicht ein neues System zu schaffen. Der Arbeiter hatte seine wahren Ziele vom Bürgertum übernommen, sein Ziel war, bürgerlich zu werden, und das ihm von der Gesellschaft angetane Unrecht sah er darin, dass sie ihn nicht als Bürger gelten lassen wollte. Beseitigung des kapitalistischen Systems (vom Utopismus, der dieser Vorstellung oft anhaftet, ganz abgesehen) und Herstellung der klassenlosen Gesellschaft hätte ja Übergang des abhängigen, aber unverantwortlichen Proletariats zur Unabhängigkeit, aber auch Verantwortung bedeutet; zu jener Verantwortung, vor der das ganze Zeitalter sich immer mehr drückt. Und die Klasse soll noch geboren werden, die nicht ihre Selbstdurchsetzung, sondern ihre Selbstaufhebung erstrebt. Die deutsche Arbeiterschaft von 1919 wollte nicht die Enteignung ihrer Enteigner, sondern nur die Ausbeutung ihrer Ausbeuter.

Die Revolution von 1919 hatte ausserdem nur zum Teil soziale Ursachen und entsprang in der Hauptsache der Sehnsucht nach Frieden. Sie war eine pazifistische Volksbewegung, keine sozialistische. Freilich hätte sie noch immer Raum und Gelegenheit genug für die Initiative wirklicher Führer geboten. Solche Führer haben sich unter den «Volksbeauftragten» von 1919 nicht befunden; der spätere Reichspräsident Ebert hatte nicht den Mut zum revolutionären Handeln, sondern nur zu einer Handlung, die – bei subjektiv vielleicht bester Absicht – hart an Verrat grenzt. Er führte seine Genossen hinter Licht, liess eine geheime Telephonleitung von seinem Schreibtisch in das der Revolution feindliche Grosse Hauptquartier des Generalfeldmarschalls von Hindenburg legen und stellte im Bunde mit diesem durch seinen Parteigenossen Noske aus beschäftigungslosen Offizieren und Soldaten Freikorps auf. Diese schlugen verschiedene Erhebungen der radikalen Arbeiter nieder. Die radikalen Führer Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg wurden von Offizieren ermordet. Den schwersten Schlag führten Ebert und Noske zusammen mit den alten Generälen gegen die sozialistische bayrische Räterepublik in München am 2. Mai 1919. Unmittelbar nach diesen Kämpfen taucht an dieser Stelle Adolf Hitler zum erstenmal in der Politik auf.

Er findet ein Feld vor, reif zum Mähen; dies zu sehen, ist freilich schon eine politische Leistung. Die Arbeiterführer haben sich in dieser kurzen Periode durch ihre Ziellosigkeit entsetzlich kompromittiert. Die Generäle ha-

ben scheinbar wieder ein Stück Macht in die Hand bekommen, aber diese Macht ist nichts; sie ist nur der negative Ausdruck der vollkommenen Machtlosigkeit und Unfähigkeit der sozialdemokratischen Minister. Das Volk hat weder zu den Generälen noch zu den Arbeiterführern Vertrauen.

Friedrich Ebert, der hier erwähnte sozialdemokratische Führer, wurde 1919 zum Reichspräsidenten gewählt. Er hielt es für seine Pflicht, auch weiterhin sich auf die alten Mächte in Staat und Gesellschaft zu stützen. Sie dankten es ihm nicht, aber er liess sich nicht beirren.

Bei einem Diner sass er neben der Gräfin Holtzendorff, der Frau des sächsischen Gesandten in Berlin. Die Gräfin erzählte, wie sie auf einem Ausflug einmal absichtlich in der Eisenbahn vierter Klasse gefahren sei; sie hielt das für ein köstliches Abenteuer. Ebert fragte: «Nun, Frau Gräfin, wie kamen Sie sich denn in der vierten Klasse unter den einfachen Leuten vor?» – Die Gräfin: «Herr Ebert, genau so wie Sie im Salonwagen!» Das proletarische Reichsoberhaupt steckte die Frechheit ein.

Die Autorität liegt auf der Strasse. Wer sie aufhebt, hat die Macht.

5. Der Aufbruch

Dietrich Eckart sucht einen Führer.

Wer das historische Glück gehabt hat, an einem Sommerabend des Jahres 1919 die Weinstube «Brennessel» in dem Münchner Künstlerquartier Schwabing zu betreten, der konnte dort an einem Stammtisch der Erfindung Adolf Hitlers beiwohnen. Oder der Erfindung der Hitler-Legende.

In dem Schwabinger Weinlokal sass der Dichter Dietrich Eckart. Er war ein mittelgrosser, dicker Mann mit einem eindrucksvollen Kahlkopf, etwas kleinen Augen, liebte einen guten Tropfen, und sein drittes Wort war ein bekannter Kraftspruch, der in keiner Sprache so herzhaft klingt wie im bayrischen Dialekt. Dieser Dietrich Eckart war vor dem Kriege eine Zeitlang Feuilleton-Redakteur an dem besonders kaisertreuen Berliner «Lokal-Anzeiger» gewesen, hatte es als geborener Bayer und geborener Bohemien nicht lange in Berlin ausgehalten und dann eine Reihe Dramen geschrieben, die meist durchfielen oder gar nicht aufgeführt wurden. Dies Schicksal erleben sie noch heute im nationalsozialistisch gewordenen Deutschland, Unter anderem fertigte Eckart eine Übersetzung von Ibsens «Peer Gynt» an, die durch ihre sehr grosse «Freiheit» auffiel, aber angeblich den «nordischen» Geist des Originals unvergleichlich traf. Dieser Lebenskünstler mit dem beneidenswert schönen Namen – er war echt – war wie viele Literaten durch den Krieg politisch angeregt worden und wollte nun eine Partei zur Bekämpfung der Juden und Bolschewiki gründen.

«Eine deutsche Bürgerpartei soll es sein», erzählte er den Künstlern und Studenten in der Brennessel. «Auch der Arbeiter ist Bürger, wenn er deutscher Volksgenosse ist. Und ist denn jeder sesshafte Bürger oder Bauer schon ein Kapitalist oder Faulenzer? Er muss doch auch arbeiten, um seinen Besitz zu erhalten. Es muss Schluss gemacht werden mit dem Neid, aber es muss auch Schluss gemacht werden mit der Protzerei. Wir müssen wieder einfach werden.»

Dann setzte er seine Pläne zur Organisation der neuen Partei auseinander:

«Ein Kerl muss an die Spitze, der ein Maschinengewehr hören kann.

Das Pack muss Angst in die Hosen kriegen. Einen Offizier kann ich nicht brauchen, vor denen hat das Volk keinen Respekt mehr. Am besten wäre ein Arbeiter, der das Maul auf dem richtigen Fleck hat. Herrgott, wenn Noske nicht solch ein» – hier kam wieder ein Kraftausdruck – «gewesen wäre... ! Verstand braucht er nicht viel, die Politik ist das dümmste Geschäft auf der Welt, und so viel wie die in Weimar weiss bei uns in München jedes Marktweib. Ein eitler Affe, der den Roten eine saftige Antwort geben kann und nicht vor jedem geschwungenen Stuhlbein davonläuft, ist mir lieber als ein Dutzend gelehrte Professoren, die zitternd auf dem feuchten Hosenboden der Tatsachen sitzen.»

Und als letzte Weisheit verkündete er: «Es muss ein Junggeselle sein! Dann kriegen wir die Weiber.»

Es leben noch viele Zeitgenossen, die sich an dieses prophetische Bild erinnern, das Dietrich Eckart in einer Schwabinger Weinkneipe von Adolf Hitler entwarf. Eckart ist der geistige Urheber des Führer-Mythos in der nationalsozialistischen Partei.

Er hat auch am schärfsten das Arier-Prinzip erfasst, nämlich die Behauptung von der Existenz einer geheimnisvollen, höherwertigen arischen Rasse, die überall in der Welt seit Jahrtausenden auf einer Wanderung von Norden nach Süden begriffen sei, mit den minderwertigen Elementen der heissen Zone und namentlich vom Mittelmeer im Kampfe liege und zumal im Körper des deutschen Volkes, ja in dessen einzelnen Individuen selbst die ewige Schlacht mit der niedern Rasse führe. Der stärkste Ausdruck und verhängnisvollste Träger und Verbreiter der niedern Rasseelemente ist der Jude; er überträgt nicht nur durch Mischung sein «schlechtes» Blut, sondern auch durch sonstige Berührung seine Sitten, seine Denkweise, seine Weltanschauung – in Gestalt des Christentums. Eckart wird in dieser Gedankenrichtung, die auf den französischen Grafen Gobineau und den in Deutschland eingebürgerten Engländer Houston Stewart Chamberlain zurückgeht, namentlich durch einen russischen Freund, den Architekten Alfred Rosenberg aus Reval, bestärkt. Sie sind einander in der «Thule-Gesellschaft» begegnet, einem Verein, der die Lehre von der arischen Rasse verbreitet und sich nach dem sagenhaften Inselreich der nordgermanischen Sage nennt. Seitdem halten sie zusammen wie siamesische Zwillinge. Gemeinsam leiten sie Hitler, nicht so sehr seine Schritte, als sein Denken. Als Dietrich Eckart 1923 stirbt, tritt Rosenberg sein Erbe als Hitlers Lehrer an.

Röhms eiserne Faust.

Etwa um dieselbe Zeit spielte im Café Fahrig am Karlstor eine Musikkapelle alle Viertelstunden das sogenannte Flaggenlied, das jedes deutsche Schulkind kennt. Wenn der Refrain geschmettert wurde, erinnerte sich jeder an den Text und verstand die Bedeutung:

«Ihr woll'n wir treu ergeben sein, getreu bis in den Tod;
ihr woll'n wir unser Leben weih'n, der Flagge schwarz-
weiss-rot!»

Alles stand auf. Wenn jemand sitzen blieb, pflanzte sich alsbald eine schneidige Gestalt in Militäruniform vor ihm auf. Ein stummer Blick genügte. Wehe dem Unseligen, der ihn nicht sofort verstand! Er war unversehens vor die Tür gerissen und wurde draussen fürchterlich verprügelt.

Auf diese Art verbreitete eine Vereinigung junger Offiziere, die sich die «Eiserne Faust» nannte, den Patriotismus. Sie zogen durch die Wirtshäuser und machten mit Singen, Aufstehen und Hurraschreien gewaltsam nationale Stimmung. In aller Unschuld, möchte man sagen, entdeckten die Männer von der «Eisernen Faust» das grosse Geheimnis des kommenden Nationalsozialismus, das darin besteht, dass alle Staatsbürger dieselbe Meinung haben müssen. In anderen Stunden beschäftigte sich die «Eiserne Faust» mit Fememorden, das heisst mit dem heimlichen Töten politischer Gegner.

An ihrer Spitze stand der damalige Reichwehrhauptmann Ernst Röhm.

Diese Reichswehr hat am 2. Mai 1919 im Auftrag der Berliner sozialdemokratischen Regierung, im Auftrag Eberts und Noskes, die linksradikale Münchner Räterepublik im Blut erstickt. Grausig waren die Kämpfe, grausiger das Strafgericht. Die Regierungstruppen haben auf ihrem Vormarsch einige Sanitäter der roten Armee aufgegriffen und ohne Grund und Erbarmen niedergeknallt. Dadurch zur Raserei getrieben, statuieren die Münchner Räteleute ein schauriges Gegenexempel. Sie verhaften eine Anzahl Mitglieder der erwähnten Thule-Gesellschaft, die gegenrevolutionäre Flugblätter verbreitet hatten; durch einen Zufall entgehen sowohl Alfred Rosenberg wie ein gewisser Rudolf Hess, der später als Freund und Stellvertreter Hitlers berühmt wird, der Verhaftung. In der allgemeinen Anarchie lässt ein Fanatiker auf untergeordnetem Posten eine Anzahl der Verhafteten als «Geiseln» im Keller des Luitpold-Gymnasiums erschliessen. Dem Dichter

Ernst Toller, Kommandant der Roten Armee, gelingt die Befreiung eines Teils der Verhafteten; die Erschiessung der übrigen kann er nicht mehr verhindern. Die Regierungstruppen, die am 2. Mai München besetzen, errichten nun ein Schreckensregiment und erschiessen mehrere hundert Arbeiter, darunter viele Unschuldige, die sich überhaupt nicht am Aufstand beteiligt hatten. Diese Reichswehr beherrscht seitdem München, wenn auch dem Namen nach eine bürgerlich-sozialdemokratische Regierung amtet. Der Führer der Münchener Reichswehr ist der Oberst und spätere General von Epp. Sein politischer Berater und der tatsächliche Kopf des Militärregimes ist der Hauptmann Ernst Röhm. Röhm erklärt jedermann sehr bescheiden, er sei mit Leib und Seele Soldat und sonst nichts. In Wirklichkeit ist er ein ebenso leidenschaftlicher Politiker; Sinn und Ziel seiner Politik aber ist es, dem Soldaten die Herrschaft im Staate zu sichern:

«Der Primat im Staate gebührt dem Soldaten», sagte er.

Das Mittel, um diesen Primat zu erringen, war der Friedensvertrag von Versailles – so merkwürdig es klingt. Dieser Vertrag, der das deutsche Heer auf hunderttausend Mann reduzierte, machte 90 Prozent der deutschen Armeewaffen, Infanteriegewehre, Karabiner, Handgranaten, Maschinengewehre und leichte Feldgeschütze überflüssig. Sie sollten zwar eigentlich nach dem Wortlaut des Vertrages vernichtet werden, und Militärkommissionen der Alliierten versuchten die Vernichtung zu erzwingen; in Wirklichkeit blieb der grösste Teil der Waffen natürlich heil in seinen Verstecken, und wer über diese heimlichen Waffenlager verfügte, der beherrschte praktisch den Staat. Der konnte Truppen aufstellen, denn es gab ja genug Beschäftigungslose; der konnte diese Truppen auch mit Schuhen und Kleidern versehen, denn irgendein hilfsbereiter Industrieller war immer da, der das notwendige Geld gab; und wem die Waffen gehörten, der kommandierte. Wem gehörten sie aber? Praktisch zumeist einem schlaun und brutalen Major oder Oberstleutnant in einem höheren Stab. In Bayern und zumal in München war der Herr der heimlichen Waffenlager und damit der Freikorps Ernst Röhm. Er übte diese Herrschaft im Einverständnis mit einem Teil der englischen und italienischen Militärbehörde.

Das klingt sonderbar, ist aber Tatsache. Röhm erzählt in seiner Lebensgeschichte: «Es liegt auf der Hand, dass die Gegenarbeit (gegen die Entwaffnung), die im ganzen Lande geleistet wurde, den Organen der Entente missfiel. Ohne die stillschweigende Duldung und Förderung von Ententeoffizieren, die als ritterliche Offiziere für unsere Lage Verständnis hatten und uns deshalb, weil wir ihnen entgegentraten, mit Achtung begegneten, wäre es wohl oft zu Skandalen gekommen. Insbesondere übten einige italienische

Vertreter und auch manche englische Offiziere ihr Amt mit Würde und Takt aus. Ich kann es mir nicht versagen, den italienischen Major Grammacini hier als Vorbild des ritterlichen Gegners namentlich zu nennen.» Vergnügt und augenzwinkernd fährt Röhm fort: «Von Zeit zu Zeit, wenn an irgendeiner Stelle zu gründliche Gegenarbeit geleistet worden war, gingen geharnischte Noten des Vorsitzenden der Interalliierten Militärkontrollkommission München, des Obersten Pallieri, an den Leiter der deutschen Verbindungsstelle.»

Ganz merkwürdige Formen muss diese Zusammenarbeit gehabt haben: «Natürlich fehlte auch der Verrat nicht. Manche Berichte von Spitzeln und deutschen Ehrenmännern, die Waffenlager an die Entente verraten wollten, fanden jedoch den Weg gar nicht bis zu den Ententeoffizieren, sondern gingen bloss bis zu unsern Überwachungsorganen. Mancher treffliche Staatsbürger, der persönlich seinen Verrat an den Mann bringen wollte, schüttelte sein Herz einem falschen Ententeoffizier aus. Statt klingender Münze ward ihm sein Lohn hinter den Zuchthausmauern.»

Hier tun wir einen sehr tiefen Blick in die Grube, aus der die nationalsozialistische Partei hervorwuchs. Die Waffen, die die «ritterlichen» Offiziere der interalliierten Militärkommission dem Hauptmann Röhm stillschweigend und augenzwinkernd liessen, waren natürlich nicht mehr für den äusseren Krieg bestimmt; dafür waren sie zu wenig, bereits zu veraltet, mit jedem Jahr überholter und viel zu sehr der Gefahr des Verderbens ausgesetzt. Nein, Kriegswaffen hätten diese Ententeoffiziere dem deutschen Gegner sicher nicht gelassen. Es waren Waffen gegen den «inneren Feind»; für den Bürgerkrieg, den Röhm vorbereitete.

Sein Grundsatz war nämlich:

«Ich teile die Menschen in zwei Klassen ein, in solche, die Putsche machen, und in solche, die keine Putsche machen, d.h. auf Deutsch in Kerle und – sagen wir, um nicht das naheliegende Gegenwort zu gebrauchen, in solche, die keine Kerle sind. Es kann nicht gelegnet werden, dass die letztere Gattung überwiegt.»

Die «Brechung der Zinsknechtschaft».

Eine dritte Figur aus diesem Kreise war der Ingenieur Gottfried Feder aus Bamberg, der Typ des verunglückten Erfinders und Pläneschmieds. Er hatte vor dem Krieg ein sogenanntes Betonschiff konstruiert, das in einem Mainhafen langsam zum Wrack wurde; im Krieg kam er dann auf die Idee, Deutschland müsse seine Kriegsschulden durch einen grossen Staatsbankrott loswerden, und richtete an die bayrische Regierung eine Denkschrift, die hof-

lich abgelehnt wurde. Dann entdeckte er, vielleicht in dem Programm der schon seit Jahrzehnten bestehenden nationalsozialistischen Partei Österreichs, eine grobschlächtige und volkstümliche Darstellung des Unterschiedes zwischen dem sogenannten produktiven oder Industriekapital und dem lediglich zinsfressenden Bankkapital; oder wie Feder sich ausdrückte, zwischen dem schaffenden und dem raffenden Kapital. Es fiel ihm auf, dass Karl Marx und seine Schüler vor allem das Industriekapital als Quelle der Ausbeutung angegriffen, dagegen das Finanzkapital fast nicht beachtet hätten; warum wohl? Feder hat eine unheimlich einfache Erklärung für diese übrigens falsche Feststellung: das Industriekapital sei in Händen von Christen, das Finanzkapital in denen von Juden; Karl Marx war auch Jude – also.

Die Formel vom «raffenden Kapital» wurde schnell volkstümlich dank dem merkwürdigen Zufall, dass ein jüdischer Redakteur damals in der «Berliner Illustrierten Zeitung» den allgemein verhassten Typ des Schiebers und Kriegsgewinners mit den schlechten Manieren und der angeschminkten Zehntelbildung als «Herrn Raffke» abkonterfeite. So wurde der Begriff des Raffers und des Raffens den Massen lebendig. Es war die gleiche Zeit, in der viele für den Begründer des Bolschewismus einen gewissen Bolschew hielten, dessen Wahlspruch war: «Alles muss kaputt gemacht werden,» während Hitler die deutschfeindlichen englischen Zeitungskönige Lord Northcliffe und Lord Rothermere ahnungslos für Juden erklärte. Der Jude Raffke, der Jude Rothermere und der Jude Bolschew stürzten sich auf die arischen Völker, vorab auf das Wertvollste, das deutsche, um es zu vernichten; der erste legte es in die Fesseln des Finanzkapitals, der zweite hetzte die ahnungslosen Völker der ganzen Erde gegen Deutschland, und der dritte wühlte die proletarischen Massen gegen die arischen Staaten auf. «Der Jude hat von dem Sieg Frankreichs über Deutschland allein Vorteil gehabt» und «Während der Syndikus Moses Kohn den Nacken seiner Direktoren gegen die Forderungen der Arbeiter steift, hetzt sein Bruder Isaak Kohn diese Arbeiter im Fabrikhof auf – damit sie desto sicherer in die goldenen Fesseln der *Zinsknechtschaft* fallen» – so Hitler.

Die «Zinsknechtschaft» und ihre Brechung war Feders Zauberformel. Alle Ausbeutung in der Wirtschaft kam vom Zins. In ihrem ganzen wirtschaftlichen Unverstand wirkte diese Lehre bezaubernd auf viele kleine Leute, die mit ein bisschen fremdem Kapital arbeiteten: Hausbesitzer, Geschäftsinhaber, Gastwirte, Bauern.

Feder sucht Anschluss bei den Offizieren der Freikorps und damit der Reichswehr, die sich bisher um Volkswirtschaft kaum kümmerten, ihre Bedeutung aber nunmehr, wo sie sich mit den sozialistischen Forderungen der

Arbeiterschaft und den Reparationsforderungen der Alliierten auseinandersetzen sollen, langsam ahnen. Sie wollen sich die Zusammenhänge nicht erarbeiten, sondern sie blendend erklärt haben – Aktivist und Spiesser begegnen sich im Zeichen der Halbbildung.

6. Der Klassenkampf der Intellektuellen

Hitlers dunkler Beruf.

Aus dem Gewimmel dieser Soldaten, Bohemiens und Halbproleten, aus diesem Abfall aller Gesellschaftsklassen taucht vage und bescheiden die Gestalt Adolf Hitlers auf.

Im Lazarett von Pasewalk war er uns verloren gegangen, ein blinder unbekannter Soldat, den innere Stimmen quälten. Früher als die Kameraden von der Front ist er wieder in der bayrischen Heimat. Heimat? Weder Eltern noch Geschwister, weder Braut noch Freund erwarten ihn. Die Schwestern in Wien wissen nicht einmal, ob er noch lebt. Und doch ist dieses München, das einst dem von Wien Flüchtenden so warm und herrlich erschienen war, in dessen Bierstuben er seine spärlichen Freundschaften geschlossen hat, die Stadt, nach der er heim verlangt. Schon ist er so etwas wie ein Landsknecht geworden; da ihn kein häuslicher Herd empfängt, ersetzt ihm das Ersatzbataillon seines Regimentes in dem oberbayrischen Städtchen Traunstein Haus und Hof, Weib und Kind. Hier verbringt er die Wintermonate zusammen mit einem Freunde, einem gewissen Schmiedt.

In München tritt er während der Räterepublik bei seinen Kameraden für die sozialdemokratische Regierung ein und nimmt überhaupt in den erregten Diskussionen für die Sozialdemokratie und gegen die Kommunisten Partei. Darauf soll er verhaftet werden; er hält sich jedoch, wie er erzählt, das dreiköpfige Haftkommando mit dem Karabiner vom Leib. Nach dem Sturz der Räteregierung dringt eine «weisse» Truppe in die Kaserne ein, wo Hitler mit einer «wilden roten Rotte» (so drückt sich der Gewährsmann aus) in scheinbarer Eintracht lebt. Von den «Roten» wird jeder zehnte Mann an die Wand gestellt, Hitler jedoch von vornherein ausgenommen (Bericht eines Augenzeugen). Welche Rolle hat er bei dem grauenhaften Vorgang gespielt? In seiner Autobiographie geht er mit ein paar verlegenen Zeilen darüber hinweg:

«Wenige Tage nach der Befreiung Münchens wurde ich zur Untersuchungskommission über die Revolutionsvorgänge beim zweiten Infanterieregiment kommandiert. Dies war meine erste mehr oder weniger politische aktive Tätigkeit.»

Sehr knapp und nichtssagend. Etwas gesprächiger ist der Schriftsteller Adolf-Viktor von Koerber, der 1923 im Auftrag Hitlers eine biographische Skizze über ihn geschrieben hat:

«Zur Untersuchungskommission kommandiert, bringen seine Anklageschriften rücksichtslos Klarheit in die unsagbare Schändlichkeit militärischer Verrätereien der Judendiktatur der Rätezeit Münchens.»

Anklageschriften? Hat dieser Gefreite eine juristische Aufgabe, ist er Staatsanwalt bei den Militärgerichten? Nein. Sondern er gehört zum sogenannten Nachrichtendienst, was ein sympathischerer Ausdruck für Spionage jeder Art ist. Damals handelte es sich vor allem um politische Nachrichten, worunter man nicht grosse Politik verstehen muss, sondern das Aufstöbern von ehemaligen Anhängern der Räteregierung, die an die Wand gestellt werden sollten. Das war Adolf Hitlers Geschäft. Jetzt wissen wir also, was er während der Münchener Rätezeit war: Spitzel und Henker seiner Kameraden.

Grauen vor diesem Geschäft scheint er nicht zu kennen: «Ehe nicht die Laternenpfähle voll hängen, eher gibt es keine Ruhe im Land», sagt er öfters.

Wer das unglückliche Leben dieses Einsamen kennt, der weiss, warum Hass und Verfolgungswut seine ersten politischen Schritte leiten. Er hat etwas gegen die Welt auf dem Herzen und lässt es an Schuldig und Unschuldig aus.

In seiner Stimme krächzt, in seinem Gang federt, in seinen Gebärden schneidet der Hass; das spürt jeder, der ihn je sah.

Der «Illusionsbürger».

Die grosse Sache der Stunde ist die Gegenrevolution. Die Revolution, vom Volke mit einem Gemisch von Furcht und Hoffnung mehr empfangen als gemacht, hat sich weder als grosser Segen noch als grosser Schrecken erwiesen; sie hat eine grosse seelische Leere hinterlassen, die jetzt die enttäuschten Gefühle stürmisch zurücksaugt. Aber was ist eigentlich Gegenrevolution?

Jedenfalls nicht Reaktion schlechtweg.

Gewiss: die Grossindustriellen haben ihre Fabriken und ihre Villen auf den Hügeln an der Ruhr behalten, alte und neue Bankiers machen an der Börse grade jetzt irrsinnige Geschäfte, die Junker im preussischen Osten sitzen fest auf ihren Gütern, füttern die Freikorpsleute und verstecken die Maschinengewehre, und die deutsche Republik bezahlt mehr Generäle als

das ganze britische Weltreich. Aber wenn auch die Oberfläche gleichgeblieben ist, so kann sich doch die Strömung geändert haben.

Ein kommunistischer deutscher Schriftsteller hat kurz vor Hitlers Machtantritt ein Buch geschrieben mit dem Titel «Der Kaiser ging, die Generäle blieben». Das trifft die Situation nicht. Nicht die Generäle sprachen nach der Revolution das entscheidende Wort, sondern energische Hauptleute, Majore oder allenfalls Oberstleutnants, die die militärischen Stäbe tatsächlich dirigierten, von der Republik ein schmales Gehalt bekamen, in der dezimierten Armee keine Aussicht auf Avancement mehr hatten und nur bei einem nochmaligen Umsturz gewinnen konnten; im Übrigen jung genug, um nicht grade an den versunkenen politischen Verhältnissen der Vorkriegszeit zu hängen. Vom Klassenkampf der Intellektuellen, der der Zeit das Gepräge gibt, war schon die Rede; in Deutschland ist einer seiner wichtigsten Teilabschnitte der Klassenkampf der Offiziere.

Dieser Klassenkampf der Offiziere richtete sich naturgemäss gegen die Republik, die mit der Annahme des Friedensvertrages und der daraus folgenden Verkleinerung der Reichswehr auf hunderttausend Mann für die Verstopfung der Offizierslaufbahn der nächste Verantwortliche war. Die Generäle, die in übermässiger Zahl beibehalten wurden oder ihre Pensionen bekamen, konnten sich viel leichter abfinden.

Sie konnten sich ebenso mit der Republik abfinden wie die Grossindustrie, die die verschiedenen Putsche nicht begünstigt und auch den Nationalsozialismus in ihrer Mehrzahl nicht gefördert hat – wie noch darzutun sein wird.

Ebensowenig wie die Industrie kann sich die Hochfinanz beklagen. Zwar haben in diesem Staat, in dem die Sozialdemokratie nunmehr regierungsfähige Partei ist, die Gewerkschaften Einfluss gewonnen; die Löhne sind gestiegen, die Arbeitszeit ist gesunken, und dies drückt auf die Profitrate. Aber dafür entschädigt lange Jahre das grandiose Geschäft des deutschen Wiederaufbaus nach den Zerstörungen des Krieges; die ungeheure Rationalisierung der gewerblichen Betriebe mit ihren Neuanschaffungen an Material und Maschinen. Die gewaltige Bautätigkeit der Gemeinden, die neuen Wohnhäuser, Sportplätze und öffentlichen Gebäude und die damit verbundenen riesigen Anleihetransaktionen (zumeist aus dem Ausland) geben den Fabriken wie den Banken glänzend zu verdienen. In der Inflation werden Industrie, Hausbesitz und Privatversicherung ihre Schulden los.

Den gleichen Vorteil hat die Landwirtschaft, deren Weg sich aber später von dem der übrigen Wirtschaft trennt. Der Sturz der Agrarpreise bringt die deutsche Landwirtschaft nach 1926, zu einer Zeit, als die übrige Wirtschaft

noch prosperiert, in Not, zumal da sie sich leichtsinnig mit neuen Schulden nach der Inflation beladen hat. Namentlich die grossen Grundbesitzer des Ostens, deren Hauptprodukte Roggen und Kartoffeln sind, leiden unter der Konkurrenz des amerikanischen Weizens, der beliebter und billiger ist als der preussische Roggen. Sie fordern einen irrsinnigen Zollschutz, gegen den die Industrie sich wehrt, weil er die Lebenshaltung verteuert und dadurch die Löhne höher treibt; so entsteht langsam ein Gegensatz, eine politische «Scherre», zwischen Industrie und Grosslandwirtschaft, und während die «Schlotbarone» die Republik noch stützen, suchen die «Kartoffelbarone» sie bereits zu sprengen.

Ganz anders aber war das Schicksal der breiten Bürgerschicht, jener materiell vollkommen abhängigen, praktisch proletarisierten «Illusionsbürger», die infolge ihrer geradezu schöpferischen Begabung zur Illusion die Träger der öffentlichen Meinung in der modernen Gesellschaft sind. Sie verloren in der Inflation von 1923 ihr Vermögen oder grosse Teile davon und in der Krise von 1930 ihre Geschäfte und ihre Berufsaussichten. In dieser zweiten Periode war ihr Schicksalsgenosse ein grosser Teil des Proletariats, nämlich die Erwerbslosen – kein Wunder, dass die alten trennenden Klassenvorstellungen oder wenigstens die aus ihnen gezogenen politischen Folgerungen diesen vom gleichen Unheil Betroffenen verloren gingen! Die geistige Führung aber übernahm seitdem die Schicht mit der grösseren Illusionskraft: das Kleinbürgertum.

Dieser kurze Vorausblick auf das kommende Jahrzehnt zeigt die Zeit in einer ungestümen Bewegung, die eine platte Wiederherstellung des Gewesenen ganz unmöglich macht. Freilich können die meisten Menschen, die gegen die Republik sind, als ihren Gegensatz sich nur die Monarchie vorstellen, und «Früher war's besser» lautete die volkstümliche Kritik am Gegenwärtigen. Aber ein gestaltender Politiker musste weiter sehen, das Neue erkennen und sich mit ihm verbinden.

Das Neue, was ist es?

Wir werden ihm in der Geschichte Hitlers auf Schritt und Tritt begegnen, oft verzerrt und für dunkle Zwecke zurechtgemacht, aber stets als Mittel an wichtigster Stelle.

Der königlich bayrische Hauptmann Röhm schrieb, wegen Hochverrats im Gefängnis, sich dies vom Herzen: «Nicht die Rückkehr zum Alten, nicht die Reaktion, nicht die verbrauchten Exzellenzen und Generäle können uns retten: helfen können uns nur die Tatmenschen aus allen Kreisen, hauptsächlich die Jungen... Das neue Deutschland wird nicht von Geheimräten und Exzellenzen gezimmert werden. Daran werden sich auch die bürgerlichen Spiesser gewöhnen müssen.» Ein andermal sagt er: «Der Krieg, in dem der

geringste der Söhne Deutschlands mit mir das gleiche Schicksal teilte, mit mir Schulter an Schulter im Kampf stand und dem Tod ins Auge blickte, hat die Schranken, die die bürgerliche Gesellschaftsordnung zwischen ihm und mir einst aufgerichtet hatte, für immer niedergedrückt.»

So bürgerfeindlich denkt einer der schneidigsten und erfolgreichsten jungen Reichswehroffiziere. Wie denkt Hitler?

Der «jüdische Marxismus».

Hitler berichtet von sich, dass er als junger Mensch den damaligen Führer der österreichischen Antisemiten, den Wiener Bürgermeister Dr. Karl Lueger, «reaktionär» gefunden habe. Zwei Jahre habe er gebraucht, um sich innerlich zum Antisemiten zu bekehren; fünfzehn Jahre später ist das Weltbild so fertig, um – ein Beispiel ausserordentlicher geistiger Konzentrationskraft – in einem einzigen Satz vollkommen ausgeschöpft zu werden:

«Die jüdische Lehre des Marxismus lehnt das aristokratische Prinzip der Natur ab und setzt an Stelle des ewigen Vorrechtes der Kraft und Stärke die Masse der Zahl und ihr totes Gewicht» (Mein Kampf, S. 69).

In diesen glänzend formulierten einunddreissig Worten ist schlechthin alles gesagt, was Hitler zu sagen hat:

In der Natur haben Kraft und Stärke das Vorrecht; dies ist ein aristokratisches Prinzip, d.h. die Auslese nach Kraft und Stärke bedeutet die Auslese der Besten.

Dieses Naturprinzip hat auch das Prinzip der gesellschaftlichen Auslese zu sein.

Es gibt auch ein anderes gesellschaftliches Ausleseprinzip, nämlich das nach der «Masse der Zahl», d.h. Herrschaft der Mehrheit oder Demokratie.

Dies ist aber ein Prinzip des «toten Gewichts», d.h. es zeugt nicht neues Leben und ist deshalb unnatürlich.

Die Verkörperung dieses Prinzips in Gesellschaftslehre und Politik ist der Marxismus.

Der Marxismus ist jüdisch. Das bedeutet: die naturfeindliche Gesellschaftslehre ist Erzeugnis und Eigentum einer bestimmten Rasse, die diese Lehre erfunden hat, um damit andere Rassen von ihrem natürlichen Wege abzubringen, dadurch zu schwächen und sich schliesslich zu unterwerfen.

Hitler erläutert das: «Sie (d.h. die Lehre des Marxismus) leugnet so im

Menschen den Wert der Person, bestreitet die Bedeutung von Volkstum und Rasse und entzieht der Menschheit damit die Voraussetzung ihres Bestehens und ihrer Kultur... Siegt der Jude mit Hilfe seines marxistischen Glaubensbekenntnisses über die Völker dieser Welt, dann wird seine Krone der Totenkrone der Menschheit sein, dann wird dieser Planet wieder wie einst vor Jahrmillionen menschenleer durch den Äther ziehen.»

Diese grausige Fernsicht in die Jahrtausende macht das Ganze ein bisschen unseriös. So fanatisch Hitler gewiss von der Wahrheit seiner Einsichten überzeugt ist, so gewiss werden viele Leser nicht umhinkönnen, folgende Überlegungen anzustellen:

Das «Vorrecht der Kraft und Stärke» in der Natur ist noch nicht erwiesenermassen ein «aristokratisches» Prinzip, denn es führt zwar zur Auslese der Lebensfähigsten, aber nicht der «Besten», die es in der nicht zweckbestimmten Natur auch gar nicht gibt, sondern nur dort, wo ein Zweck gesetzt ist, also z.B. in der Gesellschaft.

Wenn das Vorrecht von Kraft und Stärke auch Ausleseprinzip der Gesellschaft sein soll, so kehrt man zweckmässiger zur Sitte des Faustrechts zurück und am besten zur Menschenfresserei.

Die Auslese nach der «Masse der Zahl» bedeutet, dass die Vorteile und Güter der Gesellschaft möglichst gleichmässig allen oder zum mindesten einer möglichst grossen Zahl zugute kommen sollen. Wer das nicht wünscht, täte besser, es ganz deutlich zu sagen.

Zweifellos ist der Marxismus eine Lehre vom Glück der Masse, aber das hat ihn nicht gehindert, eine sorgfältige und zweckmässige Auslese seiner Funktionäre zu treffen und ihnen hohe Leistungen und Opfer zuzumuten.

Wer den Marxismus wegen der Person seines einen Begründers Karl Marx schlechtweg jüdisch nennt, unterschlägt die nicht unwesentliche Tatsache, dass die philosophischen Grundlehren des Marxismus von dem Nichtjuden Ludwig Feuerbach stammen, die meistgebrauchten Formulierungen von dem Nichtjuden Friedrich Engels und dass sie ihre moderne theoretische und praktische Weiterbildung von den Nichtjuden Plechanow und Lenin erhalten haben. Im Übrigen war Karl Marx selbst Antisemit, d.h. Gegner des bürgerlichen Judentums; umgekehrt sind die weitaus meisten Juden Antimarxisten.

Aber wir wollen ja nicht wissen, ob Hitler recht oder unrecht hat, sondern wie er zu seinen Ideen kam und was er mit ihnen erreichte.

Die Entwicklung des Antisemitismus vom Gesellschaftsspiel zum Massenwahn.

Die antisemitische Bewegung hat vor dem Kriege in Deutschland politisch nichts bedeutet. Das Gefühl des Abstandes zwischen Juden und Nichtjuden, auf beiden Seiten gleich gross und bei den Juden ebenso ursprünglich wie bei der christlichen Umwelt, wuchs nur stellenweise und gelegentlich zu offener Feindschaft aus; keine Gesellschaftsschicht hatte als Ganzes schroffe Rassenvorurteile, dagegen gab es deutliche und präzise, meist mit Takt eingehaltene Vorbehalte gegenüber dem jüdischen Religionsbekenntnis. Dem ungetauften Nichtarier war die Laufbahn des Offiziers und Beamten verschlossen; umso freudiger und huldvoller förderten die Hohenzollern und die meisten kleineren Fürsten den Übertritt gesellschaftlich hervorragender Juden zum Christentum. Die unentwegten Konservativen nannten Wilhelm II. geradezu den Judenkaiser, und das jüdische Bürgertum war überwiegend dynastisch und obrigkeitstreu; in seiner Mehrzahl hat das deutsche Judentum die Revolution von 1918 heftig abgelehnt, so z.B. sein glänzendster politischer Kopf Walther Rathenau, der später als Minister von unverständlichen Fanatikern ermordet wurde. Albert Ballin, Schöpfer der Hamburg-Amerika-Linie, eine Art persönlicher Freund Wilhelms II., beging am Tage der Revolution Selbstmord. Das sind Tatsachen, die von der nationalsozialistischen Geschichtslegende verschwiegen werden. Richtig ist freilich, dass den Arbeiterparteien die bürgerliche Intelligenz christlichen Bekenntnisses nur spärlich zur Verfügung stand, und dass sie sich daher gezwungenermassen an Stellen, die Vorbildung erforderten, vielfach jüdischer Intellektueller bedienen mussten, die übrigens auch meist Aussenseiter ihres bürgerlich-jüdischen Milieus waren.

Angesichts der milden Reserve, die das kaiserliche Deutschland gegen die Juden beobachtete, hatten alle Versuche zur Gründung antisemitischer Bewegungen auf die Dauer kein deutliches Objekt und keinen Widerhall; der ehemalige Hofprediger Adolf Stöcker in den neunziger Jahren, der bereits seine antisemitische Bewegung auf die Arbeiterschaft gründen und ganz wie Hitler mit ihr der Sozialdemokratie entgentreten wollte, scheiterte schliesslich ebenso wie der hessische Bauernagitator Böckel, der mit seiner judenfeindlichen Bewegung ein paar Jahre lang das Land Oberhessen beherrschte und zuletzt als stiller Angestellter starb.

Nach dem Kriege ist das mit einem Schlage anders. Der Antisemitismus ist sofort eine Massenbewegung, schon vor Hitler. Der preussische Kriegsminister General von Wrisberg veröffentlicht eine falsche Statistik, die beweisen

soll, dass die deutschen Juden im Weltkrieg nicht ebensoviel Opfer gebracht hätten wie die andern Bevölkerungsschichten; geantwortet wird mit dem Nachweis, dass die deutschen Fürstenhäuser einen einzigen Prinzen verloren haben und gewisse feudale Regimenter auffallend geschont worden sind. Überall entstehen antisemitische Vereine, z.B. der das ganze Reich umspannende mächtige «Deutsch-Völkische Schutz- und Trutzbund»; als geistiger Schutzpatron der antisemitischen Bewegung tritt rasch General Ludendorff hervor, der tatsächliche Führer des Reiches während der beiden letzten Jahre des Weltkrieges und der militärisch Schuldige an der deutschen Niederlage. Ludendorff, der aus Furcht vor der militärischen Katastrophe an der Westfront die Reichsregierung wider deren bessere politische Überzeugung zu einer überstürzten Bitte um Waffenstillstand zwingt, hat die Stirn, später das Märchen von dem angeblichen Dolchstoss der Heimat in den Rücken der erfolgreichen Front in Umlauf zu setzen; sein tatsächlicher Untergebener, nominell aber sein Chef und Hauptverantwortlicher, der Feldmarschall von Hindenburg, übernimmt es, das Wort vor dem Untersuchungsausschuss des Reichstages hinauszuschmettern und damit geflügelt zu machen. Gemeint ist natürlich, dass jüdische Hand den Dolch geführt habe. Seit 1920 wohnt Ludendorff in Ludwigshöhe bei München, tritt damit in persönliche Berührung mit der bayrischen Gegenrevolution und mit den Münchner Antisemiten, deren hervorragendste Gruppe bald die Nationalsozialisten sein werden.

Alldeutsche und Vaterlandspartei.

Im Augenblick, als Hitler auftritt, ist bereits von andern der Beweis geliefert worden, dass, ebenso wie die Arbeiterschaft, auch das Bürgertum zu einer riesigen Massenorganisation zusammengefasst werden kann. Mitten im Weltkrieg, im Jahr 1917, haben sich konservative und liberale Politiker unter Führung des Admirals von Tirpitz, gestützt von der Industrie, zusammengetan und eine «Vaterlandspartei» gegründet, die unter scheinbarem Verzicht auf innerpolitische Ziele die Nation zur nochmaligen Kraftanstrengung aufrufen und ein grosses Programm von Landeroberungen für den Friedensschluss vorbereiten sollte. Die Vaterlandspartei war natürlich in Wahrheit eine Gegenbewegung gegen die pazifistische Sozialdemokratie und den sich ankündigenden Umsturz; sie erreichte weit über eine Million Mitglieder. In der Führung der Vaterlandspartei fanden sich mit den Junkern liberale Bürgerliche zusammen, die dann den Weg zu den alten demokrati-

schen Überzeugungen nicht mehr zurückfanden und unter dem Einfluss des Nationalismus endgültig auf die konservative und vielleicht später auf die antisemitische Seite getrieben wurden. Vor allem aber zeichnete die Vaterlandspartei sich durch einen grossen Prozentsatz von Intellektuellen, Professoren, Schriftstellern, Künstlern, Journalisten aus; das waren nicht mehr die altgewohnten Berufspolitiker aus dem Reichstag, sondern hier fand plötzlich in der politischen Führungsschicht des deutschen Bürgertums ein Generationswechsel in grosser Breite statt. Diese neuen Männer haben dann ihren Weg in die bürgerlichen Rechtsparteien gemacht und ihnen einen gewissen Schwung gegeben, bis abermals eine neue Generation durch die nationalsozialistische Bewegung sich ihren Weg nach vorn bricht. Jedenfalls hat die von der Vaterlandspartei eingeleitete personelle Erneuerung der Rechten dieser einen Vorsprung vor der Sozialdemokratie gegeben, deren Führer, von keiner Palastrevolution bedroht, unerschütterlich bis zur Altersgrenze dienten und so allmählich die ältesten Männer im politischen Leben Deutschlands wurden.

Kurz vor dem Zusammenbruch der deutschen Sozialdemokratie im Jahre 1933 stellte das Mitglied des Partei Vorstandes, Dittmann, in einem Zeitungsartikel ganz gerührt fest, dass die sozialdemokratische Reichstagsfraktion im Durchschnitt die ältesten Mitglieder des Reichstages habe; er hielt das für etwas Gutes.

Die Vaterlandspartei war nicht aus dem Nichts entsprungen. Sie war die Verkörperung des Dranges nach Weltherrschaft im deutschen Bürgertum; dieser Drang hatte sich bereits in den neunziger Jahren als scharfes Instrument den Alldeutschen Verband geschaffen, der unter Führung des Justizrats Heinrich Class aus Mainz eine einflussreiche Schicht der deutschen Intellektuellen sammelte, von Teilen der Industrie unterstützt wurde und sogar den Kaiser wegen seines angeblich zu grossen Pazifismus bekämpfte. Ein geistiger Vertreter dieser Richtung war der jüdische Journalist Maximilian Harden. Man kann den Geist des Nationalsozialismus nicht mit dem Geist des Alldeutschen Verbandes gleichsetzen; ein Menschenalter Abstand, indem eine Welt zugrunde ging, hat zu viele Voraussetzungen auf den Kopf gestellt; die Ideen und Zielrichtungen haben sich teilweise entscheidend geändert – man braucht nur die veränderte Stellung zu England zu betrachten. Aber die seelische Haltung und die Herkunft des geistigen Stroms sind einander noch so ähnlich, dass man sagen kann: der Drang des deutschen Bürgertums nach der Pairwürde einer eigenen, imperialistischen und dabei nichtdynastischen Aussenpolitik hat im Alldeutschen Verband mit der Aktion begonnen, in der Vaterlandspartei zur Bewegung geführt und ist im Nationalsozialismus Geschichte geworden.

In der deutschen Niederlage und der Revolution geht die Vaterlandspartei unter. Aber ihr Geist lebt weiter. In München hat sich ihr ein kleiner Verein angeschlossen, ein «Freier Arbeiterausschuss für einen guten Frieden» d.h. einen Frieden mit möglichst vielen Eroberungen. Der Gründer dieses Ausschusses war Anton Drexler. Nach dem Kriege wandelte er ihn zusammen mit Karl Harrer in die «Deutsche Arbeiterpartei» um.

Die politische Organisierbarkeit des deutschen Bürgertums war eine der wichtigsten Erkenntnisse, die der Weltkrieg hinterlassen hatte. Zugleich war klargestellt, dass diese Organisation nicht klassenmässig erfolgen könne; eine sich ausdrücklich so nennende Bürgerpartei, die ausgesprochen bürgerliche Klasseninteressen im Gegensatz zu den Arbeiterinteressen vertreten hätte, konnte keinen Erfolg haben. Es sind zwar in den vierzehn Jahren der deutschen Republik genug derartige Versuche gemacht worden, bald unter dem Namen Bürgerrat, bald Wirtschaftspartei; sie hatten ebensowenig Erfolg wie die Bauern- und Landwirtparteien. Die Ursache ist nicht ohne Weiteres von der Oberfläche abzulesen: sie liegt beim Intellektuellen, der seinen Halt in der bürgerlichen Wirtschaft und damit das unbedingte Interesse an ihr verliert; der zwar eine privilegierte Stellung in der Gesellschaft fordert, aber den bisherigen Weg des friedlichen bürgerlichen Aufstiegs immer mehr als ungangbar erkennt.

Das Privileg der Rasse.

Der Klassenkampf der Intellektuellen bedarf eines neuen Ideals. Der Intellektuelle aber ist der neue Typ, in den das alte Bürgertum sich allmählich verwandelt. Die Zahl der Studenten, Akademiker aller Grade, Akademiker in freien und abhängigen Berufen verdoppelt sich gegenüber der Vorkriegszeit und hat zeitweise die Tendenz, sich zu verdreifachen; dazu kommt die Hörschraubung der Ansprüche in den andern Ausbildungszweigen, die Annäherung der gewerblichen Schulen, der künstlerischen Ausbildungsstätten, der Lehrerbildungsanstalten an die Universitäten in Lehrform und Lehrinhalt; ja, man darf auch nicht die gesteigerten Voraussetzungen an Allgemeinbildung vergessen, die heute an den gehobenen Facharbeiter gestellt werden und diesen in Denkweise und sozialer Selbsteinschätzung dem akademischen Intellektuellen näherrücken, ihn meist aus dem Proletariat geistig und gefühlsmässig herausheben und einer andern Schicht zuführen. Dem Bürgertum? Man sagt oft so, aber in Wahrheit entsteht hier ein neuer Typ aus der

Intellektualisierung des Bürgertums, eben der moderne Intellektuelle, keineswegs freischwebend, sondern zielbewusst nach einem neuen Standort suchend, und zwar möglichst weit oben.

«Im völkischen deutschen Studenten verkörpern sich,» sagt Hitler 1921, «diejenigen Energien, die das einzige wertvolle Kampfmittel gegen das Judentum sind.»

In Wahrheit verkörpert sich im deutschen Studenten oder besser Intellektuellen jene blind um sich beissende Energie, die das Alte nicht mehr will und zum Neuen nicht den Mut hat.

Dieser Intellektuelle hat tatsächlich den Weltkrieg geführt, um den Siegerungen und die Niederlage erlitten. Nicht der Kaiser, nicht der adlige Offizier, auch nicht der schwerverdienende Kriegslieferant, sondern der deutsche Reserveoberleutnant, im Zivilberuf Lehrer, Kaufmann oder Postdirektor, ist der gestaltende Typ dieser Zerstörung, und der bürgerliche General Ludendorff sein oberster Kriegsherr. Ludendorff hat während des Krieges die Erhebung in den Adelsstand, die der Kaiser ihm zudachte, brüsk abgelehnt.

Dieser Intellektuelle hätte die Revolution hingenommen, wenn sie ein vollwertiger Ersatz für den Sieg gewesen wäre; wenn sie an den Abschluss des vierjährigen Ringens eine neue Leistung gesetzt hätte. Er wäre einer echten revolutionären Energie zwar nicht begeistert gefolgt, aber er hätte ihr schweigend gehorcht; hat doch kein Offizier, kein Beamter am Tage der Revolution auch nur passive Resistenz, geschweige denn Widerstand gewagt. Die Männer der Revolution aber taten das Törichteste, was möglich war; statt erst den Staat in ihrem Sinne zu reorganisieren und dann das Volk zur demokratischen Abgabe seines Urteils über das Geleistete aufzurufen, taten sie nichts, sondern liessen eine Nationalversammlung wählen, ohne dem Wähler ein Programm zu geben. Da wurde klar, dass die Männer der Revolution kein Ziel hatten, und der Intellektuelle im Offiziersrock und im Fabrikkontor nahm ihnen die Entscheidung wieder aus der Hand.

Mit diesem Versagen erlosch der politische Nimbus der deutschen Arbeiterschaft. Das Bürgertum verlor seine jahrzehntelange Angst vor ihr; sein neuer Führer, der Intellektuelle, begann sich der bisher wegen ihrer Organisationskunst viel bewunderten Arbeiterschaft politisch überlegen zu fühlen.

Es ist ein seiner alten, bürgerlichen Klasse entfremdeter Typ; nicht einfach über Bord gegangen, sondern im Schiffbruch einer ganzen Schicht selbständig geworden. Seine Moral ist brüchig wie die aller Deklassierten, und er wird allmählich den Abfall aller Klassen um sich sammeln. Aber das ist ein späteres Kapitel.

Was wird Hitler diesem nunmehr ausschlaggebenden Typ sagen?

Erstens dies: Gräme dich nicht über die Niederlage im Weltkrieg. Du hast den Weltkrieg nicht verloren, sondern du hast ihn eigentlich gewonnen. Dein Unglück war, dass du das winzige Gift im eigenen Körper nicht erkannt hast, die Laus im Pelz, den tückischen Zwerg, der dich Ahnungslosen im Augenblick des Sieges über den ebenbürtigen Gegner mit der teuflischen List des Minderwertigen zu Fall brachte. Du hast dem Engländer standgehalten den Russen zerschmettert und den Franzosen geschlagen, aber den winzigen Juden übersehen. Das war nicht fair play. Befreie dich vom Juden, und das nächstmal wirst du siegen.

Zweitens sagt er: Wenn du dein Vermögen verloren hast, deine Laufbahn versperrt siehst, als Akademiker das Leben eines Proletariers führen musst, so lass nicht den Kopf hängen, sondern kämpfe für den nationalsozialistischen Staat, in dem all dies besser sein wird. Denn der nationalsozialistische Staat verteilt Führerstellen nicht nach Geburt, Besitz und bürgerlicher Stellung, sondern nach persönlichem Wert; dieser Wert wird heute unter Beweis gestellt durch rücksichtslosen Kampf für die Bewegung, und dieser Bewertungsmaßstab ist deshalb berechtigt, weil die rücksichtslosesten Kämpfer im Allgemeinen die wertvollste Rasse haben, deren Erhaltung und Fortpflanzung der kommende Rassestaat naturgemäss begünstigen wird. Wer von wertvoller Rasse ist, hat ein adelsähnliches Privileg, nicht um seiner Person, sondern um seines Rassetypus willen, der in möglichst zahlreichen Exemplaren vererbt werden soll. Kampf, Selbsteinsatz, Treue zur Idee und zum Führer sind im Zweifel Kennzeichen der arischen Rasse, der wertvollsten der Welt, die nicht nur in Deutschland, sondern in allen europäischen Ländern wieder zur Vorherrschaft kommen und die «niederrassigen» Bestandteile zurückdrängen, in ungünstigere Lebensbedingungen versetzen und damit schliesslich zum Aussterben bringen muss – wenn nötig, durch Eroberung und Ausrottung. Die gefährlichste dieser niedern Rassen aber, die überall eindringt und zersetzt, ist die jüdische.

Die Brüchigkeit dieser Lehre ist leicht nachzuweisen. Sie setzt die Existenz einer sogenannten arischen Rasse voraus, die der ernsten Wissenschaft unbekannt ist. Sie predigt ferner das Heil durch Rückkehr zu einem möglichst reinen sogenannten germanischen Rassetypus; der Staat soll eine künstliche Zuchtwahl vornehmen und dafür sorgen, dass möglichst «reinerassige» Paare heiraten. Tatsächlich sind alle hochstehenden modernen Völker aus sehr gründlicher Mischung vieler Stämme hervorgegangen, auch die Deutschen, und überall hat die mittelmeerische Rasse, die regelmässig die Trägerin der älteren Kultur gegenüber nordischer Barbarei und Faulheit war,

zu der Mischung Wertvollstes beigetragen. Stämme, die sich bisweilen verhältnismässig rein erhielten, wie die Basken oder die Niedersachsen in Nordwestdeutschland, glänzen meist nicht durch starke schöpferische Leistungen. Es gibt kein Leben ohne Untergang und Wiedergeburt – das gilt auch für die «Rassen».

Aber wiederum kommt es nicht auf den Wahrheitsgehalt der Lehre an, sondern auf die politische Kraft, die sie auslöst.

Es ist die richtige Lehre für die Intellektuellenschicht, die zwei Ideale hat: Privileg und Gehorsam.

Sie verlangt Vorrechte vor andern Schichten der Gesellschaft und erfährt nun, dass diese Vorrechte künftig durch zwei Merkmale erworben werden: Rasse und Parteizugehörigkeit; und dass diese Vorrechte sich im Grunde decken, sich gegenseitig beweisen, rechtfertigen und adeln. Die neue Rasselehre tritt an Stelle des alten Adelsdünkels und macht die Bevorrechtigung des Höherrassigen gewissermassen zu einer Sache des göttlichen Ratschlusses. Hitler hat allen Ernstes behauptet, wenn ein Industrieller einen grossen Konzern aufbaue, so beweise er durch diese Leistung seine höhere Rasse.

Die zweite Sehnsucht dieser Schicht ist der Gehorsam. Sie schreit nach der Diktatur. Dieses selbe Deutschland, das soeben erst unter der Führung des starken Mannes Ludendorff die schwerste Katastrophe seiner Geschichte erlebt hatte, hallt ein Jahr später wider von dem Ruf nach einem neuen starken Mann. So unerwünscht war ihm die Selbstregierung. Der starke Mann sollte möglichst auch ein Fachmann für Wirtschaft, Finanz und Verwaltung sein; der Wunsch nach ideenloser sachlicher Verwaltung verschmilzt mit der Sehnsucht nach Verantwortungslosigkeit allmählich zu dem neuen Führerideal. Ein drittes Element tritt hinzu: das Verlangen breiter Schichten nach einer tiefen moralischen Erneuerung ihres verworrenen, arm gewordenen Lebens; ein Verlangen, das die Kirche, zumal die protestantische, ungenügend befriedigte und das in der Entstehung zahlreicher, mächtiger Sekten und Reformbünde Ausdruck fand.

Einen Massenzulauf, der an die Anfänge der Hitlerbewegung erinnert, hatte in den Jahren 1920/22 der «Anthroposoph» Dr. Rudolf Steiner mit seinem Reformplan der «Dreigliederung des sozialen Organismus»; Mystik, Zeichendeuterei, Lebensreform und soziale Neugestaltung waren hier auf eine für ein breites Publikum sehr angenehme Art zu einem Ganzen verschmolzen; namentlich viele Intellektuelle liefen dem Dr. Steiner zu, der persönlich ein sehr gebildeter Mann war. Etwa seit 1930 hat ein gröberer Prophet namens Weissenberg, der Verstorbene zitiert und Krankheiten mit weissem Käse heilt, in und um Berlin einen Zulauf von Zehntausenden unter einfachen Leuten, gründet im Süden Berlins eine kleine Stadt und agitiert üb-

rigens politisch gegen die Republik;er erklärt, dazu von dem Geist Bismarcks persönlich beauftragt zu sein, und die Zehntausende glauben es. Um die gleiche Zeit nehmen Astrologie und Wahrsagerei überhand; es gibt zahlreiche sogenannte astrologische Zeitungen mit gewaltiger Auflage, die meisten agitieren übrigens für Hitler, indem sie seine Machtergreifung «prophezeien» – wohl bemerkend, dass die Leser grade dies lesen wollen. Die Massenbeschäftigung mit Psychoanalyse und Couésche Autosuggestion ist, in feinerer Form, ein Ausdruck der gleichen Sehnsucht, wie sie in den theosophischen Bünden, bei den ernstesten Bibelforschern, den Mazdaznan- und Yoga-Sekten zum Ausdruck kommt.

Das Wesen dieser Bünde ist, dass der Mensch in ihnen um Gnade, Erleuchtung, Befreiung nicht ringt, sondern sie als Gabe, Lehre, Hilfe erwartet. Der Ruf nach Rettung auf allen Lebensgebieten wird zum Ausdruck verzweiflungsvoller Trägheit, müder Verantwortungslosigkeit. Die alte Hegemonie des Korporalstocks, unter der eine fleissige Nation sich selbständig und oft genug widerspenstig regte, macht dem Gedanken einer suggestiven Diktatur Platz, die das ganze Leben durchdringt und zwingt. Ludendorff tat den ersten, missglückten Ansatz; das bolschewistische Russland wird ein erfolgreiches, öffentlich verlästertes, heimlich (zumal von der Reichswehr) bewundertes Vorbild; das faschistische Italien beweist die Möglichkeit der bürgerlichen Diktatur. An den unbekanntesten Führer der Zukunft ergeht der Ruf des bürgerlichen Intellektuellen:

«Rette und regiere uns!»

*

In der Münchner Universität steht ein Denkmal für die im Weltkrieg gefallenen Studenten. Es ist eine Nachbildung des «Speerträgers» des Polyklet. Darunter stehen die Worte:

«Invictis victi victuri.»

Übersetzt: «Den Unbesiegten setzen dies Denkmal die heute Besiegten, die morgen wieder siegen werden.»

Das Mitglied Nr. 7.

Adolf Hitler bekommt eine Chance. In einem «Bildungskurs» – die Reichswehr sucht durch das Mittel sogenannter Bildung die Soldaten gegen die Republik aufzuhetzen – hält er eine heftige antisemitische Rede. Die Offiziere finden Gefallen an dem jungen Mann. Er darf nun selber bei der Truppe Vorträge halten. Ein Major Giehl begönnt ihn; nächst ihm ein Hauptmann Mayr, der die Nachrichten-Abteilung des Münchener Wehrkreiskommandos leitet. Von hier aus wird auch die Presse mit Artikeln und Notizen bombardiert, die «die Interessen der Wehrmacht gegenüber der Öffentlichkeit vertreten» sollen, in Wirklichkeit natürlich gegen die Reichsregierung schüren. Die beste Feder in dieser Pressestelle führt ein junger Soldat von kaum zwanzig Jahren namens Hermann Esser. Hitler und Esser schliessen Freundschaft.

Der Zufall will es, dass Feder seine Lehre, eingeführt von Offizieren, vor einer Schar Münchener Reichswehrosoldaten vorträgt. Unter den Zuhörern ist Adolf Hitler. Der fühlt sich wie vom Blitz getroffen; Feders Gallimathias erscheint ihm als blendende Wahrheit, die mit einem Schlag die verworrene Weltgeschichte erleuchtet. Während Gottfried Feder noch bei allen Parteien von links bis rechts seine Lehre vom Staatsbankrott und von der Brechung der Zinsknechtschaft erfolglos anbietet, bewegt Adolf Hitler sie tief in seinem Herzen.

Eines Tages drückt ein Offizier Hitler einen Zettel mit einer Adresse in die Hand. In einer winzigen Gastwirtschaft tagt eine sogenannte «Deutsche Arbeiterpartei». Die politisch so neugierige Reichswehr möchte Genaueres über das Grüppchen wissen, das von «guter Gesinnung» zu sein scheint. Hitler geht hin. Es spricht Feder, der von ihm hochverehrte Brecher der Zinsknechtschaft; aber das besagt in diesem Falle wenig, Feder spricht ja überall. Dann steht ein Redner auf und erklärt, alles Unheil komme von den Preussen; von denen müsse Bayern sich trennen. Das erträgt Hitler nicht. Obgleich er eigentlich nur zuhören und berichten soll, meldet er sich zum Wort und hält eine halbstündige Rede über Grossdeutschland, gegen den Egoismus der Länder und Stämme, gegen den Preussenhass und für die Einigkeit. Dann geht er.

In diesem Augenblick läuft ihm der Vorsitzende nach und steckt ihm eine Broschüre zu mit der Bitte, sie doch ja zu lesen. Sie ist von ihm selbst verfasst und trägt den Titel «Mein politisches Erwachen». Da finden sich Sätze wie: «Am deutschen sozialistischen Wesen soll die Welt genesen... Ich sehe auch im Arbeiter einen Bürger und im Offizier und Beamten noch keinen Bourgeois... Armer, verhetzter Arbeiter! Mit dir hat man die Revolution zu

einer noch nie gesehenen Lohnbewegung gemacht, die dir nichts einbrachte, wohl aber denen, die dich bisher ausbeuteten, die Tasche füllte und Deutschlands Konkurrenzfähigkeit vernichtete ... Die Zukunft Deutschlands hängt davon ab, ob die geistige und wirtschaftliche Führungsschicht des deutschen Volkes soviel soziales Gefühl aufbringt, wie notwendig ist, um das Vertrauen der verirren Massen wieder zu gewinnen, und ob dem zum Internationalismus abgelenkten Volksgenossen völkisches Gefühl beigebracht werden kann.»

Wie heisst der Verfasser? Anton Drexler. Derselbe, der den «Freien Arbeiterausschuss für einen guten Frieden» im Rahmen der Vaterlandspartei gegründet hatte. Und die «Deutsche Arbeiterpartei» ist dasselbe wie dieser Arbeiterausschuss; nur der Name wurde nach dem Kriege geändert. Ein Journalist namens Karl Harrer ist hinzugekommen und führt den stolzen Titel eines «Reichsvorsitzenden». Aber Drexler, der Werkzeugschlosser aus den Münchener Eisenbahnwerkstätten, ist die Seele des wunderlichen Unternehmens. Ein einfacher Mann, ein kenntnisloser Mann, ein kränklicher Mann (er war nicht im Kriege), sprachlich hilflos, bald jähzornig und bald verlegen. Und doch hat dieser Schlichte einen in seiner Art grossen Gedanken. Drexler will den deutschen Arbeiter wieder für den nationalen Gedanken gewinnen.

Hitler las die Schrift, wie er sagt, «mit Interesse». Dieser leutselige Ton ist gar nicht angebracht. Tatsächlich steckt in Drexlers dunklen Sätzen ein gutes Stück der Idee der nationalsozialistischen Bewegung. Aber das wird Hitler, ein sammelndes Talent, das gern originell sein möchte, nie zugeben. «Wollen Sie leugnen, dass ich der Schöpfer des Nationalsozialismus bin?» fragt er später hochfahrend. In «Mein Kampf» vergisst er vollständig, zu erwähnen, dass «Mein politisches Erwachen» von Drexler verfasst ist, und nennt ihn beständig nur «ein Arbeiter».

Einer der Gründer der Deutschen Arbeiterpartei ist ein entlassener Leutnant namens Josef Berchtold. Dieser Berchtold, ein Bayer, erinnert äusserlich wenig an den landläufigen Offizier; ein undurchsichtiger Mensch mit lauern-dem Blick, der zu allem Guten und Schlimmen fähig erscheint.

Er hat in der Strasse «Im Tal» einen Zigarrenladen aufgemacht; Hitler, abgerissen und ohne rechte Tätigkeit, steht viel in dem Laden herum und unterhält sich. Berchtold vermag Hitler für seinen Verein zu interessieren, und eines Tages erhält dieser die Mitteilung, dass man ihn als Mitglied betrachte. Der Verein hatte etwa vierzig Mitglieder, darunter einen richtigen Oberregierungsrat. Hitler wurde sofort in den Ausschuss gewählt und bekam dort die Mitgliedernummer sieben.

Der Verein ist furchtsam. Er hat kein Programm, er treibt keine Propaganda, er wagt sich nicht an die Öffentlichkeit. Die Mitglieder kommen im schlecht beleuchteten Hinterzimmer einer Kneipe zusammen und unterhalten sich über Politik, die sie nicht verstehen. Sie schreiben Postkarten an befreundete Vereine in Lübeck oder Hannover, sie erhalten Antwort, und das Vereinsvermögen beträgt sieben Mark und fünfzig Pfennige. Nicht einmal einen Vereinsstempel haben sie. Im Übrigen sagen sie, grosse Versammlungen seien ganz unmöglich, weil das die Gegner reizen würde. Vor den sozialdemokratischen und kommunistischen Arbeitern haben sie Angst.

Hitler spricht auf das Verächtlichste von diesem Hinterzimmer-Verein. Die Leute begriffen nichts, wagten nichts, erreichten nichts. Er predigt ihnen, sie müssten an die Öffentlichkeit gehen, sonst würden sie nicht bekannt; aber sie wollen gar nicht bekannt werden. Sie müssten für ihre Sache Propaganda machen, sonst sei der Verein überhaupt überflüssig; aber da sind sie nun ganz anderer Meinung. Sie wollen gar keine Partei, sondern eine Schule; sie wollen «sich klar werden», wollen die Wahrheit gemeinsam feststellen und dann dem Volke verkünden, denn wenn man die Wahrheit erst einmal hat, dann verbreitet sie sich von selbst siegreich über die Erde. Das aber weiss Hitler nun wirklich besser. Zwischen Drexlers hoffnungsfroher Überzeugung vom «Sieg der Wahrheit» und Hitlers pessimistischem Wissen, dass mit tüchtiger Propaganda jede Lüge siegt, klafft der ganze Gegensatz von Taubenreinheit und Schlangenarglist.

Aber warum blieb er überhaupt in diesem unmöglichen Verein? Er behauptet, es sei viel guter Wille dagewesen, und tut so, als habe er diesen guten Willen aus Mitleid nicht im Stich lassen wollen. Die Wahrheit ist, dass er bei diesen Ungeschickten und Unwissenden leichteres Spiel hatte als irgendwo sonst; mit den dümmsten Tricks waren sie übers Ohr zu hauen. Ihm war wohl bei den Dummen, denn da war sich leicht durchsetzen.

Als Hitler nach monatelangen, aufreibenden, stumpfsinnigen Diskussionen die Genossen endlich soweit hat, dass sie eine etwas grössere Versammlung wagen wollen, da verfallen sie auf einen grotesken Reklameeinfall: sie schreiben die Einladung auf kleine Zettel und werfen sie in irgendwelche Hausbriefkästen. Hitler läuft selbst mit achtzig Zetteln treppauf und treppab. Als der lang erwartete Abend anbricht, sind sieben Vereinsmitglieder gekommen – sonst keine Seele. Da gerät ein findiger Kopf auf die erschütternde Idee, ein Inserat in einem antisemitischen Wochenblättchen,

dem «Münchener Beobachter», aufzugeben. Und nun geschieht ein Wunder: achtzig Menschen kommen!

Es geht Hitler wie dem reichen Mann, der die ersten hundert Mark schwerer verdiente als später seine Millionen.

Und dieses ganze lahme Vorwärtskriechen ist deswegen besonders peinlich, weil Hitler die Politik nicht nur zum eigenen Vergnügen betreibt. Er widmet sich ihr mit Zustimmung und halb im Auftrage seiner Vorgesetzten im Wehrkreiskommando. Die Reichswehr sucht eine politische Partei, auf die sie sich verlassen kann. Hitler, seit Langem überzeugt, dass die alten Parteien der Rechten keine Zukunft haben, vor allem aber einem unbekanntem Anfänger wie ihm keine Karriere bieten, möchte seinen Offizieren mit seiner neuen Partei gern etwas Brauchbares bringen. So, wie es jetzt steht, sieht es schon fast nach einer Blamage aus.

Ein Widerstand sitzt in dem Verein, der nicht auf Beschränktheit beruht, sondern auf tiefem Gegensatz der Anschauungen. Der «Reichsvorsitzende» Karl Harrer ist Hitlers erbittertster Gegner.

Von Beruf Reporter bei der einst liberalen, jetzt deutschnationalen «München-Augsburger Abendzeitung», ist er eine derbe, klumpfüßige Figur, proletarisch und schlecht gekleidet, ganz ohne Hitlers Drang zur guten Gesellschaft, dadurch unbefangener als dieser, und im Gegensatz zu dem stillen Drexler ein Polterer von vielen Worten. Im Übrigen ist ihm sein Verein Herzenssache und nicht nur, wie für Hitler, Mittel zum Zweck.

Harrer ist, kurz gesagt, für die Wahrheit und gegen die Propaganda; Harrer ist gegen den Antisemitismus und polemisiert in Versammlungen, die er leitet, öffentlich gegen den Redner Hitler; Harrer findet, dass Hitler die Massen vor den Kopf stößt, statt sie für den nationalen Gedanken zu gewinnen – und was den Arbeiter betrifft, so wird er vierzehn Jahre lang recht gehalten; Harrer ist für die Proleten und gegen die feinen Gönner, die Hitler allmählich mitbringt. Und wenn Hitler dem Verein morgen hunderttausend Mitglieder brächte, so will er Hitler nicht, denn sie haben verschiedene Gesinnungen und entgegengesetzte Ziele.

Dafür hält Drexler zu Hitler. Aber Drexler kann kaum reden und ist keine Stütze.

Der Zufall hilft ein Stück weiter.

Ein Vorgesetzter nimmt den verzweifelten Hitler eines Tages zu einer Versammlung der «Eisernen Faust» mit. Er lernt Röhm kennen, und die beiden finden Gefallen aneinander. Bei Röhm keimt so etwas wie eine echte Liebe für den seltsamen Soldaten, aber auch Hitler scheint in Röhm klarer, brutaler Energie eine Art glückseliger Geborgenheit zu empfinden. Röhm

wird Mitglied bei der Partei des neuen Freundes. Aber was wichtiger ist: er treibt seine Soldaten und Offiziere hinein, mit guten und wenn nötig mit weniger guten Worten. Dadurch verwandelt sich die Partei fast über Nacht. Bisher war es ein Stammtisch von ausgesprochenen Zivilisten, Handwerkern, kleinen Kaufleuten – sehr kleinen Leuten, die von der Politik soviel wussten wie der Mann in der Strassenbahn von der Konstruktion des elektrischen Motors. Jetzt wurde die deutsche Arbeiterpartei mit einem Schlage zu einem Verein von Soldaten, die zwar von Politik auch nicht mehr verstanden, aber wenigstens nicht darüber debattierten, sondern wortlos gehorchten. Mit diesem Menschenmaterial konnte man das gefährliche Tier, die Öffentlichkeit, getrost anfallen.

Dietrich Eckarts Ratschläge.

Da kommt nochmals ein Glücksfall, und diesmal der entscheidende: die Begegnung mit Dietrich Eckart.

Sie findet etwa um die gleiche Zeit statt. Eckart spricht einige Male in der Deutschen Arbeiterpartei und entdeckt hier – zwar nicht seine lang gesuchte neue Bewegung, wohl aber seinen «Führer»: den Proleten im Soldatenrock, der das Maul aufmachen kann und Maschinengewehrrattern verträgt, brennend vor Ehrgeiz und Eitelkeit – und sogar Junggeselle. Auch dumm? Das nicht, aber in gewissem Sinne naiv, ungebildet und beiehrbar, wenn man sich in den Grundvorstellungen einig ist; saugt Weisheiten, die er brauchen kann, eilig und massenhaft auf wie ein trockener Schwamm das Wasser. Ein hervorragender praktischer Verstand, vor höherer Bildung ehrfürchtig, im Theoretischen leichtgläubig.

Dietrich Eckart übernimmt Adolf Hitlers geistige Führung. Hitler lernt von ihm schreiben und sogar sprechen, wenn man darunter nicht nur ein temperamentvolles Geheul, sondern das Formen von Sätzen und den Aufbau von Gedankengängen versteht. Die Unterhaltungen, die Lehrer und Schüler miteinander führten, hat Eckart in einer merkwürdigen Broschüre aufgezeichnet: «Der Bolschewismus von Moses bis Lenin». Beide hielten Lenin für einen Juden.

Dietrich Eckart gibt Hitler den wichtigen Rat, sich von den Genossen das Ressort Propaganda übertragen zu lassen, und gibt ihm darauf einen noch besseren Rat: er solle sich um Gotteswillen von niemanden in seine Propaganda hineinreden lassen, es dürfe keine Beratungen und Vereinsbeschlüsse darüber geben, sondern er müsse sie völlig nach seinem Kopfe machen.

Hitler begriff, was Dietrich Eckart meinte: wer die Propaganda machte, dem gehörte das öffentliche Auftreten der Partei und damit über kurz oder lang die Partei selbst.

Die Programm-Versammlung.

Propaganda muss einen Inhalt haben. Hitler erklärt, dass die Partei ohne Programm nicht länger leben kann; als Propagandachef muss er das wissen. Ohne Programm kann sie nicht an die breite Öffentlichkeit, und dorthin muss sie. Ganz privat setzt er sich mit Eckart und Gottfried Feder im Dezember 1919 zusammen; sie überlegen ein Programm. Anton Drexler wird zugezogen – damit ist in die offizielle Parteiführung ein Keil getrieben, Harrer isoliert. Hitler steuert die These vom Zusammenschluss aller Deutschen zu einem Grossdeutschland, von der Aufhebung der Friedensverträge, vom Volksheer und den merkwürdigen Satz vom «Zentralparlament» bei; Dietrich Eckart formuliert den antisemitischen Punkt vier und die Ausführungen über die Verpflichtung des Staatsbürgers zum Schaffen; auch die Formel «Gemeinnutz vor Eigennutz» geht auf ihn zurück, Feder bringt die «Brechung der Zinsknechtschaft» und die Mittelstandspolitik hinein; Drexler setzt die Verstaatlichung der Trusts und die Gewinnbeteiligung an den Grossbetrieben durch. Mit vielen dieser Punkte legt Hitler sich ahnungslos eine Kette an den Fuss. Er schweigt später darüber, er sagt nichts gegen das Programm, erwähnt es nie, ignoriert es. Aber Goebbels verrät zehn Jahre später die heimlichen Gefühle des Führers, wenn er dem Leutnant Scheringer zuruft: «Wollte Gott, wir hätten von diesen unglückseligen fünfundzwanzig Punkten nie etwas gehört!»

Für Hitler ist das Programm überhaupt nur eine Frage der Propaganda. Die Vermietung der grossen Warenhäuser an kleine Gewerbetreibende (das steht wörtlich drin) ist lächerlich, aber in dieser kleinbürgerlichen, unproletarischen Stadt München wirkt das magnetisch auf den meinungsbildenden Kern der Bevölkerung. Die Gewinnbeteiligung der Arbeiter an den Grossbetrieben und die Verstaatlichung der Trusts hat man nur hineingenommen, weil Drexler, der Werkzeugschlosser, für seine Kollegen in den Eisenbahnwerkstätten etwas Sozialistisches braucht. In bodenreformerischer Wut hat Eckart sogar in einem Satz des Programms die entschädigungslose Enteignung von Grund und Boden angekündigt – aber niemand hat an die Bauern gedacht. Über die deutsche Landwirtschaft und ihre Interessen steht kein Wort in den ganzen

fünfundzwanzig Punkten! Und das in Bayern, einem Bauernstaat mit wenigen Städten; das in München, der Fürstenstadt auf Bauerngrund, wo jeder Einwohner mindestens einen Verwandten auf dem Lande wohnen hat, wo der Bürger in der bäuerlichen kurzen Lederhose herumläuft, wo die kleinen Ladengeschäfte vom Bauern leben, der hier sein Vieh zu Markt treibt und in den Bierstuben lärmt!! So eng war die Welt dieser Parteigründer!! Hitler sah vor dem geistigen Auge buchstäblich nur die paar hundert Besucher seiner Versammlungen aus den ärmlichen Münchener Vorstädten, den sparsamerweise nur zu dreiviertel gefüllten Bierkrug auf dem Tisch, die dünne lange Virgini-azigarre im Mund, ein schlecht in Zeitungspapier gewickeltes Paket mit ergatterten Lebensmitteln unterm Arm. Noch immer wirkte die vierjährige englische Blockade über Deutschland nach, noch immer herrschte Hungersnot, noch immer betrachteten diese ausgezehrteten Städter den mit Milch und Eiern versorgten Bauern als Lebensmittelwucherer. Für ihn hatten sie kein Wort übrig – das ist die Lösung des Rätsels, warum im nationalsozialistischen Parteiprogramm die Landwirtschaft völlig vergessen worden ist.

Es ist ein Programm für verhungerte Stadtbewohner. Es ist ein Programm der Propaganda. In dieser Propaganda aber ist Hitler wirklich ein Schöpfer, das heisst ein Mann, der von niemandem lernt als von den Tatsachen selbst.

Und jetzt wird gesprengt. Am 24. Februar 1920 ist die erste grosse Massenversammlung im Festsaal des Münchner Hofbräuhauses, wo Hitler das Programm vortragen wird.

Harrer, unerschütterlich davon überzeugt, dass Hitler die Partei auf einen unheilvollen Weg drängt, dass seine Ideen falsch, seine Programmsätze verlogen sind und die Arbeiter von der Partei wegtreiben werden, zieht die Konsequenzen. Man hat ihn überrumpelt, Drexler hat sich zu Hitler und Eckart geschlagen, Harrer tut das einzig Mögliche: er legt den Vorsitz nieder und scheidet aus der Partei aus. Drexler tritt an seine Stelle. Die Bahn ist frei.

Der Hauptredner der später legendenumspunnenen «Programmversammlung» vom 24. Februar 1920 ist nicht Hitler; das hätte selbst Drexler, der nunmehrige erste Vorsitzende, nicht zugelassen, dass sein Propagandachef als Hauptfigur vor die Massen trete. Man hat sich darum auf einen bewährten völkischen Vortragskünstler geeinigt, einen gewissen Dr. Dingfelder, seines Zeichens Arzt (Homöopath). Der Saal ist voll – wie bei den Versammlungen aller völkischen Vereine. Dingfelder macht seine Sache gut, die Hörer sind zufrieden. Dann kommt Hitler, die Zuhörer werden unruhig, der Redner gefällt nicht. Der geht schnell zum Programm über, und die Aufmerksamkeit

steigt. An verschiedenen Stellen gibt es Zustimmung. Als Hitler das Podium verlässt, glaubt er einen grossen Erfolg davongetragen zu haben.

Er hat ihn auch, aber anders, als er denkt. Der Erfolg besteht darin, dass die Partei sich überhaupt an die Öffentlichkeit gewagt hat, dass sie nunmehr in der Judenfrage festliegt, und dass Karl Harrer aus dem Wege geräumt ist.

Es ist schade, dass wir keinen sofort fixierten zeitgenössischen Bericht von dieser denkwürdigen Versammlung besitzen. Von hier ging immerhin die Gründung des nationalsozialistischen Staates aus. Aber die Zeitung, die berufen gewesen wäre, dieses denkwürdige Ereignis für die Nachwelt festzuhalten, der «Völkische Beobachter» nämlich – was tat sie? Sie berichtete ausführlich über den Vortrag Dingfeiders und fuhr dann fort, dass Herr Hitler «einige treffende politische Bilder entwickelte». Auch der Widerspruch wurde nicht vergessen. Weiter heisst es: «Dann gab er das Programm bekannt.» Das war alles.

Damals waren in Deutschland die Lebensmittel noch knapp, denn der Krieg wirkte nach. Die Gründungsversammlung der Deutschen Arbeiterpartei gipfelte darum in einer Entschliessung, die gegen die Zuweisung von Weizenmehl an die jüdische Kultusgemeinde für das Backen von Matzen protestierte.

Vier Zeilen in der Zeitung und ein Beschluss über Matzen – das war der Eindruck, den die Gründung der nationalsozialistischen Partei in der Öffentlichkeit hinterliess.

7. Propaganda und Organisation

Witz, Logik, Frechheit.

An einem Sommernachmittag des Jahres 1919 versammeln sich vor dem Treppenaufgang der Münchner Neuen Pinakothek ein paar Leute. Ein magerer, blasser, spitzbärtiger Mensch ist auf das Geländer gestiegen und redet: «Deutsche Volksgenossen... namenlose Schmach des Vaterlandes... Gift im Mark des Volkes... Weltfeind». Die Leute verlaufen sich, sie haben anderswo genug Reden gehört.

Anderthalb Jahre später steht derselbe Mann abermals auf einem Postament vor der Münchner Öffentlichkeit. Den Bart hat er nicht mehr. Man kennt seinen Namen. Zehntausende sammeln sich vor der Feldherrnhalle, um gegen die Reparationsforderungen der Entente zu protestieren.

Ein über Nacht berühmt gewordener Volksredner, ein gewisser Oberst von Xylander, findet packende Worte; er ruft zur nationalen Einigkeit auf. In der Menge ist eine Abteilung mit zwei Hakenkreuzfahnen. Da fällt ein Ruf: «Weg mit den Hakenkreuzen, die gehören nicht hierher!» Grosse Zustimmung, man will das Einigende, nicht das Trennende. Als der Oberst von Xylander geendet hat, drängt sich hastig der Blasse, Magere vor ihn und will sprechen. In diesem Augenblick fällt schmetternd die Militärmusik der Münchener vaterländischen Verbände ein, Adolf Hitler wird nicht gehört.

Er ist all die Jahre nur von einer Frage besessen: wie komme ich an die Masse heran, wie komme ich in die Gemüter hinein?

Misserfolge schmerzen ihn tief, aber sie schrecken ihn nicht ab. Jedes Mittel ist ihm recht. Als der Hamburger Bürgermeister Petersen, ein sogenannter führender Mann Deutschlands, einen bedächtigen Vortrag im Münchener demokratischen Verein beendet hat, meldet sich zum Staunen der Versammlung der bekannte Agitator Adolf Hitler zum Wort. Er erhält es, denn man ist nicht umsonst in einer demokratischen Versammlung. Herausfordernd, beide Hände in den Hosentaschen, stellt er sich vor das Publikum. Ein Zuruf: «Nehmen Sie die Hände aus den Taschen!» Höhnisches Grinsen: «Meine Herren, *ich* gehöre nicht zu den Leuten, die mit den Händen reden!»

Die Versammlung, in der viele Juden sind, schweigt betroffen; Adolf Hitler wird gehört.

Wie komme ich an die Masse heran, wie in die Gemüter hinein?

Ein paar Jahre später steht Hitler, schon eine weltpolitische Persönlichkeit, vor Gericht. Er hat einen Putsch gemacht, hat mit den ersten Staatsmännern und Feldherren Deutschlands um die Macht gespielt – und verloren, aber immerhin, er hat gespielt. Ein Zeuge berichtet über einen Kriegsrat zwischen Hitler, Ludendorff, Göring und anderen, dem er in der Putschnacht beige-wohnt hat. «Was sagte denn Herr Hitler?» fragt der Vorsitzende. Antwort: «Herr Hitler rief immer nur: Propaganda, Propaganda, es kommt jetzt nur noch auf Propaganda an!»

Nur auf Propaganda kam es an. Das war das grosse geistige Erlebnis des werdenden Mannes Hitler. In seinem Buch «Mein Kampf» hat er 32 Seiten dem Weltkrieg gewidmet, davon beschäftigt er sich auf 20 nur mit Propaganda. «An der feindlichen Kriegspropaganda habe ich unendlich gelernt.» Es spricht für den Mann, dass sich überhaupt bei ihm öfters Sätze finden wie: «Am Gegner war unendlich viel zu lernen.» Er hat unbefangen auch von den Sozialisten gelernt, aber seine wichtigsten Lehrer waren offenbar Lord Northcliffe und Wickham Steed. Alles, was Hitler in seinem Buch über Propaganda sagt, ist meisterhaft, aber es ist eine Meisterschaft niederen Ranges. Die Erhöhung der Propaganda zur beherrschenden Form der Volkserziehung ist das Verbrecherische an dieser Geschicklichkeit, die ein ganzes Volk formt nach dem ruchlosen Satz: «Die Vorsicht bei der Vermeidung zu hoher geistiger Voraussetzungen kann gar nicht gross genug sein.»

Man muss das Gemüt der Masse mit einer bestimmten, knalligen, aufpeitschenden Vorstellung derart füllen, dass daneben nichts anderes Platz hat. Man darf sie ja nicht zum Denken bringen, denn wenn die Gedanken erst einmal laufen, hat keine Propaganda sie mehr in der Hand. Vorstellungen, Bilder, Schlagworte, die wie Keile in den Denkapparat fahren und nicht mehr herauszubringen sind – darüber muss man verfügen. Auch wenn man scheinbar logisch spricht, Konsequenzen entwickelt, so darf das eben nur scheinbar sein; haften darf nur der eine Satz: der Jude ist an allem schuld.

Es gibt wohl nichts Meisterhafteres in dieser Art, als das folgende Stück aus einer Rede, die Hitler im Jahre 1922 gehalten hat:

«Der Jude ist nicht ärmer geworden. Er bläht sich allmählich auf, und wenn Sie das nicht glauben – ich bitte Sie, sehen Sie in unsere Kurorte. Da finden Sie heute zwei Kategorien von Menschen: den Deutschen, der hinget, um nach langer Zeit vielleicht zum ersten Male wieder etwas frische Luft zu schöpfen und sich zu erholen; und den Juden, der hinget, sein Fett

zu verlieren. Und gehen Sie hinaus in unser Gebirge, wen finden Sie da, in funkelnagelneuen, gelben, prachtvollen Stiefeln, mit schönen Rucksäcken, in denen sich wahrhaftig meistens doch nichts Richtiges befindet? Und zu was auch! Sie gehen ja doch oben in das Hotel, meist bis dorthin, wo die Bergbahn hingeht, und wo die Bahn aufhört, da hören auch sie auf. Da sitzen sie herum in einem Kilometer Umkreis wie die Schmeissfliegen um einen Kadaver. Das sind wahrhaftig nicht unsere arbeitenden Klassen, weder die geistigen noch die körperlichen! Die finden Sie meist mit zerschlissenen Anzügen, seitwärts herumkraxelnd, schon aus dem Grunde, weil sie sich genieren müssen, mit ihrem Gewände von anno 1913 oder 1914 in diese parfümgedünstete Atmosphäre überhaupt hineinzukommen.»

Es wäre sinnlos, hier zu widerlegen; sinnlos, nachzuweisen, dass auch verfettete Arier in neuen gelben Stiefeln sich nicht gern aus dem Umkreis der Bergbahn entfernen und dass junge jüdische Bergsteiger in den Alpen Kletterrekorde aufgestellt haben. Es wäre sinnlos – denn die Widerlegung wird gehört, vielleicht geglaubt und bestimmt wieder vergessen. Aber das von Hitler mit grellem Meisterstrich gezeichnete Bild – die gelben Stiefel, der Bergbahnhof, die Juden mit den zum Schein umgehängten Rucksäcken und die verschüchterten arischen Kletterer, abseits im zerschlissenen Gewand – das haftet unauslöschlich. Wer es einmal gehört, vergisst es nie.

Ein andermal sitzt er im Gerichtssaal als Kläger einem sozialdemokratischen Redakteur gegenüber. Das sozialistische Blatt hat irgendetwas über seine Geldquellen behauptet. Sein Anwalt, Dr. Frank II begründet die Klage. Hitler selbst zeichnet mit gesenktem Kopf den Gegner, dessen Anwalt, den Vorsitzenden, den Gerichtsdiener und die anwesenden Journalisten auf ein Stück Papier. Der Gegner meint, Hitler solle sich doch selbst äussern. Der will nicht. Der Gegner wird dringender – ob der Herr Vorsitzende nicht auf Herrn Hitler einwirken wolle? «Wenn er net mog, i ko em net zwinga», sagt der Richter in bestem Bayrisch. Der Gegner wird kühn: ob Herr Hitler Angst habe, die Öffentlichkeit hören zu lassen, was er über seine Geldquellen zu sagen habe? Da fährt Hitler auf: «Sie werden meine Rede hören, wenn es mir passt, und ich versichere Ihnen jetzt schon, Sie werden sie nicht mit Genuss hören.» Der Vorsitzende muss drohen, den Zuhörerraum wegen unpassender Heiterkeit zu räumen.

Einmal hat ein Münchener Freidenkerverein den Einfall gehabt, zu einer seiner Veranstaltungen auf einem Plakat mit riesigen Buchstaben Adolf Hitler einzuladen, damit man von ihm höre, was er über Freidenkerei zu sagen habe. Darauf liess Hitler ein Gegenplakat mit folgendem Text anschlagen: «Die Münchener Freidenker, das heisst Nichtdenker, haben meinen Na-

men missbraucht, um ihre Versammlung zu füllen. Ich fordere alle Nationalsozialisten auf, der Versammlung fernzubleiben und die Münchener Freidenker allein weiterdenken zu lassen.»

Zu den äusserlichen Mitteln seiner Redekunst gehört ferner eine eigentümliche Art von Logik. Begeisterte Anhänger rühmen an ihm eine zwingende Folgerichtigkeit. Es ist nicht die innere Konsequenz, die aus bestimmten Grundsätzen notwendige Schlussfolgerungen zieht und eine vernunftgemässe Haltung erzwingt – denn es gibt keine echte Logik ohne Aufrichtigkeit gegenüber den Tatsachen. Aber er versteht es, verstandesscharf Widersprüche des Gegners herauszuschälen und in knappster Form anschaulich zu machen. So zerpfückt er den Vorwurf der Republikaner gegen die Beamten, die von der Republik Geld nehmen und im Herzen Republikfeinde sind: «Entweder bezahlt der Staat die Beamten für ihre Leistungen, dann geht ihn ihre Gesinnung gar nichts an, oder er bezahlt sie für ihre Gesinnung – dann ist das die niederträchtigste Korruption.» Die republikfeindlichen Beamten werden das gerne gehört haben. Aber es bleibt freilich doch wahr, dass alle Staaten der Welt von ihren Beamten für Bezahlung Treue verlangen; auch der nationalsozialistische Staat tut das.

In seiner grossen aussenpolitischen Rede vom 21. Mai 1935 sagte er: «Ich wünsche Ruhe und Frieden. Wenn man aber sagt, dass das nur der Wunsch der Führung sei, so muss ich darauffolgende Antwort geben: wenn nur die Führer und Regierenden den Frieden wollen – die Völker selbst haben sich noch nie den Krieg gewünscht!» Das klingt «messerscharf», ist aber nur eine plumpe Verdrehung, denn die Welt hat nicht gefürchtet, dass das deutsche Volk, sondern dass der Staatsmann Hitler den Krieg will.

Diese gefälschte messerscharfe Logik ist nichts als ein rednerisches Kunstmittel; eine neue Antwort auf die Frage: wie komme ich an die Massen heran, wie in die Gemüter hinein? Es schmeichelt der Masse immer, wenn an ihren Verstand appelliert wird; so sehr, dass sie ihn dann oft nicht mehr gebraucht.

Die widerlegten Fachleute.

Mit Unrecht halten viele Dr. Goebbels für den schöpferischen Geist der nationalsozialistischen Propaganda. Er ist nur Hitlers Musterschüler, in diesem wie in vielem anderen; ein zu Feinarbeit hoch begabtes Talent, das ausgeht, wo das Genie mit der Axt zugeschlagen hat. Das Bewundernswerte, ja

Ergreifende an Hitlers propagandistischer Leistung ist sein Sichemporwinden durch die allerprimitivsten Erfahrungen bis zur Gipfelhöhe bedeutenden Könnens. Er übernahm die Leitung einer Zeitung, ohne das geringste davon zu verstehen, und musste bitteres Lehrgeld zahlen, wie er selbst schreibt: er arrangierte Versammlungen in einer unmöglichen Art und erlebte fürchterliche Reinfälle, über die er getreulich berichtet; er sprach über tausend Dinge, von denen er nichts verstand – heute hat er Routine genug, sie zu vermeiden.

Eines Tages entdeckt Hermann Esser, der zweitbeste Agitator der Partei, die Tatsache, dass die Reklameflächen der Stadt München gegen Geld zu jedem beliebigen Zweck vermietet werden. Warum soll man immer nur trockene Plakate anschlagen: Freitag, abends 8 Uhr, spricht Kunstmaler Adolf Hitler über das Thema: Die goldene Internationale der jüdischen Börsendiktatur und ihre marxistischen Henkersknechte! Man kann vielmehr auf ein solches Plakat einen ganzen Leitartikel drucken; es kostet dasselbe, und da stehen die Schlagworte alle beisammen: Börsenhyänen, Leichenfledderer am deutschen Volke, Vampyr Alljuda, Novemberverbrecher, der Jude Genosse Parvus-Helphand besitzt bei Berlin ein Schloss im Werte von 12 Millionen Mark – deutsche Arbeiter, so sehen eure Führer aus! Wollt ihr die wahre Ursache eures Elends erfahren, dann erscheint in Massen Freitag abend um 8 Uhr im grossen Festsaal des Hofbräuhauses. Es wird sprechen Herr Kunstmaler Adolf Hitler... usw. Die Fachleute haben sich wieder einmal geirrt. Sie glaubten, Plakate mit langen Texten würden nicht gelesen. Diese nationalsozialistischen Anfänger beweisen das Gegenteil: in dicken Trauben hängen die Menschen vor den Schriftplakaten. Ein Jahr später verbietet die Polizei sie wegen Verkehrsstörung, aber da haben sie längst gewirkt.

Immer wieder ist die Erfahrung die beste Lehrmeisterin, aber der Schüler muss auch danach sein. Man darf nicht glauben, eine nationalsozialistische Versammlung der ersten Stunde habe sich im äusseren wesentlich von einer anderen politischen Versammlung unterschieden. Hitler sprach, dann wurde eine Diskussion eröffnet, man durfte Widerspruch wagen, und Hitler widerlegte den Widerspruch geduldig. Einmal wagte der Rabbiner von München auf die Bühne zu steigen, um nachzu weisen, dass hier gegen die Juden Falsches vorgebracht werde. Das war für die Geduld doch zu viel, der Rabbiner musste unter Tumult hinaus, und die Plakate Hitlers trugen seitdem den Vermerk: Juden haben keinen Zutritt. Da merkten die Münchener, dass es ihm mit seiner Judenfeindschaft Ernst war, besser als aus einem Dutzend Reden. Als ein gleichfalls beliebter Volksredner jener Tage, ein Ingenieur namens Ballerstedt, Hitler mit Zwischenrufen arg zusetzte, prügeln ihn

wütende Nationalsozialisten aus dem Saal hinaus. Das Verfahren wurde ein paarmal wiederholt; bald wagte sich kein Zwischenrufer, kein Diskussionsredner mehr hervor, mit einem Zauberschlage wurde die Stimmung in Hitlers Versammlungen einheitlicher, einfacher, gläubiger – der neue Stil der politischen Massenkundgebung war durch Zufall entdeckt.

Die Symbole.

Jeder weiss, dass eine grosse politische Kundgebung heutzutage ohne Fahnen und Musik nicht möglich ist. Hitler hat frühzeitig Fahnen und Musik zu einem wesentlichen Bestandteil selbst der kleinsten Versammlung gemacht, und nicht nur der Versammlungen; möglichst überall, wo die Partei öffentlich auftritt, ist eine Fahne dabei. Hitler, der sich immer noch für einen heimlichen Künstler hält, entwirft selbst Fahne, Standarte und Parteiabzeichen. Es ist jedesmal eine rote Grundfläche, darauf eine weisse runde Scheibe, in der Mitte ein schwarzes Hakenkreuz. Schwarz, weiss und rot waren auch die Farben des alten Kaiserreichs, «der strahlendste Akkord, den es gibt», sagt Hitler. Er will die alte schwarz-weissrote Fahne nicht wieder aufnehmen, sondern sie weiterbilden; «denn wir wollen ja nicht das alte, an seinen eigenen Fehlern zugrunde gegangene Reich wieder vom Tode erwecken, sondern einen neuen Staat erbauen». Im Sommer 1920 erscheint die Fahne zum erstenmal in der Öffentlichkeit und «wirkte wie eine Brandfackel». Zwei Jahre später findet Hitler mit Recht, dass die Fahne in ihren Proportionen schlecht gebaut ist und selbst im grössten Format etwas kümmerlich wirkt; darum entwirft er eine neue Form, die Standarte, den Kirchenfahnen nachgebildet; sie ist weit eindrucksvoller und wird das Zeichen der Sturmabteilung, der SA. Dagegen bleibt das im Knopfloch getragene Parteiabzeichen so, wie es im ersten Entwurf Hitlers aussah: ein geschmackloses rundes Blech.

Was bedeutet die Fahne? Was bedeutet das Hakenkreuz auf weisser Scheibe im roten Tuch?

«Im Rot sehen wir den sozialen Gedanken der Bewegung, im Weiss den nationalistischen, im Hakenkreuz die Mission des Kampfes für den Sieg des arischen Menschen und zugleich mit ihm auch den Sieg des Gedankens der schaffenden Arbeit, die selbst ewig antisemitisch war und antisemitisch sein wird.»

Vom sozialen Gedanken spricht der Führer der nationalsozialistischen Partei, nicht vom sozialistischen. Dass die schaffende Arbeit immer antisemitisch war und sein wird, mag manchem neu sein.

Aber ist eigentlich das Hakenkreuz ein arisches Zeichen? Wir wissen darüber so wenig Genaues wie überhaupt über die arische Rasse, die der Wissenschaft unbekannt ist. Jedenfalls findet es sich am häufigsten bei asiatischen Völkern. Dagegen wissen wir, wie es in seiner heutigen politischen Bedeutung nach Deutschland kam. Im Jahre 1918 schickte Ludendorff ein deutsches Heer unter dem Grafen von der Goltz nach Finnland, um die Bolschewiki von dort zu vertreiben. Nach der Revolution wurde diese Truppe in den Ostseeländern, im sogenannten Baltikum, gegen die vordringenden Bolschewiki eingesetzt. Auf beiden Schauplätzen focht sie im Bunde mit der nationalistischen Gegenrevolution dieser kleinen Länder, Finnland, Lettland, Estland, ferner zum Teil im Bunde mit der alten deutschen Oberschicht, die aus früheren Jahrhunderten dort ansässig ist, schliesslich im Bunde mit Offizieren des ehemaligen russischen Zaren. Nach seiner Rückkehr in die deutsche Heimat war dieses Korps der militärische Kern der deutschen Gegenrevolution und auch der Träger des Kapp-Putsches. Es überlieferte das «Hakenkreuz am Stahlhelm», weiter an die ganze antisemitische Bewegung Deutschlands. Wo hatte es das Zeichen her? Nun, aus Finnland, wo es staatliches Hoheitszeichen ist, ohne antisemitische Bedeutung zu haben. Woher aber haben es die Finnen? Wir können nur feststellen, dass das Hakenkreuz bei den mongolischen Völkern weit verbreitet und z.B. im modernen China staatlich verwendetes Abzeichen ist, und dass die Finnen zur finnisch-ugrischen, also mit den Mongolen verwandten Völkerfamilie gehören.

Es scheint also, dass das nationalsozialistische Deutschland ein mongolisches Abzeichen führt.

Für die Propaganda konnte dieses Zeichen nicht besser erfunden werden. Es hat etwas Drohendes, Starkes, Geheimnisvolles, ist dabei ausserordentlich harmonisch, einprägsam und nicht zu verwechseln; vor allem ist es sehr leicht nachzuzeichnen, es reizt gradezu zum Schmieren. Bald ist es in Kreide an allen Hauswänden zu sehen.

Zum sichtbaren Zeichen kommt das hörbare. Die Antisemiten Österreichs haben seit Jahrzehnten den Gruss «Heil» bei sich eingeführt, der ein altgermanischer Gruss ist. Dann haben ihn die Bergsteiger in den ganzen Ostalpen übernommen, die meisten, ohne sich viel dabei zu denken; doch muss man wissen, dass der Alpinismus in Österreich immer ziemlich antisemitisch war. Von den Münchener bergsteigenden Studenten wandert der Heilgruss weiter zu den Nationalsozialisten, wohl auch erweitert zu «Heil Deutschland!» Erst viele Jahre später wird daraus «Siegheil!» und «Heil Hitler!»

Der Zuhörer als Mitarbeiter.

Zeichen, Fahne, Gruss und Lied werden so wichtige Hilfsmittel der nationalsozialistischen Propaganda. Hitler bietet etwas für Auge und Ohr, sagt man; er unterhält die Leute, das zieht. Aber damit erschöpft man das Wesen dieser Symbolik nicht. Das Wesentliche ist, dass diese Zeichen mit den Menschen leben. Die Kapelle spielt, die Versammlung singt. Eine Fahnenabteilung marschiert ein: eine Gasse bildet sich, das Publikum ruft Heil, später lernt es die Hand heben. So vergeht eine Stunde nach dem festgesetzten Versammlungsbeginn; es vergehen anderthalb, vielleicht zwei. Die Stimmung wird fiebrig. Ein Funktionär steigt auf die Bühne und ruft, der Führer Adolf Hitler sei durch politische Besprechungen von grosser Tragweite festgehalten, werde aber sofort kommen. Auf der Höhe seiner Erfolge hat Hitler einmal, kurz nach Eröffnung der Versammlung, einen amerikanischen Reporter in seinem Büro empfangen und ihm ein dreiviertelstündiges Interview gegeben; als er schätzen durfte, die Spannung sei nun auf dem Höhepunkt, brauste er samt dem Reporter im Wagen los, betrat den Saal, sprach sofort und hielt eine seiner besten Reden. Wenn der Führer durch die Tür kommt, steigt alles auf die Tische, die Versammlung ist ein einziges Heulen und wildes Gestikulieren. Hier sehen wir am deutlichsten das Geheimnis dieser Regie. Singen, Heilrufen, Armheben, auf die Tische steigen; das Gemeinsame und Wesentliche ist immer, dass das Publikum rastlos mitarbeitet, bis sich jener Zustand einstellt, den man innere Transpiration nennen kann: das vollkommene Durchdrungensein von dem Gefühl, dass man nur ein Stück einer einzigen, in eins zusammengeschweissten Willensgemeinschaft, Glaubensgemeinschaft und nötigenfalls Tatgemeinschaft ist. In den Versammlungen Hitlers gibt es keine Zuhörer mehr, sondern nur noch Mitwirkende – das ist das erste grosse Geheimnis seines Erfolges. Man muss es ausdrücklich das erste nennen, denn die Regie ist noch wichtiger als die Rede.

Dies, mehr als sonstige Äusserlichkeiten, verbindet ihn mit dem Vorbild der Heilsarmee. Auch die Heilsarmee kennt den Kunstgriff, den Zuhörer aktiv zu machen, wenngleich sie ihn zu tieferen und reineren Zwecken benutzt. Der Ruf zur Bussbank, das Hervortreten Einzelner, das laute Sündenbekenntnis des von der Gnade Erleuchteten, in dem das ganze Publikum sich dargestellt sieht – diesen Zauber hat Hitler, verflacht und den Umständen entsprechend verwandelt, in die politische Versammlung übernommen.

Der Redekünstler.

Und nun steht er oben auf dem Podium. Zuweilen benimmt er sich meisterhaft. Die Versammlung ruft und winkt andauernd; ein Begleiter reicht ihm einen Steinkrug mit Bier. Hitler behauptet, er sei kein Alkoholiker, aber den Krug hebt er wie ein alter Bräuhausstammgast gegen das Publikum, ruft grinsend «Prost!» und trinkt einen mächtigen Respektschluck. Wenn die Münchener einen Bier trinken sehen, sind sie vor Jubel fassungslos. Das Heilrufen hört jetzt überhaupt nicht mehr auf. Indessen, Hitler hat heute wenig Zeit. Er hebt beide Hände wie ein Dirigent und winkt scherzhaft ab; mit gespitztem Munde ruft er: «Pst, pst, pst...» immer leiser, mit den Händen langsam nach abwärts, bis im Saale völlige Stille ist. Dann beginnt er:

«Meine lieben Volksgenossen, es sind vielleicht viele unter euch, die nennen sich internationale Sozialisten. Was heisst eigentlich international? Ja, ich weiss natürlich, der deutsche Arbeiter, das ist der internationale Bruder des chinesischen Kulis, des malaiischen Schiffsheizers, des analphabetischen russischen Holzflössers; alle diese Leute stehen ihm natürlich näher als sein Arbeitgeber, der ja auch bloss ein Deutscher ist. Mein lieber Freund, widersprich mir nicht, denn das hat man euch tatsächlich jahrzehntelang vorgegaukelt, und ihr habt es geglaubt. In Wirklichkeit aber gibt es nur eine einzige Internationale, und die kann deshalb existieren, weil sie in Wahrheit auf nationaler Grundlage beruht: das ist die Internationale der jüdischen Börsendiktatur. Die ist die Angelegenheit eines einzigen Volkes; das hat eine gemeinsame Abstammung, eine gemeinsame Religion und eine gemeinsame Sprache nämlich mit de Händ...»

Alles lacht, Hitler am meisten. Er kann heiter sein, tänzelt auf der Bühne herum, winkt und lacht nach allen Seiten. Ein andermal hat er eine grosse, schwere Rede mit politischem Inhalt vor; da steht er ernst in seinem schwarzen Gehrock, den Blick fest auf den Boden geheftet; wie träumend geht er auf den Tisch zu, auf den er seine Manuskriptblätter legt, fasst zögernd den Tisch an den Kanten, hebt ihn ein wenig vom Boden ab, schiebt ihn nach vorn, dann wieder zurück – wahrhaftig, vor achttausend Menschen, die stauend dem grössten Redner Deutschlands zusehen, trägt er spielerisch den Tisch über die Bühne. Er findet den Anfang nicht, er findet die Haltung nicht, er kann sich nicht zum Reden entschliessen. Bis er mit einem Ruck die Nervosität abwirft, grade steht und mit tiefer, fester Stimme beginnt: «Deutsche Volksgenossen! Eine grosse Trostlosigkeit und Erbitterung hat unser deutsches Volk erfasst...»

Über seine Stimme gibt es die verschiedensten Urteile. Die einen finden

sie faszinierend, die anderen abscheulich. Sicher ist, dass die ausserordentliche Kraft dieses Organs, die auch in der heulenden Höhenlage wenig abnimmt und nur in erregten Augenblicken in ein fanatisches Krähen übergeht, auf viele suggestiv wirkt. Ton und Haltung des Redners bei Beginn machen den Eindruck von starkem Ernst und Verantwortungsgefühl, umso erregender wirkt später das hemmungslose Schreien; wenn dieser Kraftvolle, so empfindet der Hörer unbewusst, wie ein wahnsinniges Weib kreischt, dann müssen wirklich fürchterliche Dinge passiert sein. Der sogenannte Zauber einer Persönlichkeit ist im letzten nicht zu enträtseln, aber der Mechanismus ist in diesem Falle ganz primitiv und deutlich: das jähe Wechseln zwischen ausdrucksstarkem Ernst und ausdrucksstarker Hysterie. Oft ist die Frage nach seiner Ehrlichkeit gestellt worden, von der später noch zu reden sein wird. Sicher ist: der Redner Hitler lebt sich selbst einen ehrlichen Mann vor. Er ist auf den Höhepunkten seiner Rede ein von sich selbst Verführer, und mag er lautere Wahrheit oder die dickste Lüge sagen, so ist jedenfalls das, was er gerade sagt, in dem betreffenden Augenblick so vollständig der Ausdruck seines Wesens, seiner Stimmung und seiner Überzeugung von der tiefen Notwendigkeit seines ganzen Tuns, dass selbst von der Lüge noch ein Fluidum von Echtheit auf den Besucher überströmt. Die Einheit von Mann und Wort ist das zweite Geheimnis seines Erfolges.

Den Künstler der Formulierung muss jeder bewundern, der mit dem Ausdruck und seiner widerspenstigen Kraft jemals gerungen hat. «Was nicht Rasse ist, ist Spreu,» ist in seiner klingenden Kürze vollendet; übrigens falsch. «Die Erde ist nicht da für feige Völker,» kommt ihm nahe. «So wenig eine Hyäne vom Aase lässt, so wenig ein Marxist vom Vaterlandsverrat,» ist ein sehr kurzbeiniger Gedanke, aber eine unübertroffene Beschimpfung; von gleicher Kraft «Pazifistenspülwasser». Mit den Waffen, die einem «nationalen Volk aus der Faust herausquellen» würden, kommt er der bewussten Unwahrheit schon sehr nahe. Einen Satz wie «Die braune Garde grüsst das Schicksal,» würde man kitschig nennen, wenn in diesem Schlamm-Meer kunstvoller Lüge noch ein trockener Fleck Raum für den guten Geschmack übrig wäre.

«Hitler sagt immer dasselbe...»

Kritische Hörer in den ersten Jahren und kritische Leser von «Mein Kampf» in der späteren Zeit haben ihn einen beschränkten und langweiligen Kopf genannt, der immer dasselbe sage. Nun ist das nicht einmal wörtlich richtig.

Der Redner wie der Schriftsteller Hitler hat sich vielmehr kühn angemast, so ziemlich über den ganzen Inhalt des Universums sein Wort zu sagen; die Zahl seiner Themen ist unendlich. Allerdings – und das haben jene Kritiker wohl gemeint – führen alle seine Betrachtungen immer zu demselben Ergebnis, nämlich, volkstümlich gesprochen, dass der Jude an allem schuld sei; allenfalls dass im Völkerleben eine Auslese der Kraft regiere und dass das Treffen dieser Auslese der wahre Inhalt der Staatskunst sei. Zunächst könnte Hitler seinen Kritikern entgegenhalten, dass die Wahrheit nicht oft genug gesagt werden kann. Aber der Propagandist Hitler weiss noch mehr: die beständige Wiederholung desselben ist nämlich das dritte grosse Geheimnis des Erfolges. Wie kräftig und richtig sagt er den «Blasierten» Bescheid:

«Diesen Leuten wird in kurzer Zeit alles überdrüssig; sie wünschen Abwechslung und verstehen niemals, sich in die Bedürfnisse ihrer noch nicht so abgebrühten Mitwelt hineinzusetzen oder diese gar zu begreifen. Propaganda ist jedoch nicht dazu da, blasierten Herrchen laufend interessante Abwechslung zu schaffen, sondern zu überzeugen, und zwar die Masse zu überzeugen. Diese aber braucht in ihrer Schwerfälligkeit immer eine bestimmte Zeit, ehe sie auch nur von einer Sache Kenntnis zu nehmen bereit ist, und nur einer tausendfachen Wiederholung einfachster Begriffe wird sie endlich ihr Gedächtnis schenken. Jede Abwechslung darf nie den Inhalt des durch die Propaganda zu Bringenden verändern, sondern muss stets zum Schlüsse das gleiche besagen. Dann aber wird man mit Staunen feststellen können, zu welchem ungeheuren, kaum verständlichen Ergebnissen solch eine Beharrlichkeit führt. Jede Reklame, mag sie auf dem Gebiet des Geschäftes oder der Politik liegen, trägt den Erfolg in der Dauer und gleichmässigen Einheitlichkeit ihrer Anwendung. So muss das Schlagwort wohl von verschiedenen Seiten aus beleuchtet werden, allein das Ende jeder Betrachtung hat immer von neuem beim Schlagwort selber zu liegen.»

So selbstverständlich diese Grundsätze sind, so selten werden sie in der politischen Praxis angewandt. Von der Grundwahrheit, dass das Einfache immer wiederholt werden und das Wiederholte immer einfach sein müsse, wurde meist nur die Hälfte begriffen. Wenn beispielsweise die Kommunisten «hämmern», dann hämmern sie ihren Zuhörern etwa einen so schwierigen Begriff wie «Klassenfeind» ein, der ohne Vorkenntnisse und Nachdenken gar nicht zu verstehen ist. Hitler sagt «Jude» – und jeder versteht. Immer wieder wird die Wahrheit vergessen, dass die Masse – zu der bekanntlich jeder, selbst der Gebildetste gehört, wenn er unter Tausenden steckt – erlogene Tatsachen lieber hört, als wahre Begründungen. Und dass sie eine erlo-

gene Tatsache, die mehrmals wiederholt wird, schliesslich bedingungslos glaubt – ein «ungeheures, kaum verständliches Ergebnis», das selbst ein Hitler «mit Staunen» feststellt.

Ja, das tätige Nachspüren hinter der Frage: wie komme ich an die Massen heran, wie in die Gemüter hinein? hat ihn zu erstaunlichen Ergebnissen und schwindelnden Höhen geführt. Aber mag moralisch die Lehre Hitlers noch so verurteilenswert sein; seine Leistung ist eine Bestätigung des alten Satzes, dass Genie Fleiss ist. Durch seine Unermüdlichkeit hat er seine Gegner geschlagen.

Aktivierung der Masse, Hingabe an die Rede und Rastlosigkeit im Wirken sind die drei Schlüssel seines Erfolges.

Man hat die Nationalsozialisten scherzweise die Odol-Partei genannt. Odol ist ein in Deutschland viel gebrauchtes Mundwasser, das durch Reklame sehr berühmt wurde. Sein Hersteller war ein Kommerzienrat Lingner. Von diesem Lingner wird folgende gut erfundene Geschichte erzählt:

Er führt einen Besucher durch seine gewaltigen Fabrikanlagen bei Dresden.

«In diesem Gebäude rechts», sagt er mit grosser Handbewegung, «machen wir nichts als unsere Flaschenverschlüsse. In dem grossen Trakt in der Mitte die Flaschen. Der ganze Flügel dort hinten dient allein zur Herstellung der Etiketten und Reklameprospekte.»

«Und der niedrige Schuppen hier vom?»

«Das Häuschen, na, irgendwo müssen wir doch auch das Odol machen!»

Das Führerprinzip.

Die einzigartigen Leistungen Hitlers als Propagandist und Organisator beruhen nicht auf einem ausgeklügelten Plan, sondern auf Experiment und Glück, raschem Zugriff und manchem Fehlgriff. Er ist den Ereignissen ohne viel Vorbereitung, aber mit gesundem Menschenverstand entgegengetreten; so wurde ihre Lehre ihm heilsam und selbst der Irrtum nicht auf die Dauer verderblich. Indem er im einzelnen Fall meistens das Zweckmässige richtig herausfand, entstand aus tausend Fällen und ihrer Bemeisterung mit der Zeit ein System.

Die zufällige Notwendigkeit, den nach aussen glanzvollsten Posten einer unscheinbaren Partei zu übernehmen, erweckte aus ihm den ersten Propagandisten Deutschlands. Das Bedürfnis, sich bei seiner Propaganda nicht von Kameraden dreinreden zu lassen, trieb ihn bereits hier, im engsten Kreise, auf das Führerprinzip los.

Der Aufbau, den Adolf Hitler seiner Bewegung gibt und dessen spätere Entfaltung hier ein für allemal skizziert sei, ist lediglich ein Unterbau für den Thron des Führers. Die Bewegung ist durch die schöpferische Tat eines Einzelnen entstanden, dieser Einzelne bestimmt selbstherrlich, unkontrolliert und verantwortungsfrei die Politik, ruft Unterorganisationen ins Leben und setzt die Führer ein. Wahlen oder Beschlüsse der Mitglieder kommen nur auf besonderen Wunsch des Führers oder der von ihm eingesetzten Unterführer vor.

Hitlers Grundsätze für die Organisation der Bewegung gehören zum Klügsten, was über dieses Thema überhaupt gesagt werden kann. Sie lauten:

- «a) Konzentration der gesamten Arbeit zunächst auf einen einzigen Ort: München. Heranbildung einer Gemeinde von unbedingt verlässlichen Anhängern und Ausbildung einer Schule für die spätere Verbreitung der Idee. Gewinnung der notwendigen Autorität für später durch möglichst grosse sichtbare Erfolge an diesem einen Ort...
- b) Bildung von Ortsgruppen erst dann, wenn die Autorität der Zentralleitung in München als unbedingt anerkannt gelten darf.
- c) Die Bildung von Bezirks-, Gau- oder Landesverbänden erfolgt ebenfalls nicht nur nach dem Bedarf an sich, sondern nach Erreichung der Sicherheit einer bedingungslosen Anerkennung der Zentrale...

Die Führung der Bewegung muss grosse Gebiete unter Umständen brachliegen lassen, sofern sich nicht unter den Anhängern ein Kopf herauschält, fähig und gewillt, sich der Leitung zur Verfügung zu stellen und die Bewegung in dem betreffenden Gebiete zu organisieren und zu führen... Immer ist und bleibt die Voraussetzung für die Bildung einer organisatorischen Form der zu ihrer Führung fähige Kopf.»

Das Führerprinzip durchläuft die Partei von oben bis unten. Grundsätzlich wird keine Organisation, keine Gliederung, keine Gruppe ins Leben gerufen, bevor ein geeigneter Mann als Führer vorhanden ist. Fehlt er, so bleiben die bereits vorhandenen Parteianhänger eben vorläufig unorganisiert.

Das ist in den Augen Hitlers kein Unglück. Nach seiner Ansicht soll die Partei klein sein. Denn er unterscheidet zwischen Mitgliedern und Anhängern; die Mitglieder sind die Erprobten, Zuverlässigen, blind Gehorchenden, und zehn Gehorsame sind selbstverständlich wertvoller als hundert Unberechenbare. Die Anhänger dagegen füllen die Versammlungssäle, wo sie durch ihre Anwesenheit nützen und im Übrigen keinen Schaden stiften.

Denn Hitler hat mit teuflischem Scharfsinn begriffen, was andere Parteien (es ehrt sie) nicht gesehen haben: «dass die Stärke einer politischen Partei

keineswegs in einer möglichst grossen und selbständigen Geistigkeit der einzelnen Mitglieder liegt, als vielmehr im disziplinierten Gehorsam, mit dem ihre Mitglieder der geistigen Führung Gefolgschaft leisten.» Denn derjenige siegt, «der die überlegenste Führung und zugleich die disziplinierteste, blind gehorsame, best gedrillte Truppe hat... eine Kompagnie von 200 geistig ganz gleich fähigen Menschen wäre auf die Dauer schwerer zu disziplinieren, als eine solche von 190 geistig weniger Fähigen und 10 höher Gebildeten».

Eine hohe Meinung von seinen Anhängern hat Hitler jedenfalls nicht und kann er nicht haben. Denn – das ist die unausgesprochene Voraussetzung seiner Führerauslese – er kann natürlich nur solche Menschen brauchen, mit denen er selbst geistig fertig zu werden vermag. Und so hoch man die politische Klugheit des Mannes, der diese Organisationsgrundsätze ersann und anwandte, schätzen muss, so eng sind, wie wir noch sehen werden, ihre Grenzen in der echten Auseinandersetzung, wo er einen echten Gegner aus Fleisch und Blut und nicht einen zusammenphantasierten Feind vor sich hat, wirkliche Gegengründe und nicht eigens zur Widerlegung erfundene Widersprüche beantworten soll und Beweise statt wirksamer Behauptungen vorbringen muss. Diese Eigenschaften Hitlers ziehen dem Niveau der Anhänger nach oben eine sichere Grenze.

So erklärt sich auch die Gelassenheit, mit der er dem Theorienstreit innerhalb seiner Partei zusieht, wo radikale Sozialisten und radikale Kapitalisten miteinander im ewig unentschiedenen Kampf liegen. Eine derart auf Stumpfsinn ausgesuchte Gefolgschaft wird durch den im engen Zirkel tobenden Streit der Privatmeinungen in ihrem Gehorsam nicht beunruhigt – und darauf kommt es allein an.

Der frühere Nationalsozialist Bodo Uhse erzählt in seinen Erinnerungen eine bezeichnende Geschichte. Auf einem Parteitag haben sich einige Parteigenossen zusammengesetzt und die Gründung nationalsozialistischer Gewerkschaften gefordert. Aus Rücksicht auf die Unternehmer lehnt Hitler das ab und beauftragt seinen Vertrauensmann Dr. Ley, den Parteigenossen ihren Plan auszureden. Ley geht in die Sitzung und erklärt, Gewerkschaften kämen nicht in Frage, so etwas sei marxistisch. Gemurmel, Widerspruch, erhobene Hände, mehrere wollen Ley antworten. Darauf ruft er:

«Ich weiss nicht, wozu Sie sich zum Worte melden, Parteigenossen! Sie haben vollkommen irrige Vorstellungen über den Sinn dieser Beratungen und über die Aufgaben des Parteitages! Wir sind doch nicht in einer parlamentarischen Schwatzbude mit Diskussion, Abstimmung und Geschäftsord-

nung. Sie können hier doch nicht Beschlüsse fassen. Sie sind hier, um die Meinung des Führers zu hören; die habe ich Ihnen mitgeteilt. Nun richten Sie sich danach!»

Das Prinzip der möglichst kleinen Partei ist in der Praxis nicht eingehalten worden, und zwar gegen den Willen Hitlers. Die Partei gliedert sich seit Anbeginn in zwei grosse Gruppen: die (zivile) politische Organisation und die (militärähnliche) SA; ehrgeizige und machtlüsterne Unterführer, nämlich Gregor Strasser in der politischen Organisation und Ernst Röhm in der SA, haben in beiden Gliederungen ein Wettrennen nach hohen Mitgliederzahlen veranstaltet. Die Partei wurde so zu einem viel bewunderten Riesenwalfisch, innerlich jedoch zu einem schauerlichen Sammelsurium von Mittelmässigkeit, Intrige und stumpfsinnigem Gamaschendienst; durch das Bekenntnis zum Führer zusammengehalten, durch Schwerfälligkeit seinen Platz behauptend und durch seine innere Leere allmählich jeder politischen Bedeutung beraubt. Nach mehreren heftigen Krisen ist Hitler schliesslich dazu übergegangen, die politische Organisation und die SA radikal zu verkleinern, nicht um sie zu vernichten, sondern um sie brauchbar zu machen.

Erst der Führer, dann die Truppe; kleiner Kern, breite Masse; Verantwortung nach oben, Autorität nach unten; absolute Befehlsgewalt der Zentrale über das Ganze, absolute Befehlsgewalt der Unterführer in ihrem Bereich; Ausschaltung der Debatte aus dem Parteileben und Konzentration der Mitglieder auf die einzige grosse technische Aufgabe, nämlich auf die Propaganda zur Erringung der Macht; Immer schärferer Schliff der Partei zur furchtbaren Waffe des Machtkampfes, Zurückdrängung aller menschlichen Werte, die diesem Machtkampf nicht dienen, Pflege des gehorsamen Mittelmasses, Verkümmern persönlicher Eigenart, Herdenzucht – dank solchen Prinzipien erringt Hitler mit seiner Partei die Macht über ein grosses, geistig reiches Volk.

Er hat das deutsche Volk meisterhaft verdorben.

8. Der Weg in die Gesellschaft

Wovon lebt er eigentlich?

Die Partei wird zum Heer werden, die Propaganda zur Legende, und vor den Augen der Zeitgenossen baut sich die Kolossalfigur des Tribünen Adolf Hitler auf, in der der Mensch Adolf Hitler verschwindet. Bevor er dort sich selbst und uns verloren geht, versuchen wir noch einmal seine Gestalt in ihrem verschwimmenden Naturzustand festzuhalten.

Der schwächliche Ansichtskarten-Zeichner von 1913 ist seitdem ein harter Berufssoldat geworden. Seit sechs Jahren trägt er die Uniform. Er ist schon längst ein bekannter «Hetzer und Volksaufwiegler», ein Wühler gegen Staat und Regierung, aber die Reichswehr besoldet ihn immer noch. Erst am 1. Mai 1920 scheidet er aus; die Vorgesetzten müssen ihn fallen lassen, weil nach dem missglückten Kapp-Putsch die hervorstechendsten politischen Gestalten nicht mehr in der Truppe zu halten sind. Das ändert im Übrigen an den guten Beziehungen zu Ernst Röhm, dem Duzfreund, und zu dem General von Epp nichts. Die rebellierende Münchner Reichswehr hat sich die nationalsozialistische Partei aufgebaut, die Reichswehr hat ihr in Hitler den Führer gegeben, die Reichswehr wird sich von der Partei nicht trennen.

Aber ein lustiges Landsknechtsleben mit Suff und Frass, mit Rotwein als Gurgelwasser, mit Mädchen und seidenen Betten ist das Dasein an der Spitze dieser entstehenden Partei vorläufig nicht. Die Industrie wirft ihr Geld nicht dem ersten besten Abenteurer mit gutem Mundwerk nach; bevor sie einen grossen Betrag für die reichlich abenteuerliche Vernichtung des Marxismus anlegt, probiert sie es noch lange, ob eine Verständigung mit dem Marxismus nicht doch billiger kommt.

Hitler muss zusehen, wie er sich durchs Leben schlägt. «Was glauben Sie», sagt er später zu Gregor Strasser, «was für ein Problem es damals für mich war, die Fahrkarte zu kaufen, wenn ich in Nürnberg eine Rede halten wollte!»

Alter Gewohnheit treu, wohnt er auch hier wieder im Männerheim der Barmherzigen Brüder in der Lothstrasse.

Den Parteigenossen ist sein bürgerliches Dasein ein Rätsel. Niemand

weiss, wovon er lebt. Sie wagen schon gar nicht zu fragen. Was sie als Menschen vor sich sehen, ist ein Bohemien der ungezügeltsten Sorte. Er hat kein Geld, aber er gibt es aus, und die Widersprüche sind peinlich. Hier der mündliche Bericht eines seiner Geschäftsfreunde aus dem Jahre 1923: «Glauben Sie mir, Hitler ist persönlich der bescheidenste Mensch auf der Welt und für die kleinste Wohltat dankbar. Ich habe ihm einmal einen alten blauen Rock von mir geschenkt, da hat er meine Hand mit beiden Händen ergriffen und Tränen sind ihm aus den Augen gestürzt. Der arme Mensch hat es gewiss schwer im Leben gehabt, und die Menschen müssen gar nicht gut zu ihm gewesen sein.» Überzeugt fügte der Sprecher hinzu: «Den Hitler hätten sie am 9. November 1923 an der Feldherrnhalle auf den Kopf stellen können, da wäre ihm noch kein Zehnerl aus der Tasche gefallen.»

Aber kurz zuvor hat sein Mitkämpfer Heinrich Dolle, Apostel einer strengen Lebensführung mit einer Vorliebe für altertümliches Deutsch, einen später veröffentlichten Brief an ihn geschrieben, in dem es heisst: «Ihr sitzt zu viel mit Dietrich Eckart in der Fledermaus-Bar, das ist nicht gut für Euch.»

Unzufriedene Parteimitglieder verbreiten im Juli 1921 ein Flugblatt gegen ihn, in dem es heisst: «Auf Fragen seitens einzelner Mitglieder, von was er denn eigentlich lebe und welchen Beruf er früher gehabt habe, geriet er jedesmal in Zorn und Erregung. Eine Beantwortung dieser Fragen ist bis heute noch nicht erfolgt. Sein Gewissen kann also nicht rein sein, zumal sein übermässiger Damenverkehr, bei denen er sich des Öfteren schon als «König von München» bezeichnete, sehr viel Geld kostet.» Die tatsächlichen Angaben des Flugblattes gehen auf Anton Drexler zurück.

Wegen dieses Flugblattes kommt es zu einem Beleidigungsprozess. Hitler wird vor Gericht aufgefordert, nun doch einmal frei herauszusagen, wovon er eigentlich lebe. Bekomme er für seine Versammlungsreden Geld? Das sei doch nichts Unehrenhaftes. Antwort: «Wenn ich für die nationalsozialistische Partei spreche, dann nehme ich kein Geld für mich. Aber ich spreche auch als Redner in anderen Organisationen, zum Beispiel im Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbund. Dann nehme ich natürlich Honorar.» – «Und reicht das aus?» – «Ich esse auch abwechselnd bei einzelnen Parteigenossen zu Mittag. Ausserdem werde ich von einigen Parteigenossen in bescheidener Weise unterstützt.»

Damals richtete Rudolf Hess, der persönliche Freund, später Privatsekretär und Stellvertreter einen offenen Brief an den «Völkischen Beobachter», in dem er versicherte, er sei mit Hitler seit anderthalb Jahren fast täglich zusammen und könne sagen: «Tief zu bedauern ist, dass die Bewegung nicht in der Lage ist, für den Unterhalt des Führers zu sorgen – nach

Verdienst kann sie ihn nie lohnen. Es ist begreiflich, dass er nicht geneigt ist, jedermann Auskunft über seine eigenen Verhältnisse zu geben. Ich weiss aber gewiss: auch diese Seite ist rein.»

Das strenge Prinzip, für Reden in Parteiversammlungen nichts zu nehmen, hat Hitler jedenfalls nicht immer beibehalten. Darüber hat der frühere Propagandaleiter des «Völkischen Beobachter», May, einiges in einem Brief an Hitler ausgeplaudert, den er später veröffentlichte. Er schildert da, wie 1926 nach einer Rede Hitlers in Nürnberg Julius Streicher seinem Führer ein Kuvert in die Hand drückt und, O Schrecken, es waren nur 500 Mark darin. Dafür versprach Streicher, es würden das nächste Mal 1.000 sein. Entrüstet sagt May (und glaubt damit offenbar, auch die Meinung Hitlers zu treffen), das Ganze sei doch ein des Führers recht unwürdiges Verfahren; Streicher spiele sich auf, als ob er Hitler ein ausserordentlich vornehmes Geschenk mache, dabei seien die 1.000 Mark noch nicht einmal ein Viertel dessen, was Streicher bei dem Geschäft einnehme.

Sicherlich haben alle diejenigen geirrt, die den Hitler der ersten Jahre wegen seines chronischen Geldmangels für einen armen Teufel hielten. Sein Bedürfnis nach sprunghaftem Wechsel zwischen tiefer Einsamkeit und wimmelnder Gesellschaft führt bei nicht eben unbeschränkten Mitteln zu bescheidener Wohnung und grossem Wirtshausgelage. Dabei hält er sich wahrscheinlich ganz ehrlich für ein «armes Luder», das kaum ein anständiges Dach über dem Kopf hat, denn so haben die Menschen noch immer ihre Genies behandelt. In Wirklichkeit kann Hitler ganz einfach nicht mit Geld umgehen; so wenig wie er mit seiner Zeit umgehen, mit seiner Kraft haushalten, sein Personal ökonomisch verwenden oder Schrift und Rede architektonisch gliedern kann. Er ist ein zügelloser Mensch, gegen Mühen und Schmerzen bisweilen wie in einem Rauschzustand unempfindlich und dadurch zu bewundernswerten Kraftleistungen fähig; auf lange Dauer jedoch zur Selbstdisziplin nicht imstande.

«Im Kreise schöner Frauen.»

Im Sommer 1923 entdecken die Freunde Dietrich Eckart und Hermann Esser ein ländliches Asyl bei Berchtesgaden, den Platterhof. Ein reicher junger Verehrer Hitlers, Ernst Hanfstaengl, ist eine willkommene Ergänzung der Gesellschaft, zu der auch Max Amann, der damalige Geschäftsführer der Partei, gehört. In dieser fidelen Bande wusste Hitler die Grenzen nicht zu finden. Unzufriedene Parteigenossen wollten durch einen feierlichen Schritt

dem Treiben ein Ende machen. Sie hatten ihren Sammelpunkt in der Dienstwohnung eines hohen Eisenbahnbeamten, des Oberregierungsrats Lauboeck, der im Gebäude des Münchner Ostbahnhofes wohnte. Dort versammelten sich Gottfried Feder, ferner der damalige zweite Parteivorsitzende Jacob, der Parteigründer Oskar Körner und andere. Besonderen Anstoss bei diesen Gutgesinnten erregte es, dass Frau Hermann Esser während einer Festlichkeit in seidenen Breeches-Hosen herumgelaufen sei. Gottfried Feder las einen Brief vor, den er an Hitler gerichtet hatte und in dem es hiess:

«Mit wachsender Sorge sehen wir den unhaltbaren Zuständen zu. Wir verkennen es nicht, dass es dem Führer, dessen ganze Kraft in der Bewegung aufgeht und der als künstlerische Natur nicht mit kleinlichem Massstab gemessen werden darf, vergönnt sein muss, im Kreise schöner Frauen Erholung zu finden und neuen geistigen Antrieb zu schöpfen. Aber wir sehen mit wachsender Sorge, dass der Führer, dem wir als Gleichberechtigte – nicht Untergebene – freudig dienen, in einen Kreis von Menschen hineingeraten ist, der alles andere denn als fördernd bezeichnet werden kann. Der Führer muss sich bewusst sein, dass er mit seinem ganzen Tun und Lassen im öffentlichen Leben steht und dass man nach seinem Verhalten den idealen und sozialen Wert der Partei beurteilt.»

Feder sagte ferner noch, man müsse Hitler zu einer geordneten Arbeitsweise erziehen. Er hatte zu diesem Zweck einen Offizier ausgesucht, der Hitler als Sekretär beigegeben werde, die Tagesarbeit nach der Uhr festlegen und überhaupt in die Tätigkeit des Führers Ordnung und Programm hineinbringen sollte. Als Hitler das hörte, schlug er mit der Faust auf den Tisch und schrie: «Was bilden sich die Kerle ein? Ich gehe meinen Weg, wie ich ihn für richtig halte.» Den Sekretär nahm er aber doch.

Der Kampf um die Salons.

Man muss nicht glauben, dass dieser unbeherrschte Mensch mit den schlechten Manieren ein beliebter Tafelaufsatz der Münchner Gesellschaft gewesen sei. Er wurde wenig eingeladen, die Salons hielten bis 1923 einen fast nirgends durchbrochenen Boykott gegen ihn durch. Ein schüchterner und linkischer Mensch, auffallend durch seine hastige Gier beim Essen und seine übertriebenen Verbeugungen, wurde er aus der Nähe schnell uninteressant. Nicht ärmlich, aber ohne jedes Zeichen persönlichen Geschmacks gekleidet, den Scheitel fast in der Mitte des geölten Haares, die Schnurrbartborste als

unverständlicher Akzent im sonst weichlichen Antlitz – so wirkte der ganze Mann wie die schlechte Nachahmung eines nur in der Phantasie existierenden Idealtypus. Wenn das allgemeine Urteil ihn mit einem Kellner oder Friseur verglich, so war das nicht als Kränkung dieser Stände gemeint, denn kein Kellner oder Friseur hat je so ausgesehen, wie der Adolf Hitler von 1923; man dachte nur an die fade Idealschönheit, der Hitler damals zustrebte.

Eine Art Heim fand Hitler damals bei einer einfachen Dame, Frau Carola Hofmann, der Witwe eines Gymnasialdirektors. Sie wohnte in dem Villenvorort Solln bei München. 1920 hört sie Hitler zum erstenmal sprechen und schliesst ihn sofort tief ins Herz. Die Einundsechzigjährige wird dem dreissigjährigen Bohemien die Mutter, die er in seinem ganzen Leben entbehrt und selbst in der leiblichen Mutter nicht gefunden hat. Das Landhaus Carola wird zeitweise ein inoffizielles Zentrum der Partei; die alte Frau hat die Saalschlachten der Bewegung mitgemacht und in ihrem Ort selbst eine Ortsgruppe gegründet. Immer muss Hitler ihr sein neuestes Bild schicken; dann schreibt er zum Beispiel darauf: «Meinem lieben, treuen Mütterchen, Weihnachten 1925, in Verehrung Adolf Hitler.»

Die Sprödigkeit der sogenannten guten Gesellschaft verletzt Hitler tief. «Was haben sie gegen mich?» ruft er. «Dass ich keinen Titel habe, dass ich nicht Doktor oder Oberleutnant bin! Das verzeihen sie mir nie.» Ein andermal behauptet er, man nähme ihm seine ganze Politik nicht halb so übel wie die Tatsache, dass er ein armer Teufel sei und sich doch erlaube, den Mund aufzumachen. Auf dem ersten grossen Höhepunkt seiner Laufbahn im Jahre 1923 glaubt er noch redlich an die Komödie vom armen Führer, die er sich selbst vorspielt und seufzt: «Ich möchte ja nur, dass die Bewegung steht und dass ich mein Auskommen als Chef des «Völkischen Beobachters» habe.»

Das ganze Leben Hitlers ist eine einzige unglückliche Liebe zur guten bürgerlichen Gesellschaft.

Er wurde nicht in sie hineingeboren. Das lässt sich reparieren. Zielsicher betrat er den richtigen Weg, auf dem ein zum Glücklichsein Begabter Hätschelkind der Gesellschaft werden kann: er wollte Maler werden. Wir sahen, wie und warum er scheiterte. Seitdem ist sein Verhältnis zur Gesellschaft mit dem Fluch des bösen Gewissens belastet, mit dem ewigen Selbstvorwurf, zu träg zum kecken Griff nach dem Glück gewesen zu sein. Wenn er sich dann in Anklagen gegen diese Gesellschaft ergiesst, die den Proletarier nicht bürgerlich genug behandelt, so tönt daraus doch nur die verschmähte Liebe und die Verzweiflung über das selbst verschuldete Missgeschick.

Das erste Haus grösseren Stils, das sich Hitler zu freundschaftlichem Verkehr aufzutut, befindet sich nicht in München, sondern in Berlin. Es ist das des

Klavierfabrikanten Bechstein. Die Bechsteins sind alte Freunde von Dietrich Eckart; der führt seinen Schützling dort ein. Frau Helene Bechstein fasst eine warme Zuneigung zu Adolf Hitler, «Ich wollte, er wäre mein Sohn» sagt sie. Um ihn später in der Festungshaft besuchen zu können, gibt sie sich als seine Adoptivmutter aus. Hitler benutzt die Freundschaft der Bechsteins ohne zarte Bedenken; er bittet immer wieder um Geld. Wenn Frau Bechstein kein bares Geld flüssig hat, schenkt sie ihm eins ihrer wertvollen Bilder – von seiner Wiener Zeit her weiss Hitler ja, wie man Bilder verwertet.

In München ist es zuerst das Haus Hanfstaengl, das sich ihm 1923 auf Wunsch des Sohnes Ernst öffnet. Die Hanfstaengls besitzen einen grossen Kunstverlag, haben ausländisches Geld und gehören zu den in München verhältnismässig seltenen reichen Leuten. Das Oberhaupt des Hauses, Frau Hanfstaengl, eine geborene Sedgwick-Heine aus New York, ist von Herkunft Amerikanerin, politisch durchaus international gesonnen und hat während des Krieges in ihrem Münchener Bekanntenkreis gegen die Vaterlandspartei agitiert, die man eine Vorläuferin des Nationalsozialismus nennen kann. Es ist bezeichnend, dass gerade diese Amerikanerin in der Münchener Gesellschaft als erste das allgemeine Vorurteil gegen den «Bierkeller-Redner» durchbricht; sie ist stolz darauf, ein so berühmtes Ungeheuer in ihrem Salon zu haben. Im Sommer 1923 findet Hitler auch durch Alfred Rosenberg und Dietrich Eckart Zutritt zum Hause Richard Wagners in Bayreuth. Im Hause Wahnfried lernt er nicht nur den Sohn des Meisters Siegfried und dessen Gattin Winnifred kennen, sondern auch den blinden Kulturphilosophen Houston Stewart Chamberlain, den in Deutschland eingebürgerten Engländer, der in seinen «Grundlagen des 20. Jahrhunderts» eine viel gelesene Philosophie der Rassenlehre und des Antisemitismus geschrieben hat. Chamberlain ist von Hitler begeistert; er gehört zu den ganz frühen «Erkennern» und sieht schon 1923 in dem Volksredner nicht nur den «Trommler» und die Begleitfigur für einen Grösseren, sondern die entscheidende Gestalt der deutschen Gegenrevolution. Ekstatisch schreibt er an ihn bereits 1923: «Dass Deutschland in der Stunde seiner höchsten Not einen Hitler gebiert, das bezeugt seine Lebendigkeit. Dass der grossartige Ludendorff sich Ihnen anschliesst, welch herrliche Bestätigung!» Geringere Sympathie findet Hitler bei Frau Cosima Wagner, der Witwe des Meisters und eigentlichen «Herrin von Bayreuth»; die alte Dame, die noch Lassalle erlebt hat, legt die Massstäbe einer vergangenen Zeit an und begreift weder Hitler noch ihre Schwiegertochter Winnifred, die für einen solchen Menschen Sympathie haben kann. Übrigens ist auch Siegfried Wagner von dem Gast wenig entzückt und niemals Mitglied der NSDAP geworden.

Andere Bekanntschaften reichen zwar gleichfalls in die Luxusphäre, bleiben aber doch im Bereich dieses Landsknechtstums, das man vielleicht besser eine bewaffnete Boheme nennen würde. Da ist der neue Freund, der ehemalige Fliegerhauptmann Göring, zur Zeit ein etwas später Student der Universität München, der mit seiner jungen schwedischen Frau Karin eine elegante Wohnung in dem Villenvorort Gern hat. Es sind zwei exaltierte Menschen, und ihre Gesellschaften haben etwas Burschikoses und Fieberhaftes. Eine ähnliche Figur ist der baltische Abenteurer Richter, der sich Dr. Max Erwin von Scheubner-Richter nennt; von Haus aus Ostpreusse, nach Russland verschlagen, in der Revolution 1905 Soldat in einer gegenrevolutionären Miliztruppe, heiratete er die Tochter eines Fabrikanten, dessen Villa er bewachte; im Kriege politischer Agent in Konstantinopel, landet er 1921 als Sendling der weissrussischen und ukrainischen Emigranten bei den Münchner Rechts verbänden. Glänzend im Auftreten, besticht er Hitler völlig – durch seine Person so gut wie durch Geld, das er ihm bringt; er gewinnt einen politischen Einfluss auf ihn, der bis zum Verhängnis geht.

Die Münchner Polizei fand 1923 unter den beschlagnahmten Akten der Partei ein sogenanntes Protokollbuch der Vaterländischen Verbände. Das war eine Gruppe bewaffneter Organisationen, zu denen auch die NSDAP gehörte; als deren Vertreter kam Hitler oft zu den gemeinsamen Sitzungen. Die Anwesenheitsliste lautet gewöhnlich: Röhm, Kriebel, Zeller, Heiss (alles Freikorpsführer jener Zeit)... später Hitler. Oder im Sitzungsbericht steht plötzlich: dann erscheint Hitler. Oder: gegen Schluss der Sitzung Hitler, Jedesmal kommt er als letzter; in all dem liegt System.

Nie verlässt ihn, der als Fünfzehnjähriger scheiterte, das Gefühl, er werde nicht voll genommen in dem Kreise, den er erst als Dreissigjähriger betritt. Er ist ein Arrivist, der nicht den Wunsch hat, angenehm zu sein, sondern den Mut, aufzufallen. Dafür gibt es drei goldene Regeln, die er nicht als erster erfunden hat; man kommt grundsätzlich zu spät, dann wird man beachtet; man beteiligt sich nicht an der Unterhaltung, denn damit macht man sich höchstens angenehm, fällt aber nicht weiter auf; dann redet man plötzlich wie ein Irrsinniger, dass alle schweigen müssen, denn damit erzwingt man die Aufmerksamkeit; schliesslich geht man vor dem allgemeinen Aufbruch weg, denn dann können die Zurückbleibenden noch über einen reden, was den Eindruck vertieft. Angenehm ist ein Mitmensch mit solchen Methoden freilich nicht.

Still und unauffällig zwischen all dem eine Begegnung, bei der das Herz lauter spricht. Im Jahre 1921 war er zum erstenmal seit langen Jahren wieder

in Wien und hielt Vorträge. Er sah die Schwester Angela wieder, verhehlichte Raubal; sie bringt sich als Köchin durch. Neun Jahre lang haben die Angehörigen nicht einmal gewusst, ob er überhaupt noch lebt; Angela Raubal nicht, die Schwester Paula nicht, die alte Tante Theresia Schmidt in Spital nicht. Das war eine Sache des Stolzes; neun Jahre lang war er nichts, nun ist er etwas geworden. Auch der Vater Alois Hitler hatte sich, wie der Sohn schreibt, «einst gelobt, nicht eher in das liebe väterliche Dorf zurückzukehren, als bis er etwas geworden wäre.»

Im Jahre 1922 fragte der «Simplizissimus» seine Leser, wie Adolf Hitler eigentlich aussehe. Der «Simplizissimus» war damals Deutschlands bestes Witzblatt, und Hitler war bereits Deutschlands bester Redner. Trotzdem wussten tatsächlich nur ein paar Dutzend Leute, wie er aussah, und die Frage des «Simplizissimus» traf ins Schwarze.

Adolf Hitler hatte verboten, dass man ihn photographierte. In seinen Versammlungen verstand er es, durch raffinierte Beleuchtungstricks halb unsichtbar zu bleiben. Wenn er den Saal betrat, ging er rasch durch eine von SA gebildete Gasse und blieb für die meisten Besucher ein hastig vorüberwehender, sofort verwischter Eindruck. Stand er erst einmal oben, dann gewährte man durch das rauchige fahle Licht eine hagere, oft nach vornüber schnellende Gestalt im schwarzen Gehrock gestikulieren; das Gesicht war durch einen dunkelblonden Bart halb verhüllt. Er wollte draussen nicht erkannt werden.

Nur die wenigsten wussten, dass man die schwarze Gestalt häufig in einer kleinen Weinkneipe antreffen konnte, in der «Osteria Bavaria» im Malerviertel Schwabing, oder auch im Café Heck am Hofgarten. Dort spreizte er den kleinen Finger weg, wenn er die Gabel oder das Glas anfasste, und beim Reden fielen seine vielen Verbeugungen und sein etwas unnatürliches höfliches Lächeln auf. Auch wer ihn hier sah, hatte es nicht leicht, einen Eindruck von ihm festzuhalten, so sehr sah er nach nichts aus mit seinem glatten, brillantinierten Haar, den Scheitel fast in der Mitte, der korrekten Nase, dem korrekten Schnurrbart, dem korrekten Schlips – ein Mann, wie von der Stange gekauft. Als ein fremder Journalist einmal etwas phantasievoll schilderte, wie er Adolf Hitler in einer abenteuerlichen Uniform inmitten seiner «Unterführer» beim Kriegsrat erwischte habe, schrieb der «Völkische Beobachter» voll mitleidiger Verachtung: «Dabei ist es bekannt, dass Adolf Hitler stets lange Hosen trägt.»

Von all dem wusste der «Simplizissimus» nichts, obwohl seine Zeichner oft Tisch an Tisch neben dem unbekanntem Adolf Hitler in der «Osteria Bavaria» sassen. So entwarfen sie, fröhlich und unbekümmert, eine Reihe

von Zeichnungen, wie Hitler wohl aussehen könnte; drückte sich eine gewaltige Energie vielleicht in übermässigem Kinnladen, aber geringer Stirn aus? Oder besass er, als schöpferischer Geist, gerade umgekehrt einen gewaltigen Schädel? Glich er Napoleon oder Bismarck? So stocherten die Zeichner ratlos an der Physiognomie des Mannes herum, über den bereits die ganze Öffentlichkeit stritt, ob er ein genialer oder ein lächerlicher Politiker sei, und über den sie jedenfalls einig war, dass er ein unterhaltsamer Politiker war. Der Zeichner entschied sich schliesslich dafür, einen Wirtshaustisch mit einem Bierkrug, einer Wurst und einem Rettich zu malen; drüberhin zog eine schwarze Wolke, aus der Blitze zuckten, und darunter stand: Wir haben festgestellt, dass Adolf Hitler überhaupt kein Mensch ist, sondern ein Zustand. Gemeint war: der rasende deutsche Spiessbürger, bayrische Ausgabe.

Und daran bleibt für alle Zeiten etwas Wahres. Hitler ist ein deutscher Zustand.

9. Stufen zur Macht

Die bayrische Fronde.

Hitlers kleines Fahrzeug schwimmt auf dem grossen Strom der deutschen Gegenrevolution.

Die Gegenrevolution überflutet 1919 ganz Deutschland. Fast die ganze organisierte Macht des Landes ist gegen die Revolution gewendet. Die Unternehmer sind selbstverständlich gegen sie, die Grossgrundbesitzer und Bauern sind selbstverständlich gegen sie, die Reichswehr ist selbstverständlich gegen sie, die Kirche ist selbstverständlich gegen sie. In den Kartoffelgruben der schlesischen und pommerschen Landgüter, in den Kellern und Speichern bayrischer Klöster lagern die versteckten Waffen der Reichswehr und der Freikorps. Die sozialistischen Gewerkschaften haben der Revolution Halt geboten, indem sie durch ihren Führer Legien mit den Unternehmern Frieden geschlossen und die sogenannte Zentralarbeitsgemeinschaft begründet haben. Die Sozialdemokratie unter Führung Eberts, Noskes und Hermann Müllers tritt auf die gleiche Linie. Die grundsätzlich revolutionäre, aber schwankende Partei der Unabhängigen Sozialisten zerbricht, auf Befehl Lenins, unter dem Ansturm der Kommunisten. Diese allein sind zu schwach zur erfolgreichen Aktion und werden, obwohl sie Mitglieder gewinnen, in allen Kämpfen gegen die Staatsgewalt mit tragischer Regelmässigkeit geschlagen. Sie beteiligen sich an den Wahlen und sinken allmählich zu einer scheinrevolutionären, durchaus parlamentarischen Partei herab.

Eine besondere Bewegung entsteht in dem von den Alliierten militärisch besetzten Rheinland und in Bayern, also an der deutschen West- und Südgrenze. Hier planen bürgerliche, meist katholische Kreise verstohlen eine Trennung vom Reich, angeblich vorübergehend, praktisch natürlich für dauernd. Auch solche bayrischen Kreise, die die förmliche Trennung nicht wollen, verlangen doch eine stärkere Selbständigkeit des Landes, ausgedrückt durch Wiederherstellung des Königtums unter dem Prinzen Rupprecht, dem Sohn des letzten Königs. Man nannte dies nach den bayrischen Landesfarben die weissblaue oder föderalistische Richtung; sie begründete ihren Separatis-

mus mit der angeblichen Sorge vor dem Bolschewismus, der demnächst in Berlin zur Macht kommen werde und nicht auch Bayern überfluten dürfe. Zwischen den bayrischen Separatisten und den rheinländischen, die mit der französischen Besatzungsbehörde zusammenarbeiten, werden Fäden gesponnen.

Die bayrischen Föderalisten sind gegen Berlin, gegen die Revolution, gegen die Republik, und für eine bayrische Monarchie. Daneben gibt es im Bürgertum die deutschnationale Richtung, die auch unter den schlimmsten Umständen keine Trennung von Berlin will, und die eine Konsolidierung Bayerns, während der Norden im Bolschewismus versinkt, für unmöglich hält.

Aber man darf sich diese beiden Gruppen nicht als zwei scharf geschiedene Lager vorstellen; vor allem die Massen der Anhänger, der Bürger und Bauern merkten von dem Gegensatz nicht viel, sondern folgten fröhlich der Parole: gegen Berlin, gegen Preussen, gegen die Republik, gegen die Juden! Die Bürokratie, die Reichswehr, die stärksten Parteien und die Kirche standen hinter diesen Losungen, und erst im Lauf der Jahre, als man sich der Unterschiede stärker bewusst wurde, lockerten sich die Bande und rissen schliesslich. Dazu hat Hitler sehr wesentlich beigetragen. Er gehörte zu dem Flügel, der scharf gegen die Republik, aber bedingungslos für die Einheit des Reiches und eine starke Zentralgewalt in Berlin eintrat, und wurde schliesslich dessen mächtigster Wortführer. Als österreichischer Deutscher, der gegen die «volksfremde» Dynastie Habsburg gekämpft, der Auflösung der aus vielen Völkerschaften gebildeten Donaumonarchie ersehnt und von einem Anschluss der deutschen Teile Österreichs an das deutsche Volk geträumt hatte, hielt er ein starkes, einheitliches und absolut zentral regiertes Grossdeutschland für eine Voraussetzung jeder deutschen Machtpolitik.

Kapp-Putsch.

Am nächsten von allen Machtfaktoren steht ihm die Reichswehr, denn die deutsche Arbeiterpartei ist mit der Reichswehr geradezu identisch. Ihre Mitglieder sind Reichwehrsoldaten, die Röhm in die Partei hineingeschickt hat; die erste Schutztruppe wird von einer Minenwerferkompanie der Münchener Reichswehr gebildet; der Führer ist Reichwehrsoldat und wird von der Reichswehr bezahlt, handelt im Auftrag Röhm's und macht Politik für den General von Epp.

Im März 1920 erheben sich Teile der Reichswehr in offenem Aufstand gegen die Republik und wollen die Regierung samt dem Reichspräsidenten

Ebert stürzen. Die Führer des Unternehmens sind der General von Lüttwitz und der Kapitän Ehrhardt in Berlin; sie stellen einen bisher wenig hervorgetretenen Politiker, einen ostpreussischen Generallandschaftsdirektor namens Kapp, als Reichskanzler auf, und das Abenteuer erhält nach ihm den Namen Kapp-Putsch, als welches es eine der wichtigsten Episoden in der Geschichte der deutschen Republik bleibt. Ein paar Tage beherrschen die Aufständigen Berlin; dann ringt die Reichsregierung in einem grossen Generalstreik der Arbeiter und Angestellten, einer gewaltigen Kraftäusserung des republikanischen Massenwillens, den Putsch ohne grosse Mühe nieder. Die Reichswehr in den übrigen Landesteilen hat eine Beteiligung an dem Aufstand nicht gewagt. Nur in Bayern macht sie einen kleinen Sonderputsch. Zunächst werden Verbindungsleute nach Berlin gesandt, die über die dortigen Vorgänge nach München berichten und ein gemeinsames Vorgehen vorbereiten sollen; vor allem Epp und Röhm drängen darauf. Hitler meldet sich für die Aufgabe. Zusammen mit Dietrich Eckart fliegt er in einem Flugzeug, das ein Militärflieger steuert, nach Norden. In Jüterbog müssen sie eine Zwischenlandung machen. Der Flugplatz ist von streikenden Arbeitern besetzt; wenn die drei erkannt werden, sind sie verloren. Da zieht Dietrich Eckart die breite Reisemütze in die Stirn, und die Hände in den Manteltaschen, fragt er nach dem schnellsten Weg zu einer grossen Druckereifirma, mit der er ein Papiergeschäft abschliessen wolle; er sei nämlich Papierhändler. Bescheiden steht Hitler mit seinem Spitzbart als Buchhalter daneben. Sie kommen durch und heil nach Berlin.

An der Tür der Reichskanzlei begegnet ihnen ein kleiner, dunkeläugiger Mann: «Was suchen Sie hier? Wollen Sie verhaftet werden? Fliegen Sie schnell nach München zurück. Kapp ist geflohen...» Der Dunkeläugige ist der Abenteurer Trebitsch-Lincoln, von Geburt ungarischer Jude, dann englischer Reverend, sogar Unterhausabgeordneter, später Spion, augenblicklich gewesener Pressereferent Kapps, morgen Berater Ludendorffs in München, einige Jahre darauf buddhistischer Mönch... Von dem ungarischen Juden gewarnt, bringen Hitler und Eckart sich in Sicherheit.

Inzwischen hatte die Münchner Reichswehr auf eigene Faust immerhin etwas getan; sie hat die dem Namen nach immer noch amtierende sozialdemokratische Scheinregierung gestürzt und durch eine bürgerliche Rechtsregierung unter dem Ministerpräsidenten Gustav von Kahr ersetzt. Da der Reichsregierung Ebert formell Gehorsam gelobt wird, findet sie sich mit dem bayrischen Sonderputsch ab. Ausserdem verwandelt tragische Verkettung der Umstände den Sieg über Kapp wenige Tage später in eine Niederla-

ge des republikanischen Gedankens. Kommunisten und Unabhängige Sozialisten versuchen in verschiedenen Landesteilen aus dem Generalstreik einen revolutionären Aufstand zu machen in der richtigen Erkenntnis, dass ein vorzeitiger Friedensschluss mit dem Militär das Verspielen einer nie wiederkehrenden Gelegenheit zur radikalen Niederkämpfung der gegenrevolutionären Mächte und zur Aufrichtung einer wirklich republikanischen Reichskraft wäre. Die Reichsregierung unter Ebert ist schwach genug, sich auf die Seite der eben noch unter schwersten Treubruch rebellierenden Reichswehr zu schlagen; ja, sie gibt diesen eben erst geschlagenen Militärrebellern den Auftrag, die republikanischen Arbeiter am Rhein und in Mitteldeutschland zusammenzuschliessen. Wenige Tage nach dieser Niederlage ist die Reichswehr schon wieder Herr über das Reich. Sie erdrückt die Arbeiterheere mit überlegener Waffengewalt; Hitlers politische Auftraggeber haben daran einen hervorragenden Anteil. Denn die Münchener Reichswehr unter Epp und Röhm wird im Industrieviertel an der Ruhr eingesetzt; dort zieht sich eine so starke Militärmacht zusammen, dass Röhm auf den Gedanken kommt, man könne doch noch einmal den Marsch auf Berlin wagen und den verfehlten Kapp-Putsch noch nachträglich in einen Sieg verwandeln. Aber Epps norddeutscher Kollege, der General von Watter, findet den Mut nicht, und der Plan bleibt Plan.

Für Hitler ist das Ergebnis dieser Märztage ein ungeheurer, vom Glück geschenkter Gewinn. Über Bayern gebietet plötzlich eine Regierung, die die Rechtsparteien und darunter auch das noch fast unbekanntes Grüppchen der Deutschen Arbeiterpartei zügellos gewähren lässt; die Polizei wird von neuen Männern geführt, die mit grösster Schärfe die Sozialisten niederhalten, dagegen die Rechtsradikalen in jeder Weise ermuntern. Der neue Münchener Polizeipräsident ist Pöhner, ein Bürokrat ungewöhnlichen Formats, kalter Teufel, Menschenverächter, scharfer Verstand. Er missbraucht sein Amt bewusst, um die Republik, der er den Dienst geschworen, zu sabotieren. Denn, so sagt er, die höhere Pflicht gegen das Vaterland verlange das. «Ich habe als Beamter fünf Jahre lang Hochverrat getrieben», erklärt er kurz vor seinem Tode. Während Pöhners Sympathien ziemlich gleichmässig allen Rechtsparteien gelten, wendet sein wichtigster Gehilfe Dr. Frick die seinen vor allem den Nationalsozialisten zu. Frick ist im Verhältnis der beiden zueinander ganz und gar Untergebener und Befehlsempfänger; mürrisch, verbittert, beschränkt, ein Mann der langsamen Karriere, die unter normalen Umständen nicht hochführen wird, dabei mit einem Geschmack an der Politik, der bei ihm die Form der Tücke annahm: ein Feuer unter sehr viel Asche. «Es war selbstverständlich, dass ich ganz auf der Seite meines hochverehrten Vorgesetzten, Herrn Präsidenten Pöhner stand», sagte er als Angeklagter, um

seine Haltung im Hitlerputsch zu erklären. Die von Frick geleitete politische Polizei zensuriert Plakate, kontrolliert Zeitungen und überwacht Versammlungen; Polizeibeamte in Zivil gesellen sich zum Publikum, helfen Zwischenrufer verprügeln und verwandeln sich dann plötzlich in Hüter des Gesetzes, die den Verprügelten in Schutzhaft nehmen. Sie spielen also eine entscheidende Rolle bei der grossen dramatischen Versammlungsreform Hitlers, bei dem stufenweisen Übergang vom brüllenden, tausendköpfigen Debattierklub zur theaterhaften, musikumrauschten Massenkundgebung.

Von der ersten Stunde an genoss also die Nationalsozialistische Bewegung den umfassendsten Schutz der Behörde. Und bis zur letzten Stunde, bis zum Endsieg hat Hitler immer wieder den Weg zur Staatsgewalt gesucht, um in ihrem Schutz seine sogenannte Revolution zu machen.

Er selber sagt, sein Kampf sei kühn gewesen. Die Geschichte wird ihm bezeugen, dass er sehr fleissig gewesen ist. Vierzehn Jahre lang hat er sich durch die Weltgeschichte redlich emporgedient, immer den Weg des geringsten Widerstandes und der grössten Sicherheit wählend.

Der Unermüdliche.

Jede Woche ist Versammlung. Jedes Mal sind etwa 2'000 Menschen da – ein treuer Stamm, von dem immer einige Hundert wechseln. Drei Tage vor jeder Versammlung kleben die knallroten Plakate mit den aufreizenden Artikeln an den Säulen. Jedesmal sagt Hitler so ziemlich dasselbe, obwohl das Thema bald «Triumph der Börsendiktatur», bald «Freistaat oder Sklaventum?», bald «Die Urschuldigen am Weltkrieg» lautet. Jedes Mal hat er aber neue Bilder, neue Witze und neue Schimpfworte gegen Berlin und gegen die Juden. So wird es für die Zweitausend nicht langweilig. Und doch setzen sich die einfachen Gedanken binnen drei Versammlungen so tief in den Köpfen fest, dass der Hörer beim vierten Mal schon meint, der Redner sage nur dasselbe, was er selbst seit jeher gedacht habe. Binnen vier Wochen erzieht der Redner Hitler sich eine Zuhörerschaft, über der ein Fluidum von Zustimmung liegt, und wer neu in diese Versammlungen kommt, wird allein davon gepackt und mitgehoben. Der Ruhm dieser Redekunst geht in die Lande und schafft auch draussen in den Landstädten, später in den benachbarten Grossstädten eine erwartungsvolle Stimmung, die dem Redner den Sieg von vornherein sichert.

Neben Hitler zeichnet sich ein zweiter Agitator aus, der gerade zwanzig-

jährige Hermann Esser. Er hat nicht Hitlers Pathos, aber er kann sich mit zweitausend Menschen unterhalten, als wären es zwei. Er wirkt ein bisschen schmierig und bald sickern Geschichten durch, die auf seine private Moral ein bedenkliches Licht werfen. Aber seine «Revolverschнауze» ist unbezahlbar. Mit Hitler verbindet ihn eine Hassliebe; bald beneidet er ihn, dann siegt wieder in dem um zehn Jahre Jüngeren die Bewunderung. Er ist der erste, der Hitler in öffentlicher Versammlung als «den Führer» begrüsst.

Ein dritter mächtiger Redner ist ein gewisser Max Weber, literarisch und schneidend, im Äussern und im Ton Goebbels ähnlich. 1923 verschwindet er plötzlich und taucht nie mehr auf, eine Anzeige wegen Meineids ist das letzte, was von ihm gehört wird.

Nachdem die Partei an die Öffentlichkeit getreten ist, beginnt ein Streit um ihren Namen. Hitler möchte sie «Sozialrevolutionäre Partei» nennen; er denkt an die russischen Sozialrevolutionäre, die Sozialisten, jedoch Antimarxisten und Antibolschewisten waren. Aber «revolutionär» passt Dietrich Eckart nicht. Da erscheinen in München Emissäre einer alten antisemitischen Partei aus Österreich, die dort seit zwanzig Jahren mit wechselndem Glück kämpft und Abgeordnete in den Parlamenten hat. Es sind der Ingenieur Rudolf Jung aus Prag, der jetzt in der Tschechoslowakei die Reste der Partei weiterführt, und Dr. Schillings aus Wien. Sie laden die Münchner ein, sich mit der österreichischen und der tschechoslowakischen Gruppe zu einem Bund zusammenzuschliessen, denn man wolle doch dasselbe; Beweis das Münchner Programm, das in der Tat in vielem wie eine geistige Anleihe von den Österreichern aussieht. Der Bund kommt in loser Form zustande und die Deutsche Arbeiterpartei in München nimmt den Namen der österreichischen Bruderparteien in den ihren auf. Sie heisst seit April 1920: Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei.

Im Februar 1921 verlangen die Alliierten von Deutschland 132 Milliarden Goldmark an Reparationen. Die grossen Parteien und Verbände veranstalten eine mächtige Kundgebung auf dem grössten Platz der Stadt, vor der Feldherrnhalle. Hier ist es, wo Hitler sich gegen die Musik nicht vorstellen kann. Ergrimmt wagt er einen grossen Wurf und ruft zum erstenmal eine Versammlung in den grössten Saal der Stadt, in das leerstehende Gebäude des Zirkus Krone. Achttausend Menschen sind nötig, um diesen Saal zu füllen. Ein gefährliches Wagnis – und das Wagnis misslingt. Nur viertausend sind gekommen.

Ein klatschender Misserfolg. Aber Hitler verzieht keine Miene, sondern ruft mit noch dickeren Lettern, auf noch grösseren Plakaten eine zweite und noch eine dritte Versammlung in den gleichen Saal. Und beim dritten Mal

sind es achttausend. Die nationalsozialistische Geschichtslegende aber wird später dreist behaupten, die bürgerlichen Parteien hätten sich damals gegen die blutsaugerischen Forderungen des Feindbundes überhaupt nicht gerührt, Hitler allein habe das Gewissen der Nation wachgerufen. Zäh in der Lüge, zäh in der Tat, zäh im Misserfolg und zäh noch im Triumph – mit konsequenter Beharrlichkeit unter schweren Schlägen wie auf der steilen Leiter des Erfolgs: so dringt Hitler nach oben, durch keine Niederlage abgeschreckt, durch keinen Sieg zufriedengestellt.

Dadurch unterscheidet er sich von allen Gegnern und Rivalen. Wo andere nach einer Niederlage entmutigt nach Hause gegangen wären, mit dem philosophischen Trost, dass gegen schlechte Konjunktur eben nichts zu machen sei, da greift Hitler in verbissenem Trotz zum zweiten und zum dritten Mal an. Wo andere nach einem Erfolg vorsichtig geworden wären, weil sie das Glück nicht zu oft auf die Probe stellen und auch nicht abnutzen dürfen, da bleibt Hitler beharrlich und fordert vom Schicksal mit jedem Wurf noch Grösseres. Zu denen, die sich durch gelegentlichen Misserfolg haben entmutigen lassen, gehört die bayrische Sozialdemokratie, Hitlers einzige wesentliche Gegnerin; im Sommer des Jahres 1923, in dem Hitler durchschnittlich jede Woche zweimal zu den Massen spricht, hält sein sozialdemokratischer Gegenspieler Auer buchstäblich keine einzige Versammlung ab. Schnell befriedigt und vor Übersättigung träge, sind dagegen Hitlers Konkurrenten, die verschiedenen sogenannten vaterländischen Verbände, der Deutsch-Völkische Trutz- und Schutzbund, der Ordnungsbund und wie sie alle heissen. Sie hatten es leichter, ihre Führer waren bekannte Männer, in Staat und Wirtschaft angesehen; ihre Säle waren übervoll und der Beifall, sobald ein Wort gegen die Juden oder die Preussen fiel, fanatisch. Aber die Veranstalter waren nicht fanatisch, sondern träges Fleisch. Rauschende Versammlungserfolge und Massenbeifall waren schliesslich doch nichts Reales; davon werden weder die Franzosen vom Rhein verjagt, noch die Arbeiterlöhne gesenkt. Erst ein Hitler, der sein Leben arm und unbeachtet gegangen, und dem der Beifall der Massen süsse Bestätigung des persönlichen Aufstieges ist, wird es diesen Herren vorexerzieren, wie man durch vierzehnjähriges «leeres Reden» zuletzt siegt.

Genie ist Fleiss plus Glück. Man darf nie vergessen, welche glückliche Umstände Hitler zu nutzen wusste.

Die Reichswehr! Sie kauft ihm sogar eine Zeitung. Der «Völkische Beobachter», bisher Winkelblättchen und Privatunternehmen, ist in finanzielle Schwierigkeiten geraten. Vierzig Jahre lang ist das Blatt ein bescheidenes und unpolitisches Münchner Skandalorgan gewesen, welcher Tatsache es auch den eigentümlichen Namen Beobachter verdankt; erst vor einem Jahr ist

es zu der langsam volkstümlich werdenden antisemitischen Richtung abgeschwenkt und hat seinem Titel das Wort «völkisch» hinzugefügt. Mit Hitler und seiner Partei lag es aus Eifersucht oft in Fehde. Jetzt ist es mitsamt seinen Schulden für wenig Geld zu haben. Wieder bewährt sich Röhm. Er stellt seinem Chef, dem General von Epp, vor, dass die Reichswehr ihrer Partei auch ein Zeitungsorgan verschaffen müsse. Der General, der seit den Münchner Räteunruhen den Titel des «Befreiers von München» nicht ganz zu Recht spazieren trägt, kann mit wenigen Worten von einigen Gönnern die notwendige Summe haben. 60000 Mark stellt er Dietrich Eckart zur Verfügung, und das Blatt wird für die nationalsozialistische Partei gekauft.

Die Entstehung des «Führers».

Aber der Glanz all dieser Erfolge wirft hinter Hitler einen Schatten auf die Bewegung. Diese zerfällt immer deutlicher in zwei Schichten. Da sind erstens die alten Parteigründer, die Drexler, Körner, Berchtold; da ist zweitens der Kreis um Hitler: Dietrich Eckart, Feder, Alfred Rosenberg, der junge Student Rudolf Hess. Zwischen beiden pendelt Hermann Esser hin und her, der unmögliche Jüngling mit dem schlechten Ruf, aber nach Hitler der beste Redner der Bewegung.

Hitler hält hochmütigen Abstand von dem Kreis der Gründer, die samt und sonders proletarisierte Existenzen sind, aber Bürger sein wollen und die Kameradschaft mit den feinen Leuten um Hitler sehr ernst nehmen. Sie haben einen Stammtisch in einem Bierrestaurant am Isartor, dem sogenannten Torbräu. Einmal in der Woche tut Hitler ihnen den Gefallen, dort mitzuessen; er wählt dann ein billiges Gericht und behauptet, seine Mittel erlaubten es ihm nicht, regelmässig im Wirtshaus zu speisen. Aber das glauben sie ihm nicht. Erlauben seine Mittel ihm denn nicht, immer wieder nach Berlin zu reisen? Erlauben sie ihm nicht, bei einem Berliner Schauspieler Sprachunterricht zu nehmen? Ist die Gesellschaft mit Dietrich Eckart, dem Liebhaber von Burgunder, mit Alfred Rosenberg oder das tägliche Zusammensein mit Rudolf Hess etwa billiger? Man muss verstehen, dass alle diese Unzufriedenen ursprünglich von Hitler fasziniert sind, dass eine innere Beziehung, wenn man will, ein Stück Liebe da ist, das nicht genügend erwidert wird. Hinein mischt sich aber auch Eifersucht auf den Erfolgreichen und schliesslich, doch wohl ganz zuletzt, das eine oder andere politische Bedenken. Namentlich halten Männer wie Drexler oder Körner Hitler für viel zu waghalsig und sind

überzeugt, dass das Ganze eines Tages auf eine recht banale Weise zusammenbrechen, und dass dann auf dem Verein Deutsche Arbeiterpartei eine Schuldenlast liegen werde, die alle Mitglieder zusammen im Leben nicht bezahlen können.

Zu den Unzufriedenen gehört auch Hermann Esser. Er fühlt, dass Hitler ihn trotz seiner rednerischen Leistungen nicht für voll nimmt, dass Dietrich Eckart und Rosenberg ihn als unsauberen Gesellen verachten, dass Feder ihn am liebsten aus der Partei draussen haben möchte, und ein nach seiner Meinung so unbedeutendes Männlein wie Rudolf Hess, der vor einem Dutzend Menschen keinen zusammenhängenden Satz sagen kann, sich anmass, ihn über die Schulter anzusehen. Er beginnt, Anton Drexler Vorträge zu halten, dass doch er der Gründer und Vorsitzende der Partei sei; wie könne er es sich gefallen lassen, dass er immer in kleinen Provinzversammlungen sprechen müsse, während Hitler Triumphe im Zirkus Krone feiere?

Es gibt noch gefährlichere Gegner. Von Anbeginn existiert neben der NSDAP in Deutschland eine ganz ähnliche Bewegung, die Deutsch-Sozialistische Partei. Ihr aktivster Führer ist der Lehrer Julius Streicher in Nürnberg. Auch Streicher muss sich in seiner Gruppe gegen heimliche und offene Gegner wehren, und da er kein Heimlichtuer wie Hitler ist, sondern ein wenig feines Privatleben in geradezu gesuchter Öffentlichkeit führt, bietet er mehr Angriffsfläche. Sein Selbstbewusstsein weicht dem Hitlers nicht im Geringsten; beide denken zwar noch nicht daran, die Diktatoren Deutschlands zu werden, aber jeder von ihnen möchte gern der Führer der Antisemiten Bayerns sein. Die Gegensätze in der Münchener Partei sind ihm nicht entgangen, und zusammen mit Drexler, den er als Puppe zu benutzen gedenkt, versucht er Hitler zu stürzen. Hermann Esser, mit Streicher befreundet, weiss zumindest von der Intrige, ohne ihr zu widersprechen. Er spielt in diesem Konflikt eine ganz ähnliche Rolle wie später in gleichartigen, aber grösseren Konflikten Goebbels sie spielen wird, mit dem Esser überhaupt manches Verwandte hat. Als vierter Bundesgenosse taucht ein Dr. Dickel auf, der in Augsburg als Unterführer Streichers wirkt; hier berühren sich die beiden winzigen Machtbereiche geographisch. Dickel ist es, der das Angriffssignal gibt.

Hitler ist im Juli 1921 in Berlin, wohnt bei Bechsteins, nimmt Sprachstunden, besucht den Nationalen Klub und wird von dem Grafen Yorck von Wertenberg aufgefordert, seine Bewegung nach Berlin zu verlegen. Zufall oder Zusammenhang – zur gleichen Zeit arbeiten auch in München Leute daran, die Bewegung nach Norden zu verschieben. Im Auftrag Julius Streichers verabredet Dickel mit Anton Drexler, dass die zentrale Leitung der

Partei nach Berlin übersiedeln solle. Unter der zentralen Leitung ist Drexler selbst verstanden; Hitler mag in München weiter agitieren. Aber Dietrich Eckart bekommt von dem Plan Wind und ruft Hitler durch ein Telegramm von Berlin zurück.

Nun wird es dramatisch. Hitler zeigt den erschütterten Parteigenossen, wie man eine Krise niederkämpft. Die Fronten sind geschieden; auf der einen Seite Drexler, Körner und die ganze Schar der kleinen Gründungsmitglieder, auf der anderen Hitler mit den Kavalieren der Partei, mit Eckart, Rosenberg, Feder und dem Freunde Hess. Der ergreift zum erstenmal öffentlich das Wort: «Seid Ihr wirklich blind dagegen», schreibt er in dem erwähnten Brief an den «Völkischen Beobachter», «dass dieser Mann die Führerpersönlichkeit ist, die allein den Kampf durchzuführen vermag?» Zwischen den Gruppen steht Hermann Esser. Man könnte sagen, dass der Kampf um seine Seele geht. Esser hat sich früher eng an Hitler herangemacht. Dann aber hat er erfahren, dass der Führer zu Dritten äusserte: «Ich weiss, dass Esser ein Lump ist, und ich brauche ihn nur, so lange ich ihn für meine Zwecke nötig habe.» Das ist der Ton in der Partei; zu Drexler sagte Hitler, als er zorn erfüllt von Berlin zurückkam: «Dreckiger Hund, gemeiner Lump, grösster Idiot aller Zeiten...» Dabei ist Drexler ein Ehrenmann, Esser aber das Gegenteil. Aber Hitler kennt jetzt nur Freund oder Feind. Er erklärt jetzt seinen Austritt aus der Partei.

Das ist Blitz und Donner zugleich, damit gewinnt Hitler den Kampf, bevor der Gegner überhaupt zur Besinnung kommt. Denn Hitler ist bereits die Macht, das Ansehen und das Vermögen der Partei, er braucht sich nur halb abzuwenden, und den Genossen wird seine Unerstetzlichkeit sofort klar. Bei Hitler steht Dietrich Eckart, dem der «Völkische Beobachter» gehört, bei ihm steht die Reichswehr, bei ihm die Polizei. Epp, Röhm, Pöhner, Frick entscheiden aus der Ferne den Kampf. Ohne Hitler ist die Partei nur ein zusammensinkender Sandhaufen. Esser sieht, was gespielt wird und schlägt sich auf die Seite der stärkeren Bataillone, Drexler bleibt isoliert. Es ist nichts mehr zu tun, als sich mit Anstand zu unterwerfen. In zwei Mitgliederversammlungen am 26. und 29. Juli 1921 diktiert Hitler die Friedensbedingungen. Anton Drexler wird als Ehrenvorsitzender kaltgestellt, Hitler zum ersten Vorsitzenden der Partei mit unbeschränkten Vollmachten gewählt; seitdem gibt es keine Ausschüsse und beratende Körperschaften in der Partei mehr, sondern nur «Referenten», die dem Führer Bericht erstatten und seine Befehle empfangen. Ein Teil der Parteigründer tritt aus. Gegen einige von ihnen strengt Hitler einen Beleidigungsprozess an, weil sie ein schmähendes Flugblatt gegen ihn verbreitet haben sollen. In dem Prozess muss er auf die verhängliche Frage antworten, ob sein Mitkämpfer Hermann Esser wirklich ein Lump

sei. «Lieber Gott», sagt er, «er ist halt noch ein sehr junger Mann. Ich stehe ja auf dem Standpunkt, dass man vor dem dreissigsten Lebensjahr sich überhaupt nicht mit Politik befassen sollte.»

Julius Streicher aber zieht sich still nach Nürnberg zurück. Der Traum, Hitler zu stürzen, ist ausgeträumt. Noch möchte er den Schein der Gleichberechtigung und Unabhängigkeit aufrechterhalten; ein Jahr später unterwirft er sich. Hitler drückt über das Vergangene ein Auge zu.

Seit dem 29. Juli 1921 ist Hitler der «Führer» der nationalsozialistischen Bewegung in der ganzen Bedeutung, die wir heute kennen. Er befestigt diese Herrschaft sofort, indem er seinen persönlichen Freund Max Amann als Geschäftsführer der Partei einsetzt.

Ferner verkündet er, dass München für immer das Zentrum der Bewegung bleiben werde; nie werde er nach dem Norden gehen. Denn jede Verlegung von München weg wäre vorläufig noch eine Bedrohung seiner persönlichen Herrschaft über die Partei. Im Übrigen könnte er München gar nicht verlassen, selbst wenn er wollte. Denn die Grundlage der Bewegung ist die Münchener Reichswehr, die man nicht mitnehmen kann.

Die Anfänge der SA.

Diese Freundschaft mit der Reichswehr erleidet nunmehr eine scharfe Probe.

Ohne alle Mühe hat Hitler aus den ersten Erfahrungen mit der Öffentlichkeit gelernt, dass das Reden in den Versammlungen nicht das einzige, ja kaum das wichtigste ist. Die Versammlungen müssen leben, in Bewegung sein, Schwung und Ziel haben.

Das kommt nicht von selber; das muss gemacht werden. Eine Schar von Männern zieht sich in vielfacher Kette durch den Versammlungssaal. Sie geben das Zeichen zum Beifall, sie beginnen den Gesang, sie bilden dem Führer die Gasse, sie stürzen sich mit Übermacht auf den Zwischenrufer und schlagen ihn zu Boden. Sie lernen es allmählich all das auf Kommando zu machen. Aber der Stolz des «politischen Soldaten» auf seine Partei, seinen Redner, seinen Führer und das daraus entspringende Überlegenheitsgefühl gegenüber dem gewöhnlichen Versammlungsbesucher reisst ihn ganz von selbst auch ohne Kommando zu herrisch forderndem Beifall hin, den er der übrigen Versammlung aufzwingt. Ganz von selbst treten nach der Versammlung die Kolonnen auf der Strasse zusammen und marschieren durch die Stadt, Lieder singend, wie:

Schmeisst sie raus, die ganze Judenbande, Schmeisst sie raus aus unserm deutschen Lande! Schickt sie wieder nach Jerusalem, Da sind sie wieder unter sich bei ihrem Stamme Sem! oder:

Und wenn sie uns mit Kaviar die Stiefelsohlen schmieren, Wir lassen uns, wir lassen uns von Ebert nicht regieren!

Das Gefühl, mit dem Marsch ein Polizeiverbot zu übertreten, erhöht den Stolz, und das Bewusstsein, dass die Polizei beide Augen zudrückt, hebt die Zuversicht. Wehe dem «Marxisten», wehe dem Juden, der dem Zug in die Quere kommt. Rasch springt – der Nationalsozialist Czech-Jochberg hat das in seiner Hitler-Biographie stolz geschildert – ein halbes Dutzend flinker Kerle aus der Kolonne, und der Unglückliche liegt am Boden unter den Stiefeln der wütend trampelnden Nationalsozialisten. Stundenlang schwärmen die kleinen Überfalltrupps durch die Stadt, an ihrer Spitze der Uhrmacher Emil Maurice oder der Pferdehändler Christian Weber. Sie machen Judenjagd. Einmal fällt ihnen ein adlernasiger, dunkelhäutiger, sehr eleganter Herr in die Hände, der wütend protestiert: er sei kein Jude, sondern der Konsul einer grossen südamerikanischen Republik. Da drängen sie ihn in eine dunkle Ecke und untersuchen jene diskrete Körperstelle, an der sich die Beschnittenen von den Unbeschnittenen unterscheiden. Ihr Grundsatz ist, immer in geschlossenen Trupps aufzutreten, um immer die Überlegenen zu sein. So errichten sie eine rohe und eindrucksvolle Herrschaft über die Strasse. Die Polizei hilft, indem sie gewähren lässt.

Das waren die Anfänge der SA.

Aber diese Anfänge, wie überhaupt der ganze Anfang der Partei, sind nicht von Ernst Röhm zu trennen. Und Röhm hat die Partei nicht nur deshalb geschaffen, damit sie Juden verprügelt, oder die Bürger von den Strassen scheucht. Röhm will eine heimliche Armee, die die vom Friedensvertrag zugelassenen hunderttausend Mann vervielfachen sollen; Röhm hat Waffen gesammelt und versteckt, Röhm sucht Menschen für seine Waffen. Freikorps entstehen und vergehen; eine Bürgerwehr, riesig an Zahl, unbehilflich in der Bewegung, wächst aus der von oberbayrischen Bauern gebildeten Einwohnerwehr heraus und breitet sich unter dem Namen «Orgesch» (so genannt nach ihrem Führer, dem bayrischen Forstrat Escherich) über ganz Deutschland aus, bis auf Verlangen der Alliierten die bayrische Regierung die Organisation auflöst. Wieder sind Waffen überzählig, für die Menschen gesucht werden. Auch Führer werden durch ein Missgeschick geliefert, das sich

zuletzt als Glück herausstellt. Die Brigade des Kapitän Leutnants Ehrhardt, Seele und Kern des Kapp-Putsches, ist von der Reichsregierung aufgelöst worden; Ehrhardt findet Zuflucht in Bayern, wo Pöhner und Röhm mit Wissen der Regierung ihn vor dem Zugriff des Reichsgerichtes verstecken. Seine Offiziere, eine auf ihren Führer blind eingeschworene Kameradschaft, sind beschäftigungslos; sie kommen gerade recht, um die SA so aufzubauen, wie Röhm sie haben will.

Er will sie anders als Hitler. Dieser hat keine Lust, von den Offizieren aus seiner SA eine heimliche Reichswehr machen zu lassen, die ihm praktisch aus den Händen gleiten wird. Er widersetzt sich, es kommt zum Streit mit Röhm. So stehen sich die Argumente gegenüber:

Hitler: Die Sturmabteilung der nationalsozialistischen Partei hat wichtigere Aufgaben als eine militärische Ausbildung, die unter den heutigen Umständen doch nur unzulänglich sein kann. Sie soll durch ihr öffentliches Auftreten die Partei machtvoll repräsentieren und die Propaganda des Wortes durch die Propaganda der Tat ergänzen.

Röhm: Die Menschen in der Sturmabteilung sind für die militärische Ausbildung unentbehrlich, da sie die zuverlässigsten und geeignetsten sind. Ausserdem müssen sie militärisch ausgebildet sein für einen etwaigen Endkampf gegen den Kommunismus.

Hitler: Für den Endkampf gegen den Kommunismus bedürfen sie vor allem der politischen Schulung und erst in zweiter Linie der militärischen.

Röhm: Die freiwilligen Wehrverbände sind heute die einzige Möglichkeit, einen Ersatz für das ehemalige Heer zu schaffen. Die SA kann sich der Pflicht nicht entziehen, an diesem Ersatz mitzuwirken.

Hitler: Freiwillige Wehrverbände wöchentlich mit ein paar Stunden Ausbildung sind militärisch wertlos. Sie müssen ausserdem wertlos bleiben, solange der Staat nicht den Willen zum Neuaufbau eines Heeres hat.

Röhm: Wenn der Staat, das heisst die Regierung, kein Heer will, so müssen entschlossene Männer an den militärisch entscheidenden Posten eben gegen den Willen der Regierung das Heer aufbauen, um dereinst mit dieser Macht die Regierung zu beseitigen und dann das Heer gegen den äusseren Feind zu führen.

Hitler: Zur Beseitigung der Regierung ist eine politische Bewegung nötig; das Heer ohne politische Führung wird versagen wie im Kapp-Putsch. Im Übrigen kann man keine Truppe militärisch erziehen, wenn man sie nicht durch absolute Strafgewalt in Disziplin halten kann, und absolute Strafgewalt ist auf Grund der Gesetze bei den Wehrverbänden nicht möglich.

So etwa verläuft die Auseinandersetzung, die von Hitler schon ziemlich

gereizt geführt wird, während Röhm sich trotz der Meinungsverschiedenheiten in seiner Treue zu dem geliebten Freunde nicht irremachen lässt. Dieser Streit hat die beiden zeitweilig auseinandergerissen, er hat nicht verhindert, dass sie sich dann doch wieder fanden; er hat ihr ganzes Verhältnis durchzogen bis zum grauenhaften Abschluss, dessen tiefste Ursache er im Grunde gewesen ist.

Terror.

Der Druck Röhm's auf die Partei war noch aus einem anderen Grunde lästig, ja gefährlich.

Es war die Zeit der politischen Morde in Deutschland. Auf offener Strasse hatte ein junger bayrischer Student, Graf Arco-Valley, am 21. Februar 1919 den sozialistischen bayrischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner niedergeschossen. Es war immerhin noch die mutigste aller derartigen politischen Mordtaten in Deutschland, denn Arco schoss vor den Augen der Leibwache Eisners, die ihn sofort zu Boden streckte. Zwei Jahre später schossen zwei Meuchelmörder, Schulz und Tillessen, aus dem Hinterhalt den Minister Erzberger nieder; am 24. Juni 1922 tötete eine ganze Kolonne nach raffiniert ausgeklügeltem Plan den bedeutenden Minister Rathenau vom fahrenden Auto aus und floh dann in alle Winde. Aus dem Hinterhalt wurde in dunkler Nacht in München der sozialistische Abgeordnete Gareis niedergeschossen; niemals fand die bayrische Justiz den Täter, obwohl sie ihn zwei Jahre lang in den Händen gehabt hat. Denn noch zahlreiche andere Morde fielen in jener Zeit vor, zumeist an armen Teufeln, die einem der heimlichen Wehrverbände angehört hatten und denen man nicht mehr traute. Ein fanatischer antisemitischer Professor namens Arnold Ruge erfand für dieses Morden den zynischen Ausdruck «Umlegen». Gelegentlich wurden der Tat dringend Verdächtige verhaftet, aber regelmässig wieder freigesprochen; die bayrische Justizbehörde, an deren Spitze der spätere Reichsjustizminister Gürtner stand, fand nie genügend Beweise. Und immer gehörten die Verdächtigen zu dem Kreise um Röhm; oft waren sie, wie der erwiesene Mörder Heines, wie die Leutnants Neunzert und Bally, seine engen persönlichen Freunde. Die Offiziere, die aus der Brigade Ehrhardt zur SA hinüberwechseln, sind tief in den politischen Mord hinein verstrickt. Der älteste Führer der SA, ein Leutnant Klintzsch, wird unter dem Verdacht verhaftet, bei der Ermordung Rathenaus geholfen zu haben, aber die Anklagebehörde findet angeblich nicht genug Material

gegen ihn. Als er wieder freikommt, ruft Hitler zu seinen Ehren die Partei zusammen und erklärt schäumend: Der Vorwurf, Rathenau ermordet zu haben, werde die SA nur noch fester an Klintzsch binden.

Mit dieser Truppe erobert Hitler München. Seine später auch in «Mein Kampf» – aufgestellte Behauptung, es sei nur eine Truppe für Schutz und Verteidigung gewesen, ist einfach lächerlich. Er hat am 4. Januar 1921 öffentlich erklärt: «Die nationalsozialistische Bewegung in München wird in Zukunft rücksichtslos alle Veranstaltungen und Vorträge verhindern – wenn es sein muss, mit Gewalt – die geeignet sind, zersetzend auf unsere ohnehin schon kranken Volksgenossen einzuwirken» (zitiert nach dem «Völkischen Beobachter» Nr. 3, 1921). Hitler hat also den Angriff angekündigt und ausgeführt, und wenn die Partei heute von ihren Toten spricht, so muss der Geschichtsschreiber hinzufügen, dass diese Toten, historisch gesehen, als Angreifer gefallen und in Notwehr erschlagen worden sind.

Hitler zieht auch hinaus in die kleinen Städte, nach Ingolstadt, nach Korb, Wenn er in Überzahl den Gegner anfällt, steht die Polizei mit verschränkten Armen daneben, oder ist überhaupt nicht zu sehen; wird er aber selbst angefallen, dann erscheint sie, räumt das Schlachtfeld, trennt die Kämpfer und verhaftet die «Roten». An der Spitze einer mit schweren Eichenstöcken bewaffneten Bande dringt er in die Versammlung eines Rivalen um die Volksgunst, eines gewissen Ballerstedt, ein. Hitler und Esser stürmen mit geschwungenem Spazierstock das Podium, und auf Ballerstedt hagelt es Schläge. Die Polizei kapituliert wieder einmal; der arme Wachtmeister weiss, dass Hitler bei seinen eigenen Vorgesetzten tausendmal mehr gilt als er und bittet schüchtern: «Herr Hitler, Sie sehen selbst, hier gibt es ja Tote, bringen Sie doch Ihre Leute zur Räson!» Hitler wirft einen Siegerblick über das Schlachtfeld und sagt gnädig: «Schön, der Zweck ist ja erreicht, Ballerstedt spricht heute nicht mehr!» Dann zieht er mit den Seinen ab. Aber Ballerstedt steckt die Prügel nicht schweigend ein; zwar geht ein halbes Jahr ins Land, aber schliesslich muss die bayrische Justiz Hitler doch zur Rechenschaft ziehen und verurteilt ihn zu drei Monaten Gefängnis. Zwar werden ihm zwei Monate sofort mittels der sogenannten Bewährungsfrist erlassen, d.h. er braucht die zwei Monate nicht abzusetzen, wenn er sich fünf Jahre lang wohl verhält – was wir uns sehr genau merken müssen, denn diese zwei Monate werden Weltgeschichte machen; zwar verstreicht nochmals ein halbes Jahr, aber dann können auch die mächtigsten Freunde ihn vor den vier Wochen Gefängnis nicht mehr retten.

Aber das Gefängnis ist ein Erfolg, denn er kommt als Märtyrer heraus; die Saalschlachten sind Erfolge, denn er beendet sie als Sieger, die ganze SA ist

ein Erfolg, denn er steht vor ihr als «der Führer». Schon ist er im bayrischen Lande der beste Redner, der gefährlichste Kämpfer, der interessanteste Politiker, den es gibt; immer dicht am Publikum, ein Gesprächsstoff des einfachen Mannes und der Ärger seiner Feinde, die ihn verachten und doch hassen und über den eigenen Hass wütend sind. Als er mit dem Reden begann, lernten die Anhänger beteuern: «Hitler hat mit allem recht!» Seitdem er auf die Strasse geht und prügelt, beginnen Freund und Feind sich die Frage vorzulegen: «Was wird Hitler tun?» Noch ist die Partei klein, wenn sie auch die Säle ohne Mühe füllt; aber schon erscheint sie der Öffentlichkeit handlungsfähig, denn es rückt wieder eine Zeit heran, in der ein Entschlossener mit sechs Mann den Staat umstürzen kann.

Schwarze Reichswehr.

Schuld daran ist der «Ruhrkrieg», der im Januar 1923 ausbricht.

Deutschland hat die ihm obliegenden Sachlieferungen aus dem Friedensvertrag nicht pünktlich geleistet; Frankreich benutzt die Gelegenheit, das Ruhrgebiet, Deutschlands grösstes Kohlenbecken und reichstes Industrieviertel militärisch zu besetzen. Das Reich, ohne Waffen und Soldaten, ruft zum «passiven Widerstand» auf; keine Hand arbeitet mehr im Ruhrgebiet, die Bahnen stehen still, die Kohlenzechen arbeiten nicht mehr, die Fabriken veröden. Es ist der Krieg eines wehrlosen Landes; er kostet, von einigen Zwischenfällen abgesehen, keine Toten, es wird nicht geschossen, und doch leidet Deutschland unter einer ungeheuren Kraftanstrengung. Die streikenden Arbeiter müssen bezahlt werden, die Ruhrindustriellen fordern Entschädigung für die Stilllegung ihrer Betriebe, die Franzosen locken die Bevölkerung mit der hochwertigen Frankenwährung und begünstigen eine aus den Winkeln hervorstehende separatistische Bewegung; der Widerstand dagegen muss von Berlin aus mit Geld gesteuert werden. Die Reichsbank unter dem Präsidenten Havenstein treibt schon seit Jahren bewusste Katastrophenpolitik; sie will die Mark in den Abgrund reissen, um auf diese Weise der Welt die Unmöglichkeit der deutschen Reparationszahlungen zu beweisen. Jetzt, nach Ausbruch des Ruhrkrieges, speit die Notenpresse Tag und Nacht die Millionenscheine; immer tiefer rutscht die Mark, aus den Millionen werden Milliarden, und im November 1923 ist eine Goldmark eine Billion Papiermark; mit rotem Stempel wird auf die Milliarden-scheine das Wort Billion

schräg überdrückt, denn die Notenpresse kommt dem rasenden Währungssturz nicht mehr nach. Wer eine Fabrik, einen Bauernhof oder auch nur einen kleinen Laden hat, wer Aktien oder ausländische Valuta besitzt, ist reich, denn die «Sachwerte» behalten nicht nur ihren Wert, sondern manche von ihnen steigen noch schneller als die allgemeine Entwertung. Wer Lohn oder Gehalt empfängt, kann sich für den am Samstag ausgezahlten Verdienst einer Woche am Montag vielleicht nur noch ein paar Schuhriemen kaufen; bald werden die Gehälter täglich ausgezahlt, um mit der Geldentwertung im Schritt zu bleiben. Wer aber Vermögen in Mark besitzt, wer ein Sparkassenbuch hat und die Zeit nicht versteht, wessen Geld da in Hypotheken oder Pfandbriefen festliegt, der verarmt in ein paar Wochen rettungslos. Verkäuferinnen, Dienstmädchen, alte Mütterchen spekulieren an der Börse, und das Ergebnis ist meistens natürlich schwerer Verlust. Hitler aber ruft immer wieder in die Massen, dass die jüdische Börsendiktatur das Volk ausplündert und nur die Brechung der Zinsknechtschaft Rettung bringt. Wie sollen die Verkäuferinnen, die Dienstmädchen, die alten Mütterchen, die alten Rentner und Sparer ihm nicht glauben?

Aber er ruft auch, dass der ganze Ruhrkrieg nur ein Raubzug des Börsenjuden gegen das deutsche Volk ist. Hier sagt er die Unwahrheit. Denn der Gewinner am Ruhrkrieg ist die Schwerindustrie, die Subventionen schluckt und dank der deutschen Inflation billig exportieren kann. Der Ruhrkrieg ist ein Betrug, sagt Hitler, denn er ist gar kein Krieg, sondern nur ein Geschäft: «Einen Feind wie die Franzosen kann man nicht totbeten und nicht totarbeiten, am wenigsten aber totfaulenz. Man muss mit der Waffe kämpfen.»

Mit welcher Waffe? Deutschland ist doch waffenlos!

«Wenn sechzig Millionen Menschen nur den einen Willen hätten, fanatisch national eingestellt zu sein – aus der Faust würden die Waffen herausquellen!»

Harmlose hielten solches Gerede für reinen Irrsinn, aber Hitler wusste, was er sagte. Er meinte die Waffen, die die Reichswehr versteckt hatte. Er wusste freilich auch, dass diese Waffen allmählich rosteten und auf keinen Fall für einen Krieg genügten, aber er wusste drittens auch, dass er doch nie beim Wort genommen werden würde. Ihm kam es auf eine wirksame Phrase für den innerpolitischen Kampf an; für einen Kampf, den er plötzlich gegen eine ganz neue Front führen musste.

Die Reichswehr macht jetzt Ernst mit ihrer heimlichen Armee, ruft «Zeitfreiwillige» zu den Waffen, bildet eine «schwarze» Reichswehr, bereitet sich auf den Krieg vor. Die Wehrverbände sind der Kern dieses neuen Heeres, und die SA muss mitmachen, ob Hitler will oder nicht.

Diese SA wird erst jetzt ihren Namen rechtfertigen.

Denn was bedeutet SA? Als sie 1921 entsteht, heisst sie harmlos «Turn- und Sportabteilung». Nach einer siegreichen Saalschlacht gibt Hitler ihr den Namen «Sturmabteilung». Trotzdem schwört er acht Jahre später vor Gericht einen Eid, SA bedeute nichts als «Schutzabteilung». In Wirklichkeit sollte sie natürlich nicht schützen, sondern stürmen, denn «im Angriff liegt die beste Verteidigung», prägte Hitler ihr ein.

Jetzt will die Reichswehr die SA in den Kampf gegen die Franzosen werfen. Zwar die Regierung will es nicht, der Reichswehrminister will es nicht, aber die Offiziere wollen es. Man spricht zunächst von einem Krieg gegen Polen, ist sich aber klar, dass das auch den Krieg gegen Frankreich bedeutet. In Bayern ist wieder Röhm die Seele des Unternehmens. Hitler muss sich von ihm die SA aus der Hand nehmen lassen, und es hilft ihm nichts, dass er ihr inzwischen einen Führer von glänzendem militärischem Ruf gegeben hat, auf den er grosse Stücke setzt: den Fliegerhauptmann Göring. Röhm bringt die SA im Laufe des Jahres in Bayern auf rund zehntausend Mann und exerziert sie wie eine Division ein.

Kann Hitler eigentlich dagegen sein? Er hat doch selbst gesagt, dass man mit der Waffe kämpfen muss.

Jawohl, aber nicht, solange im Innern der «Feind» von links, der Marxist, der Jude, der Pazifist noch den Dolchstoss führen kann. Dieses «Gesindel» muss erst an die Wand gestellt sein. Er nennt sie, die im November 1918 ihre Revolution gemacht haben, die «Novemberverbrecher» und ruft seine masslose Parole ins Volk:

«Nicht nieder mit Frankreich, nein, nieder mit den Novemberverbrechern muss es heissen!»

Das ganze deutsche Volk lebte damals in einem einheitlichen patriotischen Aufschwung, die sozialistischen Gewerkschaften führten den Streikampf an der Ruhr, und sozialistische Arbeiter unter ihren alten Führern schlugen im Rheinland die Separatisten in blutigen Kämpfen nieder. In diesem Augenblick rief Hitler: «Nicht nieder mit Frankreich, nein, nieder mit den Novemberverbrechern!» Von den eigenen Freunden begriffen ihn nur wenige.

Ehrenwort und Fahnenweihe.

Selbst die Behörde macht Schwierigkeiten. Pöhner, der schützende Polizeipräsident, hat wegen einer politischen Krise seinen Posten verlassen, der Innenminister Dr. Schweyer ist ein ordnungsliebender Beamter und zeigt Hitler gelegentlich die starke Hand. Im Januar 1923 verbietet er einen gros-

sen Parteitag der NSDAP, weil er fürchtet, dass Hitler einen Putsch machen wird. Schon ein paar Monate vorher hat er den Parteiführer zu sich kommen lassen und ihn trocken gewarnt, keine Dummheiten zu machen; er werde sich die Nase verbrennen. Da ist Hitler aufgesprungen, hat sich mit der Hand an die Brust geschlagen und gerufen: «Herr Minister, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich werde nie im Leben einen Putsch machen! Herr Minister, mein Ehrenwort, nie im Leben einen Putsch!» Aber Schweyer traut nicht, das Zusammenströmen von Tausenden von SA-Leuten in München beunruhigt ihn, der Parteitag wird verboten. Da stürmt Hitler zu dem neuen Polizeipräsidenten Nortz und macht eine Szene, wie dieser Beamte sie nie erlebt hat; er bittet, er droht, er weint, und schliesslich sinkt er in die Knie, breitet die Arme aus und ruft: «Herr Polizeipräsident, lassen Sie mich marschieren, ich garantiere Ihnen, es wird nichts geschehen!» Auch der Kniefall nützt nichts. Wenn der Parteitag verboten bleibt, ist Hitler bei seinen Leuten erledigt. Da fasst Röhm sich ein Herz, geht zu seinem Vorgesetzten, dem General von Epp, und beschwört ihn, einzugreifen. Epp geht noch eine Stufe höher, nämlich zu dem Kommandeur der bayrischen Reichswehrdivision, dem General von Lossow, und trägt ihm den Fall vor. Röhm sitzt im Vorzimmer. Plötzlich tritt Lossow aus der Tür: «Können Sie Hitler herbeischaffen?» «Selbstverständlich!» Röhm schafft Hitler herbei, und der trägt dem General seine Sache vor. «Es war ein herzlich unbedeutender Fall und Herr Hitler machte keinen besonderen Eindruck auf mich,» so hat Lossow die Szene später geschildert. Aber er findet Hitler ungefährlich, und das ist die Hauptsache. Immerhin: «Der Minister Schweyer traut dem Frieden nicht. Sie könnten sich vielleicht ehrenwörtlich verpflichten, dass Sie für Ruhe und Ordnung garantieren.»

Aber das ist zuviel für Hitlers vorbereitete Selbstbeherrschung. Er hat doch vor zwei Monaten dem Minister schon einmal solch ein Ehrenwort gegeben. Hat man das schon vergessen?

«Dem Minister Schweyer gebe ich überhaupt kein Ehrenwort mehr!» brüllt er, «aber ich versichere Eure Exzellenz» immer brüllend – «mit meinem Wort, dass ich am 26. Januar keinen Putsch mache. Ich werde mich am 28. Januar wieder bei Exzellenz melden.»

Der General ist belustigt. Wenn dem General von Epp soviel an diesem entflamten Spiesser liegt, so kann man ihm ruhig den Gefallen tun und sich für ihn einsetzen. Lossow bittet also die bayrische Regierung, den Parteitag Hitlers, wenn auch mit ein paar Einschränkungen, zu gestatten; und wenn ein Reichswehrgeneral bittet, gehorcht die Zivilbehörde. Der Parteitag findet statt und bleibt eine harmlose Fahnenweihe; nichts von Putsch, nicht einmal

Prügeleien. Hitler steht, sozusagen Sieger über die Regierung, mit voller Autorität vor seinen Leuten und benutzt sie. Er setzt den zweiten Vorsitzenden Körner ab, eines der unzufriedenen Gründungsmitglieder. Für diese Kleinen ist das Ganze furchtbar aufregend; als Drexler, der Ehrenvorsitzende, den Parteitag begrüsst, sinkt er vor den Tausenden ohnmächtig zu Boden.

Hitler aber wird nicht vergessen, dass Röhm wieder einmal Schicksal gespielt und ihn gerettet hat.

Die Partei wird jetzt gross. Am 8. Februar 1923 erscheint der «Völkische Beobachter» zum ersten Mal als Tageszeitung. Hitler geht persönlich mit Max Amann in ein grosses Geschäft in der Münchner Altstadt und kauft dort Büromöbel. Vor den Augen des Prokuristen zieht er die Brieftasche heraus, die dick mit tschechischen Banknoten gefüllt ist. Der Prokurist macht grosse Augen; Hitler bemerkt es: «Die Ratsch-Kathel am Altheimer Eck,» sagt er, «will immer wissen, woher wir unser Geld haben,» – die Ratsch-Kathel, das ist der Schimpfname für die sozialdemokratische «Münchener Post» – «sehen Sie, da haben wir es her: die Auslandsdeutschen in der ganzen Welt schicken uns Valuta, weil sie wieder eine Hoffnung auf Deutschland haben, seit wir da sind.»

Einen Monat später übernimmt er auf Empfehlung Dietrich Eckarts Alfred Rosenberg als Chefredakteur. Noch zeichnet Eckart als Herausgeber des Blattes; noch repräsentiert er das Geld, das einst der General von Epp gegeben. Die Mittel einer baltischen Dame, Frau Gertrud von Seidlitz, sowie ein Darlehen des Freundes Hanfstaengl setzen aber Hitler instand, das Blatt selbst zu übernehmen. Im Sommer tritt Eckart als Herausgeber zurück. Zufällig wird Hitler eine amerikanische Rotationsmaschine mit riesigem Format zum Kauf angeboten; er nimmt sie, und seitdem ist der «Völkische Beobachter» die im Format grösste Zeitung Deutschlands.

Mit dem Geschäft wachsen die Sorgen. Der Betrag, den Hanfstaengl geliehen hat, sind tausend Dollar, für jene Inflationszeit ein Riesenvermögen. Hitler hat das ganze Inventar des «Völkischen Beobachters» dafür verpfänden müssen. Schon am 1. Mai sollte er das Geld eigentlich zurückzahlen; natürlich kann er nicht. Hanfstaengl muss bis zum 1. Januar 1924 verlängern. Da er das Geld selber braucht, verkauft er die Forderung an Christian Weber, den Pferdehändler und Sturmtruppführer. Weber presst Hitler mit allen Schikanen der Zinsknechtschaft, lässt sich die Autos des Verlags verpfänden und benimmt sich «schlimmer als ein Jude». Das sind Sorgen, über denen man zuweilen sogar die Politik vergessen kann. Dann sagt Hitler seufzend zu einem Geschäftsfreund, der nicht der Partei angehört: «Ich möchte ja nur, dass die Bewegung steht, dass das Geschäft endlich einmal gesund ist, und ich mein Auskommen als Chef des «Völkischen Beobachters» habe.»

Eines eigentümlichen Geldgebers muss hier noch gedacht werden. Es ist der jüdische Schriftsteller Arthur Trebitsch aus Wien. Trebitsch war glühender Antisemit, glaubte wörtlich an die Protokolle der Weisen von Zion und versicherte jedermann, niemand kenne so wie er die Verderblichkeit der jüdischen Rasse, denn er gehöre ihr selber an. In Büchern und Aufsätzen kämpfte er gegen das Judentum. Er schrieb im «Völkischen Beobachter» und schlief in den letzten Lebensjahren fast jede Nacht woanders, weil die Weisen von Zion ihm angeblich nach dem Leben trachteten. Trebitsch war von Hause aus sehr reich, er entstammte einer Familie von Wiener Seidenindustriellen. Im Jahre 1921 übergab er Hitler einen grösseren Geldbetrag, der auf 30'000 Mark beziffert wird. Als er einsam und halb irrsinnig in einem Dorf bei Graz starb, widmete der «Völkische Beobachter» diesem jüdischen Sonderfall einen Nachruf.

Bruch mit der Reichswehr.

Nicht immer kann Röhm rennen und retten. Am 1. Mai 1923 wagt Hitler sich zuweit vor. Die Sozialdemokraten und Kommunisten begehen an diesem Tag ihren Weltfeiertag des Proletariats. Hitler will an der Spitze seiner SA und einiger anderer Militärverbände die rote Demonstration mit Gewalt auseinanderschlagen. Er betrachtet das gewissermassen als sein gutes Recht, als eine Gegenleistung für sein sonstiges Entgegenkommen, dass man ihm das gestattet. Er hat die SA der Reichswehr zur Ausbildung überlassen, obwohl ihm das nicht passt, hat sie der Propaganda entzogen und dem militärischen Drill übergeben. Nun fordert er dagegen, dass die Reichswehr ihm für einen Tag die Waffen überlässt, die ursprünglich für den äusseren Feind bestimmt waren. Lossow hat früher einmal etwas Ähnliches versprochen. Hitler geht zu ihm und fordert die Waffen. Lossow erwidert zynisch: «Sie können mich ruhig einen Meineidbauern nennen, die Waffen gebe ich nicht heraus.» Er warnt Hitler, etwas gegen die Sozialisten zu unternehmen, denn dann werde die Staatsgewalt mitleidlos gegen ihn zuschlagen.

Hitler schäumt. So geht das also zu: Wort gegen Wort und Wortbruch gegen Wortbruch. Er gibt nicht nach. Er lässt Flugblätter verbreiten: Frauen und Kinder, morgen weg von der Strasse! Und das Wort zirkuliert, man werde die Roten niederschliessen wie tolle Hunde. Röhm meutert, er lässt die Kasernen öffnen, Hitler schickt seine Leute hin, sie holen die Waffen gegen

Lossows Verbot. Die Untergebenen Röhms in den Kasernen hindern es nicht. Am Morgen des 1. Mai stehen ein paar Tausend SA-Leute unter Waffen.

Aber jetzt verlässt Hitler der Mut. Er wagt den Streich nicht, sondern zieht sich mit seinen Scherbewaffneten vor die Stadt zurück, so weit wie möglich von den sozialistischen Gegnern entfernt. Dort bewegt er sich, einen Stahlhelm auf dem Kopf, ziemlich ratlos mit seinem militärischen Berater Kriebel, mit Göring und dem Unterführer Brückner zwischen den Seinen. Aber Lossow, erbittert über den Waffenraub, erbittert über einen unzuverlässigen Untergebenen wie Röhms, statuiert jetzt ein Exempel. Er lässt Hitler von der Reichswehr umzingeln und zwingt ihn, die Waffen wieder in die Kaserne zurückzubringen. Es ist eine glatte Kapitulation, kein Röhms verhindert sie diesmal.

Um die gefährliche Bedeutung dieser Kapitulation zu begreifen, muss man das Wesen der faschistischen Revolution kennen. Es gibt von ihr eine glänzende Selbstdarstellung; sie findet sich in einem Bericht über den erwähnten Münchener Putsch, durch den Kahr und Pöhner an die Macht kamen. Der Bericht stammt von den Urhebern dieses Putsches und ist von Röhms in seiner Autobiographie abgedruckt worden. Zunächst wird geschildert, wie die Münchener Reichswehroffiziere und die zu ihnen (als sogenannte Zeitfreiwillige) haltenden Studenten durch die Nachricht vom Berliner Kapp-Putsch in «grösste Erregung» gerieten. Dann heisst es weiter:

«Die Erregung steigerte sich noch, als abends die Meldung kam, die bayrische Staatsregierung habe eine sozialistische und kommunistische Massenversammlung im Zirkus Krone nicht nur nicht verboten, sondern genehmigt und auch nicht verhindert, dass der bekannte Agitator Abgeordneter Geyer aus Sachsen zureiste... Die Reichswehrleute und die Zeitfreiwilligen waren empört, dass, während sie sich mit ihrer Person zur Aufrechterhaltung der Ruhe, Ordnung und Arbeit einzusetzen gewillt waren, die Regierung den Generalaufmarsch derjenigen Elemente duldet, welche die Gegner der zu den Waffen Gerufenen waren...» Die Militärverbände machen ihren Putsch immer nur «zur Aufrechterhaltung der Ruhe, Ordnung und Arbeit». Sie drängen sich der legalen Regierung als Hüter der Ordnung auf und werden von ihr «zu den Waffen gerufen». Das System hat in Deutschland den Namen «Hilfspolizei» erhalten; mit ihm haben die Nationalsozialisten sogar eine vom Völkerbund eingesetzte Regierung, nämlich bei der Saar-Abstimmung am 13. Januar 1935, überrumpelt und so das Spiel gewonnen.

Aber sie handeln nie offen gegen die Inhaber der Staatsgewalt. In Bayern

verlangten sie Übergabe der Macht an den Militärkommandeur. Wie macht man das streng legal? «Um den Anschein jeglicher Disziplinlosigkeit zu vermeiden, wurde eine Deputation zur Leitung der Einwohnerwehr (des grössten, halboffiziellen Wehrverbandes) entsandt und der Landeshauptmann im Einverständnis mit dem Brigadekommandeur (Epp) ersucht, im Hinblick auf den Ernst der Lage die Bitte der Deputation zu seiner eigenen zu machen und bei Herrn General von Möhl zu vertreten...» Es ist die schwerste Disziplinlosigkeit, wenn eine Truppe ihre Regierung absetzt, auf die sie vereidigt ist; aber der Anschein muss vermieden werden:

«Der Landeshauptmann entschloss sich, *nachdem er sich der Erlaubnis des Regierungspräsidenten von Oberbayern und der Polizeidirektion München, die in der Beurteilung der Lage mit ihm und der Deputation einig gingen, versichert hatte, dem Ersuchen der Deputation stattzugeben ...*» Er ging zum General, der General ging zum Ministerpräsidenten, und der Ministerpräsident wich der militärischen Gewalt. Am nächsten Tag hatte Bayern statt einer sozialistisch-gemässigten eine Rechtsregierung.

Das war die Revolution «mit Erlaubnis des Herrn Präsidenten», das Urbild jeder Revolution von rechts. Hitler wird nie eine andere machen. Am 1. Mai 1923 indessen hat er sich infolge falscher Einschätzung der Lage gegen den Präsidenten, d.h. die Reichswehr, erhoben. Schuld daran war im Grunde die veränderte politische Stellung der Reichswehr während des Ruhrkampfes, die Einheitsfront der Generäle und Gewerkschaftsführer gegen die Franzosen, der opfervolle persönliche Einsatz der rheinischen Sozialdemokraten gegen die Separatisten, das Bündnis zwischen Seeckt und Severing, zwischen dem Führer der Reichswehr und dem sozialdemokratischen Innenminister Preussens.

Der Herr Präsident steht vorübergehend links.

10. Der Putsch

Der Generalstaatskommissar.

Der Widerspruch zwischen Röhm's militärischem Denken und Hitlers politischen Zielen, den Hitler von Anfang an sah, hat sich zur Katastrophe entwickelt. Für Röhm ist das ein edler Seelenschmerz, aber Hitler muss seine Politik neu überdenken. Er hat gegen besseres Wissen nachgegeben und trägt jetzt die Folgen; er hat entscheidende Vorteile von dem Bündnis mit der Reichswehr (das ja Blut Verwandtschaft ist) gehabt, aber wenn sich ein solcher Schlag wie dieser 1. Mai wiederholt, dann splittert es in der Partei. Ein gefährlicher Schritt wird getan: Hitler bricht die Beziehungen zur Reichswehr ab. Noch hält er ein paar Versammlungen, dann zieht er sich nach Berchtesgaden zurück, ertränkt die Sorgen zeitweise in lustiger Gesellschaft und nimmt sich im Übrigen Zeit, viel nachzudenken. Die ersten Ergebnisse dieses Denkens bringt er zu Papier; sie sind der Anfang des Buches, das er später unter dem Titel «Mein Kampf» herausgeben wird.

Da fällt mit einem Schlage das ganze politische Theater um. Die Reichsregierung Cuno, die Regierung des Ruhrkrieges, wird im August 1923 gestürzt. Der Ruhrkrieg ist verloren, die Währung zerstört, die Wirtschaft im Sterben und das Reich, im Zerfall. Eine neue Reichsregierung wird gebildet unter Dr. Stresemann, dem Führer der rechtsstehenden deutschen Volkspartei, der sich aber persönlich im Lauf seines Lebens immer mehr nach links entwickelt, für Demokratie und Frieden kämpft. Die Sozialdemokraten, Hitlers Todfeinde, nehmen an dieser Regierung teil, die den Ruhrkrieg liquidieren soll. Von nun ab ist Stresemann der von Hitler am stärksten gehasste und verfolgte politische Typ: der Parlamentarier, der nach seiner Auffassung das Bürgertum an den Marxismus ausliefert und Deutschland freiwillig seinen Feinden unterwirft.

Nach langer Stille erscheint Hitler Anfang September wieder in der Öffentlichkeit. Die verschiedenen vaterländischen Verbände, mit denen Hitler in einem losen Bundesverhältnis steht, veranstalten am 2. September einen grossen Aufmarsch in Nürnberg; es ist der Jahrestag der Schlacht bei Sedan,

der dann später als Datum der nationalsozialistischen Parteitage beibehalten wird. Die Tagung beherrscht der General Ludendorff, der Feldherr des Weltkrieges und Abgott der patriotischen Jugend. Ludendorff greift von diesem Tage ab wieder aktiv in die deutsche Politik ein. Finster steht Hitler neben dem General, ohne eine rechte Rolle spielen zu können. Die Hunderttausend freilich, die an ihm vorbeimarschieren, glauben ein Bündnis Hitler-Ludendorff zu sehen.

Aber die Entwicklung arbeitet jetzt für Hitler.

Am 24. September 1923 bricht die Reichsregierung den Ruhrkrieg ab.

Am 25. September treten in höchster Erregung die Führer des sogenannten Deutschen Kampfbundes in München zusammen; dies ist ein am 2. September in Nürnberg geschlossenes Kartell, dem auch die NSDAP angehört. Neben ihr ist der Bund Oberland durch seinen Führer, den Tierarzt Dr. Friedrich Weber, vertreten; ein dritter, sehr starker Verband ist die Reichsflagge unter dem Hauptmann Heiss, der aber bald mit Hitler bricht. Auch Röhm und Göring sind da, und dann noch Scheubner-Richter, der dunkle Abenteurer aus dem Osten, auf den Hitler neuerdings grosse Stücke hält und von dem er sich oft politisch beraten lässt. Die Zusammenkunft ist von Röhm vorbereitet, ihr Programm von Röhm entworfen, das Ziel von Röhm festgelegt. Nun tritt Hitler in Szene. Er ist wirklich ein grosser Redner. Volle zweieinhalb Stunden spricht er auf die Kameraden ein und bittet sie schliesslich alle, ihn zu ihrem politischen Führer zu wählen. Da springt Heiss auf und streckt ihm, Tränen in den Augen, die Hand hin; auch Röhm weint. Selbst der kühle Dr. Weber ist bewegt. Hitler ist politischer Führer des deutschen Kampfbundes; gestern noch der Redner einer Lärmpartei, heute Herr der stärksten Wehrverbände in Bayern. Es ist ein Ereignis und hat sofort seine Folgen.

Am 26. September verhängt die bayrische Regierung, die einen Putsch Hitlers befürchtet, den Ausnahmezustand und setzt einen Diktator über das Land, den Generalstaatskommissar Dr. von Kahr. Dieser, ehemals Ministerpräsident und sehr volkstümlich, soll die Gemüter von Hitler ablenken und ihm notfalls mit Gewalt entgegentreten; er erweist sich aber bald als ganz unfähig. Seine erste Tat ist ein Schlag gegen Hitler, der diesen heftig verdriesst: Kahr verbietet vierzehn grosse Versammlungen, die Hitler an einem Abend gleichzeitig in München abhalten wollte. Durch dieses Kunststück, mit einem Schlage vierzehn Säle zu füllen und dann im Wagen von Saal zu Saal zu fahren, hat Hitler schon öfters die Öffentlichkeit verblüfft. Hitler ist ungeheuer erregt, dass er nicht reden darf: «Vierzehn Versammlungen,» schreit er; «wegen vierzehn Versammlungen geraten die Herrschaften schon in Aufregung! Was werden die erst sagen, wenn wir einmal die ersten vierzehnhundert, nein, die ersten vierzehntausend an die Laternenpfähle hän-

gen!» Einem Mitarbeiter setzt er auseinander: «Kennen Sie die römische Geschichte? Ich bin Marius, und Kahr ist Sulla; ich bin der Führer des Volkes, er aber vertritt die herrschende Schicht, aber diesmal wird Marius siegen, verlassen Sie sich darauf!» Da aber Sulla der Stärkere war, musste Marius wohl oder übel sich mit ihm verständigen.

Revolte gegen Berlin.

Der Streit um die SA war ja liquidiert. Hitler hatte recht behalten, der Ruhrkrieg war verloren gegangen. Das Bürgertum, das im Januar die Einheitsfront aller Deutschen gewollt hatte, wandte sich jetzt wieder gegen den «inneren Feind», gegen den Marxismus. Sogar Stresemann drängte Anfang November die Sozialdemokraten aus der Reichsregierung hinaus. In Bayern aber wurde der Kampf gegen Berlin die grosse Sache. Viele Monate lang hatte die Reichswehr ihre Zeitfreiwilligen, ihre Verbände, ihre SA gegen den äusseren Feind einexerziert; nun sollten sie zunächst gegen den «inneren Feind» aufgeboden werden. Auch die Kommunisten rüsteten zum Kampf; in letzter Minute bliesen sie zwar das Aufstandssignal ab, aber ihre Hamburger Gruppe schlug trotzdem aus Versehen los, und es gab drei Tage Strassenkampf. In Sachsen und Thüringen beteiligten die Kommunisten sich an der Regierung. All das gab der Reichswehr Gelegenheit, als Hüterin der Ordnung den Schlag gegen links zu führen. Das Reich verhängte unmittelbar nach Bayern den Ausnahmezustand, die Generäle erhielten dadurch die bürgerlich vollziehende Gewalt; sie setzten in Sachsen die Sozialistische Regierung ab, unternahmen aber nichts gegen Bayern, das unter dem Einfluss der Rechtsradikalen offen meuterte. Kahr hatte nämlich den bayrischen Reichswehrgeneral von Lossow beredet, offen von Berlin abzufallen und seine Division auf die bayrische Regierung zu verpflichten. Der Anlass war tragikomischer Weise eine Gefälligkeit gegen Hitler; die Reichsregierung hatte den «Völkischen Beobachter» verboten, Lossow hätte als Inhaber der vollziehenden Gewalt auf Grund des Ausnahmezustandes das Verbot durchführen müssen, weigerte sich aber – die Folge war der Konflikt, den Kahr sofort auf die äusserste Spitze trieb. Dadurch wurde Lossow, von Haus aus ein ganz unpolitischer Mensch, an die Seite des Generalstaatskommissars gedrängt. Kahr, Lossow und der Führer der Landespolizei, Oberst von Seisser, bildeten seitdem ein Triumvirat, das praktisch Bayern beherrschte.

Die Lage vom 1. Mai 1923 ist auf den Kopf gestellt. Die Einheitsfront von Hitlers Gegnern ist zersprengt. Die ganze bayrische Staatsautorität samt der

bayrischen Reichswehrdivision ist in hellem Aufruhr gegen Berlin. Hitler ist wieder dicht am Herrn Präsidenten.

Er machte jetzt Lossow kurz hintereinander mehrere Besuche und söhnte sich mit ihm aus. Frühere Gegensätze müssten vergessen werden, denn sie hätten jetzt gemeinsame Interessen und gemeinsame Gefahren. Lossow müsse konsequent sein und den politischen Kampf gegen die Reichsregierung, gegen den Präsidenten Ebert, gegen Stresemann, gegen die Marxisten und gegen die Juden mit allem Einsatz von Person und Kraft führen, sonst sei er nach seinem Bruch mit Berlin ein verlorener Mann. «Ein militärischer Führer mit so weitgehenden Rechten», sagte er, «der sich gegen seinen Chef aufbäumt, muss entschlossen sein, entweder zum Letzten zu schreiten, oder er ist ein gewöhnlicher Meuterer und Rebell und muss fallen.» Eine unanfechtbare Logik, die die Ereignisse dann bestätigten.

Überall im Reich flackert die Militärrevolution auf. Überall fordern die Führer der schwarzen Reichswehr von den Generälen das Losschlagen, den Marsch nach Berlin, die Verhaftung der Regierung. Vor dem Palais des Reichspräsidenten stehen zwei Soldaten im Stahlhelm Posten. Erst Jahre später erfährt man zufällig, dass diese Posten von der schwarzen Reichswehr, also den revolutionären Feinden der Regierung gestellt worden sind; dass der Reichspräsident ahnungslos bereits der Gefangene der Rebellen war. Aber die kommandierenden Generäle zaudern; der General von Seeckt, der Führer des Heeres, genannt die «Sphinx», lässt keinen Entschluss erkennen.

Hitler sieht ganz gross Gelegenheiten reifen. Wenn Kahr, Lossow und Seisser Mut haben, kann von Bayern aus die Militärrevolution beginnen. Ob er sich einbilde, dass die Generäle in Preussen mit den bayrischen Rebellen gemeinsame Sache machen würden, fragt Lossow. Aber Hitler hat ein völlig sicheres Rezept: man muss Ludendorff an die Spitze stellen, ihm liegt die Reichswehr zu Füssen. Nicht die verantwortlichen Führer, sagt Lossow, die gehorchen den verfassungsmässigen Vorgesetzten. «Möglich», ist Hitlers Antwort, «die Generäle, die Obersten, die ganzen alten Knacker hängen wahrscheinlich an der Fresskrippe und haben Angst. Aber die Offiziere vom Major abwärts und die Soldaten werden keinen Schuss tun, wenn Ludendorff ihnen entgegentritt. Das ist wie Napoleon bei Grenoble.»

Wahrlich, Hitler hat den Klassenkampf der Offiziere gut begriffen!

Er wollte Ludendorff benutzen, wie er Kahr und Lossow benutzen wollte. In dem Kampf, den er vorhatte, mussten alle Wagnisse von Anfang an ausgeschaltet sein, alle Autoritäten von vornherein auf seiner Seite stehen. Immer die Gunst der Herrschenden haben, war seine Methode, und die Revolution «mit Erlaubnis des Herrn Präsidenten», sein Ziel.

Aber dieser Präsident, nämlich Kahr, dachte gar nicht daran, sich von Hitler als Werkzeug benutzen zu lassen. Ganz Deutschland blickte damals nach Bayern, wo sich Rätselhaftes vorbereitete. Kahr spielte mit dem Gedanken, selbst deutscher Diktator zu werden.

Freilich, auch er hat das Bedürfnis, sich an Autorität anzulehnen. Sie führt in den Gesprächen jener Wochen den belustigenden Namen «die Herren aus dem Norden»; gemeint sind Generäle, konservative Politiker und sogenannte Wirtschaftsführer aus Berlin.

Die Herren im Norden sind Gespenster, sagt Hitler. Der Norden wartet auf uns; wenn wir nicht zupacken, packt keiner zu.

Lossows 51 Prozent.

Hitler war vor Ekstase halb aberwitzig geworden – so kam es wenigstens dem General von Lossow vor, wenn er sich vor dessen Ohren mit Gambetta und selbstverständlich auch mit Mussolini verglich. Zu Lossows Mitarbeiter, dem Oberstleutnant Freiherr von Berchem, sagte er: «Ich fühle in mir den Beruf, Deutschland zu retten.» – Berchem: «Zusammen mit Ludendorff? Exzellenz Ludendorff dürfte aussenpolitisch nicht tragbar sein.» – Hitler: «Bah, Ludendorff hat lediglich militärische Aufgaben. Ihn brauche ich zur Gewinnung der Reichswehr. In der Politik wird er mir nicht das mindeste dreinreden – ich bin kein Bethmann-Hollweg.» – Pause. Dann: «Wissen Sie, dass auch Napoleon bei Bildung seines Konsulats sich nur mit unbedeutenden Männern umgeben hat?»

Übrigens schief die Gegenrevolution im Norden keineswegs. Die «Schwarze Reichswehr», organisiert von dem Oberleutnant Schulz und geführt von dem Major Buchdrucker, wollte in der ersten Oktoberhälfte los schlagen. Der Plan wurde aber «verpiffen»; in Eile und Zeitnot improvisierte Buchdrucker am 1. Oktober eine Meuterei in Küstrin. Schulz war gerade in Berlin und schlief ahnungslos im Reichwehrministerium, während seine Leute gegen dieses Ministerium putschten. Am nächsten Morgen wird er geweckt: «In Küstrin ist Putsch!» – «Das müsste ich doch zuerst wissen!» – «Bitte, hier sind die Meldungen.» Der Putsch wurde schnell unterdrückt; viele Jahre später erzählt Buchdrucker im Gespräch: «Ich dachte, jetzt werden sie mir wohl den Kopf abnehmen, aber die dachten gar nicht daran – so war die Republik!» Die Leute der Schwarzen Reichswehr aber behaupten später, der Plan zum Putsch sei auf Veranlassung Hitlers an die Regierung verraten worden, weil Hitler eifersüchtig auf die Norddeutschen gewesen sei.

In einer Besprechung des Kampfbundes am 23. Oktober gab Göring Befehle aus, die alle späteren Greuelberichte des Jahres 1933 verständlich machen und ihre Ablehnung Lügen strafen. Er sagte – und hierüber besitzen wir Zeugenaussagen vor dem Untersuchungsrichter: «Wer nach der Machtergreifung die geringste Schwierigkeit macht, ist zu erschiessen. Es ist notwendig, dass die Führer sich jetzt schon die Persönlichkeiten herausuchen, die beseitigt werden müssen. Mindestens einer (gemeint ist offenbar: in jedem Ort) muss zum Abschrecken nach dem Umsturz sofort erschossen werden.»

Das war echte Revolutionsstimmung, aber für einen Mann wie Kahr viel zu greulich. Er beschloss, die Mitkämpfer zu sieben und alles, was dabei über den Rand sprang, zu vernichten. Zu dem Zweck rief er am 6. November die Führer der Wehrverbände zusammen und hielt ihnen gemeinsam mit Lossow eine Standpauke, die darauf hinauslief, dass er jeden Staatsstreich verbiete ausser dem, den er selbst vorbereite: «Erst wenn alles bereit ist, beginnt die Tat. Den Befehl dazu gebe ich.»

Und Lossow rief, von den Kampfbundführern am Portepée gefasst, verzweifelt sein berühmt gewordenes Wort:

«Ich will ja marschieren, Herrgott, ich will ja marschieren, aber nur, wenn ich einundfünfzig Prozent Wahrscheinlichkeit habe.»

Hitlers Torschlusspanik.

Kahrs Äusserung überzeugte Hitler und Scheubner-Richter, dass der bayrische Diktator einen eigenen Putsch plane, bei dem die Nationalsozialisten samt Ludendorff ausgeschaltet werden sollten. Sie beschlossen, Kahr zuvorzukommen. Kriebel musste ins Land hinaustelegraphieren und die Anhänger zu den Waffen rufen. Ein Scheinmanöver sollte den Staatsstreich einleiten. Man wollte mit den bewaffneten und in höchster Stärke konzentrierten Truppen des Kampfbundes in der Nacht vom 10. zum 11. November eine grosse Nachtübung auf der Fröttmaninger Heide im Norden Münchens veranstalten – wie das damals bei den bewaffneten Privatarmeen üblich war und mit fröhlicher Zustimmung von Regierung und Reichswehr oft geschah. Am Morgen des 11. November wollte man dann mit Tausenden von Bewaffneten die Hauptstadt München überfluten – alles unter dem Anschein eines Parade-marsches –, dort die nationale Regierung ausrufen und Kahr und Lossow vor die vollendete Tatsache stellen. Dass diese dann, halb geschoben, halb gezogen, mitmachen und so die Revolte legalisieren würden, daran wurde nicht gezweifelt.

Der 10. November war also der Stichtag, auf den die militärische Uhr eingestellt war. Aber in unbegreiflichem Leichtsinne riss Hitler zwei Tage vorher plötzlich den ganzen Plan auseinander, wagte eine tolle Improvisation – und scheiterte.

Am 8. November besuchte Graf Helldorf den General von Lossow. Der Graf ist später berühmt geworden, weil er in der Affäre des Reichstagsbrandes stark belastet wurde. Damals aber war er noch kein Nationalsozialist, sondern Mitglied des etwas gemässigten, zu jener Zeit übrigens auch bedeutenderen Wehrverbandes «Stahlhelm», und zwar diente er dem zweiten Bundesführer Duesterberg als Adjutant. Helldorf kam aus Mitteldeutschland und brachte schlechte Nachrichten; man war dort noch nicht zum Losschlagen bereit. Da verlor Lossow die Selbstbeherrschung:

«Wenn in Berlin lauter Eunuchen und Kastraten sind», rief er, «die zu feig sind, irgendeinen Entschluss zu fassen, kann Deutschland von Bayern allein aus nicht gerettet werden.» Hinter diesem Gepolter lauerte die geheime Hoffnung, dass aus dem ganzen Staatsstreich zuletzt nichts werden würde; das wäre dem im Grunde ganz unpolitischen General, der die Verschwörer schon bis obenhin satt hatte, sicherlich das liebste gewesen. Aber dann machte er eitle Andeutung, die er vielleicht in ihrer ganzen Tragweite nicht erfasste: «Hat der Norden keinen Willen zum Leben, so muss das schliesslich, ob wir wollen oder nicht, zu einer Art von Separation führen.»

Als Lossow später vor Gericht diese Szene schilderte, fügte er mit grimmigem Genugtuung hinzu: «Graf Helldorf verliess ziemlich begossen das Lokal.» Er begriff anscheinend gar nicht, was er angerichtet hatte.

Der Graf fuhr bestürzt zu Scheubner-Richter und erzählte: die Bayern drohen mit Separation. Der Abfall des grössten Landes vom Reich steht bevor.

Scheubner, der damals Hitlers politische Schritte leitete, scheint darauf tatsächlich einen nahen separatistischen Putsch in Bayern befürchtet zu haben und glaubte für die völkische Bewegung den geschichtlichen Augenblick gekommen, Deutschland vor Zerfall, katholischer Donaumonarchie und Jesuitengefahr zu retten. Jetzt war offenbar keine Stunde mehr zu verlieren. Der ganze Fahrplan der Revolution wurde umgeworfen, der Putsch um zwei Tage vorverlegt, die Konzentration der Truppen nicht abgewartet, auf fast jede militärische Sicherung verzichtet. Statt einer soliden politischen Schlacht veranstaltete Hitler einen Kroatenüberfall.

«Kannst du schweigen, Toni?»

Der Zufall bot für den Überfall eine wunderbare Gelegenheit. Herr von Kahr hielt auf Bitten einiger Wirtschaftsorganisationen am Abend des 8. November eine grosse Programmrede im Bürgerbräukeller, einem etwa 3.000 Personen fassenden Saal in einer östlichen Vorstadt Münchens. Die sogenannte Programmrede, deren Text erhalten ist, obwohl sie gar nicht gehalten wurde, war eine Sammlung allgemeiner Phrasen und keineswegs ein Signal zum Losschlagen. Die Versammelten waren harmlose Bürger und keine Revolutionäre. Gerade darum hoffte Hitler, mit den paar hundert Bewaffneten, die er in der Eile für den Abend zusammenbrachte, gegen die Versammlung leichtes Spiel zu haben. Ausser den engeren Mitarbeitern war sein einziger Mitwisser Pöhner; er hatte den ehemaligen Polizeipräsidenten, den er persönlich gar nicht kannte, vormittags besucht und gesagt: Ich mache jetzt meinen Putsch, machen Sie mit? – und Pöhner, von soviel Unbekümmertheit hingerrissen, machte sofort mit.

Hitler zog am 8. November seinen besten Anzug an, einen langen Gehrock, heftete das Eiserne Kreuz drauf und rief den Kommerzienrat Zentz, den Veranstalter der Kundgebung an, er möge doch mit dem Versammlungsbeginn bis zu seiner Ankunft warten. Denn er gedachte, Kahr vor seiner Rede hinauszubitten, ihm den von SA eingekreisten Bürgerbräukeller zu zeigen und den Ausbruch der nationalen Revolution mitzuteilen. Kahr würde sich ins Unvermeidliche fügen, die ihm von verschiedenen Mitarbeitern aufgesetzte Rede in die Tasche stecken und stattdessen zusammen mit Hitler die neue Regierung auszurufen.

Aber Kahr war indigniert, dass Hitler ihn zu warten bat.

«Für Herrn Hitler wird sich noch ein Platz finden», sagte er zu Zentz. «Wir können seinetwegen nicht dreitausend Leute warten lassen.» Und er begann seine Rede.

Währenddessen fuhr Hitler durch die Stadt. Neben ihm im Wagen sass Anton Drexler, der harmlos glaubte, man fahre zu einer Versammlung aufs Land. Plötzlich wandte Hitler sich zu seinem Ehrenvorsitzenden: «Toni», sagte er, «kannst du schweigen? Also, wir fahren heute nicht nach Freising. Um halb neun Uhr schlage ich los.» Drexler, überrumpelt, verstand die Demütigung. Er erwiderte trocken: «Ich wünsche dir Glück.»

Im Bürgerbräukeller drückte Hitler sich zunächst wenig beachtet im Saal herum; es gelang ihm nicht, sich zu Kahr durchzuzwängen. Auch die Vorhalle war schwarz von Menschen, der Eingang von Hunderten belagert – und hier sollten die Sturmtruppen durchbrechen? Das musste eine Panik mit Toten gehen. In dieser Not verfiel Hitler auf einen Streich, würdig des

Hauptmanns von Köpenik. Er ging, der Zivilist im schwarzen Rock, zu dem diensttuenden Polizeibeamten und befahl ihm, die Vorhalle und die Strasse zu räumen, weil sonst im Saal Unruhe entstehen könnte. Und siehe, der Beamte klappte die Hacken zusammen und liess räumen. Die Polizei hat auf Hitlers Befehl den Weg für Hitlers Putsch freigemacht.

Jetzt setzte Scheubner-Richter sich in ein Auto und fuhr nach Ludwigshöhe, um Ludendorff zu holen. Auch der war ahnungslos und wurde von Hitler vor fertige Tatsachen gestellt.

Der Schuss im Bürgerbräu.

Als Kahr etwa eine halbe Stunde gesprochen hatte, fuhren die Sturmabteilungen vor dem Lokal an. Es war der «Stosstrupp Hitler». Ohne Widerstand besetzten die Leute die von der Polizei so sorgfältig geräumte Vorhalle und brachten ein paar Maschinengewehre in Stellung. Drinnen spricht Kahr, der Diktator, drinnen sind dreitausend ahnungslos; draussen bilden sechshundert Sperrketten. Das Ganze ist ein Werk von drei Minuten. In diesen drei Minuten wird Geschichte geschrieben. Diese drei Minuten machen Hitler aus einer Münchner Sehenswürdigkeit zu einer weltpolitischen Figur.

Die Polizei aber sah zu. Ihr ratloser Führer rief im Polizeipräsidium bei seinem diensthabenden Vorgesetzten an und bat um Verhaltensmassregeln. Der Vorgesetzte sagte nicht: Verhaften Sie Herrn Hitler; er sagte nicht: Schützen Sie den obersten Beamten des Landes vor den Maschinengewehren. Er sagte: Halten Sie die Ordnung auf der Strasse aufrecht und warten Sie im Übrigen ab; man weiss ja noch nicht, was los ist. Dieser pflichtbewusste Vorgesetzte war der damalige Oberamtmann und spätere Reichsinnenminister Dr. Frick. Eine Stunde später hatte Hitler ihn zum Polizeipräsidenten von München ernannt.

Denn inzwischen, es war etwa dreiviertel neun Uhr, hatte Hitler mit seinen Bewaffneten geräuschvoll den Saal betreten. Mit einer Pistole in der Hand raste er auf das Podium los, wo Kahr stand. Wie ein Augenzeuge, Graf Soden, später vor Gericht sagte, machte er den Eindruck eines völlig Irrsinnigen. Seine Leute postierten am Saaleingang ein Maschinengewehr. Hitler selbst sprang, seiner Sinne kaum noch mächtig, auf einen Stuhl, feuerte einen Pistolenschuss zur Decke, sprang wieder herab und stürmte weiter durch den plötzlich totenstill gewordenen Saal nach dem Podium. Ein pflichttreuer Po-

lizeimajor trat ihm entgegen, die Hand in der Tasche. Hitler fürchtete eine versteckte Schusswaffe, setzte dem Major blitzschnell die Pistole auf die Stirn und schrie wie im Kriminalroman: «Hände aus den Taschen!» Ein anderer Beamter griff rasch von der Seite zu und riss Hitlers Arm weg. Der angegriffene Polizeimajor ist zehn Jahre später im Konzentrationslager Dachau ermordet worden.

Hitler stieg jetzt auf das Podium, auf dem Herr von Kahr, blass und verwirrt, einige Schritte zurückgetreten war, und schrie:

«Die nationale Revolution ist ausgebrochen. Der Saal ist von sechshundert Schwebewaffneten besetzt. Niemand darf den Saal verlassen. Wenn nicht sofort Ruhe ist, werde ich ein Maschinengewehr auf die Galerie stellen lassen. Die Kasernen der Reichswehr und Landespolizei sind besetzt – dies war falsch – Reichswehr und Landespolizei rücken bereits unter den Hakenkreuzfahnen heran.»

Dann rief er Kahr sowie Lossow und Seisser, die in der Nähe sassen, in gebieterischem Tone zu, sie sollten ihm folgen. Unter einer SA-Eskorte transportierte Hitler die drei Machthaber Bayerns aus dem Saal. Ein Zuruf fiel: «Seid nicht wieder solche Feiglinge wie 1918! Schiesst!» Aber die drei Männer hatten nichts zum Schiessen. Lossow konnte nur Seisser zuflüstern: «Komödie spielen!» Seisser flüsterte die Worte an Kahr weiter. Unter diesem Geflüster verschwanden sie nach draussen.

Der Saal begann wieder aufzubrausen. Die abscheuliche Pistolenszene hatte die ganze Versammlung gegen Hitler empört. Die Stimmung wurde so bedrohlich, dass Göring aufs Podium stieg und mit Donnerstimme versicherte, der Anschlag solle kein feindseliger Akt sein, sondern der Beginn der nationalen Erhebung. Die bayrische und die Reichsregierung seien abgesetzt, eine neue Regierung werde jetzt da draussen gebildet. Er schloss:

«Im Übrigen können Sie zufrieden sein, Sie haben ja hier Ihr Bier!»

«Morgen Sieger oder tot»

Inzwischen begann Hitler in einem Nebenzimmer die Verhandlungen mit den Worten: «Niemand verlässt lebend das Zimmer ohne meine Erlaubnis!» Dann redete er auf die kalt Abgeschreckten glühend los: «Meine Herren, die Reichsregierung ist bereits gebildet und die bayrische Regierung ist abgesetzt. Bayern wird das Sprungbrett für die Reichsregierung, in Bayern muss ein Landes Verweser sein. Pöhner wird Ministerpräsident mit diktatorischen Vollmachten, und Sie, Herr von Kahr, werden Landesverweser.» Dann stiess

er kurz und fetzen weise hervor: «Reichsregierung Hitler, nationale Armee Ludendorff, Seisser Polizeiminister.» Der «Trommler» hatte die Maske abgeworfen.

Als er keine Antwort bekam, hob er die Pistole und rief leidenschaftlich:

«Ich weiss, dass den Herren das schwer fällt. Der Schritt muss aber gemacht werden. Ich will den Herren ja nur erleichtern, den Absprung zu finden. Jeder von Ihnen muss den Platz einnehmen, auf den er gestellt wird; tut er das nicht, so hat er keine Daseinsberechtigung!» Als die drei in finsternem Schweigen verharren, fingen seine Nerven an, zu zappeln: «Sie müssen, verstehen Sie, Sie müssen einfach mit mir kämpfen, mit mir siegen oder mit mir sterben, wenn die Sache schief geht. Vier Schuss habe ich in meiner Pistole, drei für meine Mitarbeiter, wenn sie mich verlassen, die letzte Kugel für mich.»

Er setzte sich die Pistole an die Schläfe und sprach feierlich: «Wenn ich nicht morgen nachmittag Sieger bin, bin ich ein toter Mann.»

Es war eine wahre Römerrede. So sagt der edle Brutus bei Shakespeare: «Wie ich meinen besten Freund für das Wohl Roms erschlug, so habe ich denselben Dolch für mich selbst, wenn es dem Vaterlande gefällt, meinen Tod zu bedürfen.» Diese Worte sind die Erfindung eines Dichters; die Reden Hitlers dagegen sind durch beschworene Zeugenaussagen vor Gericht und teilweise durch das Geständnis des Sprechers selbst belegt.

Herr von Kahr war der Situation gewachsen. Er fasste Hitlers Drohung als richtiggehenden Mordanschlag auf und sagte das Anständigste, was in diesem Augenblick gesagt werden konnte: «Herr Hitler, Sie können mich totschliessen lassen, Sie können mich selber totschiessen. Aber sterben oder nicht sterben ist für mich bedeutungslos» – er wollte sagen, dass er sich nicht durch die Drohung mit der Kugel einen politischen Entschluss abzwängen lasse.

Vor diesem Misserfolg versagten Hitlers Nerven einen Augenblick, und das Ergebnis war eine subalterne Taktlosigkeit. Während Kahr vom Sterben und Nichtsterben sprach, brüllte er plötzlich seinen Begleiter Graf an: «Maskrug her!» Er hat später erklärt, er sei durstig gewesen, und in einem Bierkeller trinke man eben Bier. Graf selbst schildert die Szene als Zeuge vor Gericht indirekt: «Hitler hatte mich um Bier geschickt. Ich habe einen Maskrug geholt, weil es keine Halbekrügeln gab. Infolge der Gasvergiftung muss Hitler, wenn er länger spricht, öfter trinken; er trinkt übrigens fast nichts.»

So kam man nicht weiter. Der, auf den es Hitler eigentlich abgesehen hatte, der General von Lossow, schwieg. Aber Seisser redete jetzt. Er warf Hitler vor, dass er sein Ehrenwort gebrochen habe.

Schon wieder eins von dem halben Dutzend Ehrenwörtern ! In der Tat, Hitler hatte Seisser öfters versprochen, er werde keinen Putsch gegen die Polizei machen. In einem Zornanfall – man hatte ihm ein paar Versammlungen verboten – nahm er das Versprechen Ende Oktober wieder zurück. Dann nahm er Lossow gegenüber auch die Zurücknahme wieder zurück; zu Seisser sagte er allerdings: «es sei denn, dass man ihn in eine Zwangslage versetze.»

Jetzt aber sagte er zu ihm:

«Ja, das tat ich, verzeihen Sie mir; ich habe um des Vaterlandes willen so handeln müssen!»

Doch das vertrieb die hässliche Stimmung nicht aus dem Zimmer. Bald sprach Hitler vom Vaterlande, bald rief er wie ein Gefängnisaufseher: «Halt, die Herren dürfen ohne meine Erlaubnis nicht miteinander sprechen!» An Tür und Fenster standen schwerbewaffnete Posten und drohten zuweilen mit ihren Gewehren.

Der Marsch nach Babel.

Als er mit den dreien nicht weiterkam, kehrte Hitler in den Saal zurück und hielt dort eine kurze, meisterhafte Rede. Er wendete, wie ein Zeuge sagt, die Stimmung der anfangs feindseligen Versammlung «wie einen Handschuh um». Knapp und kurz begann er: «Das Kabinett Knilling (die bayrische Regierung) ist abgesetzt. Die Regierung der Novemberverbrecher in Berlin wird für abgesetzt erklärt. Ebert (der sozialdemokratische Reichspräsident) wird für abgesetzt erklärt. Eine neue deutsche nationale Regierung wird in Bayern, hier in München, heute noch ernannt. Es wird sofort gebildet eine deutsche nationale Armee.» Schlag auf Schlag, Tatsache auf Tatsache, im befehlenden Ton.

Aber dann wurde er plötzlich geschmeidig, und jeder Satz begann nun mit den Worten: «Ich schlage vor.» Also: «Ich schlage vor: eine bayrische Regierung wird gebildet aus einem Landesverweser und einem mit diktatorischen Vollmachten ausgestatteten Ministerpräsidenten. Ich schlage als Landesverweser Herrn von Kahr vor, als Ministerpräsidenten Pöhner. Ich schlage vor: bis zum Ende der Abrechnung mit den Verbrechern, die heute Deutschland zugrunde richten, übernehme die Leitung der Politik der provisorischen nationalen Regierung ich. Exzellenz Ludendorff übernimmt die Leitung der deutschen nationalen Armee. General von Lossow wird deutscher Reichswehrminister, Oberst von Seisser wird deutscher Reichspolizeiminister. Die Aufgabe der provisorischen deutschen nationalen Regierung

ist, mit der ganzen Kraft dieses Landes und der herbeigezogenen Kraft aller deutschen Gauen den Vormarsch anzutreten in das Sündenbabel Berlin, das deutsche Volk zu retten.

Ich frage Sie nun: draussen sind drei Männer: Kahr, Lossow und Seisser. Bitter schwer fiel ihnen der Entschluss. Sind Sie einverstanden mit dieser Lösung der deutschen Frage? Sie sehen, was uns führt, ist nicht Eigendünkel und Eigennutz, sondern den Kampf wollen wir aufnehmen in zwölfter Stunde für unser deutsches Vaterland. Aufbauen wollen wir einen Bundesstaat föderativer Art, in dem Bayern das erhält, was ihm gebührt. Der Morgen findet entweder in Deutschland eine deutsche nationale Regierung oder uns tot!»

Es war eine echt Hitlersche Rede, voll redlicher Leidenschaft und doch mit einem unangenehmen Trick. Er machte den Hörern nämlich, der Wahrheit zuwider, vor, dass die drei Männer bereits mit ihm einig seien. Das war eine Erlösung für die Versammlung, die plötzlich von der Ablehnung zum Jubel überging. Die Frucht einer glänzenden Strategie auf der inneren Linie, die Hitler befolgt hatte. Er hatte die Versammlung und die drei Diktatoren von einander getrennt und beherrschte selbst ausschliesslich die Kommunikationslinien; so konnte er die einen über die Stimmung der andern irreführen. Im Übrigen gewann er die Herzen dadurch, dass er den kernigen Bayern einen Straffeldzug nach Berlin, den Triumph über die grosse apokalyptische Hure, und vielleicht auch ein wenig Freuden mit ihr, in Aussicht stellte.

Jedenfalls konnte er wieder in das Nebenzimmer zurückgehen und dem niedergedrückten Kahr mitteilen, man würde ihn draussen vor Begeisterung auf die Schultern heben.

Seiner Majestät hochseliger Vater.

Gleichzeitig betrat auch Ludendorff mit Scheubner-Richter das Zimmer; er sah sich nicht um, fragte nach nichts, sondern begann zu reden: er sei ebenso überrascht wie alle, aber es handle sich um eine grosse nationale, völkische Sache, und er könne den drei Herren nur raten, mitzutun. Sie möchten in seine Hand einschlagen. All das kostete Ludendorff einige Überwindung; er zürnte wegen Hitlers eigenmächtiger Ämterverteilung, bei der er selbst nicht Reichsdiktator – man erinnere sich an Göring –, sondern nur Armeeführer werden sollte. Er hat dafür Hitler, wie dieser selbst später bekundete, an dem ganzen Abend geschnitten und keine fünf Worte mit ihm gewechselt. Zu-

nächst merkte Hitler in seiner selbstbewussten Aufgeregtheit gar nichts. Er rief, als Ludendorff geendet hatte: «Es gibt kein Zurück mehr, die Sache ist bereits weltgeschichtliches Ereignis.»

Als erster überwand sich Lossow. Er konnte den Feldherrn des Weltkriegs schliesslich nicht mit ausgestreckter Hand stehen lassen. Das verbot schon die Subordination, die für einen deutschen General weit vor aller Politik kommt; Ludendorff war in der Nähe, und der Vorgesetzte in Berlin war fern. Mit einem trockenen «Gut» ergriff er Ludendorffs Hand; ihm folgte Seisser. Kahr rang noch immer mit sich; er sei doch Monarchist, bei solch einer Art Erhebung könne er nicht mitmachen. Er fühle sich als Vertreter seines Königs. Der «König» war Kronprinz Rupprecht, bayrischer Thronprätendent, den seine Anhänger nach dem Tode des letzten Königs Ludwig III. gern König nannten.

Da beschloss Hitler, um diesen Königstreuen zu betölpeln, die Sprache der Höfe zu reden. Er raffte alle brauchbaren Vokabeln zusammen, die er im Gedächtnis hatte, faltete die Hände und rief salbungsvoll wie ein Kammerherr: «Jawohl, Exzellenz, gerade an dem Königtum, das in so schamloser Weise dem Novemberverbrechen von 1918 zum Opfer gefallen ist, gilt es, ein schweres Unrecht wieder gutzumachen. Wenn Exzellenz gestatten, werde ich selbst unmittelbar von der Versammlung weg zu Seiner Majestät (dem in Berchtesgaden weilenden Prinzen Rupprecht) fahren und ihm mitteilen, dass durch die deutsche Erhebung das Unrecht, das Seiner Majestät Hochseligem Vater widerfahren ist, wieder gutgemacht ist.»

Wörtlich so: «... wenn Exzellenz gestatten... Majestät... Hochseliger Vater...» Man spürt, wie der ehemalige Gefreite in den vornehmen Ausdrücken angenehm badet. Ein erstklassiger Zeuge, Pöhner, ehemaliger Polizeipräsident und damals einer der höchsten bayrischen Richter, hat in seiner Aussage vor Gericht den barocken Ausspruch wieder erzählt, der einen tiefen Blick in Hitlers Seele tun lässt. Pöhner war, als einer der wenigen Mitwisser von Hitlers Verschwörung und vorgesehener Diktator von Bayern, inzwischen gleichfalls in das Zimmer gekommen und redete auf Kahr ein.

Der fand jetzt die Wendung und sagte eisig: «Gut, ich sehe, wir sind doch schliesslich hier alle Monarchisten. Ich übernehme die Landesverweserschaft nur als Stellvertreter des Königs.»

Mit dem Namen seines Königs auf den Lippen ging der bayrische Diktator in den fiebernden Saal zurück. Er betrat ihn mit starrer Miene – die maskenhafte Unbeweglichkeit seines Gesichts ist vielen aufgefallen. Ludendorff war totenbleich; wie vom Tode gezeichnet, fand ihn ein Beobachter: «Als am Tage darauf», sagt dieser Beobachter, der Historiker Karl Alexander von Müller, «die irrtümliche Nachricht kam, er sei getötet worden, sagte ich, genau so hat er gestern ausgesehen.» Nur Hitler war fröhlich, nach Aussage des gleichen Zeugen vergnügt wie ein Kind – «leuchtend vor Freude, selig, dass es ihm gelungen war; es war ein kindlicher, offener Ausdruck von Freude, den ich nie vergessen werde.» Er war der einzig Vergnügte von allen und baute mit wenigen Griffen eine grosse historische Szene auf. Alle mussten reden, alle mussten sich die Hände schütteln. Er selbst sagte:

«Ich will jetzt erfüllen, was ich mir heute vor fünf Jahren als blinder Krüppel im Lazarett gelobte: nicht zu ruhen und zu rasten, bis die Novemberverbrecher zu Boden geworfen sind, bis auf den Trümmern des heutigen jammervollen Deutschland wieder auferstanden sein wird ein Deutschland der Macht und der Grösse, der Freiheit und der Herrlichkeit. Amen!»

Kein Instinkt warnte das fröhliche Kind in diesem Augenblick. Herrlichkeit und Amen! Er hörte die Zweideutigkeit in Kahrs Stimme nicht: «In des Vaterlandes schwerster Not übernehme ich die Leitung der Geschicke Bayerns als Statthalter der Monarchie, die vor fünf Jahren von frevelnder Hand zerschlagen worden ist. Ich tue das schweren Herzens und, wie ich hoffe, zum Segen unserer bayrischen Heimat und unseres grossen deutschen Vaterlandes.»

Schweren Herzens tat der Diktator mit. Aber Kahrs Herzbeschwerden waren Hitler in diesem Augenblick ebenso gleichgültig wie Ludendorffs Grimm, der finster sprach: «Ergriffen von der Grösse des Augenblicks und überrascht stelle ich mich kraft eigenen Rechts der deutschen Nationalregierung zur Verfügung.» Als ihn später der Staatsanwalt fragte, was «kraft eigenen Rechts» bedeute, antwortete der General: «Die Versammlung konnte glauben, ich wäre ein physischer Gefolgsmann Hitlers. Ich wollte sagen: ich handle nicht auf Befehl Hitlers, sondern aus eigener Kraft.»

Dann sprach Pöhner. Lossow tat es erst, als Hitler ihn aufforderte, und den Polizeiobersten von Seisser musste er sogar durch einen Stoss ins Kreuz nach vorn befördern. Beide gaben ziemlich nichtssagende Erklärungen ab. Kahr dagegen rang mit sich und scheint sich zeitweise nicht klar gewesen zu sein,

ob er nun wirklich Komödie oder Weltgeschichte spiele. Hitler ergriff der Reihe nach ihn und die andern Männer bei den Händen und schüttelte sie jedesmal lange und eindringlich; dabei sah er ihnen starr in die Augen; verschiedene Zeugen berichten von Tränen. Zu Kahr sagte Hitler: «Exzellenz, ich werde treu hinter Ihnen stehen wie ein Hund!»

Die Bedeutung, die die Szene im Plane Hitlers hatte, hat der schon erwähnte Professor von Müller gut erfasst: «Ich sagte mehreren Herren in meiner Umgebung: wenn jetzt ein französisches Ultimatum kommt, wenn die Mainlinie besetzt wird, wenn die ersten Bedrückungen einer überlegenen Gewalt auftreten, wie werden sich dann die Leute, die jetzt jubeln, benehmen? Aber wenn diese Herren morgen zur Mitarbeit aufrufen, bleibt nichts anderes übrig, als mitzutun, auch wenn man die Sache für verhängnisvoll und unberechenbar hält.»

Wenn die «Herren» aufrufen, dann tritt der Bürger, auch gegen die Stimme des eigenen Gewissens, auf den Boden der Tatsachen. Aber die Herren selbst? Wie benehmen Herren sich in einer revolutionären Situation? Noch in derselben Nacht telephonierte der Polizeioberst von Seisser mit seiner Frau und sagte ergrimmt: «Mich haben sie zum Reichspolizeiminister gemacht. Eine Verrücktheit – so etwas gibt's doch gar nicht!»

Das Ehrenwort.

Und nun muss Hitler noch eine peinliche Szene über sich ergehen lassen – schon die dritte dieser Art an diesem einen Abend. Unter den dreitausend Gästen ist auch der Innenminister Dr. Schweyer. Der tritt auf Hitler zu und spricht – aber das lassen wir ihn besser mit seinen eigenen Worten sagen, so wie er sie als Zeuge vor dem Staatsanwalt gesprochen hat; der Untersuchungsausschuss des bayrischen Landtags hat im April 1928 diese Aussage aus den Akten ans Licht gezogen. Schweyer berichtet:

«Mich würdigte Hitler keines Blickes. Ich trat daraufhin auf ihn zu, klopfte ihm mit meinem Finger auf die Brust und sagte in nachdrucksamem Ton: «Jetzt will ich Ihnen aber etwas sagen, Herr Hitler. Erinnern Sie sich noch, was Sie im Sommer vorigen Jahres in meinem Büro aus freien Stücken erklärt haben? Wissen Sie es noch?» Darauf geriet Hitler in eine gewisse Verlegenheit, ohne eine Antwort zu gehen.»

Ein tapferer Mann, dieser graubärtige, leicht schwäbelnde Dr. Schweyer. Er meinte natürlich das berühmte Ehrenwort, keinen Putsch zu machen. Ringsum sind sechshundert Begeisterte, er aber klopft dem Sieger des

Abends wie ein zorniger Schulmeister auf die Brust und sagt ihm ins Gesicht, dass sein Sieg nur ein Wortbruch ist. Das Ganze aber ist tief sinnbildlich. Hitler bedeutet in jeder Form den Untergang dieser verwehenden Schicht von Reserveoffizieren und Korpsstudenten. Er stellt, der Halbprolet, durch seinen Aufstieg ihre gesellschaftliche Hierarchie auf den Kopf, zerstört die Sicherheit ihres Eigentums und macht ihre Ehrenwörter lächerlich, indem er sie rücksichtslos als Mittel benutzte, um seinen Prozess gegen die bürgerliche Gesellschaft zu gewinnen.

Aber diesmal fand er Gegenspieler, die auf Wortbruch mit Wortbruch antworteten und das Spiel gewannen.

Kurz nach der grossen Einigungsszene im Saal kam Nachricht, dass in einer Kaserne die Reichswehrosoldaten eine Abteilung des Bundes Oberland entwaffneten. Also war es nicht wahr, dass die Soldaten Hitlers und die Soldaten Lossows sich verbrüderet hätten; also war es nicht wahr, dass die Kasernen und die sonstigen militärischen Gebäude unter dem Schein der «Verbrüderung» von Hitlers Leuten bereits erobert seien; also war es auch nicht wahr, dass Reichswehr und Landespolizei bereits unter den Hakenkreuzfahnen heranrückten. Nein, es war nicht wahr, es war aber auch keine Lüge; es war einfach eine Selbsttäuschung. Die mangelhafte Vorbereitung des Putsches, das Fallenlassen des ursprünglichen Planes, das Improvisieren rächten sich jetzt. Hitler hatte in der Stadt nur ein paar hundert Mann zur Verfügung, wenn auch vom Lande Hilfstruppen heranrückten, aber kein einziger militärisch wichtiger Punkt war bis jetzt in seiner Hand; er hatte eine zweideutige Zusage Lossows und sonst gar nichts. Zu weit klafften Hitlers und Scheubner-Richters politische Hast und Kriebels militärische Vorbereitungen auseinander.

Hitler fuhr zur Kaserne hinaus, um Ordnung zu stiften. Er glaubte, bei seiner Rückkehr Ludendorff zusammen mit Lossow im eifrigen Kriegsrat für den Marsch auf Berlin vorzufinden – dies schien ihm eine Selbstverständlichkeit. Aber mit der gleichen Selbstverständlichkeit sagten Lossow, Kahr und Seisser, sobald Hitler draussen war, zu Ludendorff adieu, und für diesen war es wiederum eine Selbstverständlichkeit, die Herren gehen zu lassen, wenn sie glaubten, dass ihre Anwesenheit anderswo notwendiger sei. Als Scheubner-Richter einen bescheidenen Einwand wagte, fuhr der General ihn an: er verbitte sich jeden Zweifel am Ehrenwort eines deutschen Offiziers.

Hitler kam zurück und fand die Vögel ausgeflogen. Gebrochen sank er auf einen Stuhl. Stumme Szene zwischen ihm und Ludendorff. Der Feldherr des Weltkrieges war in der Tat der einzige, der die Ehrenwörter dieses Abends ernst nahm. Hitler hat später immer und immer wieder erklärt, es sei ihm ganz unfassbar gewesen, dass deutsche Offiziere ihr Ehrenwort brechen

könnten. In Wirklichkeit war es ihm durchaus fassbar, er hatte seine Massnahmen entsprechend getroffen, seine Schuld war es nicht. «Ich habe zu Herrn von Kahr,» rief er vor Gericht, «noch gesagt: Exzellenz, ich werde treu hinter Ihnen stehen wie ein Hund!» Wenn auch seine Ausdrucksweise im Überschwang rasch etwas Serviles bekam, so war die Sache doch der reine Hohn; denn gerade Kahr war durch Hitlers Ämterverteilung zu einem Landesverweser ohne Einfluss, zu einem reinen Dekorationsstück, einer Puppe in der Hand Pöhnners herabgedrückt worden. Dieser Puppe versprach er Treue – und schäumte später, weil Kahr lieber ein echter Machthaber als eine treue Puppe sein wollte.

«So etwas macht man nicht!»

Inzwischen ging die Weltgeschichte weiter. Als Kahr, Lossow und Seisser erst einmal den Bürgerbräukeller verlassen hatten, war Hitler die Initiative entrissen.

Vielleicht hätte Kahr, wenn es gelang, Hitler den Putsch aus der Hand zu nehmen, noch versucht, ihn selbständig weiterzuführen und ihm irgendein Gesicht zu geben – vielleicht? Als der Generalstaatskommissar eine halbe Stunde später im Gedränge den Bürgerbräukeller verliess, wurde er von einem Oberregierungsrat aus dem Gefolge des schattenhaften Ministerpräsidenten von Knilfing angesprochen. Dem sagte er leise: «Herr Kollega, ich bin tieftraurig. Sie haben ja selbst gesehen, dass ich nur gezwungen worden bin zum Jasagen. So etwas macht man nicht!» Das war in drei Sätzen der ganze Herr Präsident der Kreisregierung von Oberbayern, mit dessen Erlaubnis Hitler Revolution machen wollte.

Wütende Generäle.

Die weitläufige Entstehungsgeschichte von Kahrs und Lossows Gegenaktion soll hier nicht erzählt werden. Erwähnt sei nur, dass die von den Nationalsozialisten behaupteten Eingriffe des Prinzen Rupprecht und des Kardinals von Faulhaber Legende sind. Wenn etwas den noch schwankenden Widerstandswillen der Triumvirn in jener Nacht gesteiht hat, so war es zunächst die Haltung der nicht an den Ereignissen beteiligten Münchner Reichswehrgeneräle. Namentlich der Stadtkommandant, Generalleutnant von Danner, beschimpfte

Lossow Dritten gegenüber auf gut Bayrisch als «trauriges Mannsbild», und empfing den rückkehrenden General mit der scharfen Frage: «Exzellenz, das war doch hoffentlich alles nur Bluff?» Der ganze Zorn der Offiziere gegen die Freischärler brach jetzt los; die Generäle empfanden die Bürgerbräusene einfach als Schmach der Armee. Seit der Pistolenszene war Hitler nach herkömmlichem militärischem Ehrbegriff ein Mann, den man mit dem Seitengewehr niederstechen musste. Das hatte der ehemalige Gefreite nicht bedacht.

Noch bevor sie sich mit Lossow verständigen konnten, waren Danner, General Kress von Kressenstein und Major von Leeb zusammengetreten und hatten dafür gesorgt, dass die Truppen abwehrbereit standen. Sie hätten sie wahrscheinlich sogar gegen Lossow marschieren lassen, wenn dieser sich nicht fügte. Aber inzwischen war ausserhalb Bayerns etwas geschehen, wovon der ganze Spuk aus dem Bürgerbräu zerstob. Es wurde nämlich bekannt, dass der Reichspräsident Ebert dem General von Seeckt die ganze vollziehende Gewalt im Reich übertragen hatte. Seeckt liess in München telegraphisch wissen, dass er den Putsch niederschlagen lassen werde. Zwar auch im Norden glimmte es, auch dort standen Wehrverbände bereit, auch dort war die Reichswehr keineswegs in allen Teilen sicher. Aber auch dort herrschte der Gegensatz zwischen der ordentlichen Reichswehr und den illegalen Formationen, und Hitlers Handstreich machte im ersten Augenblick den Eindruck einer «besoffenen Geschichte». Die Eifersucht der norddeutschen Führer auf den sonderbaren Rasenden in München erleichterte Seeckts Spiel. Wütende Generäle beherrschten die Lage.

Kurz, das Triumvirat hatte tausend gute Gründe, schnell wieder zur Besinnung zu kommen, nachdem zum Mindesten Kahr sie einen Augenblick verloren hatte. Als aber der schwere Entschluss einmal gefasst war, haben Kahr, Lossow und Seisser in der folgenden Nacht und in den folgenden Wochen das Unvermeidliche nicht ohne Würde getragen und verhindert, dass aus ihren gefährlichen Anschlägen ein gefährlicher Unfug gemacht wurde.

Die fehlenden vierundzwanzig Stunden.

In der Nacht zum 9. November ging Hitler durch ein Dampfbad von Jubel, Verzweiflung, Trotz und Hoffnung. «Nun wird eine bessere Zeit kommen,» sagte er glückstrahlend zu Röhm und umarmte den Freund; «wir alle wollen Tag und Nacht arbeiten für das grosse Ziel, Deutschland aus Not und

Schmach zu retten.» Eine Stunde später meinte er finster, wenn man durchkomme, sei es gut, wenn nicht, müsse man sich aufhängen. Dann wieder herrschte er Pöchner an: «Herr Ministerpräsident,» sagte er grossartig, etwa wie Napoleon zu einem Marschall «Herzog von Tarent» gesagt haben würde, «wir haben Ihnen die Macht gegeben, nun nützen Sie sie auch aus! Wir müssen jetzt die Initiative ergreifen. Wenn unsere Patrouillen die Stadt durchziehen und rufen: Fahnen heraus! dann wollen wir doch sehen, ob wir nicht eine Begeisterung bekommen!»

Der Vorschlag war übrigens ausgezeichnet. Tatsächlich hätten auch die Revolutionäre trotz des politischen Fehlschlages das Kriegsglück noch wenden können, wären sie nur etwas besser vorbereitet gewesen. Die achthundert Mann, die sie am Abend hatten, wuchsen in der Nacht erheblich an. Was an den verschiedenen Enden der Stadt biwakierte, auf den Landstrassen marschierte, auf Lastautos heranfuhr, waren mehrere Tausend. Zahlenmässig war die Truppenmacht des Kampfbundes an der entscheidenden Stelle weit stärker als die des Staates. Dem Kampfbund fehlten auch nicht Maschinengewehre und Kanonen, sondern vierundzwanzig kostbare Stunden. Darum hatte er die Kasernen nicht besetzen, die Bahnhöfe nicht absperren, die Telegraphenämter nicht unter Kontrolle nehmen können, obwohl für all das genaue Pläne ausgearbeitet waren.

Welche Möglichkeiten hier versäumt wurden, erlebten Kahr und Lossow noch in der Nacht in der Infanteriekaserne, wo sie ihr Hauptquartier aufschlugen. Dort mussten sie aus einer Baracke in die andere umziehen, um vor Überraschungen ihrer treuen Soldaten sicher zu sein. Bei einem Bataillon weigerten sich am nächsten Tage die Offiziere zweier Kompanien, zu marschieren; der Führer der dritten Kompanie stellte sich «schweren Herzens auf den militärischen Standpunkt». Einmal so weit, gab sich dieser Führer freilich auch dem ganzen Hass des Offiziers gegen die Miliz hin: «Diese Hunde», sagte er kurz vor dem Gefecht, «schiesse ich zusammen mit lächelndem Gesicht.»

Im ganzen ging tatsächlich ein Stimmungsriss zwischen den höheren und niederen Offizieren hindurch, und er lief etwa beim Major. Die Lage erschien zeitweise so zweifelhaft, dass Lossow die Demütigung hinnahm und Seeckt am nächsten Nachmittag noch um drei Bataillone und drei Batterien bat. Sie brauchten allerdings nicht mehr einzugreifen. Der General konnte sich davon überzeugen, dass der Putsch wider Erwarten bereits erloschen war.

Den einzigen militärischen Erfolg, den der Kampfbund bei dem ganzen Putsch errang, verdankte er Röhm. Der hatte mit seiner «Reichsflagge» im Löwenbräukeller unter dem Vorwand einer kameradschaftlichen Feier bereitgestanden – angeblich ahnungslos – und hatte dann auf Befehl Kriebels das Wehrkreiskommando, seine alte Arbeitsstelle, besetzt. Ludendorff, der den Handstreich angeregt hatte, nannte das: Lossow eine Ehrenwache stellen. Die Ehrenwache zog Drahtverhaue um das Gebäude und stellte Maschinengewehre in die Fenster. Das Wehrkreiskommando war dann in der Nacht eine Zeitlang das Hauptquartier der Aufständischen.

Sehr bald stieg den neuen Herren des Wehrkreiskommandos der Verdacht auf, dass irgendetwas nicht in Ordnung sei. Es kamen keine Nachrichten von Kahr und Lossow. Ludendorff kalkulierte, dass die beiden von ihren Generälen gefangen worden seien und traf damit nicht einmal so weit an der Wahrheit vorbei. Nachrichtenoffizier auf Nachrichtenoffizier, die er mit der Bitte um Aufklärung in die Infanteriekaserne sandte, wurden dort auf Befehl Lossows verhaftet. Einen von ihnen, der darum bat, dass man doch wenigstens Ludendorff nicht ohne Antwort lasse, fuhr Lossow an: «Auf Rebellen wird geschossen!»

Gegen die Energie und Zielsicherheit der Generäle stach die Weichmut der Gegner hoffnungslos ab. Ein Leutnant des Wehrkreiskommandos erklärte unter allen Zeichen des Respekts dem General Ludendorff, wenn es zum Kampf komme, werde die Reichswehr ihre Kasernen bis zur letzten Patrone verteidigen. Und Ludendorff antwortete nicht, wie ein Revolutionär das getan hätte: dann werdet ihr eben spätestens nach Verschiessen der letzten Patrone fallen, sondern sagte wehmütig und kameradschaftlich: «Ich fühle mich mit Ihnen in voller Übereinstimmung. Ich werde nie die Kasernen angreifen, auch nicht die Reichswehr.»

Da empfand Hitler doch anders. Als er zum ersten Mal von einem Widerstand in der Infanteriekaserne hörte, rief er wütend: «Da kommen zwei Kanonen hin, und fest hineingefetzt, und wenn die ganze Kaserne zum Teufel geht!»

Um fünf Uhr früh wussten die Aufständischen endgültig, woran sie waren. Hitler wusste jetzt, dass seine grosse Szene im Bürgerbräu misslungen war. Der Oberst Leopold von der Infanterieschule teilte mit, dass Lossow schießen würde. Dagegen schießen? Viele wollten es, und viele haben es auch getan. Aber Ludendorff, der Führer, sah jetzt seine grosse Stunde gekommen, er wollte vor die Gewehrläufe treten und sie zum freiwilligen Sinken bringen.

Der Marsch zur Feldherrnhalle.

Der Vormittag wurde noch damit zugebracht, die Isarufer – der Bürgerbräukeller liegt auf der «Kleinseite» von München – in Verteidigungszustand zu setzen. Da und dort wurden sogar ein paar Kanonen aufgefahnen; Gregor Strasser, der noch unbekannt SA-Führer von Niederbayern, befehligte einen solchen Posten.

Gegen elf Uhr traten Hitler und Ludendorff mit mehreren tausend Leuten ihren «Erkundungsmarsch» in die Stadt an. Um besser erkunden zu können, trug man Gewehre über der Schulter, zum Teil mit aufgepflanztem Bajonett; hinter den ersten Reihen fuhr ein Auto mit Maschinengewehren. Der Plan des Zuges war in erster Linie, die Stadt moralisch zu erobern und die Gegner in die Winkel zu scheuchen; jedoch war man auch auf Kampf gefasst.

Falls die Revolutionäre ganz genau wissen wollten, was die Regierung beabsichtigte, hätten sie ihren Erkundungsmarsch nicht mehr zu machen brauchen. Denn an den Häuserwänden klebten Plakate:

«Trug und Wortbruch ehrgeiziger Gesellen haben aus einer Kundgebung für nationales Wiedererwachen eine Szene widerwärtiger Vergewaltigung gemacht. Die mir, General von Lossow und Oberst Seisser mit vorgehaltenem Revolver abgepressten Erklärungen sind null und nichtig. Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei sowie die Kampfverbände «Oberland» und «Reichsflagge» sind aufgelöst.

von Kahr,
Generalstaatskommissar.»

An der Spitze des Zuges gingen Hitler, Ludendorff, Dr. Weber, Scheubner-Richter und Kriebel; in der zweiten Reihe Göring. Etwas weiter hinten marschierte mit düsterer Miene auch der völkische Führer aus Norddeutschland, Albrecht von Graefe. Er war erst am selben Morgen auf Ludendorffs Ruf nach München gekommen – der einzige «Herr aus dem Norden.»

Der Zug traf an der Isarbrücke auf Sperrketten der Landespolizei. Die senkten die Gewehrläufe nicht; würden sie schießen? Da trat Göring aus den Reihen nach vorn, legte die Hand an die Mütze und sagt «Der erste Tote oder Verwundete auf unserer Seite bedeutet Erschießung sämtlicher Geiseln, die wir in Händen haben.» So berichtet der Oberleutnant der Landespolizei von Hengel; Hitlers Begleiter Ulrich Graf hat den Ausspruch so im Gedächtnis: «Sobald die ersten Leute da drüben auf dem Pflaster liegen, werden die Geiseln, die wir haben, sämtlich erschossen.»

Die Polizisten schossen nicht. Im Nu waren sie entwaffnet, bespuckt und geohrfeigt.

Der Zug marschiert dann durch die innere Stadt. Die Stimmung der Bevölkerung war gedrückt. An den Mauern klebte der Aufruf Kahrs; daneben klebte ein anderer des Kultusministers Matt, der den verhafteten Ministerpräsidenten vertrat. Er warnte von Regensburg aus, wo die Rumpfregierung tagte, seine Bayern vor dem «Preussen Ludendorff».

Am Marienplatz, vor dem Münchener Rathause, stand eine grosse Menschenmenge. In der Mitte, auf erhöhtem Posten, stand Julius Streicher und hielt eine Ansprache. Er war auf die Nachricht von dem Putsch, die ihn überrascht hatte, sofort von Nürnberg nach München gefahren. Als der Zug vorbeikam, stieg er herab und trat unmittelbar hinter Hitler und Ludendorff ins zweite Glied. Er sollte, nur zehn Minuten später, noch eine merkwürdige, vielleicht die verhängnisvollste Rolle des Tages spielen.

Ludendorff führte, wie er später angab, ohne bestimmten Plan; nur die allgemeine Richtung schwebte ihm vor. Auch die Schlacht bei Tannenberg, meinte er, habe er zuerst geschlagen und sich nachträglich die strategischen Gründe zurechtgelegt. So kam der Zug nach einigem planlosen Schwenken durch die schluchtartige enge Residenzstrasse an die Stelle, wo diese Strasse zwischen dem Schmuckbau der Feldherrnhalle und der Residenz auf den weiten Odeonsplatz mündet. Dort stand abermals eine Sperrkette Landespolizei, zahlenmässig den Heranmarschierenden bei Weitem nicht gewachsen. Wenn die Polizei den Zug aufhalten wollte, konnte es nur in diesem Engpass geschehen; einmal auf dem Odeonsplatz, hätten die Revolutionäre mit ihrer Überzahl das Feld beherrscht.

Wie es zur Schiesserei kam, das wurde später selbstverständlich eine heftige Streitfrage der Beteiligten. Der Oberlandführer Dr. Weber meinte, ein Mann des Kampfbundes habe nach dem vorgehaltenen Karabiner eines Polizisten gegriffen, und beim Ringen sei der erste Schuss losgegangen. So wäre die Schuld immerhin gleichmässig auf beide Seiten verteilt. Jedenfalls haben sich danach beide Parteien ein richtiges Feuergefecht geliefert. Eine Sekunde vor dem Feuer sprang aus den Reihen des Kampfbundes ein Mann nach vorn und rief der Polizei zu:

«Nicht schiessen, Exzellenz, Ludendorff kommt!» Dann brach er zusammen. Es war eine Sekunde auf Leben und Tod, aber das «Exzellenz» hatte der Unglückliche auch in diesem Augenblick pflichtschuldigst nicht vergessen. Hatte doch selbst Kriebels Angriffsbefehl vom Morgen mit den Worten begonnen: «Exzellenz von Lossow hat sein Ehrenwort gebrochen...»

Streicher greift ein.

Hitler schritt zwischen Ludendorff und Scheubner-Richter, dessen Arm er untergefasst hatte. In der rechten Hand hielt er eine Pistole und rief, unmittelbar vor dem Schiessen, den Polizisten zu: «Ergebt euch!» In diesem Augenblick... Aber hier sollen die Augenzeugen sprechen.

Der Zeuge Friedrich, der den Zug als Zuschauer begleitete, sah Folgendes: «Hitler trug in der rechten Hand eine Pistole offen und schussbereit. Ein Nationalsozialist, der in der Hand ebenfalls eine schussbereite Pistole trug, sprang aus der Umgebung Hitlers vor den Zug, ging zu einem Beamten der Landespolizei und sprach kurz mit ihm. In diesem Augenblick fiel ein Schuss. Da dieser Nationalsozialist und Hitler eine Pistole schussbereit in der Hand trugen, nehme ich an, dass der erste Schuss entweder von Hitler oder von dem vorgespungenen Nationalsozialisten abgegeben wurde.»

Hier beginnt eine Kette merkwürdiger, ja unheimlicher Vermutungen.

Sollte also tatsächlich Hitler oder jener Nationalsozialist zuerst geschossen haben? Friedrich glaubte es, denn: «Der erste Schuss war bestimmt ein Pistolen- oder Revolverschuss» – die Landespolizei aber hatte Karabiner.

Ein Stück weit führt die Kette ziemlich sicher. Dass ein Nationalsozialist vorsprang, auf einen Beamten losging, dass dabei der Karabiner in Bewegung kam, und dass dann der erste Schuss ertönte, steht auf jeden Fall ziemlich fest; Dr. Weber und der Zeuge Friedrich haben beide von verschiedenen Punkten aus dasselbe gesehen. Aber noch ein dritter Zeuge sah es, und dieser weiss auch, wer der Nationalsozialist war. Der Zugsteilnehmer Robert Kuhn berichtet:

«*Streicher* sprang einige Schritte vor und sprach mit einem Beamten. Dieser winkte aber ab. *Streicher* wurde von einem Beamten der Karabiner auf die Brust gesetzt. Dann krachte ein Schuss...»

Also darum ist *Streicher* von seiner Rednerhöhe herabgestiegen, darum ist er ins zweite Glied hinter Hitler eingetreten – um jetzt vorzuspringen und im Auftrage des Schicksals den Finger an den tödlichen Abzug zu legen!

Völlig sicher kennen wir trotz dieser verschiedenen Angaben den Unglücksschützen nicht. Aber die Verantwortung scheint sich ziemlich gleichmässig zwischen Hitler, *Streicher* und dem Beamten, der *Streicher* den Karabiner auf die Brust setzte, zu verteilen. Und falls dieser Beamte als erster geschossen haben sollte, so hätte er jedenfalls – nach Dr. Weber – nicht geschossen, wenn *Streicher* nicht versucht hätte, ihm den Karabiner zu ent-

reissen. Und wenn dieser erste Schuss nicht losgegangen wäre – vielleicht wäre es abermals geglückt, die Polizisten kampfflos zu überrennen, wie an der Isarbrücke?

Wer trägt also durch seine Nervosität die Schuld an dem Feuergefecht und damit an der Niederlage des Kampfbundes vor der Feldherrnhalle?

Kein Zufall in Gestalt eines unbekanntes SA-Manns. Keine Nebenfigur. Der Strahl der Verantwortung trifft niemanden mit voller Entschiedenheit, aber die Wolke des Verdachts sammelt sich am dichtesten über zwei Häuptern: Hitler und Streicher.

Eine völlig unbestrittene Zeugenaussage über einen so aufregenden Vorgang wie den Feuerkampf an der Feldherrnhalle gibt es nicht und kann es nicht geben. Aber wir sehen hier eine Wahrscheinlichkeit, die der Wahrheit sehr nahe kommt.

Hitler behält von diesem Tage her ein Gefühl der tragischen Verbundenheit mit Streicher. Zwei Jahre später bestätigt er den in der Partei heftig Umstrittenen als Gauleiter von Franken und sagt dabei: «Vielleicht, dass dem einen oder andern die Nase des Parteigenossen Streicher nicht gefällt. Aber als er damals an der Feldherrnhalle neben mir auf dem Pflaster lag, damals habe ich mir gelobt, ihn nie zu verlassen, solange er mich nicht verlässt.»

Der Zusammenbruch.

Nun rollten die Salven von beiden Seiten. Als erster auf der Seite des Kampfbundes wurde Scheubner-Richter tödlich getroffen; stürzend renkte er Hitlers Arm aus. Auch Hitler lag auf der Erde; ob von Scheubner mitgerissen, ob nach Soldatengewohnheit Deckung suchend, wird er selbst kaum zuverlässig angehen können. Wer die Gegner moralisch entwaffnen wollte, hätte freilich stehen bleiben müssen; hatte doch Hitler auch vor diesem Marsche wieder versichert, er sei bereit, sich erschiessen zu lassen. Indessen: Vorwürfe möge ihm machen, wer mit gutem Gewissen von sich behaupten kann, dass er stehen geblieben wäre.

Aber wenige Minuten später wird Hitler sich wirklich so benehmen, dass er Vorwürfe verdient.

Verschiedene Zeugen geben an, nach der ersten Salve habe sich alles ohne Ausnahme hingeworfen, auch Ludendorff. Dieser selbst behauptet das Gegenteil. Jedenfalls ist Ludendorff nicht nach rückwärts geflohen. Er ging, zusammen mit dem Major a.D. Streck vom Kampfbund, zwischen den Gewehrläufen hindurch auf den Odeonsplatz. Wären ihm fünfzig, vielleicht nur fünfundzwanzig Mann gefolgt: der Tag hätte anders geendet. Jetzt war Lu-

dendorff nur ein einzelner Gefangener. Bei seiner Verhaftung erklärte er, ungeheuer erregt, er kenne von diesem Tage ab keine deutschen Offiziere mehr und werde keine Offiziersuniform mehr tragen.

Der Feuerhagel hatte in der engen Strasse entsetzlich gewirkt. Vierzehn Tote lagen auf dem Pflaster. Unter ihnen war Oskar Körner, der ehemalige zweite Vorsitzende der Partei, der den Tod des unbekanntes Soldaten starb. Ferner der Oberlandsgerichtsrat von der Pfordten. Scheuhner-Richters Tod war eine Art tragischer Erfüllung. Der Putsch, der an der Feldherrnhalle zusammenbrach, war sein geistiges Werk gewesen.

Hitlers Flucht.

Und dann schweigt das Feuer. Da erhebt sich ein Mann... Aber wiederum sollen die Augenzeugen das Wort haben.

Der praktische Arzt Dr. Walter Schulz, Nationalsozialist, Teilnehmer am Zuge, der mit den andern auf der Erde lag, sagte in der Voruntersuchung aus:

«Ich nahm wahr, dass Hitler der erste war, der aufstand und sich, scheinbar am Arm verwundet, nach rückwärts begab. Ich eilte sofort Hitler nach und holte eines unserer am Zugende nachfahrenden Autos auf dem Max-Joseph-Platz. In dieses Auto wurde Hitler gebracht.»

Auch der zweite Zeuge ist Arzt, Dr. Karl Gebhard. Er berichtet:

«Beim Schiessen fuhr plötzlich in die Menge hinein ein gelbes Automobil, auf dem ein Nationalsozialist stand und rief: Wo ist Hitler? Dr. Schulz, der direkt in dem Haufen lag, anscheinend neben Hitler, rief: Hier ist er!! und schon war Hitler in dem Automobil, das mit ihm und Dr. Schulz davon fuhr.»

Zwei unanfechtbare Zeugnisse: «... der erste nach rückwärts... schon war er im Auto... fuhr davon.» Die Kameraden blieben unterdessen, teils tot, teils verwundet, auf dem Pflaster liegen.

Die Aussagen decken sich bis auf eine Geringfügigkeit. Dr. Schulz behauptet, er habe das Auto erst geholt, Dr. Gebhard meint, das Auto habe eher ihn geholt. Es handelt sich um ein Strassenstück von wenigen Metern Länge, und man kann das Heranwinken eines langsam fahrenden Wagens so oder so darstellen. In allem übrigen Übereinstimmung: dass Hitler als erster aufstand, nach rückwärts lief und davonfuhr, während Hunderte seiner Kameraden noch auf der Erde lagen. Sie lagen dort nicht wehrlos, sie hatten geschossen. Der Kampf war nicht entschieden. Da verliess der Führer als erster das Schlachtfeld und gab das Zeichen zur Flucht.

Der Wagen Hitlers fuhr sofort stadtauswärts und wurde unterwegs mehrmals beschossen. Hitler litt starke Schmerzen; das Schultergelenk war ausgereckt, einen Schuss hatte er nicht. Er fuhr nach dem sechzig Kilometer entfernten Uffing am Staffelsee, wo die ihm befreundete Familie Hanfstaengl eine Villa besass. Frau Hanfstaengl, die Mutter seines späteren Auslands-Pressechefs, und dessen Schwester Erna pflegten ihn. Ein Roman spann sich an.

Am 11. November wurde Hitler in Uffing verhaftet.

Fünf Jahre später hat Hitler über diese Flucht eine merkwürdige Geschichte erzählt. Er erschien auf dem Podium des Münchner Löwenbräukellers mit einem Knaben an der Hand und behauptete: diesen Knaben habe er am 9. November 1923 an der Feldherrnhalle gefunden, unter den Arm genommen und aus dem Feuerbereich getragen. Mit einem ausgereckten Arm! Man wird einwenden können, dass Hitler bei aller Kinderliebe doch lieber an der Spitze seiner Leute hätte bleiben und den Kampf durchfechten sollen. Wenn er noch imstande war, Kinder unterm Arm davonzutragen, dann musste er auch imstande sein, auf dem Pflaster auszuharren. Im Übrigen muss festgestellt werden, dass weder Dr. Schulz noch Dr. Gebhard noch ein sonstiger Augenzeuge von diesem rätselhaften Knaben etwas weiss.

Zwei Stunden nach den Salven an der Feldherrnhalle kapitulierte Röhm im Wehrkreiskommando und zwar auf Zureden des Generals von Epp, der als «Neutraler» vermittelte. Röhm hatte zwei Tote; insgesamt verloren also sechzehn Mitglieder des Kampfbundes ihr Leben. Von der Landespolizei fielen vier.

Durfte Hitler fliehen?

Das Gesamturteil über Hitlers Putsch muss lauten: gutes Spiel und schlechte Arbeit. Der erste Fehler war das Losschlagen ohne genügende militärische Vorbereitung, der zweite die psychologische Fehlbehandlung des Reichswehrkommandeurs, der dritte der mangelnde Mut am 9. November. Selbst ein so tapferer Soldat wie Röhm liess sich vom Gegner einkreisen, weil er es nicht übers Herz brachte, den ehemaligen Kameraden mit Maschinengewehren zu drohen. Ludendorff wollte überhaupt nicht kämpfen, sondern zaubern. Als sogar Hitler vor dem Zug zaghaft wurde: «Man wird auf uns schiessen», wusste Ludendorff bloss eine heroische und gedankenlose Antwort: «Wir marschieren!»

Die bürgerliche Bevölkerung der bayrischen Hauptstadt hat nach dem be-

wiesen, dass sie bereit gewesen wäre, auf die Strasse zu gehen. Zwei Tage lang wogten die Massen aufgeregt durch die Stadt, bespuckten die Reichswehrsoldaten, bedrohten Kahrs Dienstgebäude, warfen gemässigten bürgerlichen Zeitungen die Fenster ein und schrien: «Nieder mit den Verrätern!» Die Polizei mochte dazwischenreiten und mit Gummiknüppeln schlagen, es half nichts. Die Studenten rotteten sich in der Universität zu Tausenden zusammen, tobten gegen Kahr, wollten den beschwichtigenden Rektor von der Galerie hinabwerfen und piffen sogar den einst so angebeteten Kapitän Ehrhardt aus, der ihnen gut zuredete.

Mit einer solchen fanatisierten Bevölkerung im Rücken wäre noch Grosses zu erreichen gewesen. Aber dann hätte der Kampfbund seinem Namen Ehre machen müssen, statt nach den ersten Salven zu fliehen. Jede gewonnene Stunde hätte die Stellung der Regierung inmitten einer feindselig aufgewählten Bevölkerung weiter unterhöhlt. Diese Bevölkerung hat noch tapfer und zwecklos zwei Tage demonstriert, während die Führer sich in Sicherheit brachten.

Wie ganz anders haben aufständische Kommunisten in Hamburg, Berlin, München und Mitteldeutschland gekämpft! Die Kampfbundleute dagegen haben ihren Führer Ludendorff, der richtig und zielbewusst zwischen den Gewehrläufen hindurchging, im Stich gelassen. Dr. Weber, der Führer von Oberland, bekam einen stundenlangen Weinkampf, und Hitler floh als erster im Wagen, ohne sich um seine Leute zu kümmern.

Zur Entschuldigung der Besiegten mag dienen, dass die meisten Ludendorff für tot hielten. Das brach ihre Stimmung, rechtfertigt aber noch immer nicht die rasche Entfernung Hitlers, der sich sagen musste, dass er jetzt erst recht der einzige Führer war.

Später haben die Führer des Kampfbundes zu ihrer Rechtfertigung immer wieder versichert, es sei für sie unfassbar gewesen, dass Deutsche auf Deutsche schiessen konnten. Aber im Ruhrgebiet oder bei der Niederwerfung der Münchener Räterepublik haben sie das Unfassbare sehr gut gekonnt, selbst gegenüber Waffenlosen. Was sie tatsächlich sagen wollten, vermochten sie in ihrer Sprache nicht hinreichend auszudrücken: dass revolutionärer Kampf nur zwischen Klassen möglich ist. Unter den an der Feldherrnhalle Gefallenen waren ein Schlosser, ein Hutmacher, ein Oberkellner und ein Diener; die übrigen Offiziere a. D., «Kaufleute» und «Bankbeamte», d.h. ebenfalls meist junge Kriegsoffiziere, vorübergehend im bürgerlichen Beruf.

Für die NSDAP ist der blutige Tag trotz allem ein Segen gewesen. Er schnitt sie endgültig aus dem Leibe der Reichswehr heraus. So wurde der 9. November 1923 ihr eigentlicher Geburtstag.

11. Die Rückkehr zum Herrn Präsidenten.

Ein Selbstmordversuch.

«Mit bleichem, abgehetztem Gesicht, in das eine wirre Haarsträhne fällt», so wird nach Schilderung eines Augenzeugen Adolf Hitler am späten Abend des 11. November 1923 in die Festungsanstalt Landsberg am Lech eingeliefert. Der linke Arm ruht in der Binde, über der Schulter hängt ein brauner Gummimantel, die Brust schmückt das Eiserne Kreuz erster Klasse. Der einzige Insasse des Haftgebäudes ist bisher jener Graf Arco-Valley, der den Ministerpräsidenten Eisner erschoss; er wird aus dem Schlaf gerüttelt und eiligst weggeschafft, um Hitler Platz zu machen, Der ist völlig erschöpft, kann kaum sprechen, muss vom Wärter ausgezogen werden. Ob er etwas essen wolle? Nein. Zu trinken? Lassen Sie mich in Ruhe! Auf dem Korridor sitzen und liegen Soldaten, rauchen, schwatzen, Handgranaten stehen bereit, Maschinengewehre sind in Stellung; man befürchtet einen gewaltsamen Befreiungsversuch. Hitler liegt zusammengebrochen in seinem Zimmer.

Auch am nächsten Tag will er nichts essen. Jeder Besuch erschüttert ihn furchtbar. Frau von Scheubner-Richter, die Witwe des gefallenen Gefährten, kommt tief verschleiert. Um sechzehn tote Kameraden trauern die Witwen, die Mütter, die Bräute, die Schwestern. Sechzehnfacher Jammer lastet auf seinem Gewissen. Er ist diesen Toten vorangegangen, er hat sie ins Feuer geführt, er hat sie als erster im Stich gelassen. Unvergesslich und quälend steht das Bild in der Erinnerung – zwei Führer, zwei Gesinnungen, zwei Richtungen: Ludendorff, der auf die Gewehrläufe zugeht; Hitler, der im Auto nach rückwärts flieht. Der Gefangene kann nur ahnen, was die Gefährten, die Gegner, was die ganze Welt über sein Verhalten denkt. Und er beschliesst, sich durch einen Verzweiflungsakt zu rehabilitieren.

Einige Jahre zuvor war die Welt durch den Heldentod Terence Mc Swineys, des Bürgermeisters von Cork in Irland, erschüttert worden. Mc Swiney war als irischer Aufständischer von den Engländern verhaftet worden, in den Hungerstreik getreten und nach 91 Tagen standhaften Hungerns gestorben.

Sein Tod hatte die Begeisterung der Aufständischen zu höchster Kraft entflammt und nicht wenig zum endgültigen Erfolg beigetragen. Hitler erklärt, er wolle das Beispiel des Bürgermeisters von Cork nachahmen und freiwillig Hungers sterben. Er sagt das dem Parteiältesten Anton Drexler, der, obwohl am Putsch schuldlos wie ein Kind, seine Haft teilt. Der rät heftig ab; wenn man Führer sein wolle, könne man nicht Märtyrer sein. Auch der nationalsozialistische Journalist Klotz sucht ihm den Selbstmordgedanken auszureden. Hitler hat wahrscheinlich nichts anderes gewünscht, als dass man ihn bestürme und ihm abrate; sonst hätte er zu dritten kaum von dem Plan gesprochen. Er gibt ihn rasch auf, und die Parteigeschichte breitet allgemeines Schweigen über diese Episode. Nur vor Gericht hat Hitler sie mit einem kurzen Satz angedeutet: «In dieser Zeit wollte ich nichts mehr wissen von dieser verlogenen Welt.»

Zu den sechzehn Toten vom 9. November kommt ein siebzehnter; Hitler der teuerste. Am 23. Dezember stirbt auf dem Platterhofe Dietrich Eckart. Aber da ist Hitler schon wieder in fester Stimmung.

Justizkomödie.

Als er erfährt, dass es zum ordentlichen Prozessverfahren in der breitesten Öffentlichkeit kommen wird, erkennt er sofort die grosse Gelegenheit zum Beginn neuen Spiels. Dieser Prozess bedeutet eine Propaganda, wie sie noch nicht da war. Hitler, Ludendorff. Dr. Weber, Pöhner und Frick, Röhm, Kriebel, Hitlers späterer Adjutant Brückner, der spätere Reichsstatthalter von Baden, Robert Wagner und Ludendorffs Stiefsohn Pernet werden als Angeklagte vor dem Richter stehen. Als Angeklagte? Sie werden selbst anklagen. Sie werden Kahr, Lossow und Seisser beschuldigen, dass sie Bayern vom Reich hätten losreissen wollen; sie werden sich rühmen, durch ihr Dazwischentreten die Sprengung des Reiches verhindert zu haben. Wenn die Taktik gelingt, verlassen sie als die Retter Deutschlands den Gerichtssaal. Die Vorbedingungen sind günstig. Politisch sind Kahr, Lossow und Seisser bereits geopfert Männer; die normale bürgerliche Staatsgewalt, die nach dem Putsch überall in Deutschland wieder die Macht hat, der die Stabilisierung der Währung und die Rettung des Rheinlandes für das Reich gelungen ist, hat auch in Bayern die Zügel wieder ergriffen. Kahr und Lossow sind abgesetzte Privatleute, Seisser ist beurlaubt. Aber die «alten Mächte», die jetzt wieder unbeschränkt regieren, müssen einen rückhaltlos geführten Prozess

scheuen; sie haben sich selbst zu sehr durch das Spiel mit Putsch und Diktatur kompromittiert. Hitler und Ludendorff drohen mit Enthüllungen; sie wollen weder den Prinzen Rupprecht noch den Kardinal Faulhaber schonen, von dem Ministerpräsidenten von Knilling und kleineren Grössen gar nicht zu reden. Die bayrische Justiz gab sich dazu her, durch eine Vereinbarung zwischen beiden Seiten die Verschleierung der Wahrheit zu ermöglichen. Noch sind die ganzen Fäden dieser Intrige nicht aufgedeckt; beteiligt war jedenfalls die Person des Staatsrats Schäffer, auch Röhm deutet in seinen Erinnerungen einiges an. Kahr, Lossow und Seisser wurden den Angeklagten als Beute hingeworfen, die sie nach Herzenslust zerreißen durften; dafür schwiegen sie über andere Dinge, sprachen nie über die Person des Prinzen oder über die Politik der klerikalen Bayrischen Volkspartei, die wieder zur wirklichen Machthaberin im Lande geworden war. Der heimliche Spielleiter dieser Justizkomödie war der bayrische Justizminister Gürtner.

Hitler stand vor Richtern, die in Wirklichkeit Komplizen waren. Hinter ihm sassen auf endlosen Bankreihen hundert Zeitungsvertreter aus fünf Erdteilen. Er hatte unbeschränkte Redefreiheit und seine Worte gingen um den Erdball. Dieser Prozess war für die Angeklagten kein Kampf; sie waren keinen Augenblick in Gefahr, und sie wussten es.

Die Richter liessen es zu, dass Kahr, Lossow und Seisser von den acht auf der Anklagebank sitzenden Männern und elf Anwälten als die eigentlichen Angeklagten behandelt wurden. Kahr war hilflos, sass als gebrochener Mann auf dem Stuhl und stammelte immer nur, dass er sich an nichts erinnern könne, während Hitler oder Pöhner ihn mit Fragen zerfleischten. Lossow dagegen wehrte sich wie ein in die Enge getriebener Löwe; schilderte ausführlich und Punkt für Punkt die verschiedenen Ehrenwortbrüche Hitlers und brachte diesen in Raserei. Er erstattete ein psychologisches Gutachten über den berühmten Volksredner, gewonnen durch Beobachtung am lebenden Objekte; schilderte Hitler als taktlos, beschränkt, langweilig, bald brutal, bald sentimental und jedenfalls als minderwertig. Hitler habe sein Wort gegeben, keinen Putsch zu machen; habe das Wort gebrochen, habe sein Unrecht eingestanden und den Obersten von Seisser um Verzeihung gebeten. «Und wenn Herr Hitler noch so oft sagt, es ist unwahr – so ist es doch so, wie es war!»

Hitler kann sich nicht mehr halten. Lodernd vor gekränkter Eitelkeit fragt er: «War das der sentimentale oder der brutale Hitler, der um Verzeihung gebeten hat?»

Lossow: «Das war weder der sentimentale noch der brutale Hitler, sondern der Hitler mit dem schlechten Gewissen.»

Hitler (schreiend, aber nicht Lossow, sondern den Vorsitzenden ansehend): «Das schlechte Gewissen brauche ich mir von Herrn von Lossow

nicht vorwerfen zu lassen, umso weniger, als der einzige Ehrenwortbruch, von dem hier gesprochen werden kann, begangen wurde von Generalleutnant von Lossow am 1. Mai 1923.» Das war eine Anspielung auf die Verweigerung der Waffen durch Lossow für den Putsch, den Hitler an jenem Tage versuchte.

Vorsitzender: «Herr Hitler, das ist unstatthaft und unerhört!»

Lossow (sieht den Vorsitzenden einen Augenblick an, ob das alles ist; dann verlässt er schweigend den Gerichtssaal).

Vorsitzender: «Herr Hitler, das war doch unerhört, ich verstehe Sie gar nicht, der Zeuge hat doch in aller Ruhe ganz sachliche Angaben gemacht.»

Über Mittag scheint der Vorsitzende gemerkt zu haben, dass er sich etwas schwach benommen hat. Er verkündet in der nächsten Sitzung: «Das Gericht hat in Erwägung gezogen, ob nicht gegen Herrn Hitler eine Ungebührstrafe zu verhängen ist. Es ist selbstverständlich, dass bei der Schwere des Vorwurfs lediglich von einer Freiheitsstrafe die Rede sein kann. Nachdem Herr Hitler in Untersuchungshaft ist, hätte eine solche Strafe nur geringen praktischen Wert. Ich möchte deshalb Herrn Hitler ermahnen, sich doch Mäßigung aufzuerlegen.»

Hitler und Dimitroff.

So geht es in diesem Prozess dauernd zu.

Man vergleiche damit die Rolle Dimitroffs im Prozess um den Reichstagsbrand 1933! Wenn der Angeklagte Dimitroff dem Zeugen Göring gegenübersteht, so ist das fast dasselbe Verhältnis wie zwischen Hitler und Lossow: der Angeklagte, eines politischen Verbrechens beschuldigt, will nachweisen, dass der Zeuge der wahre Verbrecher ist. Nur hatte Hitler es mit einem abgesetzten machtlosen Gegner zu tun; er genoss nicht nur alle normalen Rechtsgarantien, sondern darüber hinaus, rechtswidrig, die unbeschränkte Gunst des Gerichts; des praktischen Freispruchs durfte er sicher sein, obwohl er überführter Hochverräter war. Dimitroff dagegen, erwiesenermassen unschuldig, hatte nicht einmal den Schutz der einfachsten Rechtsgarantien; war in der Untersuchungshaft monatelang gefesselt, hatte einen feindseligen Richter vor sich, und der Zeuge Göring, den er angriff, war Herr über Leben und Tod in Deutschland. Und diesen Allmächtigen, den Dimitroffs Angriffe verwirren, wagt er zu fragen: «Sie haben wohl Angst vor meinen Fragen, Herr Ministerpräsident?»

Worauf Göring unbeherrscht losbrüllt: «Sie werden noch Angst vor mir bekommen, wenn Sie erst hier herauskommen, Sie Gauner!»

Der Vorsitzende lässt Dimitroff abführen. Aber es ist zu spät. Der knappe Dialog hat bereits seine weltpolitische Wirkung getan; die willkürliche Beseitigung aller Rechtsgarantien in Deutschland ist von dem aufs Höchste gereizten, seiner selbst nicht mehr mächtigen Göring bestätigt worden. Diese Wirkung, trotz Aussicht auf jähem gewaltsamen Tod oder ewigen Kerker und furchtbare Misshandlungen zu erzwingen, war wahrlich eine andere Leistung des Mutes und der Strategie, als das leichte Spiel mit verteilten Rollen, das Hitler vor dem Münchener Volksgericht aufführte.

Denn dieser Prozess sieht ihn schon wieder ganz auf der alten Bahn. Von neuem knüpft er die sichernden Fäden zum «Herrn Präsidenten». Die unbesonnene Minute, in der er sich von der Staatsautorität losriss, bereut er bereits tief. Sicherlich hat er auf dem Marsch zur Feldhermhalle nicht mit Feuer und Toten gerechnet; noch unterm Blinken der Karabiner und Maschinengewehre wollte er die Staatsgewalt nicht bekämpfen, sondern verführen.

«Ich glaube», sagte er in seiner Schlussrede vor Gericht, «dass die Stunde kommen wird, da die Massen, die heute mit unserer Hakenkreuzfahne auf der Strasse stehen, sich vereinen werden mit denen, die am 9. November auf uns geschossen haben. Ich glaube daran, dass das Blut nicht ewig uns trennen wird. Als ich erfuhr, dass die grüne Polizei es war, die geschossen hat, hatte ich das glückliche Gefühl: wenigstens nicht das Reichsheer war es. Einmal wird die Stunde kommen, dass die Reichswehr an unserer Seite stehen wird.»

Hier ist bereits der Kampfplan für die nächsten Jahre. Anlage, Verlauf und Ausgang des Prozesses legen ihn fest und realisieren schon ein Stück von ihm.

Trennung von Ludendorff.

Der Buchstabe des Gesetzes macht eine Verurteilung unvermeidlich; sie trifft alle Angeklagten ausser Ludendorff. Der General hat sich in seiner Verteidigung von Hitler getrennt; hat betont, dass er von Hitler genau so wie Kahr oder Lossow überrumpelt worden sei; hat behauptet, er habe von den hochverräterischen Erklärungen im Bürgerbräu nichts gehört; hat versichert und sogar ziemlich glaubwürdig bewiesen, dass er keinen Kampf mit der Waffe gegen die Staatsmacht wollte. Hitler, Pöhner, Frick sehen in ihm einen Feig-

ling und Verräter; Röhm hat Verständnis, denn er weiss, dass Ludendorff selbst sich verraten fühlen muss. Der General war der Einzige, der unter Einsatz seines Lebens den Gedanken des Marsches an die Feldherrnhalle folgerichtig zu Ende führte; und während er auf die feuernenden Gewehrläufe zuging, floh Hitler im Wagen. Alle Komplimente, die die Angeklagten vor Gericht aneinander austeilen, ändern daran nichts. Wenn Hitler versichert, er selbst habe zwar die Führung des politischen Kampfes in die Faust bekommen wollen, denn ein echter Politiker, der zum Diktator geboren sei, dränge sich vor, und das sei nicht unbescheiden; auch der Vogel müsse singen, weil er Vogel sei, aber andererseits habe die Führung der Organisation der Held Ludendorff bekommen sollen, der in den Augen des ganzen jungen Deutschland hierzu berufen sei – wenn wiederum Ludendorff bekennt, er habe Hitler wie einen Sohn geliebt, und dieser könne die politische Situation so wundervoll und ergreifend darlegen, wie er es selbst niemals vermöchte – all das verdeckt doch nur den tiefen Zwiespalt und den herben Groll zwischen Hitler und Ludendorff, deren Wege sich von nun an trennen. Hinzu kommt ein unbesonnener Angriff Ludendorffs auf die katholische Kirche, auf den Kardinal Faulhaber, die Jesuiten, den Papst, kurz auf alles, was zumal in Bayern den breiten Volksmassen heilig ist. Ludendorff ist auf diese Ideen durch seine spätere zweite Gattin, Dr. Mathilde von Kemnitz, gekommen. Genährt wurden sie in einem Zirkel, dem auch Scheubner-Richter und Alfred Rosenberg angehörten; geteilt werden sie innerlich auch von Hitler, und in der Form, die Rosenberg ihnen gibt, sieht er sogar die philosophische Grundlage der nationalsozialistischen Bewegung. Er sorgt für ihre weiteste Verbreitung, gibt Rosenberg freie Bahn für die antichristliche Propaganda, stellt ihm den Parteiapparat hierzu zur Verfügung. Und doch behauptet er, nicht offiziell, aber so laut, dass jeder es hören kann: die Romfeindschaft des General Ludendorff missbilligte er heftig, und ihretwegen habe er sich von ihm getrennt. In Wirklichkeit trennte er sich von ihm, als er an der Feldherrnhalle davontob.

Ludendorff hat den Kampf mit den grossen Mächten aufgenommen, die er für «geheime, überstaatliche Mächte» erklärt. Hitler hat schon zu Prozessbeginn seinen Frieden mit ihnen gemacht und rechnet auf Freispruch.

Gürtner rettet Hitler.

Aber der Buchstabe des Gesetzes bringt ihm am 1. April 1924 die Verurteilung zu fünf Jahren Festungshaft. Die gleiche Strafe trifft Pöhner, Weber und Kriebel; Röhm, Frick und Oberleutnant Brückner sowie Leutnant Wagner erhalten fünfviertel Jahre.

Fünf Jahre Festung! Fünf Jahre Ausschaltung aus der Politik! Das ist die Vernichtung der Hitlerbewegung. Die Laienrichter, die das Urteil mit-unterzeichnen mussten, haben das erkannt; sie haben sich geweigert, dem Gesetz Genüge zu tun. Da versichert ihnen der Vorsitzende, sie dürften sich beruhigen; das Urteil werde ja doch nicht vollstreckt. Hitler werde sicher begnadigt.

Der Vorsitzende weiss, was er sagt. Es gibt zwar keine gesetzliche Möglichkeit für die Begnadigung; dafür hat Hitler zuviel klare, lauter erwiesene Straftaten auf dem Kerbholz. Aber die Versöhnung mit der Staatsmacht bricht die Macht des Gesetzes. Das Urteil, das die fünf Jahre Festung ausspricht, sagt zugleich: wenn von den fünf Jahren nur sechs Monate verbüsst sind, wird Hitler und seinen Genossen Bewährungsfrist in Aussicht gestellt.

Dabei hat Hitler schon einmal eine solche Bewährungsfrist missbraucht. Als er seinen Rivalen Ballerstedt verprügelte, hatte die Justiz ihm ebenfalls zwei Monate Gefängnis unter Bewährungsfrist geschenkt. Als er am 1. Mai 1923 unter Bruch der Bewährungsfrist seinen Putsch versuchte und damals zum ersten Mal sich an der Hoheit der Reichswehr vergriff, begann die Justiz von neuem gegen ihn zu funktionieren; da er sich dann jedoch der Staatsmacht von neuem näherte, unterdrückte der Justizminister Gürtner eigenmächtig das Verfahren. Jetzt aber, nach dem Putsch vom 9. November, hätte man alle Schlupflöcher für endgültig verschüttet halten sollen; nach der Absetzung der Reichsregierung, nach der Verhaftung der bayrischen Minister, nach der Vergewaltigung des gesetzlichen Inhabers der vollziehenden Gewalt mit der Pistole; nach zwanzig Toten war schlechterdings nicht mehr zu verstehen, wie dieser vielfache Gesetzesbrecher sich künftig noch «bewähren» solle. Gegen die abermalige Bewährungsfrist und die damit verbundene Freilassung erhob daher der Staatsanwalt die begründete Beschwerde; hatte Hitler doch sogar im Gefängnis konspiriert und durch Röhm abermals eine bewaffnete Organisation aufstellen lassen. Es war schon grotesk, dass der Staat einen Menschen, der die oberste Regierungsgewalt absetzte, verhaftete, vergewaltigte, der die Strassen mit Feuergefechten füllte und zwanzig Tote auf dem Gewissen hatte, nur auf fünf Jahre in leichte und ehrenvolle

Haft schicken wollte; dass vollends dieser Mensch von der milden Strafe nur den zehnten Teil abbüssen sollte, war der helle Hohn auf Recht und Staatsautorität. Und doch hinderte das den Justizminister Gürtner nicht, abermals gegen das Recht und für den Verbrecher Partei zu nehmen. Er sandte seinen Schwager, den Ministerialrat Dürr, zu dem Staatsanwalt und befahl ihm, seine Beschwerde gegen die Bewährungsfrist zurückzuziehen. Die Folge war, dass Hitler, wenn auch mit einiger Verzögerung, nämlich nach neun Monaten, der Freiheit und seinem neuen Kampf gegen den Staat zurückgegeben wurde.

In einer öffentlichen Rede sagte dieser Justizminister: «Wir müssen zu den Nationalsozialisten halten. Sie sind Fleisch von unserm Fleische.»

Die Revolution mit Erlaubnis des Herrn Präsidenten nahm aufs Neue ihren Lauf.

Hinter behaglichen Mauern.

Dazwischen aber lagen neun Monate Ruhe und Nachdenken hinter den behaglichen Mauern der Festung Landsberg. Unter den vielen Glücksfällen von Hitlers politischer Laufbahn sind diese neun Monate Ungestörtheit eines der wertvollsten Geschenke.

In einem wundervollen, hoch überm Lechfluss aufgebauten altbayrischen Barockstädtchen liegt ein grosser Baumgarten; in dem Garten steht ein modernes, blitzblankes, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattetes – Sanatorium würde man sagen, wenn es nicht offiziell Festungshaftanstalt hiesse; im ersten Stock dieses Gebäudes ist ein grosses zweifenstriges Zimmer mit weitem Blick übers Land, mit Bett, Stuhl, Schrank und breitem Arbeitstisch – in diese Klausur hat sich der Schriftsteller Adolf Hitler zurückgezogen, um das Buch «Mein Kampf» zu schreiben. Gesellschaft hat er so viel, so fröhlich und so laut, dass er sich mit Gewalt Ruhe schaffen muss; Besuch darf er so viel empfangen, dass er zwei Zimmer dafür braucht und ihm zuletzt nichts übrigbleibt, als die Gäste abzuweisen; mit Geschenken wird er so überhäuft, dass er sie an die Wachtsoldaten verteilt. In kurzer Lederhose, mit gestickten grünen Hosenträgern, jedoch sorgfältig in Kragen und Krawatte auf städtische Art – niemals hat ihn jemand mit blossem Hals gesehen – so liegt er, Zeitung lesend, im Rohrsessel, vor sich Kaffeetasse und Zuckerdose, hinter sich an der Wand einen von Verehrern gestifteten Lorbeerkranz. Er bekommt das gleiche Essen wie die Anstaltsbeamten; er darf nachts Licht brennen und arbeiten, solange er will; wenn er wollte, dürfte er Bier und Wein trinken; an seinem Geburtstag sammelt sich, wie ein Augenzeuge berichtet, in den Räu-

men der Anstalt ein Berg von Paketen an: «Hitlers Stube und der Tagesraum glichen einem Wald von Blumen. Es duftete wie in einem Treibhaus.»

Das war Adolf Hitlers Kerker.

Etwa vierzig nationalsozialistische Gefangene hausten in dem Bau. Die Bewohner des ersten Stocks galten als Oberschicht; es waren ausser Hitler noch Dr. Weber, Kriebel und später Rudolf Hess, dazu als eine Art Diener Emil Maurice. Bei den im Parterre wohnenden übrigen Gefangenen hiess diese Gruppe «die Feldherren».

Zerfall der Bewegung.

Von diesem Luginsland aus verfolgt Hitler den Weg der politischen Lawine, die er ins Rollen gebracht hat.

Denn der 9. November 1923 erwies sich gar nicht als ein Zusammenbruch, sondern als der Beginn eines jähen Aufstiegs der Bewegung. Das gab ihm zunächst seine gute Laune wieder. Er hoffte, mit stillschweigender Genehmigung des Herrn Präsidenten von der Festung aus seine Partei in ähnlicher Form neu aufbauen zu können, auch wenn sie dem Namen nach vorläufig verboten blieb. Zu seiner namenlosen Enttäuschung erwies sich seine Autorität hierfür als nicht gross genug. Allerlei unbekannte antisemitische Grössen aus allen vier Winden tauchten auf, die sich auf ihre jahrzehntelangen Verdienste um den völkischen Gedanken beriefen und die Führung der Bewegung beanspruchten; Studienräte, Apotheker, Zahnärzte, Kaufleute, Amtsrichter; meist wohlbestallt, selten deklassiert. Es sind die alten «völkischen Wanderscholaren», die «Stillen im Lande», die faulen Nutzniesser fremder Taten, die Hitler jetzt ingrimmig hassen lernt. Sie haben keine Lust zum Aufbauen und Organisieren, wie Hitler es will; sie sind heimlich froh, dass dieser Unbequeme hinter den Mauern festgehalten ist; sie wollen Karriere machen, und deshalb wollen sie vor allem ins Parlament. Hier sind sie in ihrem persönlichen Egoismus unbewusst weitschauender als der Gefangene von Landsberg, der sich heftig gegen die Beteiligung an den Wahlen ausspricht. Denn diese Wahlen sind für die Bewegung ein grosser Erfolg und werden später zur Grundlage von Hitlers ganzer Strategie. Im bayrischen Landtag gibt der durch den grossen Prozess aufgepeitschte Wähler der Bewegung ein Fünftel aller Sitze, sie wird mit einem Schlag die zweitstärkste Partei; im Reichstag erobert sie zweiunddreissig Mandate. Die Erkenntnis seiner Ohnmacht und der Triumph, den die Bewegung ohne und gegen ihn errang, verstörten Hitler völlig. Besucher erkannten ihn nicht wieder; sie

fanden, dass er wie ein Rohr hin und her schwanke, verwirrte Antworten gebe, sich zu nichts entschliessen könne und etwaige Zusagen nach vierundzwanzig Stunden widerrufe.

In einem erbitterten Briefe legte Hitler am 8. Juli die Führung der Bewegung nieder. Ludendorff ergriff sie, trotz seiner beginnenden Wunderlichkeit noch immer die grösste Autorität der ganzen Richtung; seine politische Unfähigkeit spürend, berief er als eigentlichen politischen Leiter einen unbekannt Nationalsozialisten, den Apotheker Gregor Strasser aus Niederbayern. Der Griff war gut, Strasser war ein Redner und Organisator grossen Formats und konnte daran denken, Hitlers Nachfolger zu sein. Diesem blieb nur noch ein kleines Grüppchen wirklich treu, das aber unter sich uneins war; auf der einen Seite standen da Esser und Streicher, auf der anderen Rosenberg, der die beiden als schmierige Burschen verachtete. Strasser indessen schaltete die Vertrauensleute Hitlers systematisch aus, so Göring, der ins Ausland geflohen war und durch eine Wahl in den Reichstag gegen den Zugriff des Staatsanwalts hätte gesichert werden können; aber Strasser setzte ihn nicht auf die Liste. Mit Mühe erreichte Hitler die Wahl Streichers in den bayrischen Landtag. Als Ludendorff und Strasser sich zum Besuch in Landsberg anmeldeten, empfing Hitler sie nicht.

Aber das Schicksal gab ihm schnell Revanche. Nach dem Hitlerputsch festigten sich Politik und Wirtschaft in Deutschland fast über Nacht. Es gab plötzlich wieder eine stabile Mark; die Franzosen räumten das Ruhrgebiet; die internationalen Bankiers unter Führung des amerikanischen «Generals» Dawes nahmen den Politikern die Regelung der Reparationsfrage aus der Hand. Sie setzten einen Zahlungsplan fest, verwandelten durch ein ausgeklügeltes System die ganze deutsche Wirtschaft in ein solides handelsmässiges Pfand für die deutschen Zahlungen, machten damit den endlosen politischen Erpressungen, zu denen die Reparationsfrage bisher gedient hatte, ein Ende und schufen so den Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft zu einem lockenden Geschäft für die internationalen Geldgeber um. Das ausländische Kapital, namentlich das amerikanische, strömte wie ein befruchtender Regen auf die deutsche Wirtschaft herein; die Unternehmer rationalisierten mit dem fremden Gelde ihre Betriebe, kauften Maschinen und vermehrten zunächst ihr Personal; die Länder und namentlich die Gemeinden bauten mit dem fremden Gelde Wohnhäuser, Strassen, Sportplätze, Theater, Schwimmbäder, Krankenhäuser und Flugplätze; der Steuerertrag wuchs dank dem fremden Gelde, und der Staat erhöhte mit dem fremden Gelde die Besoldung seiner Beamten. Das Land blühte wirtschaftlich auf, die breiten Massen vergassen die Wunden der Inflation, die an ihrem Vermögen Geschädigten waren doch

meist alte Leute. Wenn jemand unzufrieden sein konnte, so waren es die Arbeiter, deren Löhne trotz der Belebung vorläufig nicht stiegen. Der natürliche Weg dieser Unzufriedenen ging zu den Kommunisten. Die völkische Bewegung aber sank jäh zusammen, und der Führerstreit verwandelte das Sinken in Stürzen. Kurz vor Hitlers Freilassung fand abermals eine Reichstagswahl statt, und von den zweiunddreissig völkischen Abgeordneten kehrten nur vierzehn zurück.

«Mein Kampf» entsteht.

Hitler aber sitzt in Landsberg, hat vor sich das angefangene Manuskript seines Buches und diktiert die Fortsetzung seinem Kameraden Emil Maurice. Im Erdgeschoss veranstaltet der lärmende Parteigenosse Heines mit den Kameraden «Schinkenklopfen» und andere Spiele; bei einem Turnfest der Gefangenen erringt der Freund Rudolf Hess, sehnig und sprungsicher, den ersten Preis; indessen, mit grossen Schritten durchs Zimmer eilend, bald stockend, bald sprudelnd, diktiert Hitler dem gehorsamen Maurice, der in den Pausen sehnsüchtig durchs Fenster nach einem schwarzen Lockenkopf starrt, der der Tochter eines Beamten gehört.

Unter diesem Diktieren verschiebt sich Hitler das Weltbild. Bisher war der Leitgedanke: Niederwerfung des inneren Feindes, dann Revanche an Frankreich. Die Niederwerfung war als blutiges Strafgericht gedacht, die Revanche als siegreicher Krieg mit Einzug unterm Arc de Triomphe. Eine erlesene Minderheit, verkörpert in der nationalsozialistischen Bewegung und eng verbunden mit der realen Staatsgewalt, sollte die Diktatur über Deutschland in die harten Fäuste nehmen, das Land als Waffenschmiede und das Volk als Kriegsmaschine organisieren. Nun erteilen die Tatsachen neue Lehren. Die ursprüngliche Überzeugung, dass man die breiten Massen doch nicht gewinnen könne, war offenbar ein Irrtum; die widerwillig gebilligten Parlamentswahlen haben die Anfänge einer breiten Massenerfassung gezeitigt. Das «Volk» ist nicht identisch mit dem «Arbeiter», der doch als klassenbewusste Gruppe nur eine Minderheit ist; das Volk ist grösser, ist unbestimmter und bereit, grossen und unbestimmten Schlagworten zu folgen. Der Weg über die Parlamente ist nicht der Weg zur Macht, aber doch ein Stück davon; man kann an eine künftige Mehrheit im Reichstag denken. Nicht auf Programme kommt es an, denn das Volk kann Pläne doch nicht verstehen, und an Versprechungen glaubt es ohnedies nicht mehr; aber man kann es mit Ideen, Vorstellungen, Losungsworten und Bildern durchdringen, dass es schliesslich

folgt wie ein dressiertes Tier auf den gewohnten Zuruf. Kurz, Hitler macht in Landsberg den bedeutungsvollen Schritt vom Gedanken einer Unterwerfung der Deutschen zur Gewinnung der Deutschen – natürlich bedeutet das eine wie das andere Beherrschung der Deutschen.

Zugleich tut er gewissermassen über Deutschland hinweg den grossen Schritt von Westen nach Osten. Ein Lehrer gibt den Anstoss.

Vom Sommer ab teilt der bewunderte und bewundernde Freund Rudolf Hess seine Haft. Hess ist akademischer Assistent des Münchner Professors Karl Haushofer und mit diesem befreundet. Haushofer, ein ehemaliger General, hat ein neues Lehrfach eingeführt, das er Geopolitik nennt und das nichts anderes als eine Theorie des gegenwärtig ohnmächtigen deutschen Imperialismus ist. Als Kenner und Liebhaber Ostasiens denkt Haushofer politisch in grossen Räumen und predigt eine deutsche Weltraumpolitik, die weit von den Ufern des Rheins wegführt. Auf den Raum im Osten hatte schon Alfred Rosenberg Hitlers Blick gelenkt; der Rachedurst eines vertriebenen Russen bürgerlicher Schichtung war ein Bestandteil der nationalsozialistischen Aussenpolitik geworden. Nun liefert die Raumlehre Karl Haushofers für diese Aussenpolitik die wissenschaftliche Begründung. Viele Stunden verbringt der ehemalige General in Landsberg bei Hess und Hitler; wenn er fort ist, setzt Hess sich an die Maschine und schreibt zusammen mit dem Führer an dessen Buch. Maurice ist zum Stiefelputzer und Küchengehilfen degradiert. Hitler und Hess giessen die Theorie Haushofers mit den Wünschen Rosenbergs zu neuen politischen Formeln zusammen: «Mit England gegen Russland... Die Erde ist nicht da für feige Völker... Wenn diese Erde wirklich für alle Raum zum Leben hat, dann möge man uns also den uns zum Leben nötigen Raum geben; und was der Güte verweigert wird, hat eben die Faust sich zu nehmen.»

So wird die Ausdehnung nach dem Osten zum Herzstück der neuen Gewaltpolitik und verdrängt leise, kaum bemerkt, die Sehnsucht nach Revanche an Frankreich. Noch jahrelang wird die SA singen: «Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen», aber der Führer wird immer hinzusetzen: «Jawohl, erst Frankreich schlagen, aber dann: Nach Ostland woll'n wir reiten!»

Ein Buch entsteht. Die Bewegung zerfällt. Hitler sagt zu Hess: «Wenn ich hier wieder herauskomme, brauche ich fünf Jahre, bis ich die Geschichte wieder hochbringe.»

Das erste Braunhemd.

Der Führerstreit schält im ganzen Reich die Mitläuferschaft vom Kern der Bewegung ab. Was zurückbleibt, ist fest. Das sind keine Anhänger Ludendorffs, die schwören nicht auf Strasser, die interessieren sich weder für den völkischen Führer Albrecht von Graefe aus Mecklenburg noch für Julius Streicher oder Hermann Esser; die sehen nur nach Landsberg, die warten nur auf einen einzigen Führer, die hoffen nur auf Hitler. Die schreiben Gedichte mit dem Reim: «Hitler, Schüttler, Seelenrüttler, unseres Volkstums wahrer Mittler...», und in der völkischen Presse erscheint folgendes Inserat: «Den Nationalsozialisten erkennt man am braunen Hemd! Jeder muss das braune Hemd tragen! Adolf Hitler trägt das braune Hemd bereits in Landsberg. Zu bestellen bei...»

Eine Partei, die es gar nicht mehr gibt, eine Bewegung in voller Auflösung schafft sich so ihre Uniform. Sie ist wie jede volkstümliche Schöpfung ein Ergebnis des Zufalls. Die ersten Sturmabteilungen des Bundes Oberland, der mit der SA rivalisierenden Kampforganisation, hatten sich als wichtigstes und zunächst einziges Uniformstück die blaue norwegische Skimütze zugelegt, die jedes Münchner Sportgeschäft in beliebiger Anzahl liefern konnte. Die nationalsozialistische SA musste sich von den blauen Oberländern unterscheiden; also wählte sie statt der blauen Baumwollmütze eine aus grüngelbem Segeltuch. So wurde, vom Kopf her, das Braungelb die Farbe der SA.

Der Oberleutnant Gerhard Rossbach, alter norddeutscher Freikorpsführer, seit Anfang 1923 Chef einer auf ihn persönlich eingeschworenen Truppe innerhalb der SA, gibt während Hitlers Haft den Befehl zur Einführung des braunen Hemds. Göring ist nach dem Putsch verwundet ins Ausland geflohen. Röhm versucht die SA wieder aufzubauen und mit andern Verbänden zu einem «Frontbann» zusammenzuschmelzen, Rossbach ist sein Stabschef. Röhm, Rossbach, der Leutnant Heines und der durch Bewährungsfrist wieder freigekehrte Brücker legen in dieser Zeit den Grund zu einer neuen SA.

Die Freilassung.

Aber man täuscht sich, wenn man glaubt, dass die Gedanken an den Reichstag, an den Raum im Osten, an die SA oder das braune Hemd Hitlers Hauptbeschäftigung gewesen wären. Ihn quälten andere Sorgen: wann komme ich

wieder aus der Festung, darf ich dann wieder reden und schreiben, werde ich nicht nach Österreich ausgewiesen? Wie kann ich die Ausweisung vermeiden? Wie weit muss ich der Staatsgewalt Zugeständnisse machen? Muss ich über das politisch Zweckmässige noch hinausgehen um der persönlichen Sicherheit willen?

Diese Ängste waren ein Hauptgrund dafür gewesen, dass er die Führung der ganzen Bewegung niederlegte. Kein Innenminister sollte ihm nachsagen können, er habe vom Gefängnis aus konspiriert. Vermutlich hat ihm der Justizminister Gürtner selbst diese Vorsicht nahelegen lassen.

Es ist Winter geworden. Auf die Freilassung nach sechs Monaten hatte Hitler vergeblich gehofft. Sie war zunächst durch den Einspruch der Staatsanwaltschaft verzögert worden, bis schliesslich Gürtner eingriff. Aber Hitler wusste nicht, wie schnell die Schale der Justiz hochgehen würde, wenn Gürtner die Gewichte herausnahm. Gabentische werden in den Zimmern von Landsberg aufgestellt, ein Tannenbaum steht in der Ecke, es duftet nach Weihnachtsabend. Da kommt am 20. Dezember mittags um halb eins ein Telegramm der Staatsanwaltschaft an den Direktor: «...Bewährungsfrist für Adolf Hitler u. Hermann Kriebel rechtskräftig bewilligt. Ersuche Hitler u. Kriebel verständigen u. sofort aus Haft entlassen.» Der Direktor beeilt sich. Die Freunde in München wissen schon Bescheid, das Auto steht vor dem Tor. Aus diesem Tor tritt im braunen Gummimantel, mit welligem Haar, den Scheitel fast in der Mitte, und so dick geworden, dass der Mantel in der Taille schnürt, Adolf Hitler.

«Friede mit Rom.»

Vor allen Dingen und um beinahe jeden Preis muss man sich mit dem Herrn Präsidenten schleunigst wieder auf guten Fuss stellen. Hitlers erster Gang aus dem Gefängnis führt zu dem Mann, der trotz allem zur Staatsgewalt noch die besten Beziehungen hat: zu dem Freunde Pöhner.

Die Lage in Deutschland wie in Bayern hat sich seit einem Jahr gewaltig verändert. Pöhner beschreibt sie: die verfassungsmässige parlamentarische Staatsgewalt hat das Heft wieder in der Hand. Die Reichswehr ist in die Kulisse zurückgetreten, widmet sich ihrem technischen Aufbau und kümmert sich um Politik nur, soweit sie ihre unmittelbaren Interessen angeht. Das Lebenselement der bisherigen Militärpolitik, die Freikorps und Wehrverbände, sind wie Schaum zerstoßen, seitdem die Mark stabilisiert ist und man nicht mehr mit ein paar Dollars ein ganzes Regiment unterhalten kann. Aus

dem Schleier dieser Dunstgebilde sind wieder die niedrigen, festen Umrisse der alten Parteien hervorgetreten; die Reaktion in Deutschland wird nicht mehr von der Schwarzen Reichswehr sondern von der Deutschnationalen Partei getragen, die sogar ein paar Jahre massvoll mitregieren wird, ohne an den republikanischen Zuständen etwas zu ändern; in Bayern aber herrscht, wie schon seit Jahrzehnten, die katholische Bayrische Volkspartei, und der Inhaber der Gewalt ist nicht mehr ein ungesetzlicher Generalstaatskommissar, sondern, als Ministerpräsident, der langbewährte Parteiführer Dr. Heinrich Held. Wenn man mit dem Herrn Präsidenten Frieden haben will, muss man mit Held Frieden haben. Er kann darüber entscheiden, ob die nationalsozialistische Partei wieder erlaubt wird; er kann darüber entscheiden, ob Hitler überhaupt in Deutschland bleiben darf. Wenn man ihn ausweist, so wird das gar keine Schwierigkeiten machen, Hitler hat noch ganze viertausend Anhänger; die reichen gerade zu einer Protestversammlung.

Hitler muss zu Held. Es ist ein Canossagang in jeder Hinsicht; denn Held ist nach nationalsozialistischer Auffassung der Statthalter des Papstes in Bayern, der Steigbügelhalter der politischen Priesterherrschaft; als glühender bayrischer Föderalist ist er für Hitler geradezu ein Reichsfeind und Volksverderber. Der Papst und die Jesuiten sinnen ja nur darauf, wie sie im Bunde mit den Juden Deutschland, das Land Luthers, Kants und Goethes, die Heimat des Protestantismus, des Idealismus und überhaupt aller kühnen und freien Ideen zerstückeln und kastrieren können; das weiss Hitler so sicher wie Rosenberg oder Ludendorff. Dieser Ministerpräsident Held verkörpert alles, wogegen Hitler am 8. November 1923 seinen Putsch gemacht hat. Trotzdem geht er jetzt zu ihm und bietet ihm ein Bündnis an. Es ist der 4. Januar 1925; wir werden noch sehen, warum das Datum merkwürdig ist.

Der Putsch sei ein Fehler gewesen, sagt Hitler. Er sehe ein, dass die Staatsgewalt sich konsolidieren müsse; er wolle ihr gern dabei helfen, wenn sie nur den Marxismus bekämpfe. Mir helfen, fragt Held, mir... ich bin doch ein Angehöriger der verderblichen römischen Kirche! Das mit der römischen Kirche ist eine reine Angelegenheit des Generals Ludendorff, antwortet Hitler lebhaft; bitte nichts zu verwechseln ! Dem General stehe ich durchaus kühl gegenüber, zumal seitdem er in dem Prozess wegen eines jämmerlichen Freispruchs sich von uns getrennt hat. Ebenso beurteilt ihn mein Kamerad Pöhnern. Ich bitte übrigens, diesem die Abbüßung der ihm zudiktierten Haftstrafe zu erlassen.

Held erwiderte: Er freue sich, dass Hitler die Staatsautorität respektieren wolle. Wenn er sie übrigens nicht respektieren würde, so wäre das gleichgültig; er, der Ministerpräsident, werde die Staatsautorität gegen jedermann durchsetzen, und niemand möge sich einbilden, dass jemals wieder Zustände

wie vor dem 9. November 1923 möglich sein würden, als kein anständiger Mensch in Bayern seines Lebens sicher war. Wenn Pöhner die Staatsautorität achten wolle, so möge er das dadurch beweisen, dass er wie jeder andere die gesetzliche Strafe auf sich nehme.

Hitler: Der Ministerpräsident möge doch überzeugt sein, dass sein, Hitlers, Kampf sich niemals gegen eine bürgerliche Partei richten werde, sondern nur gegen den Marxismus. Sicherlich wolle doch auch Held als bürgerlicher Patriot den Marxismus bekämpfen, und wenn er das tue, stehe er, Hitler, ihm zur Verfügung. Natürlich könne er das nur, wenn seine Partei wieder erlaubt werde.

Diesen Gefallen kann man ihm ja tun, denkt Held. Gefährlich wird dieser Schreier, der da jetzt winselt, doch nicht mehr. Ausserdem ist Hitlers Beschützer, der Justizminister Gürtner, Helds persönlicher Freund. Held sagt die Aufhebung des Parteiverbots zu.

«Übrigens, was das zur Verfügung stehen betrifft, Herr Hitler, so habe ich Ihrer Partei ja die Möglichkeit dazu gegeben. Die Herrschaften hätten sogar einen Ministerposten haben können, aber sie haben ja nicht gewollt.»

Die Nilpferdpeitsche.

Hitler merkt sich diese Worte. Natürlich hätte der Ministerposten bittere Zugeständnisse gekostet, aber was hätte man nicht dafür haben können: seine sofortige Freilassung, grossartigste Propaganda im Lande und die sichere Aussicht, mit dieser Propaganda sich so tief in die Staatsgewalt hineinzufressen, dass man sie eines Tages sprengen und die Trümmer an sich reissen konnte. Er wird das den Kameraden gründlich sagen. Die Landtagsfraktion versammelt sich ein paar Tage später, um ihn feierlich zu empfangen. Es ist gegen Abend, das Landtagsgebäude liegt wie ausgestorben. Fast unbemerkt und ganz allein betritt Hitler den Bau, fragt sich über verwinkelte Treppen und Gänge in den zweiten Stock hoch und steht im Fraktionszimmer. Die Begrüssung ist kühl. In der rechten Hand trägt er die gewohnte Peitsche aus Nilpferdhaut. «Wenn ich die Peitsche gesehen hätte, hätte ich ihn sofort hinausgeschmissen,» sagt einer der Abgeordneten später vor Gericht. Jetzt wird sie am Garderobenhaken aufgehängt, aber die nun folgende Auseinandersetzung ist trotzdem ein Wechsel von beiderseitigen Peitschenhieben. Man hat Ihnen die Regierungsbeteiligung angeboten, schreit Hitler, und Sie haben abgelehnt; gut, dann hätten Sie gegen die Regierung kämpfen müssen,

aber das haben Sie auch nicht getan; natürlich wäre es das Richtigeste gewesen, Sie hätten den Ministerposten genommen. Wahnsinn! ist die Antwort; einen Ministerposten in dieser Jesuiten-Regierung? Das wäre die Preisgabe aller Grundsätze und die Vernichtung der völkischen Bewegung gewesen. Die völkische Bewegung, erwidert Hitler, haben Sie durch Ihre jämmerliche Führung auch ohne die Regierungsbeteiligung vernichtet, meine Herren; sehen Sie sich doch im Lande um, alles ist kaputt, Ihre glorreiche Reichstagsfraktion auf weniger als die Hälfte zusammengeschmolzen. Es gibt Grundsätze, sagt ein anderer, an denen ein anständiger Mensch festhält, ohne nach dem Erfolg zu fragen; man kann nicht gestern die Bayrische Volkspartei als Feindin des deutschen Volkes bekämpfen und heute mit ihr eine Regierung bilden. Selbst dann nicht, wenn der Preis Ihre Freilassung ist, Herr Hitler, was Ihnen wahrscheinlich die Hauptsache war. Hitler antwortet verächtlich: wäre ich früher freigekommen, so wäre das für die Bewegung tausendmal segensreicher und wichtiger gewesen, als wenn zwei Dutzend völkische Parlamentarier ihre Grundsätze wahren.

Das Ergebnis dieser Auseinandersetzung ist, dass von den ursprünglich 24 völkischen Abgeordneten des bayrischen Landtags sechs Hitler treu bleiben; die andern laufen nach und nach zu allen möglichen anderen Parteien über. Der Wichtigste dieser sechs Getreuen ist Julius Streicher aus Nürnberg.

Von den vierzehn, die noch im Reichstag sitzen, halten nur vier zu Hitler. Und selbst diese vier zögern. Sie weigern sich nicht, ihm den Titel des Parteiführers zu lassen, aber die Alleinherrschaft über die Partei gestehen sie ihm nicht zu. Sie fordern die Trennung Hitlers von Streicher und Hermann Esser, den unsaubern Karrieremachern mit ihrer schmierigen Treue. Aber Hitler begreift, dass er den Herren sofort und gründlich die Lust, ihm Vorschriften zu machen, verderben muss; sonst bleibt er ewig ihr Gefangener. Erbittert hält er an Streicher, dem ehemaligen Rivalen, und Esser, dem unzuverlässigen Intriganten, fest. Die Männer aus dem Reichstag geben nach langem Kampf nach.

An ihrer Spitze stehen Frick und Gregor Strasser. Strasser erklärt in einer Konferenz seiner Unterführer stolz und herausfordernd: «Über allem die Idee! Darum habe ich mich Herrn Hitler zur Mitarbeit zur Verfügung gestellt.» Mitarbeiter und Mitarbeiter – nicht Führer und Gefolgsmann!

Neugründung.

In diesen Strudel von Eifersucht und Streberei wirft Hitler eine Sondernummer des Völkischen Beobachters hinein, die die Neugründung der alten nationalsozialistischen Partei ankündigt. Zu einem täglich erscheinenden Blatt fehlt noch das Geld. Am 24. Februar 1925, genau fünf Jahre nach der ersten Parteigründung, sollte die zweite Gründungsversammlung stattfinden. Aber der 24. Februar war Faschings-Dienstag, und mit dem Prinzen Karneval konnte selbst ein Hitler den Kampf nicht wagen. Daher verlegte er die Kundgebung auf den 27. Statt des kleinen Hofbräuhaus-Festsaaes wählte er den grösseren Bürgerbräukeller, die Stätte seines missglückten Putsches. Etwa 4000 Menschen kamen. Als er den Saal betrat, erkannten viele ihn kaum wieder, so dick war er geworden. Die Menschen stiegen auf die Tische, schwenkten die steinernen Bierkrüge, schrien, viele umarmten sich vor Glück. Max Amann leitete die Versammlung.

Hitler war ungeheuer erregt, mehr vor Zorn als vor Freude. Damals hatte sich Gregor Strasser noch nicht für ihn entschieden; er war nicht im Saale. Tags zuvor hatte Hitler mit Drexler telefoniert und ihn gebeten, die Versammlung zu leiten. Drexler erwiderte: «Nur wenn du den Esser fallen lässt.» Hitler hatte zurückgeschrien: «Geh zum Teufel!» und eingehängt. Darum sagte er in seiner Gründungsrede: «Wenn jemand kommt und mir Bedingungen stellen will, dann sage ich ihm: Freundchen, warte erst einmal ab, welche Bedingungen ich dir stelle. Ich buhle ja nicht um die grosse Masse. Nach einem Jahr sollen Sie urteilen, meine Parteigenossen; habe ich recht gehandelt, dann ist es gut; habe ich nicht recht gehandelt, dann lege ich mein Amt in Ihre Hände zurück. Bis dahin aber gilt: ich führe die Bewegung allein, und Bedingungen stellt mir niemand, solange ich persönlich die Verantwortung trage. Und ich trage die Verantwortung wieder restlos für alles, was in der Bewegung vorfällt.»

Weiter sagt er: «Entweder der Feind geht über unsere Leichen, oder wir gehen über die seine.» Schliesslich erklärte er, der Streit in der Bewegung müsse ein Ende haben, es dürfe keine Gegner und Rivalen mehr geben, Vergangenes müsse vergessen sein. Die Zuhörer jubelten. Dann trat Max Amann vor und wiederholte: der Streit müsse ein Ende haben, alles zu Hitler! Und plötzlich stehen auf der Tribüne die alten intimen Parteifeinde einander gegenüber: da steht Julius Streicher vor Gottfried Feder, da geht Hermann Esser auf den Dr. Frick zu, und der thüringische Gauleiter Dr. Dinter ergreift die Hände des bayrischen Fraktionsführers Dr. Buttman. Während sie sich an den Händen halten, Versöhnung in den Mienen, Falschheit im Herzen,

tritt Hitler nochmals vor und fordert alle auf, sich an diesen vorbildlichen Parteigenossen ein Beispiel zu nehmen. Buttmann spricht: er sei noch mit Bedenken in den Saal gekommen und habe nicht recht gewusst, wie er sich verhalten sollte (als Hitler die Landtagsfraktion abkanzelte, hatte er ihm fast höhnisch widersprochen); aber: «Alle Bedenken schmolzen in mir weg, als der Führer sprach.» Das Wort «der Führer» macht Eindruck; es wird von diesem Tage ab in der Partei geflügelt. Die Szene ist bezeichnend für die oft beobachtete Unfähigkeit Hitlers, sich im kleinen Kreise durchzusetzen, und für seine Meisterschaft, eine durch Reklame und Regie präparierte Masse mitzureissen und mit ihrer Hilfe dann auch über den kleinen Kreis zu siegen. Nach Buttmann hielt Streicher eine wirre, fetzenhafte Rede: «Hitler ist wieder da... Deutsches Volk, das ist ein Gottesgeschick. Wenn du Hitler ein Opfer bringst, so bringst du's dir selber!»

Rosenberg hatte die Versöhnungsszene nicht mitgemacht. Aber er hielt zu Hitler.

Adolf Müller, der unbekannteste SA-Mann.

Unter denen, die heftig klatschten und Hitler begeistert die Hand schüttelten, war ein kurzer, dicker, schwarzhäariger, den meisten Parteigenossen unbekannter Mann. Auf diesem Unbekannten aber ruht die ganze Neugründung. Es ist der fast taube Druckereibesitzer Adolf Müller, dem die Rotationsmaschine des Völkischen Beobachters gehört. Er ist nicht Nationalsozialist, sondern Mitglied der Bayrischen Volkspartei, aber er hat bis 1923 mit Hitler gute Geschäfte gemacht und vertraut auf dessen Stern. Er und Max Amann sind sich darüber einig, dass die Neugründung der Partei ja eine ganz schöne Sache ist, vor allem, was die Reklame betrifft; aber der Kern des Geschäfts muss der Völkische Beobachter sein. Versammlungserfolge sind kurzlebige Springfluten; die Zeitungsauflage ist der einzige reale Gradmesser des Erfolges, denn nur sie macht die Partei und namentlich ihren Führer finanziell unabhängig. Es mögen viele kommen, die sich Nationalsozialisten nennen und im Norden oder Westen des Reichs Gruppen bilden; aber der Führer muss eine finanzielle Hausmacht haben. Max Amann, der ehemalige Geschäftsführer der Partei, übernimmt die Geschäftsführung des Völkischen Beobachters; Adolf Müller gibt Kredit, schiesst die Setzerlöhne vor und pumpt das Papier. Ein paar Probenummern werden hinausgeworfen und bringen so viel Abonnements ein, dass man das Unternehmen bei grosser Sparsamkeit und zumal bei miserabelster Bezahlung der Redakteure für gesund halten kann.

Eigentümer und Herausgeber des Blattes wird Adolf Hitler; zwei Jahre lang wird er die beste Kraft der Partei zur Reklame für sein Blatt einsetzen. Vom 1. April 1925 ab erscheint es täglich. Alfred Rosenberg ist Chefredakteur.

Erster Bruch mit Röhm.

Es ist ein sehr bescheidenes Personal, das sich jetzt wieder um Hitler scharf.

Der Kreis der engsten Freunde hat nur mittelbar mit Politik zu tun. Dietrich Eckart ist tot. Helene Bechstein und Carola Hofmann sind «Mütter», die Partei weiss wenig von ihnen. Rudolf Hess, der intime Freund, wird offiziell sein Privatsekretär, gehört aber nicht zum Parteiapparat, tritt öffentlich nicht hervor, ist kein Führer, sondern nur der Schatten des obersten Führers. Ernst Hanfstaengl hat sich ganz zurückgezogen, arbeitet im väterlichen Kunstverlag und macht Weltreisen.

Dann sind da die politischen Kumpane aus der allerersten Zeit der Bewegung, die Kutscher, Schlosser, Viehhändler, die viel Bier trinken und die Politik entweder als Mordsspass oder als Geschäft auffassen. In ihrem Kreis ist Hitler der ehemalige Bauarbeiter und Anstreicher mit dem gut beschlagenen bayrisch-österreichischen Maulwerk. Da sind Hermann Esser und Christian Weber, der Sturmtruppführer Josef Berchtold, der Photograph Heinrich Hoffmann und vor allem natürlich Max Amann. Später tritt der Reichsschatzmeister Schwarz hinzu. Wenn Hermann Esser in diesem Kreise erzählt, der General Ludendorff habe geäussert, Hitler liege in den Schlingen der Jesuiten, dann erwidert der Führer im schönsten Heimatdialekt: «Das kostet mich einen Lacher!» Diese Kameraden duzen ihn und nennen ihn Ade.

Menschlich etwas weiter entfernt, aber politisch treu sind Rosenberg, Frick und Streicher.

Dieser ganze Kreis ist bereit, seine Kraft für das nächste grosse Ziel einzusetzen. Das Ziel aber ist praktisch: «... dass die Bewegung steht und ich mein Auskommen als Chef des Völkischen Beobachters habe.» Ganz andere Ziele verfolgt Gregor Strasser. Erst zwei Wochen nach der Gründungsversammlung gibt er seine gepresste Erklärung ab, dass er Hitlers Mitarbeiter sein wolle. Er geht nach Berlin und gründet in Norddeutschland die Strasser-Bewegung – so muss man diesen Flügel der nationalsozialistischen Partei schon nennen, denn er erkennt zwar Hitler als Führer an, hat aber organisato-

risch mit der Münchner Partei fast nichts zu tun. Er hat auch eine eigene Presse, unabhängig vom Völkischen Beobachter.

Einer aber fehlt: Ernst Röhm; der Mann, der die alte Deutsche Arbeiterpartei wirklich gebaut hatte. Röhm war mit Hitler, an dem er schwärmend hing, wegen der Neugründung der SA in schweren Streit geraten. Hitler wollte wieder eine SA, aber weniger als je wollte er eine heimliche Armee. Dem Ministerpräsidenten Held hatte er versprochen, nicht mehr zu putschen, und diesmal war es ihm ernst. Ein heimliches Hilfsheer aber für die Reichswehr heranzuziehen, für diese Reichswehr, die ihn am 9. November zusammengeschoßen hatte und seitdem widerspruchslos der Republik diente – das durfte man ihm keinesfalls zumuten. Röhm aber wollte gerade dies. Er wollte erstens die SA straff militärisch aufbauen und Hitler zwar den Titel eines politischen, aber nicht die Rechte eines militärischen Führers zugestehen; er wollte ferner die SA einem grösseren Verband, dem «Frontbann», eingliedern und in eine Art Unterstellungsverhältnis zu Ludendorff bringen, und er wollte drittens das Ganze in Fühlung mit der Reichswehr machen. Alle drei Forderungen empfand Hitler als schwere Kränkung; mit der dritten aber war Röhm sicherlich politisch weitsichtiger als er selbst. Eine Unterredung der beiden Mitte April wurde so stürmisch, dass Röhm sie abbrach. Am nächsten Tag schrieb er an Hitler, dass er die Führung der SA niederlege. Eine Antwort kam nicht. Zwei Wochen wartete Röhm; Hitler liess nichts von sich hören. Die Folge war, dass er am 1. Mai in seinem eigenen «Völkischen Beobachter» eine knappe Erklärung Röhm's lesen musste, der seinen Rücktritt aus dem politischen Leben mitteilte und die Führung der SA niederlegte; Anfragen seien an den Grafen Helldorf, Wolmirstedt, Thüringen, zu richten. Gleichzeitig bekam Hitler von Röhm einen Brief, der besagte: da Hitler nicht antworte, werde er wohl nichts dagegen haben, wenn Röhm seinen Rücktritt öffentlich mitteile. Dann hiess es:

«Ich benütze die Gelegenheit, in Erinnerung an schöne und schwere Stunden, die wir mitsammen verlebt haben, Dir für Deine Kameradschaft herzlich zu danken und Dich zu bitten, mir Deine persönliche Freundschaft nicht zu entziehen.»

Auch darauf gab Hitler keine Antwort.

Röhm aber notierte in sein Tagebuch ein paar Sätze, die er in der ersten Auflage seiner Autobiographie abgedruckt, später indessen gestrichen hat:

«Ich weiss, dass viele Menschen Mahner und Warner nicht ertragen können; ich nehme immer den entgegengesetzten Standpunkt ein. Mit Hitler verband mich aufrichtige Freundschaft; gerade, weil ich sah, dass sich Schmeichler an ihn drängten, die ihn bedingungslos anbeteten und kein Wort

des Widerspruchs wagten, hielt ich mich für verpflichtet, als getreuer Kamerad zum Freunde offen zu reden.»

Was Röhm dem Kameraden in aller Offenheit gesagt hat, wissen wir nicht. Es ist aber auffallend, dass er, trotz grösster Freundschaft, in seiner Lebensbeschreibung niemals ein Urteil über Hitler als Gesamtpersonlichkeit fällt; Hitler erwähnt Röhm in «Mein Kampf» überhaupt nicht. Dritten gegenüber hat Röhm sich beklagt, dass Hitler ein Mensch sei, der im tiefsten Grunde nicht wisse, was er wolle; ihm fehle alles militärische Denken, das auf dem Grundsätze beruhe: Wer das Ziel will, muss auch die Mittel wollen.

So verlässt ihn die bedeutendste Figur seines Kreises. Mit Röhm scheidet auch Brückner vorläufig aus der Partei. Die einzige wesentliche Persönlichkeit, die jetzt der Partei ausser Hitler noch verbleibt, ist ein Mann, für den er nie «Mein Führer», sondern immer nur «Herr Hitler» sein wird. Es ist Gregor Strasser.

Die neue Bewegung fängt verhängnisvoll an.

Hindenburg taucht auf.

Aber ohne ihr Zutun schreibt das Schicksal ihr eben in diesen Tagen einen Gewinn auf das Konto, der sich nach vollen sieben Jahren als ein riesig angewachsenes politisches Kapital erweisen wird. Der sozialdemokratische Reichspräsident Ebert starb, ein neuer Präsident musste gewählt werden. Auf Verlangen Strassers stellten die Nationalsozialisten den General Ludendorff als Kandidaten auf; er erhielt nur zweihunderttausend Stimmen, es war eine furchtbare Niederlage. Im Übrigen blieb der erste Wahlgang unentschieden; im zweiten einigten sich die Rechtsparteien (einschliesslich Stresemanns) auf den alten Feldmarschall von Hindenburg; Sozialdemokraten und Katholiken präsentierten den Katholikenführer Dr. Marx, die Kommunisten ihren Parteiführer Thälmann. Der alte Feldmarschall erhielt nicht soviel Stimmen wie Marx und Thälmann zusammen, hatte also nicht die Hälfte der Wähler hinter sich; da er aber mehr Stimmen als jeder einzelne seiner Gegner hatte, galt er als gewählt.

Hitler hatte im zweiten Wahlgang seine Anhänger aufgefordert, für Hindenburg zu stimmen, den Mann, «in dem sich der Freiheitswille unseres Volkes mit der Rechtlichkeit und Redlichkeit der grössten Vorbilder unserer Geschichte paart».

Hitler, Hindenburg – Freiheit, Rechtlichkeit, Redlichkeit... !

Diese Wahl war noch kein Bündnis; Hitler mit seinen zweihunderttausend

Stimmen war damals überhaupt nicht bündnisfähig. Aber Hitler wusste und tat mit seiner Wahlentscheidung kund, dass er das Heil fortan wie einst von den Präsidenten und Feldmarschällen erwartete. Mit der Wahl Hindenburgs, der als Präsident auch Oberbefehlshaber der Wehrmacht ist, wird die Herrschaft der Reichswehr im Staate endgültig. Der alte Präsident, sagemunwoben und gefürchtet, entzieht die Reichswehr praktisch der Einmischung von Parlament und Regierung. Ein Staat im Staate bildet sich; es dauert noch Jahre, aber zuletzt ist es soweit, dass hier die wirkliche Politik gemacht wird. Eine grossartige, langjährige politische Spekulation hebt für Hitler mit der Wahl Hindenburgs an. Er, der eben noch mit Röhm wegen der Reichswehr gebrochen hat, kommt doch nicht von ihr los. Der ganze politische Lebensweg des alten Militärspions, des Schützlings von Röhm und Epp, verläuft unter dem Gesetz: «Von der Reichswehr bist du genommen, zu Reichswehr sollst du wieder werden!»

12. Sieben Jahre auf dem Zauberberg

Der Schriftsteller in Haus Wachenfeld.

Bei Berchtesgaden an der äussersten Südostecke Bayerns, erhebt sich der Obersalzberg. Hier steht der Platterhof, auf dem einst Hitler, Hanfstaengl, Esser und Eckart ihre vielgetadelten Zechgelage feierten. Nahebei, mitten in Berchtesgaden, befindet sich die weitläufige Sommerresidenz des Prinzen Rupprecht, des ehemaligen bayrischen Kronerben und ewigen Präkandidaten. Neben dem Platterhof liegt das Landhaus eines Hamburger Grosskaufmanns, Haus Wachenfeld genannt; es ist zu vermieten. Hitler greift zu; seitdem ist der Obersalzberg seine regelmässige Wohnung.

Warum gerade diese ferne, selbst von München aus schwer zu erreichende Ecke? Ist das die Kriegslist eines berühmten Mannes, der sich von den Bewunderern und Geschäftemachern möglichst weit zurückzieht? Nein, sondern der Obersalzberg ist der strategische Punkt einer Staatsstreichpartei; Hermann Esser und Dietrich Eckart haben ihn ausgesucht, weil man von hier aus schnell und unauffällig nach Österreich entweichen kann. Von Österreich aber geht der Weg ins befreundete Italien oder ins noch befreundetere Ungarn. Jetzt siedelt Hitler sich für dauernd vor diesem Schlupfloch an. Der politische Apparat bleibt in München; er wird natürlich nicht nach Berlin verlegt, wo er ganz unter die Kontrolle Gregor Strassers käme; er ist aber auch nur in loser Fühlung mit Haus Wachenfeld, wo Hitler und Hess ihr Buch schreiben. Gelegentlich verlässt der Schriftsteller Adolf Hitler sein Idyll, um als Parteiführer auf einem Kongress zu reden oder eine Besprechung mit Menschen zu führen, denen man die Reise nach Berchtesgaden nicht zumuten kann. Dann flieht er eilig zurück an die Schreibmaschine und diktiert weiter. Freund Müller und Freund Amann übernehmen es, aus dem unbändigen Manuskript ein Buch zu machen, nachdem Rudolf Hess Überschriften und Seitentitel angefertigt und der Redakteur Josef Stolzing-Cerny das Deutsch etwas verbessert hat. Cerny, alter Österreicher, schien besonders geeignet, weil er die Donaumonarchie gut kannte; so vermochte er Hitlers Behauptungen dort zu korrigieren, wo den Verfasser sein vielgerühmtes Gedächtnis im Stich liess.

Im Herbst 1925 erscheint dann der lang erwartete erste Band, vierhundert Seiten stark, kostet nicht weniger als zwölf Mark. Das ist unheimlich teuer, aber Hitler will verdienen. Bei den Lesern gibt es eine ungeheure Enttäuschung; sie hatten Enthüllungen erwartet, zum mindesten aber eine Lebensgeschichte des Autors und eine Geschichte der Bewegung. Stattdessen wurden ihnen die politischen Meinungen Adolf Hitlers über alle möglichen Zeitfragen vorgesetzt, die man doch aus seinen Reden schon zu kennen glaubte. Dass Hitler über solche Themen wie Propaganda und Organisation Gehaltvolles zu sagen hatte, beachteten die meisten nicht, weil sie es nicht begriffen. Die disziplínlose Schreibweise, die bei keinem Gegenstand verweilen konnte, sondern dauernd abschweifte und von einem Thema zum andern sprang, trug ihr Teil zur Abschreckung der Leser bei. So wurde das Buch auf Jahre hinaus ein regelrechter Misserfolg.

Das Witzblatt «Simplizissimus» brachte damals ein Titelbild, auf dem Hitler als Hausierer zu sehen ist, der in den Wirtschaften herumgeht und mit trauriger Miene das Buch «Mein Kampf» anbietet. Ein dicker Spiessbürger, den Masskrug in der Hand, sagt mit einem geringschätzigen Blick über die Schulter: «A bissl teuer is des Buch, Herr Nachbar! Habens keine Streichhölzeln?»

Aber Hitler liess sich durch die Gleichgültigkeit seiner Leser nicht abschrecken. Er blieb auf dem Obersalzberg und schrieb den zweiten Teil.

Er ist äusserlich ein Bürger mit behaglicher Lebensführung geworden. In der Redaktion des «Beobachters» laufen die Redakteure mit zerrissenen Jacken herum.

Seinen Haushalt leitet seine ältere Stiefschwester, Frau Angela Raubal aus Wien. Seit seinem achtzehnten Lebensjahr hat er sie vierzehn Jahre lang nicht mehr gesehen. Neun Jahre hat er erst in Wien, dann in München, im Schützengraben und wieder in München verbracht, ohne auch nur mit einer Zeile den Geschwistern Nachricht von sich zu geben; eine Zeitlang bettelte er noch um Geld, dann verstummte er ganz. Nun ist die Stiefschwester Hausfrau auf dem Obersalzberg. Mit ihr kam ihre Tochter Angela, genannt Geli, ein siebzehnjähriges Mädchen, das Sänglerin werden will; das junge Geschöpf nimmt Hitler stark gefangen, ein Verhältnis von Mann und Weib beginnt, das tragisch enden wird – aber davon später.

Die Fronde Strasser-Goebbels.

Wenn er in dieser Zeit an die Partei denkt, dann meint er den «Völkischen Beobachter». Heinrich Hoffmann, der Leibphotograph und nahe Freund, drängt auf Propaganda durch Bilder. Man muss Ansichtskarten verkaufen; die Versammlungen müssen photographiert werden, Bilder können noch wichtiger sein als Rede und Schrift. Im Juli 1926 wagt Hitler, einen Parteitag in Weimar zusammenzurufen, wo eine rechtsstehende Regierung Demonstrationsoffizier gibt. Fünftausend Mann marschieren an ihm vorbei; er steht im Wagen, zum ersten Mal grüsst er seine Männer nach dem Vorbild Mussolinis mit schräg erhobenem Arm. Das Ganze eine sehr dürftige Kundgebung; in einer Führersitzung sagt ein Deprimierter, man möge sich nicht täuschen, der Nationalsozialismus sei ja tot. Aber Heinrich Hoffmann photographiert diesen Leichnam so wunderbar, dass es auf den Ansichtskarten wie der Aufmarsch einer gewaltigen Bewegung aussieht. Die Redakteure des «Völkischen Beobachters» toben über das Riesenformat des Blattes hinweg vor Begeisterung. In hunderttausend Exemplaren geht die Sondernummer ins Land, und wer nicht dabei war, muss den Parteitag von Weimar für eine mächtige Sache halten, wenn er liest und sieht.

Während Hitler auf dem Obersalzberg träumt, entsteht aus der Strasser-Bewegung in Norddeutschland langsam eine neue Partei. Gregor Strasser hat zusammen mit seinem Bruder Otto sein bisschen Privatvermögen zusammengekratzt, einen bankerotten völkischen Zeitungsverlag aufgekauft, wirft ein Dutzend Kopfblätter übers Land, deren Hauptorgan Otto Strassers «Berliner Arbeiterzeitung» ist. Gregor liegt Tag und Nacht auf der Bahn, spricht buchstäblich jeden zweiten Abend, bald in Essen, bald in Halle; jetzt in Heidelberg, morgen in Chemnitz. Überall ruft er Führerkonferenzen zusammen und gründet Parteigaue; er setzt eigenmächtig die Gauleiter ein und ist in der Auswahl nicht so vorsichtig und weise wie Hitler; diese Männer sind Strasser nicht immer bis zum letzten treu und manchmal für ihren Posten überhaupt wenig geeignet. Aber nicht zu bestreiten ist: die Bewegung erobert Norddeutschland dank Gregor Strasser, der norddeutsche Flügel erlangt in der Partei weitaus das Übergewicht dank Gregor Strasser, die Partei wird geradezu eine Partei Gregor Strassers. Einer der feurigsten Streiter für den neuen Mann ist dessen Privatsekretär, der junge Dr. Paul Joseph Goebbels, der bisher ein kleines Blättchen in Eiberfeld redigierte. Die Brüder Strasser und Dr. Goebbels schaffen sich, um die ganze Partei geistig unter ihre Führung zu bringen, ein Geheimorgan, die unter Ausschluss der Öffentlichkeit erschei-

nenden «Nationalsozialistischen Briefe», in denen sie, unter dem Anschein von Attacken gegen Feder oder Streicher, Hitler selbst angreifen. Ja, sie wagen es, einen norddeutschen Parteikongress nach Hannover zu rufen, um der Partei ein neues Programm zu geben; der spätere Reichserziehungsminister Rust, der spätere Reichsstatthalter von Hamburg, Kaufmann, der spätere Oberpräsident von Ostpreussen, Koch, nehmen an dieser Verschwöressitzung teil. Hitler hat als Beobachter Gottfried Feder entsendet; schäumend ruft Goebbels, man solle diesen Idioten aus dem Saal weisen. Die Männer von Hannover sagen, man müsse Hitler von seiner blamablen Umgebung befreien; nicht nur Esser und Streicher wollen sie weg haben, sondern auch Rosenberg und Max Amann – die übrigens selbst untereinander wieder Feinde sind. Nur einer der Versammelten wagt offen für Hitler und seinen Kreis einzutreten: der Kölner Gauleiter Dr. Robert Ley. Er setzt auch die Zulassung Feders durch. Aber er verhindert nicht die Annahme eines neuen Parteiprogramms, das der Strasser-Kreis dem Führer aufzwingen will. Feder und Ley berichten in München; besonders schlecht waren ihre Eindrücke von Goebbels. «Er ist der Mephisto der Partei», sagt Max Amann. Rosenberg und Amann wittern Gefahr und sind für die Entfernung des Gefährlichen. Aber hier erweist sich Hitler als der überlegene Menschenkenner und Menschenfänger. Er hat sich nie gescheut, Talente zu verwerfen, die ihm unbequem sein konnten; in Goebbels wittert er nicht das unbequeme, sondern nur das unbefriedigte Talent, das man durch richtige Behandlung, durch Bestechung und notfalls Bewachung erziehen kann.

Krawalle und Prozesse.

Adolf Hitler steht vor einer Aufgabe, die hohes politisches Können erfordert; er muss seine Diktatur über die Partei erkämpfen, ohne dabei die Partei zu vernichten. Denn diese unzuverlässigen Unterführer, diese Strasser und Goebbels sind glänzende Agitatoren; also: wie kann man ihre Auflehnung brechen, ohne sie von sich zu treiben? So wenig wie er auf Strasser und Goebbels verzichten kann, so wenig kann er Max Amann oder Hermann Esser entbehren; schliesslich gibt es auch so etwas wie persönliche Freundschaft. Die Verhältnisse in der Partei sind winzig, der Freundeskreis ist zusammengeschmolzen; während sich 1923 Menschen aus fünf Erdteilen um Hitler drängten, sind sein Umgang jetzt Knaben, Studenten, unzulängliche und unbefriedigende Menschen. Verdrossen läuft er mit seiner Nilferdpeitsche durch die Strassen, oft unbegleitet; dann sieht man ihn wieder mit dem Ehe-

paar Esser vor den Schaufenstern stehen, und geduldig lässt sich der Führer von Frau Esser die Vorzüge eines Seidenkostüms oder Pelzmantels erläutern. Kaum wagen es die beiden Männer, der Dame zu sagen, dass dies ein jüdisches Geschäft und die ganze Mode überhaupt ein jüdischer Trick zur Umgarnung des deutschen Weibes sei; Hermann Esser findet so etwas übrigens selbst verstiegen. Die Leute auf der Strasse aber sehen sich kaum nach den Dreien um, Adolf Hitler interessiert nicht mehr. Begeisterte Anhänger von früher erklären jetzt, sie seien ja wohl selbst verrückt gewesen, 1923 war eben eine verworrene Zeit. Eine ganze Kohorte von solchen Abtrünnigen, Friedrich Plümer, Otto May, E. Schubert, Otto Weberstedt veröffentlichen Broschüren gegen Hitler, die bald zart andeutend «Adolf Hitler und sein Kreis», bald grob «Adolf Hitler und seine Kanaille» heissen. Anton Drexler führt mit einer eigenen kleinen Partei einen erbitterten Kampf gegen ihn; sein Berliner Genosse Graf Reventlow kommt zusammen mit Albrecht von Graefe nach München, um Hitler durch öffentliche Enthüllungen zu vernichten. Ein alter Freund wie Röhm glaubt nicht mehr an ihn; Göring lebt in Italien, von dortigen Freunden unterstützt; Kriebel hat sich als Landwirt im österreichischen Kärnten niedergelassen und empfindet Hitlers heimlichen Besuch als lästig; Pöhner ist bei einem Autounfall gestorben, Rosenberg zum deprimierten Pessimisten geworden und verkriecht sich starr in seine Arbeit.

Bis in den Gerichtssaal hinein verfolgen die Gegner sich. Hitler verklagt Anton Drexler wegen Beleidigung; die beiden stehen sich vor dem Richter gegenüber. Die kleine Partei, der Drexler zusammen mit Graefe, Reventlow und einigen anderen angehört, ist bereits im Niedergang, aber mit Hitler sieht es nicht viel besser aus. Es wird in dem Prozess darum gestritten, ob Hitler «romhörig» ist oder nicht; seine Unterhaltung mit Held wird enthüllt, seine Beziehungen zum italienischen Faschismus kommen zur Sprache. Hitler hat durch Göring, der in Italien lebt, Verbindung zu Mussolini bekommen; einem Untergebenen, dem württembergischen Gauleiter Munder hat er erzählt: «Mussolini hat mich zu sich eingeladen.» – «Da würde ich doch sofort fahren,» hat Munder erwidert. Hitler sagt: «Ich kann nicht. Ich bin der Führer derjenigen deutschen Bewegung, die für unser Land dasselbe bedeutet wie der Faschismus für Italien. Ich muss Mussolini als Gleicher gegenüberreten, dazu brauche ich aber zum Beispiel mindestens drei Autos. Die kann ich mir heute noch nicht leisten.»

Zur gleichen Zeit aber schreibt Rosenberg im «Völkischen Beobachter» skeptische Artikel über den Faschismus. Das italienische System kranke daran, dass es die Judenfrage nicht erkannt habe. Mussolini stehe unter dem Einfluss des Bankjuden Toeplitz.

Drexlers Parteigenosse aber, der alte Amtsrichter Doerfier aus Ansbach, ruft Hitler in seinem Schlusswort vor dem Richter zu: «Lassen Sie mich Ihnen sagen, Herr Hitler, dass Sie mit Ihren heutigen Methoden auf die Dauer kein Glück haben werden. Sie mögen auf die Massen noch eine Zeitlang wirken, aber dann werden Sie mit Ihrer Bewegung den gleichen Weg nach unten gehen wie wir, und Sie werden noch sehr traurig enden!»

Goebbels' Abfall von Strasser.

Doerfier sagt, was alle denken, weil alle Tatsachen es bestätigen. Verzweifelt lauert Hitler auf eine Gelegenheit, seine zu Boden liegende Autorität wieder aufzurichten. Ganze Parteigauere fallen ab, so Württemberg. Strasser und Goebbels verschwören sich heimlich mit Reventlow in Berlin, um gleichzeitig von innen und aussen her Hitler zu entthronen. Der Einsiedler auf dem Obersalzberg soll als Ehrenvorsitzender der völkischen Gesamtbewegung seine Villa weiter bewohnen, die tatsächliche Parteiführung aber an Strasser abgeben, der dann mit Reventlow die zahllosen völkischen Gruppen Norddeutschlands zu einer grossen Bewegung zusammenfassen will. Hitler weiss von diesem Plan; ohne ihn zu erwähnen, widmet er ihm im «Mein Kampf» die bitteren Sätze über den Unwert solcher Bündnisse und Zusammenlegungen.

Da gibt der Gegner sich Anfang 1926 eine Blösse. Die sozialistischen Parteien haben damals einen Volksentscheid beantragt, durch den festgestellt werden soll, dass den ehemaligen deutschen Fürsten ihr 1918 beschlagnahmtes Vermögen (fast durchweg früheres Staatsgut) nicht zurückgegeben werden dürfe. Dieser Volksentscheid führt zu einer gewaltigen Volksbewegung; nicht nur die Arbeiter, sondern auch Millionen bürgerlicher Menschen, die in Krieg und Inflation alles verloren hatten, empörten sich dagegen, dass allein die Fürsten alles wieder bekommen sollten. So war die Stimmung im enteigneten Bürgertum; das noch besitzende Bürgertum indessen fürchtete, wenn man mit der Enteignung bei den Fürsten beginne, werde sie eines Tages bei den Bürgern enden. Alte und scheinbar feste politische Zusammenhänge zerrissen über dieser Entscheidung; der Reichsbankpräsident Dr. Schacht, damals noch Mitglied der linksstehenden demokratischen Partei, trat aus dieser aus, weil sie nicht eindeutig gegen das Volksbegehren Stellung nahm. Unter den Nationalsozialisten war die Meinung geteilt; die Anhänger waren wohl meist gegen die Fürsten und ihren «Raubzug auf das Volksvermögen»;

für die meisten Führer aber war der Gedanke unerträglich, mit den «Marxisten» in einer Front stehen zu sollen. Goebbels und die Strassers waren nicht so empfindlich; Otto Strasser erliess einen Aufruf gegen die Fürsten und für den Volksentscheid. Jetzt schlug Hitler zu.

Er begann um jene Zeit einen planmässigen Feldzug zur Gewinnung des Grossunternehmertums. Im Jahre 1925 hatte er fast immer Misserfolge gehabt, so oft er bei dieser Seite anklopfte; man sagte ihm, die Verhältnisse hätten sich geändert, der Staat sei solide geworden, ein Kampf gegen die gefestigte Macht der Republik sei sinnlos und bringe niemandem Vorteile; die Parole heisse: loyale Mitarbeit. Jetzt wird Hitler diesen Zweiflern beweisen, dass seine Partei doch Vorteile bringt. Sie wird den «Angriff auf das Eigentum» abwehren. Der Aufruf Otto Strassers droht, diese ganze Politik zu zerstören. Da ruft Hitler Februar 1926 eine Führertagung nach Bamberg; der Ort ist klug gewählt, denn die meisten norddeutschen Gauleiter haben einfach nicht das Geld, um die Reise nach Bamberg zu machen. Die Bessergestellten kommen; diejenigen, die infolge ihrer eigenen sozialen Lage bürgerlich denken, darunter in grosser Zahl Hitlers zuverlässiger bayrischer Anhang. Hitler weist die Brüder Strasser scharf in ihre Schranken, spricht von verlogener Taktik, nennt den Plan, mit den Marxisten in eine Front zu gehen, infam. Der Beifall der Süddeutschen wächst von Absatz zu Absatz.

Goebbels windet sich in grösster Verlegenheit. Er ist gekommen, um mit den Strassers gegen die Fürsten zu stimmen; jetzt sieht er erst, dass die beiden in diesem Kreise eine verlorene Opposition sind. Er vergleicht das äussere Auftreten, den Apparat, den Wohlstand um Hitler mit der materiellen Armseligkeit des Strasser-Kreises; er sieht, wo der Erfolg, er begreift, wo sein Platz ist. Er steht auf und sagt, der Führer habe in allem recht; er habe so grundlegend neue Wege gewiesen, dass es kein Damaskus sei, ihm zu folgen. Damit ist Hitler der Sieger über die Partei-Opposition, diese ist zersprengt, ihre nächst Strasser beste Kraft zu Hitler übergegangen. Am Abend des Tages tritt der SA-Führer Pfeffer von Salomon zu Goebbels und sagt: «Hören Sie, ich bin ja kein Sozialist, aber was Sie heute gemacht haben, war ein unerhörter Verrat an Ihren Freunden!»

Die Partei lehnt den Volksentscheid ab. Er wird trotzdem ein ungeheurer Erfolg; die eigentümliche Abstimmungsordnung der deutschen Verfassung verhindert freilich, dass der offenbar überwiegende Volkswille Gesetz wird. Hitler aber reist nunmehr nach Rheinland und Westfalen, lädt die kleinen und die grossen Unternehmer zu Vorträgen im geschlossenen Kreise ein; sie kommen zu Hunderten, erst nach Königswinter, dann nach Essen, und ihr Organ, die «Rheinisch-Westfälische Zeitung», schreibt, Hitler verlange ja nichts, was den Arbeitgebern unmöglich wäre.

Im selben Jahre ernannte Hitler Goebbels zum Gauleiter von Berlin, «mir allein verantwortlich». Strasser, der im Übrigen Reichsorganisationsleiter der Partei ist, hat Goebbels nichts mehr zu befehlen. Ein Jahr später bat Graf Reventlow Hitler demütig um Aufnahme in die Partei, entschuldigte sich für seine früheren Angriffe und widerrief öffentlich, dass Hitler «romhörig» sei. Die norddeutsche Opposition war vorläufig zersprengt.

Damit sank auch ihr Programm von Hannover in Vergessenheit. Um aber allen Gelüsten nach geistiger Erneuerung der Partei für dauernd ein Ende zu machen, liess Hitler durch eine Generalmitgliederversammlung im Mai 1926 beschliessen, dass das alte Programm der 25 Punkte unabänderlich sei – das Programm, das Hitler selbst längst in seinen Reden zerfetzt und verflüchtigt hatte. Noch wichtiger war der Kernsatz der neuen Partei Satzung: dass der Träger der Partei der kleine Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterverein in München sei. Die Beschlüsse der paar tausend Münchner Mitglieder waren also fortan für die ganze Partei bindend. Nur dieser kleine Verein darf laut Satzung Hitler zur Verantwortung ziehen; da Hitler seine Münchner unbedingt in der Tasche hat, bedeutet das praktisch seine absolute und verantwortungslose Herrschaft über die Partei. Ausserdem wurde zur Kontrolle der Parteimitglieder und zur Schlichtung von Streitigkeiten ein Untersuchungs- und Schlichtungsausschuss (Uuschla) gebildet, dessen Mitglieder Hitler satzungsgemäss ernannt; er bestimmte den Major a.D. Walter Buch, seinen Rechtsanwalt Dr. Frank und seinen Diener Graf. Der «Uuschla» ist Hitlers schwarzes Polizeikabinett in der Partei.

Blutfahne und Inserate.

Völlig Herr über die Partei ist er damit immer noch nicht.

Da ist zum Beispiel die SA, die ihm der alte Freikorpsführer Pfeffer von Salomon aufbaut. Pfeffer ist mindestens ebenso widerspenstig wie Röhm, dabei noch viel respektloser. Auch er kann die Militärspielerei nicht lassen, das steckt den Offizieren nun einmal im Blut. Wenn Hitler sagt, die SA solle vor allem Propaganda machen, antwortet Pfeffer, er führe keine Klebekolonnie. Hitler und Pfeffer veröffentlichen abwechselnd im «Völkischen Beobachter» Erlasse, in denen der eine die Befehle des anderen widerruft; Pfeffer ordnet Geländeübungen an, Hitler verbietet sie. Zum Schluss, 1929, machen beide vor dem Gericht in Schweidnitz Aussagen über den Zweck und Aufbau der SA unter feierlichen Eiden, von denen der eine genau das Gegenteil des

anderen besagt; «die SA ist nur eine Schutzabteilung», schwört Hitler; «sie ist eine Sturmabteilung», schwört Pfeffer. Pfeffer bildet die SA nach dem alten Vorbild der schwarzen Reichswehr aus, lehnt sie an die Reichswehr an, und indem er so die Vorbedingungen für den Krieg schafft, glaubt er auch die für den Putsch zu schaffen. Hitler verabscheut dies System nach den schlechten Erfahrungen von 1923 mehr als je. Er überschüttet Pfeffer mit Vorwürfen; mit unbewegtem, maskenhaftem Gesicht hinter seinem Kneifer hört Pfeffer sich das an. «Für Ihre Militärspielerei übernehme ich die Verantwortung nicht!» schreit Hitler, «Ich übernehme sie», antwortet Pfeffer. Er ist nach Titel und Vollmacht Oberster SA-Führer (Osaf); Hitler ist zwar der Führer der Gesamtpartei, aber Pfeffer erkennt ihn gewissermassen nur als politischen Minister, nicht als militärischen Vorgesetzten an. «Von diesem schlappen Österreicher lasse ich mir doch nicht imponieren», sagt er nach einer solchen Unterredung.

Wie haben die Zeiten sich geändert!! Um das recht zu begreifen, muss man sich den eigentlichen geheimen Zweck der alten SA vor 1923 klar machen. Sie war die Waffe, mit der Hitler die Partei eroberte, mit der er die zweiten Vorsitzenden, Ortsgruppenleiter, Schriftführer und Kassierer praktisch ausschaltete. Diese SA war seine Hausmacht. Als 1923 Röhm ihm die Hausmacht aus der Hand nahm, organisierte er schnell als Ersatz eine gegen tausend Mann starke Leibwache, die sich «Stosstrupp Hitler» nannte und unter Führung jenes Leutnants a. D. und Zigarrenhändlers Berchtold stand. Jetzt ist ihm die SA abermals aus der Hand gegliitten, abermals muss ein «Hausmachersatz» geschaffen werden und abermals ist Berchtold der Mann. Diese Truppe muss das blind ergebene Werkzeug des Führers sein; nur auserlesene Leute sind zu brauchen; die Richtlinien für die Aufnahme sind streng, die zahlenmässige Stärke ist begrenzt; die Truppe muss sich unbedingt als Elite fühlen, und zumal als Parteiadel gegenüber dem plebejischen Haufen der SA. Ihr wird die Blutfahne anvertraut, das ist die Fahne, die 1923 an der Feldherrnhalle dabei war. Mit dieser Fahne wird ein mystischer Kult getrieben; wenn Hitler eine neue Standarte weiht, dann wird die «Blutfahne» herbeigebracht; mit der linken Hand ergreift er das Tuch der neuen Standarte, mit der rechten fasst er einen Zipfel der «Blutfahne»; Mystiker, der er ist, glaubt er vielleicht wirklich an die Überleitung von etwas Immateriellen aus dem alten in das neue Tuch. Dabei sagt er z.B. zu einem Bannerträger aus Wien: «Sie übernehmen diese Standarte zum Zeichen der Untrennbarkeit unserer Bewegung, bis die Schandverträge von Versailles und St. Germain zerbrochen sind.» Die Trägerin dieses heiligen Symbols war die neue Leibwache. Ihre Uniform war schwarz, ihr Abzeichen ein Totenkopf; auf dem

Koppelschloss stehen die Worte: «Meine Ehre ist Treue.» Die Ergebenheit gegen den Führer war also oberstes Gesetz. Der Name lautete Schutzstaffel, abgekürzt SS.

Was hatten diese Treuen unter der Blutfahne zu tun? Der Gründungsaufwurf sagt: «Bezieher und Anzeigen für den völkischen Beobachter zu werben und der Partei Mitglieder zuzuführen.» Also ein Parteiadel fürs Annoncengeschäft, oder, um mit Hitler zu sprechen: «...damit die Bewegung steht und ich mein Auskommen als Chef des Völkischen Beobachters habe.»

Es war fast selbstverständlich, dass Berchtold bald in Streit mit Pfeffer geriet; er wurde ihm geopfert. Dann führte die Werbekolonie mit dem Totenkopf eine Zeitlang ein gewisser Heiden; schliesslich verschaffte Gregor Strasser den Posten seinem Freunde und Privatsekretär Heinrich Himmler.

Die Homosexuellen.

Der Ärger mit Pfeffer hört nicht auf und wird schliesslich so gross, dass Hitler verzweifelt wieder zu Röhm kommt. Er ist bereit, zu vergessen und zu verzeihen; ob Röhm nicht doch die Führung der SA wieder übernehmen wolle? Röhm würde es tun, da bricht neuer Zwist aus. Diesmal ist es ein Mensch, um den es geht; es ist einer der besten Freunde Röhm's, der Leutnant a. D. Edmund Heines.

Dieser Heines ist eine der abscheulichsten Figuren der ganzen Bewegung, und Hitler weiss das; Röhm aber hängt an dem jungen Menschen mit aller Kraft einer unnatürlichen Liebe. Hier hebt eines der dunkelsten Kapitel der Parteigeschichte an, ein menschlicher Sumpf, in dem anscheinend fast alle diese Führer zum Mindesten mit einem Fuss einmal gesteckt haben. Heines ist das Urbild des verdorbenen Kriegsfreiwilligen, den das Waffenhandwerk zum Mörder gemacht hat; kein hemmungslos vertierter Verbrecher von Haus aus, sondern zwischen Gut und Böse unterscheidend und bewusst wählend. Obwohl gross und ungeschlachtet von Figur, hat der damals Dreissigjährige im Gesicht und in der hellen Stimme etwas ewig Primanerhaftes, ein nie alternender Jüngling. Als er 1923 an der Spitze einer Rotte das Hotel Grünwald in München stürmt, um dort wohnende Entente-Offiziere herauszuholen und zu verprügeln, kommt er einem Augenzeugen «wie ein verkleidetes Mädchen» vor. Heines gehört zu dem Mörderzirkel, der sich um Röhm gruppiert, zu den Neunzert, Bally, Schweikhart. Aber nur ein Mord aus einer noch früheren Zeit wird ihm vor Gericht nachgewiesen; als Freikorpsoffizier auf allen

Schauplätzen des deutschen Bürgerkrieges hat er 1920 in Pommern einen Kameraden ermordet, weil er angeblich Waffen an die Schutzpolizei verraten habe. Das Urteil schildert die Tat so: «Während des Marsches befahl Heines dem Bär, den Schmidt zu erschiessen. Als dieser sich weigerte, presste Heines dem Schmidt die Pistole ins Gesicht und drückte zweimal los.» Diese deutlich gierige Art des Tötens kennzeichnet den Menschen; die Lust am Widernatürlichen, ob Mord, ob Liebe, ist sein Wesen. Heines gehört zum Freikorps des Oberleutnants Gerhard Rossbach, den man vielleicht den Propheten der Homosexualität in der nationalsozialistischen Partei nennen darf.

Die widernatürliche Unzucht galt im Ausland von jeher als «deutsches Laster», wohl mit Unrecht; dagegen scheint sie ein engeres Verhältnis zur deutschen Oberschicht zu haben, wie sie überhaupt als Merkmal einer entartenden, aber oft noch kraftvollen Herrenkaste beobachtet wird. Die Verehrung des körperlich betonten höheren Rassetypus mit ihrem unverkennbaren sexuellen Beigeschmack, die dem völkischen Gedanken zu Grunde liegt, musste geradezu notwendig die Gefühle in die Richtung der Krankheit treiben; da wird für den wohlgestalteten Jüngling als die Vorstufe zum männlichen Helden und als Wahrer und Überlieferer hohen Rassegutes geschwärmt. Nach dem nationalsozialistischen Umsturz machten die Nationalsozialisten einen Mann namens Alfred Baeumler sofort zum ordentlichen Professor an der Berliner Universität, und Baeumler gab eiligst eine Sammlung seiner Vorlesungen unter dem kennzeichnenden Titel «Männerbund und Wissenschaft» heraus. Das ganze Buch ist ein Hymnus auf den «heroischen Jüngling»; da heisst es: «Bei uns wendet der heroisch veranlagte Jüngling sich ab von der Gesellschaft, er sucht den gleichaltrigen und älteren Freund, er sucht den Kameraden und den Führer, den Meister und das Vorbild, er sucht den Bund.» Dann die Klage: «Überall verkümmert das Verhältnis zwischen Mann und Mann. Wie locker ist das Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer, wie unglaublich locker und oberflächlich insbesondere das zwischen Hochschüler und Hochschullehrer. Wie verkümmert ist heute das Verhältnis der Freundschaft! Es gibt heute tausend Stätten, wo Mann und Weib sich treffen können. Aber es gibt nicht eine Stelle, wo Mann neben Mann steht, wo Männer zusammenkommen, die Jungen mit den Jungen, oder die Jungen mit den Älteren zu keinem anderen Zweck, als weil das so sein muss... Die moderne Welt ist eine Welt ohne Freundschaft. Als was tritt dem jungen Mann der andere Mann entgegen? Als Mittel zum Zweck, als Geschäftsfreund, als Kollege – also als etwas Gleichgültiges, oder als Rivale im Wettstreit um ein Weib. Dieser Wettstreit hat die Eigentümlichkeit, dass stets beide unterliegen, denn der Sieger verliert ebenso wie der Besiegte –

seine Zeit. Schwache Naturen werden durch die Erotik aus der Welt der männlichen Beziehungen gänzlich abgedrängt. Sie verschwinden vom Schauplatz, nachdem sie geheiratet haben, oder sie gehen unter in erotischen Beziehungen. Das erotische Verhältnis tritt an die Stelle des Freundschaftsverhältnisses. Das Freundschaftsverhältnis hat eine Beziehung zum Staate, das erotische Verhältnis nicht. In seiner Rede über die deutsche Republik hat Thomas Mann die Demokratie als eine erotische Angelegenheit definiert. Sie kann sich in der Tat nur da erhalten, wo das Weib und die Beziehung zum Weibe vorherrschend ist, niemals da, wo die Freundschaft herrscht. Weil der Deutsche wesentlich kriegerischer Natur ist, weil er Mann ist, weil er für die Freundschaft geboren ist, deshalb kann die Demokratie, die in ihrer letzten Konsequenz dazu führt, dass Weiber über Männer richten dürfen, niemals in Deutschland gedeihen.»

Das ist alles ziemlich flach. Nietzsche oder Stefan George haben über das Thema viel Tieferes gesagt. Aber Baeumler hat den Vorzug einer gefühlvollen Deutlichkeit, und dass gerade er der nationalsozialistische Philosoph der Berliner Universität wurde, gehört unverlöschbar in die Geschichte des Nationalsozialismus. Über die schwüle Erotik des Kadettenkorps ist viel gesagt und geschrieben worden; die Zusammenballung der Männermasse im Kriege, noch mehr aber die verhängnisvolle, von Mord und Zuchtlosigkeit umwitterte Kameradschaft auf Tod und Leben in den Freikorps der Nachkriegszeit hat das Entstehen einer homosexuellen Atmosphäre ungeheuer begünstigt. Das Schwärmen für den treuen Freund, aber auch für den brutalen und dann wieder gütigen Vorgesetzten kann durchaus rein sein, aber zum Mindesten die Ansteckungsgefahr erhöhen. Gerade diese Soldaten sehen in ihrer Veranlagung etwas besonders Ideales; die erotische Männerfreundschaft ist ihnen die Grundlage des Staates, und sie berufen sich auf die Männerbünde und die Knabenliebe der Antike. Der Begründer dieser Lehre, der aus der ganzen Sache kein Hehl machende Hans Blüher hat in der deutschen Jugendbewegung den Anfang einer solchen erneuerten männlichen Erotik gesehen; der Geist und die Taten der Freikorps und der SA könnten ihm fast Recht geben. Die Männerfreundschaft wird da zum Vorrecht der höheren Rasse. Der Jude erscheint als Vertreter einer niedrigen und einseitigen Sexualität; die ganze Propaganda des (übrigens normal empfindenden) Julius Streicher beruht auf diesem Gedanken, und Hitler sagt in einer früheren Rede: «Der Jude kennt keine Liebe, er kennt nur den Leib. Er will schänden» – übrigens ein dem jüdischen und trotzdem antisemitischen Philosophen Weininger entlehnter Gedanke. Die Frauenfeindschaft der nationalsozialistischen Partei ist eine einfach nicht zu bestreitende Tatsache.

Schon 1922 beschliesst eine Generalmitgliederversammlung in München, dass niemals eine Frau in der Partei ein Amt haben darf. So sehr ein Mann wie Frick sich später bemüht, diese Tendenz zu mildern und den Frauen in der Bewegung Raum und Wirksamkeit zu verschaffen; so sehr Goebbels die Weiberfeindschaft der Partei umzudeuten und als tiefes Verständnis für die wahre Natur des Weibes auszulegen versucht – der Kern der Partei denkt sicher noch wie Röhm es einst niederschrieb: «Mit bisheriger Ausnahme der NSDAP entsenden alle Parteien Frauen als Volksvertreter in die Parlamente. Das mulier taceat – die Frau schweige – hat heute keine Geltung mehr; die Frauen reden überall mit, die Männer ordnen sich ihnen unter. Zeiten staatlicher Macht und Grösse, Zeitläufe des Kampfes, haben nie eine überragende Stellung des weiblichen Geschlechts geduldet. Dass ein Alexander der Grosse oder Friedrich der Grosse, ein Cäsar oder Napoleon, ein Prinz Eugen oder Karl der Zwölfte von Schweden sich weibischen Einflüssen gebeugt hätten, ist nicht gut vorzustellen.»

Wenn man dann, wieder von Hitler, hört, dass ein nordischer Rassetypus über Deutschland herrschen müsse nach dem Vorbild der dorischnordischen Herrenrasse im alten Griechenland, und wenn man sich an die erotischen Gewohnheiten dieser knabenliebenden Dorer erinnert, dann ist das Ziel dieses Weges zu sehen.

Heines «Ausschluss»

In dieser Umwelt der Rassenerotik und Mordkameradschaft kam nun, was kommen musste – und was durch Massenerschiessungen nicht ausgerottet werden wird.

Gerhard Rossbach kommt 1923 nach München und trifft hier seinen Freund Heines wieder. Sie bilden mit Gleichgesinnten einen Stammtisch in der Gastwirtschaft «Zum Bratwurstglöckl» neben der Münchner Frauenkirche. Zu diesem Kreise gehört auch der Freikorpsmann Albert Leo Schlageter, eine zum Mindesten schillernde Natur mit nicht immer ganz durchsichtiger politischer Tätigkeit; wohl ein Patriot, gewiss aber auch ein Glückssoldat, der es fertiggebracht hat, Kameraden dem Feinde zu verraten. Im Ruhrkampf vom französischen Militär wegen einer Sprengung standrechtlich erschossen, wird er von der nationalsozialistischen Legende zu einem Heldenbild erhöht, das seinem wirklichen Bild sicher nicht entspricht. Eine seiner letzten Äusserungen ist ein Kartengruss an die Freunde im Bratwurstglöckl, mit denen er gern nochmal «ein Töpfchen heben» möchte.

Roszbach und Heines treten erst nach dem Hitlerputsch Röhm freundschaftlich näher. Er macht Roszbach zu seinem Stabschef bei dem versuchten Wiederaufbau der SA; von Heines schwärmt er: «Einer der markantesten Feuergeister in der jungen völkischen Bewegung. Dem Führer blind ergeben, seinen Leuten ein leuchtendes Vorbild, der Typ jener Freikorps-Offiziere, die Deutschland so oft gerettet haben. Gefahren, Rücksichten kannte der ewig junge Offizier nicht. Seine Treue werde ich ihm stets mit Treue entgelten.»

Heines sammelt in München nach dem Hitlerputsch die versprengten Mitglieder der Roszbach-Truppe um sich; er nennt sie erst nach dem unglücklichen preussischen Freiheitshelden des Jahres 1809 «Freischar Schill», dann «Schill-Jugend». Im Café Innsbruck, in der Nähe der Münchner Technischen Hochschule sitzen sie beisammen und brüten darüber, wie man Alfred Rosenberg verprügeln könne, einen ihrer schärfsten Gegner in der Partei. In der SA bilden sie eine besondere Gruppe. Roszbach selbst hat die Politik vorläufig aufgegeben; 1926 durch eine Amnestie begnadigt, sammelt er andere junge Leute um sich und zieht mit ihnen theaterspielend durch Deutschland; «Spielschar Eckehard» nennt sich dieser ziemlich eindeutige Verein. Ein Erbe aber hat Roszbach der Bewegung hinterlassen: sein braunes Hemd, für dessen Verbreitung Heines sorgt. Der lebt davon; er gründet ein Hemdengeschäft, nennt es «Sportversand Schill» und hat eine Zeitlang die offizielle Lieferung des Braunhemds für die Partei; er liefert natürlich auch Koppelschlösser, Totschläger und Brownings. Es ist schwer zu begreifen, warum gerade dieses helle, gelbgemischte Braun, wohl die hässlichste Farbe der ganzen Skala, zum Zeichen der Bewegung gewählt wurde; es ist nicht Khaki, nicht Maikäfer- noch Kaffeefarbe. Verfiel Rollbach nur aus reiner Zweckmässigkeit nach der braungelben Mütze auf das braungelbe Hemd und schliesslich die braungelbe Hose? Der Gedanke liegt nahe, dass bei der Wahl dieser grellen Schmutzfarbe ungesundes Empfinden mitsprach.

1924 ist Röhm mit Heines näher bekannt geworden; 1924 erwacht in ihm auch zuerst das Bewusstsein seiner unglücklichen Veranlagung, mit der er selbst übrigens sehr zufrieden ist. Die Sache wird bald ruchbar, aber Hitler weigert sich, davon Kenntnis zu nehmen. Der Bruch mit Röhm 1925 hat mit diesem Punkt nichts zu tun. Ausserdem hält Röhm sich nach aussen einigermassen zurück; aber wie so oft verdirbt der jüngere Liebling durch seine Zügellosigkeit, was der Ältere durch Reserve noch einigermassen gutmacht. Heines missbraucht die Jungen seiner «Schilljugend» auf verbrecherische Art, seine Autorität ausnützend. In dem fränkischen Städtchen Uffenheim wohnt ein Zeitungsverleger H., dessen Sohn sich der «Schill-Jugend» ange-

geschlossen hat. Heines zwingt den Jungen, zunächst wider dessen Willen, sich ihm hinzugeben. Vater H. erzwingt im Frühjahr 1927 eine Audienz bei Hitler und macht ihm heftige Vorwürfe: «Haben nicht Sie, Herr Hitler, selbst gesagt, dass Sie die Verantwortung für alles tragen, was in der Bewegung vorfällt?» Hitler erwidert: «Mein lieber Herr H., ich weiss das alles, aber was soll ich machen? Die jungen Leute müssen reif genug sein, um selbst zu wissen, was sie tun, die SA ist kein Kindergarten. Wo ich irgendwie kann, trete ich den Schweinereien sowieso entgegen.» Etwa zur gleichen Zeit geht im Auftrage Ludendorffs eine Delegation unter Führung des Grafen Reventlow zu Hitler, um den Ausschluss von Röhm und Heines aus der Partei zu verlangen. Eine solche Forderung bringt Hitler zur Raserei, zumal wenn sie von Ludendorff inspiriert ist und durch einen Grafen Reventlow vorgetragen wird. Er sagt verächtlich zu dem Grafen: «Mir ist das ganz wurst, ob einer von vorn oder von hinten →» nun kommt ein nicht wiederzubegebendes Wort.

Der Skandal war aber doch zu gross, Heines konnte nicht mehr gehalten werden. Bezeichnend indes: zum Eingreifen entschloss Hitler sich erst, als Heines sich gegen ihn persönlich auflehnte; in einer Versammlung der SA im Hirschbräukeller griff der Führer der «Schill-Jugend» Hitler wegen dessen unmilitärischer SA-Politik an; das war ein Grund zum feierlichen Ausschluss, den der «Völkische Beobachter» am 31. Mai 1927 mitteilt. Ein Jahr darauf wurde Heines, dessen Mordtat von 1920 inzwischen aufgedeckt worden war, in Stettin zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt; bereits nach anderthalb Jahren liess die seltsame deutsche Justiz ihn gegen eine Kaution von fünftausend Mark frei.

Der Ausschluss von Heines aber vertiefte den Bruch mit Röhm neuerdings. Röhm hatte in der Partei einen erbitterten Kampf für den Liebling geführt. Wenn man seine besten Freunde so behandelte, übernahm er die Führung der SA keinesfalls. Hitler musste sich weiter mit Pfeffer behelfen. Während Goebbels seinen ebenso eitlen wie giftigen Kampf um Berlin führte und Gregor Strasser mit seinem Bruder sich von neuem in der Partei breitmachte, verbrachte der Führer immer noch seine beste Zeit auf dem Zauberberg.

Der Schrecken der Büros.

Wenn er gelegentlich nach München ins Parteibüro hinabsteigt, flüchtet jeder, der es irgendwie kann. Stundenlang ist dann an ein geregeltes Arbeiten nicht zu denken; der Chef nimmt jeden für jede Laune in Anspruch, und

unaufschiebbare Aufgaben sind keine Entschuldigung. «Was geht mich Ihr Mist an?» schreit er. «Tun Sie, was ich Ihnen sage!» Ein besonders Geduldiger findet sich schliesslich, der es fertigbringt, durch Schweigen und Nachgiebigkeit den Führer einzuwickeln und abzulenken: der junge Geschäftsführer der Reichsparteileitung, Philipp Bouhler. Die Angestellten der Druckerei Müller & Sohn im Hintergebäude haben ihren lustigen Tag, wenn Hitler im vorderen Flügel tätig ist. Einen ganzen Nachmittag lang hört man ununterbrochen seine Stimme über den Hof schallen; jetzt hält er wieder einmal Reden, heisst es. Man darf ihn wegen nichts ansprechen, will man nicht Gefahr laufen, eine halbe Stunde lang einen Vortrag über das Hitler gerade beschäftigende Problem zu hören: «Warum kommen Sie damit zu mir? Sie haben sich damit an Herrn Gengier zu wenden. In meinem Betrieb muss jeder wissen, wem er unmittelbar verantwortlich ist. Glauben Sie, ein Fridericus wäre jemals der Held von Leuthen geworden, wenn er sich um jeden Gamaschenknopf gekümmert hätte? Ich lasse mir nicht mit jedem Mist kommen. Wir müssen vom Vorbild des preussischen Generalstabs lernen, wo jeder genau seine Funktion zu kennen hatte...» – so geht das eine gute Weile fort, der unglückliche Fragesteller wünscht sich weit weg. Im Betriebe wird es allmählich zu einer vielgeübten Kunst, den Führer auf möglichst gute Art von den Arbeitsräumen fernzuhalten. Der Verlag fühlt sich etwas entlastet, als das Parteibüro vom «Beobachter» getrennt wird und sich schräg gegenüber, Schellingstrasse 50, in den Ateliers Heinrich Hoffmanns ansiedelt.

Ein besonders erregter Tag ist es, als die bayrische Regierung im März 1927 Hitler wieder das öffentliche Reden erlaubt. Als Gegenleistung erklärt er zum soundsovielten Male feierlich, dass er keine gesetzwidrigen Ziele verfolge und keine gesetzwidrigen Mittel anwenden wolle. Die erste grosse Rede nach zwei Jahren im Zirkus Krone erstaunt die Zuhörer etwas. Das ist ja nicht mehr Politik, das ist so salbungsvoll und getragen wie eine Predigt; nichts mehr von den blitzenden Angriffen auf tausend Gegner; keine jüdischen Witze, er ahmt nicht mehr wie einst das Mäuseln der verhassten Rasse nach, er droht und gewittert nicht. An versteckter Stelle eine kurze Anspielung auf «den verhängnisvollen Weg, den der Jude über die Erde dahinschreitet». Am nächsten Tage bringt der «Völkische Beobachter» nur ein paar sonderbare Fetzen der Rede, aus dem Zusammenhang gerissene Aphorismen, die niemanden klug machen. Die Leser wissen freilich nicht, was sich in der Nacht Schreckliches zugetragen hat. Die Stenographin, die Hitlers Rede nachschrieb, hat ihre Blätter verloren. Hitler gerät völlig aus der Fassung, sieht dahinter einen feindlichen Anschlag, der Gegner hat also seine

Spitzel im eigenen Betrieb. Schon längst wütet er, dass die meisten Angestellten im Parteibüro und im Verlag keine Nationalsozialisten sind; die Arbeiter von Müller & Sohn sind organisierte Sozialdemokraten und wählen jahraus, jahrein ihren roten Betriebsrat. Wenn man Adolf Müller Vorhaltungen macht, erwidert er: «Schicken Sie mir ein paar Nazi, die setzen können; ich will sie gern beschäftigen.» Dann treibt Amann mit Mühe und Not den einen oder anderen nationalsozialistischen Setzer auf; nach vier Wochen aber spürt die Redaktion selbst, dass im Betrieb etwas nicht klappt, der neue Mann kann meist nichts, und wenn er etwas kann, machen die Kollegen ihm das Arbeiten unmöglich. Der fressende Grimm macht sich jetzt Luft. Hitler lässt den Redakteur kommen, den er für verantwortlich hält, überschüttet ihn mit Schimpfworten, brüllt, er fühle sich von Verrätern umgeben, und als der Unglückliche antworten will, geht Hitler auf ihn zu und gibt ihm eine klatzende Ohrfeige.

Nach solchen Szenen wird er wieder für einige Wochen unsichtbar. Die Opfer trösten sich philosophisch mit der Überzeugung, dass der Mann eben nicht ganz normal sei. Er verkriecht sich wieder auf dem Obersalzberg und ist für niemanden zu sprechen. Der «Völkische Beobachter» muss ihm irgendwie verleidet sein; er schreibt überhaupt nicht darin. Um den führenden Leitartikel streiten sich Rosenberg und Gregor Strasser, der durch seine unheimliche Aktivität wieder der mächtigste Mann in der Partei geworden ist. Hitler selbst braucht seinen ganzen Eifer für einen Plan, den der Freund Heinrich Hoffmann ersonnen hat: ein illustriertes Blatt der Partei. Es heisst «Illustrierter Beobachter», imitiert äusserlich das grosse Bilderblatt des «jüdischen» Ullsteinverlages, erscheint zunächst nur alle vierzehn Tage und wird von Hermann Esser redigiert. Heinrich Hoffmann hat darin natürlich das Monopol für seine Photographien. Für jede Nummer schreibt Hitler einen Artikel; in der Partei gehen die märchenhaftesten Gerüchte über die Höhe des Honorars um, und als er einmal gefragt wird, sagt er: «Natürlich lasse ich mich für meine Arbeiten bezahlen, und sogar gut bezahlen; schliesslich bin ich nicht der Angestellte des Unternehmens, sondern der Gründer.» Gregor Strasser, immer ruhelos darauf sinnend, eine im ganzen Volk zündende Parole zu finden – sie fehlt in jenen Jahren vollständig –, beginnt für eine Erhöhung der Arbeiterlöhne zu agitieren. Aber da erwacht Hitler. Er erlässt eine öffentliche Botschaft und nennt jeden Befürworter einer Lohnerhöhung einen «Betrüger der öffentlichen Meinung»; das sei man nämlich, wenn man einem verklavten Volke ein höheres Einkommen verspreche. In solchen Fällen ist es schwer, sich mit Gregor Strasser zu einigen, der auf seiner Meinung beharrt und gute Gründe für sie hat: wir sind erstens eine Arbeiterpartei und zweitens Sozialisten; aber drittens werden wir bei der Masse nie Erfolg ha-

ben, wenn sie nicht sieht, dass wir etwas für ihre Interessen tun. Mit dem letzten hat Strasser sicher recht, das erkennt sogar Hitler an; eben weil Strasser so schöne soziale Töne für die Arbeiter hat, weil er es verstanden hat, an der Ruhr und in Mitteldeutschland dem Industrieproletariat die NSDAP als eine wirkliche Arbeiterpartei hinzustellen, ist er ja so wertvoll und wird trotz aller persönlichen Abneigung von Hitler gehalten. Aber Hitler hat freilich für seine Taktik ebenfalls gute Gründe; wenn die Partei für Lohnerhöhungen eintreten würde, bekäme sie von der Grossindustrie niemals einen roten Pfennig. Das kann man einem Mann wie Strasser freilich nicht sagen.

Wenn eine Verständigung ganz unmöglich ist, hilft man sich, so gut es geht. Einmal sind die beiden zu einer Besprechung über eine kitzlige Sache in Leipzig verabredet. Hitler weiss, dass Strasser einen ganzen Sack voll Beschwerden mitbringt. Sie treffen einander im Restaurant. Hitler entschuldigt sich, er müsse noch einmal auf die Toilette, geht – und kommt nicht wieder. Nach einer Weile schöpft Strasser Verdacht, geht hinaus, findet seinen Führer nicht und erfährt schliesslich, dass Herr Hitler durch den Seitenausgang das Lokal verlassen hat und im Wagen davongefahren ist. Auf so genial einfache Weise löst der Führer politische Fragen; nach der alten Regel, dass es keine noch so wichtige Angelegenheit gibt, die nicht durch Liegenlassen noch wichtiger würde.

Ein deutliches Ziel ist vorerst nicht zusehen. Hitler wartet auf das Schicksal; dieses Warten ist seine Stärke, sein Selbstvertrauen ist das Geheimnis des Sieges. «Vielleicht», sagt er Mitte 1927, «hat das Schicksal uns nur die Rolle eines Friedrich Wilhelm I. (Vater Friedrichs des Grossen) bestimmt; wir bauen nicht für uns, sondern für die Zukunft.» Ein andermal meint er: «Es mögen noch zwanzig oder hundert Jahre vergehen, ehe unsere Idee siegreich ist. Es mögen die, die heute an die Idee glauben, sterben – was bedeutet ein Mensch in der Entwicklung des Volks, der Menschheit?»

Wie das Bürgertum kapituliert.

Und doch waren sogar in dieser allertrübsten Zeit der Bewegung im deutschen Volke bereits die Voraussetzungen für den Sieg des Nationalsozialismus vorhanden; nur sahen die meisten sie noch nicht.

Im April 1928 hielt Dr. Gustav Stresemann, Deutschlands Aussenminister, im Münchner Bürgerbräukeller eine Wahlrede, die letzte seines Lebens. Stresemann war der bedeutendste Staatsmann, der Deutschland seit Bismarck geführt hat.

Als er im Münchner Bürgerbräukeller sprach, lieferten die Münchner Nationalsozialisten ein propagandistisches Meisterstück.

Sie schickten fünfhundert junge Leute hin, die sich die Haare mit silberglänzendem Stanniolpapier beklebt hatten. Das Stanniol sollte «Silberstreifen» bedeuten; Stresemann hatte mitten in Deutschlands trübster Nachkriegszeit hoffnungsvoll von einem «Silberstreifen am Horizont» gesprochen und hiess seitdem bei den Nazis der «Silberstreifen-Stresemann». Die fünfhundert Stanniolglänzenden, geführt von Hermann Esser, grölten beständig: «Juda, verrecke!» und «Wo bleibt der Silberstreifen, Herr Stresemann?» oder «Jetzt kommt der Geist von Locarno!» Die braven bürgerlichen Leiter der Versammlung, darunter ein General a.D., waren gegen die Rotte hilflos. Trotzdem setzte Stresemann mit seinen schlagfertigen Antworten sich allmählich durch, und die Störung drohte zu misslingen. Da standen die fünfhundert Stanniolköpfe auf und begannen die Nationalhymne «Deutschland, Deutschland über alles!» zu singen.

Am Vorstandstisch Unruhe. Plötzlich steht der General a.D. auf und singt mit. Neben ihm der Versammlungsleiter, ein Rechtsanwalt, singt auch. Und die andern Mitglieder des Vorstandes singen ebenfalls.

Das Lied hat nur den Zweck, ihre eigene Versammlung kaputt zu machen – sie singen. Es soll die Kandidatur ihres Parteifreundes Stresemann zu Fall bringen – sie singen. Es ist ein frecher Missbrauch der Nationalhymne und ein einziger Hohn auf sie selbst – sie singen trotzdem. Sie singen ihre Versammlung zu Tode, sie singen ihre Wahlkandidatur zu Grabe, sie singen ihren Aussenminister nieder.

Stresemann umklammert das Rednerpult, weiss vor Wut über die Feigheit seiner Parteifreunde. Noch am gleichen Abend erlitt er einen neuen Anfall seines Nierenleidens und siechte seitdem dauernd. Im nächsten Jahre starb er.

Die Versammlung war gesprengt – dank dem feigen Kuschen der Veranstalter vor dem zum nationalen Gassenhauer erniedrigten Liede. Als Stresemann sie nachher zur Rede stellte, antwortete einer: «Herr Minister, man musste diesen Burschen zeigen, dass wir ebenso gute Deutsche sind wie sie!» Statt ihnen zu zeigen, wo die Tür war. Aus Angst, von irgendeinem Lümmel als nicht genügend «national» erklärt zu werden, gaben sie sich, ihren Führer, ihre Sache und ihre Würde preis.

Bleibt jetzt noch etwas zu erklären?

So wird Hitler zur Macht kommen.

13. Der grosse Minderwertige

Aus dem Leben eines Taugenichts.

Wir nähern uns dem Zeitpunkt, der Hitler und seine Partei mit einem Schlag weltberühmt macht. Unerhörte Wahlsiege, gewaltige Aufmärsche lösen fast über Nacht die Periode der Unbeachtetheit ab. Die nationalsozialistische Partei scheint wie eine Dampfwalze über die deutsche Politik hinzufahren, die dünnen Gerüste der Staatsmacht und der Parteien brechen wie unter dem Druck einer Naturkraft zusammen. Das ist das äussere Bild; die wirkliche Politik jener Jahre aber ist ein feines und erbittertes diplomatisches Ringen zwischen Hitler und seinen Gegenspielern.

Wie sieht eigentlich die Kraft aus, auf die er sich stützt?

Hier ein paar Lebensläufe hervorragender nationalsozialistischer Unterführer, von ihnen selbst erzählt; die mit « » versehenen Stellen sind Zitate aus dem Reichstagshandbuch.

Karl Ernst, zuletzt Gruppenführer der Berliner SA, hat dadurch mit 30 Jahren Generalsrang, ist in seinem jungen Leben nacheinander «Angestellter, Einkäufer, Reisender, Hilfs Sportlehrer, Verwalter, Heimleiter», dann Adjunkt von Heines, später des Grafen Helldorf, hält nirgends lange aus, gehört zur Röhm-Heines-Clique, wird von Hitler als «lächerlicher Affe» bezeichnet, am 30. Juni 1934 erschossen.

Gottfried Feder, verunglückter Erfinder, konstruiert ein unbrauchbares «Betonschiff», später einen unbrauchbaren Plan zum Staatsbankrott, schliesslich die in der eigenen Partei nicht ernst genommene Lehre von der Brechung der Zinsknechtschaft. Ein Leben voller materieller und geistiger Misserfolge, aber offizieller Theoretiker der Partei.

Hans Hayn, im Krieg Leutnant der Reserve, dann kaufmännischer Volontär, dann beim Grenzschutz in Oberschlesien, später Mitglied des Schlagerterrschen Sabotagetrupps im Ruhrgebiet, am Küstriner Putsch beteiligt, in einen Fememordprozess verwickelt, schliesslich Gruppenführer der SA in Schlesien, am 30. Juni 1934 erschossen.

Edmund Heines, Kriegsleutnant, später heim Freikorps Rossbach in Pommern und Oberschlesien, dann SA-Führer in München, zeitweise Kaufmann, dann wegen Fememords anderthalb Jahre im Gefängnis, nach Haftent-

lassung einige Monate Student, zuletzt Obergruppenführer der SA in Schlesien, am 30. Juni 1934 erschossen.

Heinrich Himmler, im Kriege Fahnenjunker, dann drei Jahre Student, darauf ein Jahr Kaufmann, dann wieder Student, danach Privatsekretär, schliesslich Besitzer einer kleinen Geflügelfarm bei München, ausserdem Reichsführer der nationalsozialistischen Schutzstaffeln.

Siegfried Kasche, erzogen beim Kadettenkorps in Lichterfelde, dann: «Teilnahme an den Kämpfen in Berlin und 1919 im Baltikum. Zuletzt Fähnrich und Kompagnieführer. 1920/21 Arbeitsgemeinschaftsdienst in Pommern. Beruflich je etwa zwei Jahre in Landwirtschaft, Grossbank, Glasindustrie und Textilhandel. Januar 1926 Eintritt in die NSDAP.» 30. Juni 1934 als Brigadeführer der SA abgesetzt.

Karl Kaufmann, Oberrealschüler mit Einjährig-Freiwilligen-Zeugnis, zwei Jahre landwirtschaftliche Ausbildung, dann Kriegsfreiwilliger. «1920 Mitglied des Selbstschutzes Oberschlesien, Sturmkompanie von Killinger, beteiligte sich an der Niederwerfung des Polen-Aufstandes. Während des Ruhrabwehrkampfes in führender Stellung des Sabotage-Kommandos. In den Jahren 1922/1924 als Bauhilfsarbeiter, Holzarbeiter, Verladearbeiter tätig. Seit 1921 Mitglied der NSDAP.» Der offizielle Untersuchungsausschuss der Partei, Bezirk Bergisch-Land-Niederrhein fällte am 22. Juli 1922 in einem Ehrenverfahren gegen Kaufmann ein Urteil, in dem es u.a. heisst: «Kaufmann hat acht Jahre lang seinem grossen politischen Bekanntenkreis wahrheitswidrig vorgelogen, er sei alter Frontsoldat. Um diese Lüge glaubhaft zu machen, hat er sowohl mit dem E.K. II (Eisernes Kreuz) als auch mit dem Offiziersflieger-Beobachtungsabzeichen Ordensschwindel getrieben und diese Auszeichnungen, deren letztere nur für Tapferkeit vor dem Feinde verliehen wurde, getragen. Dieses bis in die letzten Jahre hinein.» Der Ausschuss kam zu dem Ergebnis: «Ordensschwindel, Urkundenfälschung, doppelter Ehrenwortbruch ... Tatsachen, die durch die Unterlagen für den Untersuchungs- und Schlichtungsausschuss als erwiesen gelten, zwingen letzteren dazu, Kaufmann die Honorigkeit abzusprechen.» Kaufmann wurde später Reichsstatthalter in Hamburg.

Manfred Freiherr von Killinger, Berufsoffizier, im Krieg Kapitänleutnant: «Nach dem Kriege Führer des Sturmbataillons im Freikorps Ehrhardt. Nach Auflösung Leiter der militärischen Abteilung des Geheimbundes OC (Organisation Consul). 1921 Führer der Ehrhardt-Leute im polnischen Aufstand in Oberschlesien. 1921/22 in Untersuchungshaft wegen Erzberger-Attentat, Nach Freispruch Führer des WikingBundes in Sachsen. 1928 Übertritt zur NSDAP.» 1933 sächsischer Ministerpräsident, 30. Juni 1934 abgesetzt.

Kurt Gruber, Gründer und langjähriger Führer der Hitler-Jugend, Referendar, Berufsredner. Beschwerden seiner Untergebenen an die Reichsleitung der Partei nannten ihn unehrlich, verlogen, minderwertig. Gruber wurde als Reichsjugendführer 1931 still durch Baldur von Schirach ersetzt.

Graf Helldorf, Gutsbesitzer in Wolmirstedt, Thüringen. Musste das väterliche Gut wegen wirtschaftlichen Schwierigkeiten aufgeben. Beruflicher «politischer Soldat», SA-Führer von Berlin, erklärte öfters, dass er diese Tätigkeit nur wegen des Geldverdienens übernommen habe. 1925 vom «Völkischen Beobachter» als «Konjunkturritter» gebrandmarkt, 1935 Polizeipräsident von Berlin.

Das sind ein paar typische Führer mit dem unruhigen und ungefestigten bürgerlichen Dasein und dem Knacks in der Berufslaufbahn; zum kleineren Teil Idealisten auf der Suche nach Deutschland, meist jedoch Zerbrochene auf der Übergangsstelle vom Abenteurer zum Verbrecher. Die Liste lässt sich beliebig verlängern und würde endlos werden, wollte man bei allen, die eine kaufmännische Tätigkeit «bis dann und dann» ausgeübt haben, nach den Gründen für das Ende dieser Tätigkeit forschen. Es sind alles Menschen, die die Geschichte der NSDAP stark beeinflusst haben.

Die Qualität dieser Menschensorte beleuchtet eine Notiz des von Dr. Goebbels herausgegebenen «Angriff». Sie betrifft den am 30. Juni 1934 erschossenen Standartenführer Uhl und lässt, ob man ihr nun wörtlich glaubt oder nicht, erkennen, was diese Führer einander zutrauen:

«Unter seinen (Uhls) Papieren fand man eine Photographie, die ihn in der Pose des Mörders zeigt. Er hatte sich bei einer früheren Untat photographieren lassen, seinen Fuss auf die Brust eines erschossenen SA-Mannes gesetzt, die Pistole in der Faust, hohnvoll grinsend.»

Und nun noch einer: Realschüler, verlässt die Schule aus Trägheit vor dem Examen, an der Kunstakademie und der Architekturschule, abgewiesen, nacheinander Gelegenheitsarbeiter, Kofferträger, Bettler, Ansichtskartenzeichner und Plakatmaler, mehrere Jahre lang Insasse eines Männerasyls, 1914 bis 1920 Soldat, dann ohne Beruf, von Freunden unterstützt, politischer Agitator – dieses Lebensbild Adolf Hitlers ist geradezu Krone und Vorbild für die Lebensläufe all dieser Deklassierten, die als sogenannte Führer der nationalsozialistischen Partei Unterschlupf gefunden haben.

Zusammenbrechende Klassen.

Aber dieses menschliche Bild der Bewegung war auch zugleich ein konzentriertes Bild breiter deutscher Volksschichten im Todeshauch der gesellschaftlichen Zersetzung. Das ist ein Weltuntergang, grösser als die ganze Hitlerbewegung: das Ende des Kapitalismus. Der Absturz des Welthandels, der 1935 auf ein Drittel der Ziffer von 1928 gesunken ist, ist der schwerste Flügelschlag des Todesengels, der über diese Welt hinzieht; der englische Pfundsturz, der «neue Plan» Roosevelts in Amerika, die französische Deflationspolitik, alle in der Methode einander zuwiderlaufend und dadurch die Weltkrise notwendigerweise verschärfend, sind Kampferspritzen und als solche das sicherste Zeichen des Sterbens.

Deutschland war in einer Sonderlage. Seine Opfer an Blut und Sachwerten im Weltkrieg und seiner Verlängerung, dem sogenannten Frieden seit 1919, waren die schwersten gewesen. Es hatte dann im Jahresdurchschnitt zwei Milliarden Mark an Reparationen zahlen müssen, die es nur in gepumptem Auslandsgeld übertragen konnte; als das Ausland 1930 in gewaltigen Stössen das geliehene Geld zurückzog, fielen die Reparationen in sich zusammen, endeten praktisch 1931 und wurden 1932 durch Beschluss von Gläubiger und Schuldner beseitigt. Politisch war dies das Werk des Reichskanzlers Dr. Brüning, der sich vorgenommen hatte, die Unmöglichkeit der Reparationszahlungen praktisch zu beweisen; er drückte die Löhne herab, suchte auch die Preise etwas abzubauen und senkte allgemein die Lebenshaltung. Dadurch verschärfte er die in Deutschland wie anderswo bereits wütende Krise; 1931 brachen die deutschen Grossbanken zusammen, eine von ihnen stellte formell ihre Zahlungen ein, die andern hatten das Glück, sich vom Staat zum Schalterschluss zwingen lassen zu können. Zwei Grossbanken gingen in Staatsbesitz über, die übrigen wurden tatsächlich von der öffentlichen Hand abhängig; auch der grösste deutsche Industriekonzern, der Stahl verein, konnte vor dem Sturz nur durch Verkauf an den Staat gerettet werden. Manche nannten dies Sozialismus; es war in Wirklichkeit eine Ausplünderung des Staates und damit des Steuerzahlers durch die Kapitalisten kurz vor deren Rückzug ins Privatleben.

All diese Rettungsversuche steigerten praktisch das Elend und verschärften die Erbitterung. Das Proletariat spaltete sich in zwei Klassen; die Inhaber von Arbeitsplätzen und die Inhaber von «Stempelkarten», d.h. Erwerbslose, die, um staatliche Unterstützung zu empfangen, täglich auf den Arbeitsämtern ihre Ausweise abstempeln lassen mussten; die deutsche Sprache wurde um das Wort «stempeln gehen», einen Ausdruck von bitterer

Volkstümlichkeit, bereichert. Das gleiche Los traf grosse Teile der Angestellten, die aber trotz der Gleichheit der äusseren Existenzbedingungen zäh an der Überzeugung festhielten, sie seien etwas Besseres als die Arbeiter. In der Gesinnung diesen nahe verwandt waren die selbständigen kleinen Gewerbetreibenden, Bäcker, Schneider, Friseure, Gastwirte, Ladeninhaber. Diese Schicht geriet in Feindschaft zum Grosskapital wie zum Staat, zur «öffentlichen Hand». Einmal waren die Kleinen alle mehr oder minder abhängig von den Banken, unter denen selbst wiederum die Grossbanken die alten lokalen Kleinbanken immer mehr aufzehrten; diese Abhängigkeit bedeutete bei der allgemeinen Kapitalunsicherheit für die kleinen Gewerbetreibenden Zahlung riesiger Zinsen. Sodann machte das Grosskapital durch Schaffung immer neuer Grossbetriebe, wie Waren- und Kaufhäuser, mammothhafter Vergnügungsetablissemments usw. den kleinen Gewerbetreibenden starke Konkurrenz. Hinzu trat aber der Wettbewerb von Betrieben der öffentlichen Hand, Sportplätze, Riesenbäder usw.; es kam vor, dass Stadtgemeinden grosse Hotels betrieben.

In dem Konkurrenzkampf zwischen den Grossen unter sich, der Grossen mit dem Staat und schliesslich der Grossen gegen die Kleinen blieb tatsächlich ein Teil des Mittelstandes auf der Strecke. Viele stiessen zum Heer der Erwerbslosen, noch mehr aber führten in ihren verödeten Gastwirthschaften, in den Schreibwarengeschäften ohne Kunden, den Friseurgeschäften mit dauernd leerstehenden Stühlen eine proletarische oder noch unterproletarische Existenz.

Die Enttheiligung des Eigentums.

Merkwürdig war das Schicksal des Kapitalisten mit der Couponschere. Es war von jeher das Schicksal des kleinen Aktionärs, von den Gründern und Unternehmern seiner Gesellschaft misshandelt zu werden; in der deutschen Nachkriegeseit wurde daraus unter dem Namen «Selbstfinanzierung» ein besonders raffiniertes System gemacht. Die Direktoren der Gesellschaften schütteten nur einen kleinen Anteil der Gewinne als Dividenden aus, den grösseren Teil benutzten sie, um ihr Betriebskapital zu erhöhen, das dann in Gestalt von Vorzugsaktien in den Besitz der Werkleitung überging. So wurde der kleine Aktionär um einen Teil seiner Einnahme gebracht und verlor völlig den Einfluss auf die Firma, von der er doch auch ein Miteigentümer war. Diese kleinen Kapitalbesitzer hatten in der Inflation von 1923 schon einmal heftig geblutet; nach dem grossen Bankenkrach von 1931 stürzten die deut-

schen Aktien bis auf ein Sechstel, ja ein Zehntel ihrer Parität hinab, darunter solche von Firmen allergrössten Ausmasses, die dank staatlichen Subventionen nicht einmal ihren Betrieb einzustellen brauchten. In diesen Firmen behielten die leitenden Männer der Verwaltung ihre Posten und – ein besonderer Skandal – dank der Zuschüsse der Staatskasse ihre Riesengehälter mit sechsstelligen Zahlen; der Aktionär aber hatte bis zu neun Zehnteln seines Besitzes verloren.

Zerstörung in vielen Gestalten hat seit dem Weltkrieg das mittlere und kleine Eigentum entwertet und entheiligt; das grosse hat sich oft mit Hilfe des von ihm beeinflussten Staates gerettet und unter dem Namen «nationale Wirtschaftsinteressen» befestigt. Nicht nur in Deutschland, sondern überall.

Am tiefsten und entschlossensten, dabei im gewissen Sinne am unberechtigsten, war die Erbitterung der Landwirtschaft. Die deutsche Landwirtschaft ist nach ihrer Natur der dürrste Zweig der deutschen Wirtschaft; sie ist, zumal östlich der Elbe, auf meist arme Böden angewiesen, muss zum Teil weniger wertvolle Früchte erzeugen, wie z.B. Roggen und Kartoffeln, hat nach Flächeneinheiten geringere Erträge als die fruchtbaren Böden Amerikas oder Südost-Europas und versorgt daher das deutsche Volk teurer und schlechter mit Nahrung, als das bei freiem Bezug aus dem Auslande möglich wäre. Seit 1925 hatte sie einen Zollschutz für ihre Produkte durchgesetzt und ihn unablässig erhöht; er genügte aber nicht, um ihr den deutschen Verbraucher konkurrenzlos auszuliefern. Die Folge war eine wirkliche Not zum mindesten bei Teilen der deutschen Landwirtschaft, die bei vollen Scheunen kein bares Geld hatte; der Staat trieb trotzdem seine Steuern ein, pfändete die Kuh im Stall, das Korn auf dem Acker. Es kam zu Bauernaufständen in Norddeutschland, zu Winzerunruhen am Rhein, auf Finanzämter wurden Bomben geworfen; die Führer bei diesen Abenteuern waren allerdings oftmals keine Bauern, sondern versprengte Intellektuelle, ehemalige Offiziere, Abenteurer, eben jener Typ, der auch den Kern der nationalsozialistischen Bewegung bildet. Auch die Bauern waren zum Teil inmitten ihres Eigentums mit einem Schläge arme Leute.

Im Winter 1932 hat Deutschland sieben bis acht Millionen Arbeitslose; von der übrigen Bevölkerung schleppt sich ein grosser Teil in fast gleichem Elend hin. Was bedeutet das politisch?

Die reaktionäre Revolution.

Von allen Klassen der Gesellschaft lösen sich grosse Schichten von Deklassierten ab. Sie behalten ihre alten gesellschaftlichen Ansprüche und Ideale, kommen aber angesichts des Versagens des gegenwärtigen Staates notwendigerweise zur Überzeugung, dass nur eine Umwälzung ihre Forderungen erfüllen kann. Der deklassierte Arbeiter will Arbeit; der deklassierte Angestellte will standesgemässes Auskommen; der deklassierte Gewerbetreibende will Aufwertung seines durch Zinslast, Konkurrenz und Steuerdruck entwerteten Besitzes, also Senkung von Zinsen und Steuern und Beseitigung der Grossbetriebe; der deklassierte Fabrikant wie der deklassierte Aktionär wünschen staatliche Aufträge, der deklassierte Landwirt fordert staatliche Mindestpreise. Bunt und schillernd zieht der Umsturz heran.

Das Wesen dieses Umsturzes ist, dass niemand von ihm etwas eigentlich Neues erwartet, sondern nur das, was man früher schon hatte. Das gilt selbst und sogar in erster Linie für den deklassierten Arbeiter, den angeblichen Träger der sozialistischen Idee. Gerade er denkt in seiner Verzweiflung längst nicht mehr an Sozialismus und Gesellschaftsumbau, sondern an Arbeit und sonst gar nichts; und auch die Inhaber von Arbeitsplätzen (die die kommunistische Agitation zum Unterschied vom Erwerbslosen «Betriebsarbeiter» nennt) wünschen tatsächlich nur eine Wiederbelebung des kranken kapitalistischen Systems, damit Löhne und Arbeitsbedingungen besser werden können. Die politisch bewussten Sozialisten sind auf dieser Arbeitermasse eine hauchdünne Oberschicht, die sich unter günstigeren Voraussetzungen und bei besserer Führung gewiss zu einer handlungsfähigen Avantgarde zusammenziehen könnte, heute aber mehr und mehr sich in ohnmächtige Tröpfchen auflöst. Jedenfalls: alle, die den Umsturz wollen, wollen dabei das Alte, nicht das Neue.

So zieht die Revolution zur Erhaltung des Bestehenden heran.

Ein gewaltiger Zug der Deklassierung geht durch das deutsche Volk. Alle, die von ihr erfasst oder auch nur bedroht sind, wehren sich; jeder auf andere Art und mit seinem besonderen Ziel, aber einig im Willen zur Reaktion und überwiegend bereit zur Reaktion mit revolutionären Methoden. Ein entscheidender Träger dieser Reaktion aber wird die Arbeiterschaft.

Dann gibt es noch eine Schicht, die auf ihre besondere Art in die Deklassierung hineingerät: die Jugend. Die Sechzehn- bis Fünfundzwanzigjährigen haben zum grossen Teil nichts verloren, sondern nie etwas gehabt; sie haben überhaupt keine Arbeit bekommen, sie haben zu Hause das Elend der

Arbeitslosigkeit beim Vater sehen müssen oder von der anspruchsvollen Bürgerlichkeit ihrer Familie nur den Jammer des verlorenen Vermögens erlebt; sie sind von Beruf Erwerbslose, Hoffnungslose, Zukunftslose. Diese Jugend wird eine Art Klasse für sich und Trägerin der stärksten Unzufriedenheit.

Die Unzufriedenheit der Deklassierten braucht einen Führer. Sie hat ihn sofort. Es ist der Intellektuelle.

Privileg und Verantwortungslosigkeit.

Von der politischen Bedeutung des Intellektuellen, die gar nicht hoch genug geschätzt werden kann, war schon die Rede. Er entwirft jetzt Zukunftsbilder; er allein versucht der kommenden Revolution einen positiven Sinn zu geben, ein Bild der kommenden «revolutionären Reaktion» zu zeichnen. Ein Zirkel junger Leute bildet sich um die Monatsschrift «Die Tat»; einer der ihren, ein junger Journalist mit dem Pseudonym Ferdinand Fried, verbreitet mit einem Buch «Das Ende des Kapitalismus» viel Unruhe unter den Führenden Deutschlands. Im Elend der allgemeinen Deklassierung errichten diese Intellektuellen das Zukunftsbild einer korporativen Gesellschaftsordnung, in der jeder Stand seine besondere Aufgabe, seine besondere Geltung und seine besondere Ehre haben soll. Das Standesbewusstsein wird der Deklassierung als rettendes Ideal entgegengesetzt. Andererseits geben diese Intellektuellen sich von den unheilbaren Ursachen der deutschen Not Rechenschaft; sie erkennen, dass bei der gegenwärtigen Verteilung von Macht und Besitz auf dem Erdball Deutschland von den Rohstoffquellen abgeschnitten ist und nicht mehr wie vor dem Kriege für seine auf Export berechnete Industrie Abnehmer und Bezahler erhoffen darf. Sie nehmen die Absperrung der Nationen von einander, noch mehr aber das Selbständigwerden grosser Kontinentalreiche als unabänderliche Tatsache hin und predigen als Gegenhilfe die Aufrichtung eines deutschen Kontinentalreichs in Mittel- und Osteuropa. Selbstversorgung oder Autarkie heisst das Schlagwort, von der Industrie abgelehnt, von der Landwirtschaft begrüsst. Ein Abklatsch dieser Ideen findet sich in «Mein Kampf», getrübt und verdorben durch die heimatlichen Rachegeleüste des Deutschrussen Alfred Rosenberg. Aber für den Machtkampf in und um Deutschland ist das Wichtigste das Problem der Stände.

Die Gliederung des Volkes in Stände, so sehr sie mit ihrem reaktionären Charakter dem praktischen Bedürfnis aller Schichten entgegenzukommen

scheint, ermangelt ganz eines unmittelbaren revolutionären Motivs, ohne das ein Umsturz unmöglich ist. Der Ständestaat ist ein Plan, der erst durch seine Realisierung den Massen etwas sagen könnte; er ist kein Antrieb, der unmittelbares Handeln erzeugt. Diese Triebkraft legt erst der Nationalsozialismus in den Ständeplan hinein, und zwar mittelst eines skrupellosen Tricks.

Er sagt nämlich jedem einzelnen Stande, dass er der Beherrscher oder besser der oberste Nutzniesser des kommenden Staates sein werde. Hitler, der seit 1930 seine Agitation auf das deutsche Bauerntum konzentriert, formuliert das 1933 so: «Das Bauerntum ist die Grundlage des Volkes. Das deutsche Volk kann ohne Städte leben; ohne Bauern kann es nicht leben.» Goebbels dagegen, der Agitator unter den Berliner Arbeitern, ruft diesen zu: «Steht auf, ihr jungen Aristokraten eines neuen Arbeitertums ! Ihr seid der Adel des dritten Reichs!» Der Gründer der nationalsozialistischen Gewerkschaftsbewegung, Reinhold Muchow, will «die Arbeiter zur herrschenden Schicht des neuen Staates machen.» In einem Gespräch mit Otto Strasser aber sagt Hitler, was er dann in jeder geschlossenen Versammlung vor den Unternehmern wiederholt: «Unsere grossen Unternehmer haben sich auf Grund ihrer Tüchtigkeit an die Spitze gearbeitet. Auf Grund dieser Auslese, die nur ihre höhere Rasse beweist, haben sie ein Recht zu führen.»

Das ist die Erweiterung des Ständegedankens durch das Führerprinzip. Es bedeutet für jedermann Entlastung von Verantwortung durch eine absolute oberste Autorität, also Sicherheit und moralische Bequemlichkeit; es bedeutet aber auch für jeden die theoretische Möglichkeit, selbst an irgendeiner Stelle Führer zu werden und ein Teil der Autorität ohne Verantwortung mitzugeniessen. So wenig das Individuum sich mehr verantwortlich fühlt und fühlen will für seinen Staat, so wenig ist der Führer tatsächlich verantwortlich; denn wenn die Verantwortung nach unten, gegenüber den Massen, aufgehoben ist, dann ist sie überhaupt aufgehoben. Verantwortung nach oben nämlich – Hitlers Lieblingsidee – gibt es praktisch nur, wenn der Druck von unten, der auf die höchste Stelle geübt wird, dazu zwingt; sonst erstickt das System der unkontrollierten, nur ihrem sogenannten Gewissen verantwortlichen Autorität in Despotismus, Kreaturen- und Günstlingswirtschaft. Der absolute oberste Führer, der angeblich die ganze Verantwortung allein auf sich nimmt, nimmt praktisch gar keine auf sich, denn niemand kann ihn zur Verantwortung ziehen. So entsteht ein Herrschaftssystem, in dem es nur ein Risiko gibt, nämlich den Kampf um die Gunst des Höheren, und ein sicheres Mittel, dieses Risiko auf Null zu reduzieren, nämlich die absolute Willfährigkeit nach oben.

Diese Willfährigkeit erhält offiziell den Titel «Dienst an der Nation», wie

denn überhaupt die herrschende Clique Volk, der Despotismus Dienst am Ganzen, die Beute Opfer und die Privilegien erhöhte Pflichten genannt werden.

«Wir sind mehr als andere, darum haben wir auch mehr Pflichten als andere» – heisst es in der SA. «Wir sammeln bei uns die 6-800'000 Kämpfer, die der Kern der Nation, die Majorität der Kraft und des Willens sind; die andern sind bloss Nummern», sagt Hitler. Nur blindeste Naivität kann hier die erhöhten Rechte nicht sehen, auch wenn von erhöhten Pflichten gesprochen wird; noch jedes Privileg in der Weltgeschichte ist mit besonderem Leistungen für die Gesellschaft gerechtfertigt worden. «Die Hunderttausende, die das Vaterland mehr lieben als alles andere, muss auch das Vaterland mehr lieben als die andern» – ein Ausspruch Hitlers aus der offiziellen Sammlung seiner Reden von 1923. Besser könnte es kein Pharisäer begründen; Patriotismus gegen Entgelt, die Revolution wird zur Plünderung.

So zeigt bereits die Analyse der Propaganda, wie die Praxis aus dem Ständestaat einen Privilegienstaat machen wird, und es ist bezeichnend, dass in der Tat die einzige Frucht des ganzen Geredes vom Ständestaat im nationalsozialistischen Deutschland von 1933 eine Unzahl von wirtschaftlichen Kartellen zur Hochhaltung der Preise war.

Der Abfall aller Klassen.

Für das Verständnis der Bewegung war es wichtig, zu wissen, wem die Privilegien versprochen wurden: allen. Der Aufbau des Staates verlangt zu wissen, wer sie erhielt. Das waren diejenigen, die mit echter Münze dafür zahlten, nämlich mit blindem Gehorsam.

Wir haben sie gesehen, die Menschen, die trotz Vorbildung und guter Herkunft aus eigener Kraft sich kein Leben aufbauen konnten, dauernd den Beruf wechseln, das väterliche Vermögen verschleudern, nirgends Erfolg haben und schliesslich bei den Nationalsozialisten als Gauleiter oder SA-Führer unterkriechen. Zum unterwürfigsten Byzantinismus sind sie nicht zu stolz, und die vollständige Unterdrückung der eigenen Meinung ist überflüssig, weil sie keine haben. Gerade wer die politische Kunst Hitlers hoch einschätzt, muss sich klar machen, was für Material er formt und mit welchem Werkzeug er arbeitet.

Die Deklassierten aller Klassen, repräsentiert in den sieben bis acht Millionen Erwerbsloser, sind sein Meer, und eine Handvoll unheimlicher Freibeuter die Besatzung seines Schiffes.

An die Verzweifeltsten der Gesellschaft richtete sich auch die kommunistische Propaganda, und es wird immer eine geschichtliche Haupt- und Kernfrage bleiben, warum in Deutschland und auch anderswo in einer nach allen äussern Merkmalen revolutionären Situation der Radikalismus von links durch den Radikalismus von rechts geschlagen wurde. Darauf gibt es zwei Antworten: die Kommunisten wandten sich mit allen Lehren, Begriffen und Schlagworten nur an die Deklassierten des Proletariats, die Nationalsozialisten an die Deklassierten aller Klassen; sie brachten einfach dadurch mehr Menschen hinter sich. Zweitens aber wandten sich die Nationalsozialisten auch beim Proletariat an die reaktionären Instinkte, die Kommunisten aber an die revolutionären; die Nationalsozialisten machten es den Deklassierten bequem, die Kommunisten verlangten Aktion von ihnen. Optimistisch ausgedrückt: die Kommunisten verlangten Tatkraft, Hitler Gehorsam; pessimistisch: die Kommunisten appellierten an den Neid, Hitler an die Faulheit; jene versprechen mehr Lebensgenuss, dieser Sicherheit. «Ihr kennt das Volk nicht,» sagt Hitler 1927 auf dem Nürnberger Parteitag. «Das Volk wünscht nicht, in Majoritäten hineingezerrt zu werden; es wünscht nicht mit Plänen belästigt zu werden; es wünscht eine Führung, an die es glauben kann, und weiter gar nichts!»

Die Deklassierten sind der Kern der Bewegung. Ihre Kraft entnimmt sie dem Heer der am stärksten Benachteiligten, der Erwerbslosen. Unter diesen sind gewiss auch viele wertvolle Menschen, schuldlos Verelendete. Unter ihnen aber sind es wieder die Asozialen, die Abenteurer, die bürgerlich Unbrauchbaren, die Saalschlachthelden, die Schlagringgewohnten, die Feme-mörder, die zu natürlichen Führern dieser ausgestossenen Schicht werden, «fähig und gewillt, sich der Leitung zur Verfügung zu stellen» und «blind diszipliniert, wenn auch geistig durchschnittlich,» wie Hitler sagt. Die Esser, Streicher, Kaufmann, Heines, Ernst, Graf Helldorf und Göring, darüber geistig Goebbels und Hitler – das ist die zusammengeschweisste Clique von Nichtsnutzigkeit und Talent; die jungen Kuckucke, die das Nest erobern und die andern hinauswerfen.

In den sogenannten «normalen» Zeiten findet diese Schicht in den Poren der Gesellschaft mehr oder minder Unterschlupf und verschwindet; heute wird sie durch den Zerfall des gesellschaftlichen Gewebes in Mengen freigesetzt. Die wahnsinnige Militarisation des Lebens weist ihnen den Weg zu einer rauhen Organisationsform von grosser Stärke. Eine früher am Rande der Gesellschaft dahinlebende Spreu ballt sich zur Masse. Als echte Raubritter nehmen sie jedes Wappen und jedes Schlagwort an, das im Augenblick ihren Zwecken dient; heute nennen sie sich Partei der anständigen Leute, morgen Partei der Unterdrückten; heute treten sie schützend vor das Eigen-

tum, morgen fordern sie stürmisch den Sozialismus. Mit jeder dieser Losungen locken sie wertvolle Elemente aus den verschiedensten Schichten an, die sie dann – oft ganz buchstäblich – als politischen Kugelfang vor sich herreiben. Karl Marx hat in seinem «Achtzehnten Brumaire» die entsprechende Clique geschildert, die Napoleon III. umgab: «An den Hof, in die Ministerien, an die Spitze der Verwaltung und Armee drängt sich ein Haufen von Kerlen, von deren Bestem zu sagen ist, dass man nicht weiss, von wannen er kommt, eine geräuschvolle, anrühige, plünderungslustige Boheme.» Und Marx betont, dass diese Schicht, in diesem Buch bewaffnete Boheme genannt, den Diktaturstaat regiert, nicht die Grossbourgeoisie.

Der Abfall aller Klassen sammelt sich als Kern der Bewegung und erhebt sich zum Herrn des Staates.

Der grosse Minderwertige reisst die Herrschaft an sich.

Die Gangster kommen.

Hitlers reifes Feld.

Den Innungsmeister der Friseure einer mitteldeutschen Stadt sucht im Februar 1933 nach Hitlers Machtantritt ein Berufskollege auf und sagt: «Ich möchte Ihnen mitteilen, dass ich mein Geschäft aufgebe. Ich kann den Laden nicht mehr durchhalten.

«Es ist traurig,» sagt der Innungsmeister, «wie so vielen Kollegen jetzt der Atem ausgeht; das kommt, weil die Arbeiter nichts mehr verdienen, da lassen sie die Haare lieber wachsen. Und was werden Sie denn jetzt machen?» «Ich habe schon etwas.» – «Mensch», sagt der Innungsmeister, «glauben Sie wirklich, Sie kommen jetzt noch durch Ihre Partei zu etwas?» – Der andere, argwöhnisch: «Von was für einer Partei reden Sie, welche meinen Sie?» – «Nun, das weiss man doch im ganzen Verband, dass Sie Kommunist sind.» – Der andere, schreiend: «Das habe ich gewusst, das habe ich gedacht, dass Sie das sagen würden! Nein» – klappt den Rockaufschlag hoch, ein verborgenes Hakenkreuz wird sichtbar – «ich kriege durch die Nazis einen Posten beim städtischen Wohlfahrtsamt!»

Das Hakenkreuz unterm Rockaufschlag, nach aussen «Marxist», in jeder Schublade ein anderes Parteibuch! So gab es Zehntausende...

Die Regierungen aber merkten überhaupt nicht, was vorging. Der sozialdemokratische Reichspräsident Löbe schreibt 1928 dem sozialdemokratischen Innenminister von Preussen, Grzesinski, fortwährend Briefe: man könne doch Hitler nicht länger mehr das öffentliche Reden verbieten, wie

man das seit Jahren tue; Hitler sei zwar formell Ausländer, aber deutscher Frontsoldat gewesen, und man habe einen demokratischen Staat. Grzesinski schreibt bei einem dieser Briefe an den Rand: «Der Polizeiabteilung. Ich ersuche, mir nunmehr die Erteilung der Redeerlaubnis für Hitler vorzulegen. Es lässt sich in einem demokratischen Staat nicht verantworten, dass sie ihm vorenthalten wird.» Der zuständige Referent schreibt darunter: «Herrn Minister zurückgereicht. Ich bitte, die Anweisung zurückzunehmen. Wir haben genug Idioten im eigenen Lande und brauchen sie uns nicht von auswärts zu importieren!»

Aber es half nicht. Der demokratische Staat gibt Hitler im Jahre 1928 die Erlaubnis, das Volk von neuem durch Reden gegen ihn aufzuwühlen.

Etwa zwei Jahre später fand in der Garnisonskirche zu Königsberg in Ostpreussen eine Trauung statt. Der Divisionsgeistliche selbst segnete das Paar ein. Dann hielt er ihm eine Ansprache: zweierlei Treue sollten sie sich fürs Leben vornehmen: erstens die Treue gegeneinander, zweitens die Treue zu ihrem selbstgewählten Führer Adolf Hitler. Dann spielt die Orgel der Militärrkirche das Horst-Wessel-Lied, die Sturm-Hymne des Nationalsozialismus. Die preussische Regierung erfuhr von dem Vorgang und beschwerte sich beim Reichswehrminister über diesen sonderbaren Militärrpfarrer; der Minister tat aber nichts gegen ihn.

Der Divisionspfarrer hiess Ludwig Müller; wir werden noch von ihm hören.

Und damit das Bild vollkommen sei:

Der preussische Innenminister Severing liess es sich einmal einfallen, die staatsfeindliche «Deutsche Zeitung», ein Blatt des Alldeutschen Verbandes, zu verbieten. Die «Deutsche Zeitung» war in Ton und Kampfweise eine Vorläuferin und Bundesgenossin der nationalsozialistischen Presse. Darauf ging eine Journalisten-Delegation zu Severing, geführt von Georg Bernhard, dem demokratischen Chefredakteur. Bernhard setzte Severing auseinander, dass das Verbot unsozial sei, denn der Verleger werde natürlich den Redakteur, der ihm das Verbot eingetragen habe, entlassen. Man möge daher das Verbot des staatsfeindlichen Blattes wieder aufheben.

So liebten die Republikaner ihre Feinde.

14. Die diplomatische Periode

Göring kehrt heim.

Auf Wunsch Hindenburgs wird 1926 eine politische Amnestie erlassen. Göring kehrt ein Jahr später nach Deutschland zurück. Gerührtes Wiedersehen mit Hitler; aber vorläufig keine Politik. Göring muss Geld verdienen; er tut es durch Geschäfte mit der Flugzeug-Motoren-Industrie, mit den Firmen Heinkel und Bayrische Motorenwerke. Erst 1928 tritt er nach vorn. Hitler kann den Freund nicht anders unterstützen, als durch ein Reichstagsmandat, das sechshundert Mark monatliche Diäten einbringt. 1928 wird gewählt, die Nationalsozialisten bekommen ganze zwölf Mann in den Reichstag, 1924 waren es erst zweiunddreissig und dann immer noch vierzehn; es ist ein Schlag. Aber unter den Zwölfen ist Göring. Der verlegt seinen Wohnsitz nach Berlin, führt ein elegantes Leben mit Schulden, schliesst enge Freundschaft mit Goebbels und beginnt mit diesem zusammen eine systematische Minierarbeit gegen Gregor Strasser und seinen Kreis. Er ist also eine wertvolle Waffe Hitlers im Machtkampf um die Parteiherrschaft.

Otto Dietrichs Sendung.

Vielleicht im Augenblick noch wichtiger ist ein zweiter Zuwachs.

Im Jahre 1928 tritt in die Deutschnationale «München-Augsburger Abendzeitung» ein junger Handelsredakteur ein. Er war vorher Syndikus beim Rheinischen Stahlwaren-Syndikat, dann Handelsredakteur der «Essener Allgemeinen Zeitung» gewesen; vor allem aber ist er Schwiegersohn des Dr. Reismann-Grone in Essen, und dieser Reismann-Grone ist erstens der formelle Besitzer der von der Schwerindustrie ausgehaltenen «Rheinisch-Westfälischen Zeitung», zweitens ein wichtiger Geldvermittler des Alldeutschen Verbandes, und drittens ist er das alles, weil er einer der politischen Berater des Bergbaulichen Vereins, eines der geldschwersten und politisch

interessiertesten Unternehmerverbände ist. Der junge Redakteur mit diesen märchenhaften Familienbeziehungen heisst Dr. Otto Dietrich. Obwohl er bei den Deutschnationalen sein Geld verdient, ist der damals Einunddreissigjährige heimlicher Nationalsozialist und bei Hitler ein mit Respekt aufgenommener Gast. Mit Hilfe seines Schwiegervaters vermittelt Dietrich eine Begegnung zwischen Hitler und dem greisen Grossindustriellen Emil Kirdorf, Hauptaktionär der Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft und Gründer des Ruhrkohlsyndikats. Er verwaltet die zur politischen Beeinflussung bestimmten Gelder des Bergbaulichen Vereins und des Verbandes «Eisen Nordwest», den sogenannten «Ruhrschatz». Kirdorf gehört in der deutschen Wirtschaftsgeschichte zu den berüchtigten unsozialen «Scharfmachern» der Vorkriegszeit, zu den bei der Arbeiterschaft verhasstesten Unternehmertypen; im Übrigen ein wirtschaftlicher Organisator von Format. Dieser klassische Trustmagnat, mächtiger Greis von zweiundachtzig Jahren, macht auf Hitler einen starken Eindruck; seine Gestalt ist es, die in ihm die Überzeugung weckt, der deutsche Grossindustrielle bewiese durch den Erfolg seine höhere Rasse und sei deswegen zur Führung berufen. Der alte Kirdorf nimmt als Ehrengast am Nürnberger Parteitag 1929 teil und schreibt danach an Hitler einen begeisterten Brief, den der «Völkische Beobachter» auf Dietrichs Rat in grosser Aufmachung und im Wortlaut veröffentlicht. Die grossen Industriellen an Rhein und Ruhr sind gegen so etwas nicht gleichgültig; von nun ab erhält die nationalsozialistische Partei regelmässige Subventionen aus dem Ruhrschatz, die erst 1932 vorübergehend gestoppt werden.

Ein interner Parteiumbau, kurz nach Dietrichs erstem Auftreten in der Partei, passt so merkwürdig und haarscharf in diese ganzen Vorgänge hinein, dass er kein blosser Zufall sein kann. Gregor Strasser hatte sich im Wirtschaftsgebiet Kirdorfs eine mächtige Organisation aufgebaut, den Gau «Ruhr» der nationalsozialistischen Partei; seine Unterführer waren Karl Kaufmann und Erich Koch, zwar untereinander verfeindet, aber ebenso wie Strasser Männer des radikalen, unternehmerfeindlichen Tons. Der Gau Ruhr bestand aus einer ungebärdigen Arbeitermasse; Hitler hatte es möglichst vermieden, sich dort zu zeigen. Im Oktober 1928 löste er den Ruhrgau auf, zerschlug damit Strassers Machtposition, verbannte Erich Koch als Gauleiter nach Ostpreussen und liess den durch Skandalgeschichten belasteten Kaufmann ein Jahr lang im Dunkeln, bis er ihn als Gauleiter nach Hamburg überführte. Der Ruhrgau wurde in zwei selbständige Abschnitte zerlegt; die neuen Gauleiter Florian und Terboven waren gehorsam und stifteten keinen Schaden.

Hitler lässt den Punkt 13 des Parteiprogramms, die Sozialisierung der Trusts, still fallen. Im Übrigen sehen wir, dass es nicht nur geistige Bande sind, die ihn an den Alldeutschen Verband knüpfen.

Otto Dietrich aber verfolgt seine Rolle in der Partei weiter. Um seinen Proleten an der Ruhr den letzten Zahn herauszubrechen, ernannt Hitler den Schwiegersohn der Schwerindustrie anfang 1931 zum stellvertretenden Chefredakteur der «Essener Nationalzeitung», damit zugleich zu seinem Gesandten im Industrieviertel. Aber nicht genug. Am 1. August desselben Jahres steigt Dietrich zum Reichspressechef der gesamten Partei in München auf. Der junge Industriesyndikus überwacht fortan die ganze Parteipresse. Die Überwachung ist streng. Ein Chefredakteur in Hamburg, der die Reichswehr angreift, wird kurzerhand hinausgeworfen.

Zweifelloos ist Dietrich ein Stück Geldmacht, das in die Partei hineinragt. Wie steht es überhaupt zwischen Geld und Nationalsozialismus?

Alle Beobachter Hitlers bezeugen sein rastloses Interesse für die Geldfrage. Er bohrt jeden an, bei dem er etwas vermutet, und nimmt in den ersten Jahren auch die kleinsten Beträge, sogar als die Bewegung schon berühmt ist. Das finanzielle Rückgrat der Partei, wenigstens ihrer Gaue und Ortsgruppen, sind von 1924 bis 1929 sicherlich Mitgliedsbeiträge und Einzelspenden; jeder Nationalsozialist soll monatlich eine Mark zahlen. Wer mehr spendet, gehört zum «Opferling» und bekommt einen Logenplatz, wenn Hitler spricht. Aber von diesen regelmässigen Beiträgen erhält die Reichsleitung nur zehn Prozent; das genügt bei Weitem nicht. 1923 gibt die Partei unverzinsliche Schuldscheine aus; auf ihnen steht zu lesen, die Schuldscheine würden nicht eingelöst werden, wenn ein Jude sie präsentiere.

Dietrich Eckart rühmt sich 1922 im «Beobachter»: «Was Hitler zur Ausgestaltung der Partei an Geld zufloss, ging auf mich zurück. Woher ich selbst die Mittel hatte, geht die Sozialdemokraten einen Dreck an...» Eckart bekam sein Geld zum Teil von dem General von Epp, der einen Kreis kapitalkräftiger Leute in Bayern zur Finanzierung einer nationalen Presse zusammengebracht hatte; mit diesem Geld ist der «Völkische Beobachter» für die Partei gekauft worden. Der Bayrische Industriellenverband gab 1923 Geld, nachdem sein Vorsitzender, Geheimrat Aust, von dem Führer im kleinen Kreise «über die bis dahin noch nicht veröffentlichten Ziele Hitlers auf wirtschaftlichem Gebiet» (Aussage Austs vor dem Staatsanwalt) aufgeklärt worden war. Zur gleichen Zeit wurde Hitler von dem Vorsitzenden der Vereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände, Ernst von Borsig, finanziert, der Hitler 1922 im Berliner «Nationalen Club» kennen gelernt hatte (Zuschrift Borsigs an das «Berliner Tageblatt» 1926). Andere Geldgeber waren die Industriellen Grandei in Augsburg und Becker in Geislingen. Im ganzen hat man den Eindruck: die Industrie liess sich in jenen Jahren anbetteln, warf aber Hitler das

Geld nicht nach; treue Zahler waren meist einzelne Freunde. Zu diesen gehörten ferner das Ehepaar Bechstein, der Verleger Hugo Bruckmann und seine Frau Elsa, eine geborene Prinzessin Cantacuzene, von Nationalität Rumänin und schwärmerische Verehrerin Hitlers; sodann das Haus Hanfstaengl, deren weibliches Oberhaupt von Nationalität Anglo-Amerikanerin ist; schliesslich Frau Gertrud von Seidlitz, eine Deutschrussin, die Geld aus Finnland brachte. Sie sagte, von der Polizei vernommen: «Dass Beträge aus Finnland öfters eingegangen sind, habe ich durch Amann und andere Persönlichkeiten erfahren. Aus diesen Quellen weiss ich auch, dass im Laufe des Jahres 1923 Finnländer und andere Ausländer gelegentlich ihres Aufenthaltes in Deutschland Geldbeträge gestiftet haben.»

Ausländisches Geld.

Finnländer und andere Ausländer! Hitler hat viel ausländisches Geld genommen. Scheubner-Richter brachte es fertig, die weissrussischen Emigranten, unter dem General Biskupski, anzubohren, die ihr Geld vermutlich wieder aus englischer Quelle hatten; diese Weissrussen spielen in der Bewegung eine beträchtliche Rolle, schreiben andauernd im «Völkischen Beobachter», so Dr. von Nemirowitsch-Dantschenko, ehemaliger Beamter der bolschewikenfeindlichen ukrainischen Regierung; ein weissrussischer Agitator, Professor Gregor, reist 1926 von Parteigau zu Parteigau und spricht in riesig aufgemachten nationalsozialistischen Versammlungen über die «bolschewistische Hölle». Die Häupter dieser Russen-Clique in der Partei sind Scheubner-Richter und Rosenberg.

Der Kapitänleutnant a. D. Richard Wenig, Leiter einer deutsch-amerikanischen Industriefirma, berichtete 1924 dem Staatsanwalt: «Ich wurde von Hitler gebeten, meine amerikanischen Verbindungen zum Zwecke der Geldbeschaffung für seine Ziele in Anspruch zu nehmen. Ich habe das als unmöglich abgelehnt.» Trotzdem kam Geld aus Amerika. Dass Henry Ford, der berühmte Automobilfabrikant, direkt oder indirekt Geld an die Nationalsozialisten gegeben hat, ist nie bestritten worden; Ford ist Antisemit, unter seinem Namen erschien ein Buch «Der internationale Jude». Ein nationalsozialistischer Agent namens Lüdecke reiste 1925 nach Amerika, um von Ford Geld zu holen. Dieser Lüdecke muss eigentümliche Geldquellen gehabt haben; er übergab einmal Max Amann einen Betrag in französischen Franken, was Amann stutzig machte.

Amann wurde bedenklich, als Lüdecke ihm französisches Geld gab. Aber war es das erste französische Geld, das die Bewegung bekam?

Im Jahre 1921 herrschte in der Partei ein merkwürdig Franzosen-freundli-

cher und zugleich englandfeindlicher Ton. Hitler tobt in seiner ersten Massenversammlung im Zirkus Krone gegen «dieses England, das in planmässiger Teufelei, in ewigen Revolutionen Irlands Volk zu Tode hetzt, den alten Kulturstaat Indien ausgegaunert hat und einem der grössten Kulturvölker dieser Erde, Deutschland, den letzten Rest von Freiheit raubt.» Zur gleichen Zeit bemitleidet der «Völkische Beobachter» das französische Volk, weil seine Regierung aus «Prokuristen der angelsächsischen Weltfirma» bestehe; das werde erst anders werden, und ein europäischer Völkerfrühling werde kommen, «wenn das französische Volk, dessen edlen Kern wir neidlos anerkennen und ehrlich schätzen, zur Erkenntnis kommt...» Zu welcher Erkenntnis? Hitler 1922: «In Frankreich wurde mit allen Mitteln glühender Hass gegen Deutschland hochgezogen. Den Konflikt zu suchen und auszunützen, ist auch hier wieder das klar erkennbare Bestreben des Juden.» Darum ist es geradezu logisch, wenn Hitler 1923 ausruft: «Nicht nieder mit Frankreich, sondern nieder mit den deutschen Novemberverbrechern muss es heissen!» Rosenberg prophezeit das Heraufkommen des französischen Nationalsozialismus und Hitler ruft: «Antisemiten aller Länder, vereinigt euch!»

Sind das alles nur zufällige Töne? Oder gibt es eine Verbindung?

Redakteur des «Völkischen Beobachters» in dessen «französischer» Periode war Hugo Machhaus. Dieser Machhaus versuchte anfang 1923 zusammen mit zwei Freunden, einem Professor Fuchs und einem Münchner städtischen Beamten namens Kühles, mit französischer Hilfe Bayern von Deutschland abzutrennen; ein Beamter des französischen 2. Büros, der Oberstleutnant Richert in Saarbrücken, wurde in das Unternehmen hineingezogen und kam nach München. Private Gegenspionage deckte das Komplott auf, die Verschwörer wurden verhaftet, Richert entkam. Bevor der Prozess begann, wurde Machhaus, der ehemalige Redakteur des «Beobachters», am eigenen Hosengurt erhängt in seiner Zelle aufgefunden. Ein sonderbarer Selbstmord; warum hatte man dem Verhafteten den Hosengurt überhaupt gelassen, was doch sonst nicht üblich ist?

Und nun ein Indiz von ganz anderer Seite. Im Oktober 1923 besuchte der sozialistische englische Unterhausabgeordnete E.D. Morel den Generalstaatskommissar Kahr in München und sagte ihm: «Ich möchte Ihnen mitteilen, dass meine in hohen Stellen befindlichen Pariser Freunde mir aufs Bestimmteste erklärt haben, dass ein grosser Teil des Geldes, das Hitler erhält, aus französischer Quelle stammt.» Kahr antwortete, er müsse sich gegen diese Behauptung verwahren; zwar stimme er mit Hitler nicht in allem überein, aber dieser sei jedenfalls ein Ehrenmann. Darauf Morel: «Einer meiner Gewährsmänner ist ein französisches Kabinettsmitglied. Das Geld geht

durch acht bis neun Stellen über das besetzte Gebiet.» Diese Unterredung ist von dem schon genannten Kapitänleutnant a. D. Wenig, der als Dolmetscher dabei war, in einem Prozess im Februar 1925 mitgeteilt worden.

Also Hitler an Frankreich verkauft? Dafür gibt es keinen Beweis und auch keine Wahrscheinlichkeit. Das Zeugnis Morels wiegt gewiss schwer, lässt aber die Möglichkeit offen, dass Hitler ahnungslos Geld aus irgendeiner französischen Quelle erhielt. Ob Hugo Machhaus ebenso ahnungslos war, ist eine andere Frage. Er verliess 1922 den «Beobachter». Hat er, der separatistische Verschwörer und Mitarbeiter des Obersten Richert, seinem Führer französisches Geld zugeleitet? Hat dieser nichts gemerkt – oder hat er etwas gemerkt und Machhaus deshalb hinausgeworfen? Hat er nichts geahnt oder nichts ahnen wollen? Es ist sehr unwahrscheinlich, dass Hitler für französisches Geld französische Politik gemacht hat; aber es ist möglich, dass eine goldgeränderte Umgebung ihn beeinflusste.

Die schwere Industrie.

Nach der Neugründung der Partei 1925 hält die deutsche Industrie die Taschen zu. Hitler hat auf dem Nürnberger Parteitag 1927 darüber geklagt, wie verständnislos die Leute von der Wirtschaft auf einmal seien. Die Bewegung braucht jetzt viel mehr Geld als früher; zehn Dollar sind kein Riesenvermögen mehr, sondern eben zweiundvierzig Mark. Borsig gibt nichts mehr, Ernst Hanfstaengl hat nichts mehr, die grossen Spender und die kleinen Freunde versagen. Planmässig wirbt Hitler jetzt um das Geld; seine meisten Reisen und Konferenzen dienen der Finanzierung. Er gibt sein Manifest gegen Lohnerhöhung aus; er preist in den Reden vor den Unternehmern das Privateigentum als Grundlage aller Kultur und lässt seine Anhänger gegen die Enteignung der Fürsten stimmen. Der «Völkische Beobachter» beginnt Mitte 1928 einen Feldzug gegen die Tariflöhne und lässt sich entsprechende Aufsätze von einem Professor Jahn aus Düsseldorf schreiben. 1927 heben im «Beobachter» zwei merkwürdig sachverständige Artikelreihen über die deutsche Braunkohlenwirtschaft und über internationale Ölprobleme an. Die Braunkohlen-Artikel sind ein fortgesetzter Angriff auf den jüdischen Konzerninhaber Petschek, einen tschechoslowakischen Staatsangehörigen; sie sind so genau fundiert, dass sofort auf Hintermänner getippt wird, bis Hitler im November 1929 entschieden jede finanzielle Verbindung zum Ostelbischen Braunkohlensyndikat abstreitet. Dagegen nicht dementiert wurden

direkte oder indirekte finanzielle Beziehungen zu Sir Henry Deterding, dem Leiter des Koninklijke-Shell-Oelkonzerns, dem Besitzer der von den Bolschewiki beschlagnahmten russischen Ölquellen, dem grossen Inspirator und Geldgeber antibolschewistischer Kampagnen.

Kennzeichnend ist bis 1930 Hitlers weitgehende finanzielle Abhängigkeit von politischen Mittelsmännern und sogar Nebenbuhlern. Hier beginnt der Fall Hugenberg.

Ehemals preussischer Siedlungskommissar im Osten, scharfer Kämpfer gegen das Polentum auf deutschem Boden, dann Direktor einer landwirtschaftlichen Genossenschaft in Posen und damit finanzieller Berater eines Teils der ostdeutschen Landwirtschaft, schliesslich Vorsitzender des Direktoriums der Firma Krupp und seit dem politischer Vertrauensmann der deutschen Schwerindustrie: das ist Alfred Hugenberg, Geheimrat, dreiundsechzigjährig, schnurrbartig und borstenhaarig, genannt der «Silberfuchs». Bisher ein mächtiger «Mann im Dunkeln», wird er 1928 durch die brutale Macht des Kassenschanks politischer Führer der Deutschnationalen Partei. Ein glänzender Eroberer; er erobert nicht nur die Partei, er eroberte schon vorher – immer mit dem Gelde der Industrie – den grössten Zeitungskonzern und Nachrichtenapparat Deutschlands (Scherl-Verlag, Telegraphen-Union, Ala-Annoncenverlag), er eroberte den grössten Filmtrust, die Ufa. Und er benutzt das alles nicht in erster Linie zum Geldverdienen, sondern wirft diesen Apparat mit Rädern und mit Schrauben in den politischen Kampf, dessen Ziel ist: Sturz der Republik, Zerreissung der Versailler Verträge, Zerschlagung der Gewerkschaften, Zerschlagung der Sozialdemokratie, Zerschmetterung der Kommunisten. Das äussere Ziel ist dem Hitlers überraschend ähnlich, vielleicht das Antisemitische etwas schwächer betont. Wunderbar geschickt hat Hugenberg seine politische Maschine organisiert. Er beherrscht die deutsche Presse in ihrer grossen Masse; er beherrscht den Film; durch den von ihm namentlich finanziell beeinflussten Landbund beherrscht er die Landwirtschaft vom Grossgrundbesitzer bis zum Kleinbauern. Seit 1915 hat er, von Haus aus kein sehr reicher Mann, diese Macht aufgebaut. Als er 1928 offiziell die Führung der Deutschnationalen Partei übernimmt, ein monarchistischer Parteiführer, sich gegenüber einem monarchistischen Reichspräsidenten und eine zum mindesten nicht demokratische Reichswehr, da hat die Reaktion tatsächlich in Deutschland die Hand bereits an den meisten Hebeln.

Unfähige Reaktion.

Es fehlt der Mann, der das Kommando gibt: «Zieht!»

Wenn in den vorigen Kapiteln die jähren Bergrutsche in der Gesellschaft, der eigentümliche blinde Nebel über der Volksseele geschildert wurden, so wurde damit schon eine Antwort auf die naheliegende Frage versucht: Warum ist die deutsche Reaktion nicht von einem Prinzen, einem General, einem Gelehrten, irgendeinem Mann der oberen Schicht zum Siege geführt worden? Ein Blick auf das politische Deutschland von 1930 zeigt etwas Merkwürdiges: überall stehen an der Spitze der neuen politischen Grossverbände unbekannte Leute von unten. Da ist der Stahlhelm, mächtigster, aller Wehrbünde, 350'000 schlagkräftige Männer stark; ihn führt ein Sodawasserfabrikant aus Magdeburg, Franz Seldte. Sein Vorläufer war die Organisation Escherich, so genannt nach ihrem Gründer und Führer, einem Forstrat aus Oberbayern. Der Jungdeutsche Orden gehorcht dem unbekanntem Oberleutnant a.D. Arthur Mahraun. Der tatkräftigste aller Putschführer der Rechten ist der junge Kapitän Ehrhardt, ein bürgerlicher Mann. Die Führer des republikanischen Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, der Grobschmied Hörsing und der Buchdrucker Höltermann, verdienen deswegen Erwähnung, weil beide nicht zum engeren Kreis der sozialdemokratischen Parteiführer gehörten. Wenn der Stahlhelm mit seinem Likörfabrikanten die prunkenden «Vereinigten Vaterländischen Verbände», geführt von einem echten preussischen General a.D. und Grafen von der Goltz, völlig aus dem Felde schlug, so war das ein Zeichen.

All diese Rechtsverbände waren finanziert von der Industrie und begünstigt von der Reichswehr; aber ihr kleinbürgerliches Menschenmaterial schuf sich das Gegenbild einer kleinbürgerlichen Führung.

Unter den intimen Gegenspielern Hugenbergs traten zwei hervor: der Reichsaussenminister Dr. Gustav Stresemann und der Reichsbankpräsident Dr. Hjalmar Schacht; jener schon vom Tode gezeichnet, dem er im Oktober 1929 erliegt, dieser damals gerade aus seiner Wirtschaftskulisse auf die politische Bühne hinaustretend. Stresemann und namentlich Schacht betrieben die Konsolidierung der deutschen Reparationsverpflichtungen. Die Konferenz der Gläubiger und Schuldner unter dem Vorsitz des Amerikaners Owen D. Young gibt den deutschen Zahlungen 1929 in Paris eine neue Form, die unter dem Namen Young-Plan bekannt ist. Sie setzt Zahl und Dauer der deutschen Zahlungen fest, aber in unerträglicher Höhe. Da rebelliert die deutsche Industrie. Ihr Bevollmächtigter, der Generaldirektor des Stahlvereins, Dr. Albert Vogler, der eine der beiden deutschen Hauptdelegierten,

verlässt die Konferenz. Aber Schacht, der andere Delegierte, bleibt. Er verteidigt den Plan, die Reichsregierung nimmt ihn an, Hindenburg unterschreibt ihn.

Aber vorher hat sich die deutsche Industrie noch einmal zum Sturm erhoben. Sie sieht in den zwei Milliarden jährlicher Reparationslasten einen tödlichen Ausfuhrzoll auf ihre Produkte. Hugenberg schreibt einen vielfältigen Brief an dreitausend amerikanische Geschäftsleute, in dem er sie vor Kredithergabe an ein Deutschland warnt, das diese Last freiwillig auf sich nehmen würde. Die Kirdorf, Vogler, Springorum, der «junge» Fritz Thyssen, der Freiherr von Loewenstein wollen einen Proteststurm entfachen, und der Entfacher wird natürlich Hugenberg sein. Aber jetzt zeigt sich, dass der grossartigen Propagandamaschine dieses Zauberkünstlers eine Kleinigkeit fehlt: das Volk.

Man kann die Presse haben, den Film haben, die Parteien haben, und doch das Volk nicht haben. Hugenberg muss versuchen, die in verschiedenen Bahnen dahinlaufende grosse Rechtsbewegung zu ergreifen und zu organisieren. In Betracht kommen ausser seinen Deutschnationalen, die als Wähler zahlreich, als Partei aber elend organisiert sind, der Stahlhelm und die Nationalsozialisten. Der Stahlhelm, von organisatorisch begabten Soldaten und politisch unfähigen Literaten gesteuert, gibt sich willig und billig her. Was tut Hitler? Er liefert ein glänzendes Beispiel, wie man sich teuer verkauft und Karriere macht.

Der Magnet vor dem Misthaufen.

Schon seit einigen Jahren hat er enge Freundschaft mit einem geschäftigen politischen Geldmann geschlossen, dem Oberfinanzrat Bang aus Dresden. Dieser Bang ist sein Leben lang nie Nationalsozialist gewesen, ist engster Vertrauensmann Hugenbergs; trotzdem geht er bei Hitler ein und aus, unterrichtet ihn über die politischen Vorgänge in hohen Regionen, kommt Woche um Woche mit einem Leitartikel im «Völkischen Beobachter» nieder. Als Gregor Strasser einmal mit Hitler über Vorgänge im Reichstag sprechen will, sagt der Führer: «Sie brauchen mir nichts zu erzählen, Herr Bang hat mich schon unterrichtet.»

Bang war ein Führer des Alldeutschen Verbandes und zugleich Mitglied des Reichsverbandes der Deutschen Industrie. Vergeblich hatte er versucht, diesen Verband auf die rechtsradikale Seite zu ziehen; die Nationalsozialisten haben mindestens bis 1930 aus seinen Wahlfonds nie einen Pfennig erhalten. Bang gründete einen Gegenverein, die «Deutsche Industrielle Vereinigung», brachte auch einige Mitglieder des Reichsverbandes zum

Übertritt, aber die Masse der Unternehmer kam nicht; so fehlte Ernst von Borsig, der Führer der Arbeitgeberverbände. Dieser verunglückte Versuch Bangs zur Radikalisierung des Unternehmertums kennzeichnet grell und scharf dessen politische Haltung bis 1930; sie war richtig und zweckmässig, denn die Rechte beherrschte den Staat auch ohne Radikalismus immer mehr. Erst das politische Auftreten Hugenbergs kündigt mit der heraufziehenden Wirtschaftskrise einen neuen Rutsch nach rechts an.

Aus diesem Rutsch hoffte Hitler mit Hilfe des Oberfinanzrats Bang viel fruchtbare Gartenerde aufzufangen. Immer wieder erbt er bei den Alldeutschen!

Von den Nationalsozialisten ruft zuerst der Strasserflügel zum wilden Sturm gegen den Young-Plan auf; Strassendemonstrationen, Tumulte, Streiks will er entfachen. Der deutsche Kapitalismus soll als der eigentliche Schuldige am Young-Plan getroffen werden. Die Brüder Strasser geben die Parole aus: Katastrophen-Politik! Und das, während Hitler von diesen Kapitalisten Geld verlangt!

Um diese Zeit wollten die Führer des Stahlhelms ein Volksbegehren machen, durch das der Reichspräsident mehr verfassungsmässige Macht bekommen sollte. Hitler fand den Einfall närrisch, Hugenberg aber hatte eine Idee: Volksbegehren sehr gut; nur nicht für Verfassungskram, den kein Mensch versteht, sondern gegen den Young-Plan! Alles, was gegen den Young-Plan sei, müsse jetzt zusammen marschieren. Bang kam zu Hitler und forderte ihn auf, mitzutun.

Hitler erwiderte, es sei zweckmässiger, wenn jede Partei für sich vorgehe, denn die Nationalsozialisten seien für manche Deutschnationale und die Deutschnationalen für viele Nationalsozialisten eine Belastung. Siehe die Strassers !

Bang: Gerade die Strassers seien ein bedenklicher Punkt. Das sei ja der reine Kommunismus, ihr Kampf richte sich gar nicht mehr gegen die Bedrücker von aussen, sondern gegen die deutsche Wirtschaft.

Hitler: Wenn die deutsche Wirtschaft ihre Pflicht tue und nicht für ihre Sonderinteressen, sondern für die Interessen des ganzen deutschen Volkes den nationalen Kampf gegen den Druck von aussen und den Verrat im Innen führe, dann werde er, Hitler, sie restlos unterstützen.

Bang sagte, gerade das wolle und vollbringe doch Hugenberg soeben. Die führenden Wirtschaftskreise seien überzeugt, dass nur gemeinsames einheitliches Vorgehen zu einem Erfolge führen könne; für Sonderaktionen hätten sie kein Verständnis und befürchteten von ihnen nur das Abbiegen des Kampfes in eine falsche Richtung.

Hitler beginnt einzusehen, dass er in diesem Kampf, wenn er auf getrenn-

tem Marschieren besteht, ohne Mittel sein wird. Er fährt nach Berlin, trifft Hugenberg in den Räumen des «Deutschen Ordens», einer Art nationaler Loge. Wieder kommt der Fall Strasser zur Sprache. Auch von Gottfried Feder ist die Rede; Hitler selbst beginnt in jener Zeit seinen Wirtschaftspropheten für einen Dilettanten zu halten, was ein Mann wie Goebbels schon immer getan hat. Hitler verspricht, dass Angriffe auf die «Wirtschaft» künftig unterbleiben würden, wenn die Wirtschaft für den nationalen Befreiungskampf eintrete. Nun, das tut sie doch im Augenblick sicherlich; Hugenberg sitzt ja als Verkörperung des neuen politischen Willens der Wirtschaft hier. Hitler will das glauben und diesen Glauben durch seinen Eintritt in Hugenbergs Aktionsausschuss bekräftigen. Bedingung ist jedoch, dass seine Partei nach aussen völlig selbständig auftritt und den Kampf für das gemeinsame Ziel mit den ihr eigenen Methoden führt. Dass ihr hierfür von den bereitgestellten Geldmitteln ein sehr grosser Teil überlassen werden muss, ist selbstverständlich; damit gerade diese Bedingung in aller Schärfe durchgeführt wird, wird niemand anders als Gregor Strasser nationalsozialistisches Mitglied im Finanzausschuss des Unternehmens sein. Hugenberg wundert sich, dass es gerade Gregor Strasser ist, aber Hitler ist seines Unterführers sicher.

Gregor hat sich schon seit einigen Monaten von seinem Bruder innerlich entfernt. Mancher wilde Artikel, der in früheren Jahren unter dem Namen Gregor Strassers erschienen war, war von Otto geschrieben worden. Otto Strasser hatte seinem Bruder dabei mancherlei zugemutet, Lobpreisungen der grossartigen, von ihren Führern leider verratenen deutschen Sozialdemokratie der Vorkriegszeit, literarische Betrachtungen über Strindberg, Dostojewski und Tolstoi oder leise Bewunderung für die Sowjetunion; wenn auch Gregor die Linie im grossen Ganzen billigte, so lagen ihm doch Ton und Einzelheiten gar nicht und waren ihm manchmal peinlich. Wenn sein Bruder ihn gegen Hitler scharfmachen wollte, sagte Gregor: «Ich habe 1925 meine Drogerie verkauft und das Geld in unseren Zeitungsladen gesteckt. Jetzt bin ich ganz von Hitler abhängig; wenn er mir mein Mandat nimmt, ist alles aus.»

Während fast niemand in der Partei etwas ahnt, erscheint Hitler überraschend in Berlin und spricht auf einer Kundgebung im engeren Kreise, die Hugenberg gegen den Young-Plan einberufen hat. Die nationalsozialistische Reichstagsfraktion erfährt es erst von den deutschnationalen Kollegen: euer Chef ist da und zeigt sich Arm in Arm mit Hugenberg dem Volke. Sie stürmen in den Versammlungssaal im ehemaligen Herrenhaus und hören noch gerade den Schluss von Hitlers Rede. Grosse Verblüffung bei den meisten; endlich sagt der Abgeordnete Lohse: «Man muss hoffen, dass der Führer schon weiss, wie er den Hugenberg hereinlegen wird.»

Der Führer weiss es. Er erlässt eine Anordnung an die Partei: Das Endziel der Partei bleibe unberührt. Nur Anordnungen der Parteileitung seien gültig; gemeinsame Kundgebungen mit anderen Verbänden müssten ausdrücklich von der Parteileitung gestattet sein. Später würde sich doch «im freien Spiel der Kräfte die klarste und kühnste deutsche Bewegung zum endgültigen Sieg durcharbeiten.»

So schliesst Hitler Bündnisse. Nun will er den Deutschnationalen zeigen, wie man Propaganda macht! Der ganze Feldzug gegen den Young-Plan wird von den Nationalsozialisten völlig beherrscht; Hugenbergs Nachrichtenbüros müssen die Reden Hitlers gross bringen, denn die nach jedem Winde sich drehenden Zeitungen im Lande verlangen es; seine eigenen Zeitungen müssen es ebenfalls, denn die Leser fordern es. Und all das muss Hugenberg bezahlen. Hitler hat den Arm tief in Hugenbergs Kasse und schöpft, dass er sich noch Reserven für die nächsten Wahlkämpfe zurücklegen kann.

Den immer noch unzufriedenen Genossen aber sagt er vertraulich: «Das versteht ihr nicht! Jetzt wird einfach ein Magnet an einem Misthaufen vorbeigezogen, und nachher werden wir sehen, wieviel Eisen in dem Misthaufen war und an dem Magnet hängen geblieben ist.» Mit dem Misthaufen meint er das deutsche Volk.

Es bleiben nur sechs Millionen Eisenfeilspäne oder Stimmen hängen; mit andern Worten: der Volksentscheid fällt rasselnd durch. Die Stimme des Volkes ist klar für den Young-Plan. Aber der Geschlagene ist Hugenberg. Hitler hat das Geld im Kasten und weiss: von den sechs Millionen sind rund drei, die vor einem Jahre noch für Hugenberg stimmten, heute für die Nationalsozialisten gewonnen.

Der Bruch mit Otto Strasser.

Aber diese aufsteigende Partei kann nicht ewig von dem gesparten Kriegsschatz leben, sie braucht immer wieder Geld. Das wird sie nicht bekommen, wenn ihr der Ruf des «Bolschewismus» anhaftet. «Otto Strasser hat uns unendlich geschadet», notiert Goebbels noch zwei Jahre später in seinem Tagebuch; er meint: bei den Geldgebern. Bereits ist der Keil zwischen die Brüder Strasser getrieben; nun verlangt Hitler von Otto Strasser, dass er seine Tageszeitung samt den Wochenzeitungen an Max Amann und den Eher-Verlag ausliefere; ausserdem soll er als Reichspressechef in München unter Hitlers Aufsicht kommen. Otto Strasser will nicht. In Hitlers Berliner Abstei-

gequartier, einem bescheidenen kleinen Hotel in der Linkstrasse, Sanssouci, kommt es zu einer siebenstündigen Auseinandersetzung, die ungemein aufschlussreich für Hitlers Denkweise ist. Man sprach über alles und jedes; begann mit Kunst, ging dann zum Sozialismus über, zum Führertum, zur Rassenfrage. Otto Strasser hatte seinen Bruder Gregor, Hitler Max Amann als Zeugen mitgebracht.

«Alles, was Sie sagen, beweist nur, dass Sie keine Ahnung von Kunst haben», schulmeisterte Hitler. «Es gibt nur eine ewige Kunst, die griechisch-nordische, holländische, italienische, deutsche Kunst, Gotik – das ist Irreführung. Was überhaupt auf den Namen Kunst Anspruch erhebt, kann immer nur nordisch-griechisch sein!»

Dann sprach man vom Sozialismus. Hitler entwickelte erschütternde Auffassungen: «Die grosse Masse der Arbeiter will nichts anderes als Brot und Spiele. Die hat kein Verständnis für irgendwelche Ideale. Wir werden nie damit rechnen können, die Arbeiter in erheblichem Masse zu gewinnen. Nein: wir wollen eine Auslese einer neuen Herrschicht, die nicht von irgendeiner Mitleidsmoral getrieben wird, sondern sich darüber klar ist, dass sie auf Grund ihrer besseren Rasse das Recht hat, zu herrschen; und die diese Herrschaft über die breite Masse rücksichtslos aufrechterhält und sichert.»

Dann erwärmte Hitler sich für den Fortschritt der Menschheit, von der Steinzeit bis zu den heutigen Wunderwerken der Technik. Strasser bezweifelte den Wert des «sogenannten Fortschritts». Hitler nannte ihn das Verdienst grosser Einzelpersönlichkeiten. Strasser zweifelt auch an den grossen Einzelpersönlichkeiten. Darauf wird Hitler grimmig: «Wollen Sie leugnen, dass ich der Schöpfer des Nationalsozialismus bin?» Strasser leugnet; gewiss spiele Hitler eine bedeutende Rolle, aber nur als Träger einer Idee, die im Verlauf der Geschichte «am Zuge sei», nämlich der Idee des Sozialismus. Hier fiel Hitler ein und rief, dieser angebliche Sozialismus sei der reine Marxismus. Überhaupt gebe es gar kein kapitalistisches System, sei doch der Besitzer einer Fabrik von seinen Arbeitern abhängig. Indessen – Hitler wandte sich an den danebensitzenden Amann:

«Mit welchem Recht verlangen diese Leute Anteil am Besitz oder gar an der Leitung? Herr Amann würden Sie es sich gefallen lassen, wenn plötzlich Ihre Stenotypistinnen Ihnen dreinreden würden? Der Unternehmer, der die Verantwortung für die Produktion trägt, der schafft auch den Arbeitern Brot. Gerade unseren grossen Unternehmern kommt es nicht auf das Zusammenraffen von Geld an, nicht auf Wohlleben, sondern denen ist die Verantwortung und die Macht das Wichtigste. Sie haben sich auf Grund ihrer Tüchtigkeit an die Spitze gearbeitet. Und auf Grund dieser Auslese, die wiederum nur die höhere Rasse beweist, haben sie ein Recht zu führen.»

Dann sagte er, die weisse Rasse habe die ganze Weltwirtschaft planmässig zu organisieren: «Der ganze Nationalsozialismus wäre nichts wert, wenn er sich nur auf Deutschland beschränkte; wenn er nicht mindestens ein- bis zweitausend Jahre lang die Herrschaft der hochwertigen Rasse über die ganze Welt besiegelte.» Als hier Gregor Strasser widersprach, lenkte Hitler ein und gab zu, dass man vielleicht an eine Herauslösung Deutschlands aus der Weltwirtschaft in immerhin hundert Jahren denken könne.

Otto Strasser sprach nochmals von Sozialismus und erinnerte an das sozialistische Programm der fünfundzwanzig Punkte. Darauf Hitler: «Der Ausdruck Sozialismus ist an sich schlecht. Aber vor allem heisst er nicht, dass die Betriebe sozialisiert werden müssen, sondern dass sie sozialisiert werden können, nämlich wenn sie gegen das Interesse der Nation verstossen. So lange sie das nicht tun, wäre es einfach ein Verbrechen, die Wirtschaft zu zerstören.»

Ausserdem habe man ein Vorbild, das man ohne Weiteres annehmen könne: den Korporativstaat Mussolinis. Verantwortung nach oben, Herr nach unten!

Strasser: «Also Herr im Haus?»

Hitler: «Dieses System ist durchaus richtig, und es kann gar kein anderes geben. Nur fehlt dem heutigen System ebenjene letzte Verantwortlichkeit gegenüber der Nation. Mitbesitz und also Mitbestimmung der Arbeiter, das ist ja eben Marxismus, während ich nur dem von einer höheren Schicht geleiteten Staat das Recht dieser Einflussnahme gebe.»

Das war das letzte, was Otto Strasser von dem Freunde Emil Kirdorfs und Bundesgenossen Hugenbergs hörte.

Der Verlauf des Gesprächs mit Otto Strasser hatte Hitler tief beleidigt. Es kam selten vor, dass ihm ein verhältnismässig so untergeordnetes Parteimitglied derart offen widersprach, ihm gar Widersprüche nachwies; er sah darin einen Mangel an Respekt, schon Röhm hatte es erfahren müssen. Hitler schrieb an seinen Berliner Gauleiter Dr. Goebbels einen von gekränkter Eitelkeit strotzenden Brief, in dem er ihm befahl, Strasser und seinen Anhang schmachvoll aus der Partei zu jagen. In dem erregt hingefetzten Brief hiess es, in ungeheuerlichem Deutsch:

«Unter der Maske, für den Sozialismus kämpfen zu wollen, wird eine Politik zu vertreten versucht, die vollkommen der Politik unserer jüdischliberal-marxistischen Gegner entspricht. Ich halte es nunmehr für notwendig, diese destruktiven Elemente rücksichtslos und ausnahmslos aus der Partei hinauszuerwerfen. Den Wesensinhalt unserer Bewegung haben wir geformt und bestimmt, die wir diese Bewegung gründeten und die wir für sie kämpften,

für sie in den Gefängnissen litten, und die wir sie aus dem Zusammenbruch auch wieder zu ihrer heutigen Höhe emporgeführt haben. Wem dieser von uns und in erster Linie von mir der Bewegung zugrunde gelegte Wesensinhalt nicht passt, soll in die Bewegung nicht kommen oder hat sie wieder zu verlassen. Die Nationalsozialistische Partei wird, so lange ich sie führe, kein Debattierklub wurzelloser Literaten oder chaotischer Salonbolschewisten werden, sondern sie wird bleiben, was sie heute ist: eine Organisation der Disziplin, die nicht für doktrinäre Narreteien politischer Wandervögel geschaffen wurde, sondern zum Kampf für eine Zukunft Deutschlands, in der die Klassenbegriffe zerbrochen sein werden...». Dann eine Schmeichelei an Goebbels, auf dessen Ergebenheit Hitler sich in dieser Sache verlassen muss: «Ich habe Sie, lieber Herr Dr. Goebbels, vor Jahren auf den schwersten Platz des Reiches gestellt, in der Hoffnung, dass es Ihrer Energie und Tatkraft gelingen werde, aus dem Durcheinander nationalsozialistischer Bestrebungen in Berlin eine einheitliche, straffe Organisation zu bilden. Sie haben diese Aufgabe in einer Weise gelöst, dass Ihnen der Dank der Bewegung und vor allem meine eigene höchste Anerkennung sicher ist. Ich muss Sie nun bitten...»

Der Bitte, die am 30. Juni ausgesprochen wurde, folgte die Erfüllung auf dem Fuss. Goebbels trommelte am 1. Juli die Mitglieder des Berliner Gaus in der «Neuen Welt» im Berliner Osten zusammen und erklärte: «Wer sich nicht einordnet in den gewaltigen Organismus der Bewegung Adolf Hitlers, der wird hinausgefeuert.» Und so geschah es. Otto Strasser und eine Anzahl seiner Anhänger wurden ausgeschlossen. Sie sagten: Die Sozialisten verlassen die NSDAP. Ihr Apparat zerbrach, ihre Tageszeitungen wurden zu Wochenblättern. Otto Strasser gründete eine eigene Partei, erst «Revolutionäre Nationalsozialisten», dann «Schwarze Front» genannt; die Mitglieder reden sich «Kampfgenossen» an. Nach Hitlers Machtantritt ging Otto Strasser in die Emigration; erst seitdem hat seine bis dahin unbedeutende Bewegung, illegal arbeitend, Einfluss namentlich auf die SA erlangt.

Gregor Strasser aber sagt sich öffentlich in scharfer Form von dem Bruder los. Er stehe in vollster Loyalität «hinter Herrn Adolf Hitler». Wieder der geschäftskühle Ton; nicht «mein Führer». Aber immerhin, er unterwirft sich.

Pfeffers Sturz.

Das Aufräumen geht weiter. Goebbels hat über seinen Todfeind triumphiert, über den Rivalen, der mit seiner Tageszeitung das nationalsozialistische Norddeutschland beherrschte und Goebbels Wochenblatt «Angriff» nicht aufkommen liess. Jetzt bekommt auch Göring seine Genugtuung. Der von ihm ingrimmig gehasste oberste SA-Führer Pfeffer fällt, der Mann, der sich auf Görings ehemaligem Posten breitgemacht hat.

Pfeffer begeht die Unvorsichtigkeit, mit den Homosexuellen in der SA anzubinden. Er und sein Berliner Unterführer, Hauptmann a. D. Stennes, beginnen einen Kampf gegen die «Clique». Darauf werden von München die Gehälter für die Berliner Führer und die sonstigen Zuwendungen gesperrt. Die Folge ist offene Meuterei der Berliner SA. Goebbels, der seinem Freunde Göring den Posten des obersten SA-Führers verschaffen möchte, hat beim Kampf gegen die Homosexuellen mitgewirkt, den offenen Kampf gegen München jedoch nicht gewagt. Auch gegen ihn richtet sich jetzt der Zorn der SA-Männer. Der Schutz der Gauleitung muss der SS übertragen werden; die SA stürmt die Geschäftsstelle, das schwarze Korps telephonierte nach dem Überfallkommando der Polizei. Hitler legt sofort der Partei eine Sondersteuer zugunsten der SA auf und stürzt nach Berlin. Dort fährt er von Kneipe zu Kneipe, wo die SA ihre Stammtische und Wachtstuben hat; er sagt ihnen, dass sie Geld bekommen werden; sagt, die Partei stehe dicht vor grossen Siegen und einer herrlichen Zukunft. Der Gausturmführer Wetzel begleitet ihn. Hitler spielt vor den rauhen Kämpfern den Gerührten, greift an die Herzen, vergiesst Tränen. «Herr Hitler», sagt Wetzel kalt, «so macht man das nicht. Weinen hat keinen Zweck, die Kerle muss man anbrüllen.» Hitler wirft ihm einen schrägen Blick zu, als wolle er sagen: Meinen Sie? und antwortet nichts. Aber im nächsten Lokal gibt es keine Tränen mehr; da brüllt er. Die SA-Männer nehmen Anschauzer, Geld und Vernunft an, die Revolte legt sich.

Die Meuterei kostet Pfeffer den Kopf; aber da er nicht offen gegen den Parteiführer rebelliert hat und die von ihm gerügten Missstände nicht bestritten werden können, geht er in hohen Ehren; Dienstanzug des Osaf, das SA-Zivilabzeichen in Gold und ein Reichstagsmandat mit Diäten sind der Abschiedslohn.

Göring aber wird um seine Hoffnungen betrogen. Hitler übernimmt selbst die oberste SA-Führung; der eigentliche Führer der Truppe hat nur noch den Titel eines Stabchefs. Der Posten wird vorläufig nicht besetzt, denn der Mann, der ihn erhalten soll, ist nicht in Europa.

Die «wehrpolitische Vereinigung».

Schon im Prozess von 1924 hat Hitler gesagt, er hoffe, eines Tages mit der Reichswehr wieder gut Freund zu sein. Nur wollte er sich teuer verkaufen, nicht so billig wie Röhm oder gar Pfeffer. Doch die Reichswehr war lange spröde. Das Reichswehrministerium verbot 1927, dass in den Betrieben und Werkstätten des Heeres Nationalsozialisten beschäftigt würden, denn die Partei sei staatsfeindlich; in den Fememordprozessen gegen Heines und den Oberleutnant Schulz verleugnen die Vertreter des Reichswehrministeriums feierlich die schwarze Reichswehr.

Dagegen aber regt sich bei den jüngeren Offizieren eine Gegenströmung. Der Heines-Prozess veranlasst ferner eine Anzahl inaktiver, aber trotzdem einflussreicher Offiziere, die der Bewegung bisher freundlich abwartend gegenüberstanden, sich zu ihr zu bekennen. Es sind: der General von Epp, der Oberst Hierl, der Oberstleutnant Haselmayer und – Röhm.

Zum erstenmal nach dreijährigem Schweigen ergreift Röhm im Mai 1928 wieder das Wort, zunächst mit der Feder. Hitler gibt ihm im «Völkischen Beobachter» Platz, um ein Bekenntnis zu dem verurteilten Heines abzulegen; das Blatt selbst nennt Heines eine Landsknechtnatur, die überall dabei war, wo es galt, für das Vaterland zu fechten; stets in vorderster Front der nationalen und völkischen Bewegung. Also eine Rehabilitierung des Hinausgeworfenen; sie war der Preis für Röhm's neue Wirksamkeit in der Bewegung. Röhm selbst nannte die Verurteilung von Heines wegen Mordes einen «Eingriff der formalen Justiz in das Notwehrrecht der Soldaten».

Genau zur gleichen Zeit erklärt der General von Epp, Röhm's alter Vorgesetzter und Freund, nunmehr ausser Dienst, seinen Beitritt zur Partei; er wird sofort Reichstagsabgeordneter. Epp hatte 1924 wie alle Offiziere den Ehrenwortbruch Hitlers getadelt; jetzt meint er in einer öffentlichen Erklärung, der deswegen entstandene Groll sei doch «schnell wieder abgezogen».

Um dieselbe Zeit übernimmt Konstantin Hierl, Oberst a.D., bisher Führer in dem von Ludendorff gegründeten «Tannenbergbund», die Leitung der Militärbeilage des «Völkischen Beobachters». Der Partei selbst tritt er erst ein Jahr später bei und entwirft seitdem für Hitler persönlich Pläne zur künftigen Verschmelzung der Partei mit dem Staate; eine Frucht dieser Arbeit, die er als «Organisationsleiter 11» der Partei ausführt, ist der spätere Arbeitsdienst, gedacht als Vorschule der Wehrpflicht. Die Herstellung des Zusammenhangs zwischen Partei und Reichswehr ist seine Spezialität. Hierl

führt einen gelehrten militärpolitischen Kampf gegen den Schöpfer der Reichswehr, den General von Seeckt. Dieser hält eine kleine, gutgeschulte Berufsmarine für den entscheidenden Heerestyp der Zukunft, Hierl dagegen verlangt die allgemeine Wehrpflicht, wenn auch in moralisch etwas veränderter Form: nicht mehr wahllose Wehrpflicht schlechthin, sondern Wehrrecht für die Vollbürger – was in der militärischen Wirkung ziemlich dasselbe ist. In dieser Auffassung begegnet Hierl sich mit dem Oberstleutnant Haselmayer, im Freundeskreise «Haselmaus» genannt, – und mit Röhm.

Unter Führung Röhm's gründen die vier Männer, scheinbar abseits von der NSDAP, eine «Wehrpolitische Vereinigung», die im Stillen eine Art privater Generalstabsarbeit für die kommende deutsche Wiederaufrüstung zu leisten sucht. Hitler ist Mitglied. In der Öffentlichkeit wird von dieser Vereinigung wenig gesprochen. Aber mit Denkschriften, Entwürfen, Programmen und durch persönliche Verbindung mit den Menschen der Reichswehr wird von hier aus die erste Brücke geschlagen. Röhm reist im Lande bei den Ortsgruppen umher, versammelt die zahlreichen ihm bekannten Reichswehroffiziere der Garnisonen im vertrauten Kreise, hält militärische Besprechungen ab und führt bei alledem den Titel «Beauftragter Adolf Hitlers». Zu Freunden sagt er in dieser Zeit: «Hitler ist unbedingt der kommende Mann, und ich mache ihm seine Armee.»

Aber ehe diese Saat reift, verlässt Röhm den Schauplatz abermals. Grund war anscheinend ein Streit mit seinem ehemaligen Freunde Neunzert; Röhm fürchtete eine Anzeige Neunzerts beim Staatsanwalt wegen seines Privatlebens. Darum nahm er ohne Zaudern ein plötzliches Angebot der Regierung von Bolivien an, das ihn als Instruktionsoffizier nach Südamerika rief. Erst vor Kurzem ist der Kamerad Kriebel, der militärische Führer des Putsches 1923, als Lehroffizier nach China gegangen. Binnen drei Tagen ist Röhm – Anfang 1929 – auf dem Schiff.

Werben um die Reichswehr.

Aber die von ihm begonnene Reichswehrpolitik der Partei wird fortgesetzt. Wenn die Reichswehr Rekruten aufnimmt, holt sie sie beharrlich aus den regierungsfeindlichen Wehrverbänden, denn dort kommandieren die alten Kameraden, die Offiziere a. D., mit denen man nach wie vor die besten Beziehungen hat und die natürlich ihre eigenen Zöglinge empfehlen. Die Nationalsozialisten sollen nach dem Willen des Ministeriums von dieser sonderbaren Kameradschaft eigentlich ausgeschlossen sein, aber die örtlichen Be-

fehlshaber legen die Berliner Befehle je nach Neigung auf ihre Weise aus. So kommen SA-Leute ins Heer; sie müssen formell aus der Partei austreten. Aber die Münchner Leitung befiehlt ihren Ortsgruppen, die Adressen solcher ehemaliger Parteigenossen in der Reichswehr zu sammeln, ihnen Liebesgabenpakete zu schicken, Broschüren und Flugblätter zuzustecken; sie sollen mit ihnen Zusammenkünfte abhalten und über jeden Mann nach München berichten, am besten gleich eine Erklärung des alten Parteigenossen und jetzigen Soldaten selbst beilegen.

Die Reichswehrleitung hat sich – mit Zustimmung des Reichspräsidenten von Hindenburg – ein kaltschnäuziges und bequemes Verhältnis zum Staat aufgebaut. Sie sieht in der Wehrkraft einen der wenigen politischen Werte, die dem deutschen Volk überhaupt noch geblieben seien; aller andere politische Kram ist daneben unbedeutend. Jeder Staat und jede Staatsform, die der Reichswehr Raum, Unkontrolliertheit und vor allem Geld für ihre militärischen Zwecke lässt, wird von ihr beschützt, ob Republik oder Monarchie, ob Demokratie oder Diktatur. Hier wächst eine autonome Macht im Staate heran, die nur sich selbst lebt und in sich den obersten Zweck sieht. Es ist falsch, sie für eine Verteidigerin des Kapitalismus, der Monarchie oder der Feudalität zu halten; das alles hängt als Schlacke der Vergangenheit noch an, zerbröckelt aber schon. In die grossen, halbpolitischen Wehrverbände dringt diese Gesinnung mit den Jahren ein. Sie werden von der Industrie finanziert, weil sie eine Schutzwehr gegen den Kommunismus sind und gegen die Gewerkschaften kämpfen; aber mit der Industrie und der Reichswehr einigt sich namentlich Franz Seldtes Stahlhelm dahin, dass es keinen Zweck habe, die Republik anzutasten und dadurch mit breiten Volksmassen in Kampf zu geraten. Wichtige Posten hat man ohnedies schon besetzt; es genügt, wenn zunächst die Vollmachten des Reichspräsidenten von Hindenburg zu einer Art Diktatur erweitert werden. «Mehr Macht dem Reichspräsidenten!» lautete ja das Volksbegehren des Stahlhelms.

Hitler ist diesem Volksbegehren entgegengetreten, weil er überhaupt diese ganze Hindenburg- und Reichswehrpolitik verdammt, die darauf hinausläuft, sich im demokratischen Staat behaglich einzurichten und dadurch diesen Staat selbst zu konservieren. Er muss die Reichswehr überzeugen, dass ihr Weg falsch ist; so falsch, dass Hitler immer wieder seine SA von den Übungsplätzen dieser Reichswehr zurückgepiffen hat. Ja, er hat 1928 verkündet, dass er nicht einmal gegen den äusseren Feind die Weimarer Republik verteidigen werde: «Der Nationalsozialist hat keine Veranlassung, für den heutigen Staat auch nur einen Finger zu rühren. Nur das neue Reich, um das wir ringen, verpflichtet uns zum Einsatz unserer Persönlichkeit.» Also Drohung mit Fahnenflucht.

Den Frontangriff auf die Seele der Reichswehr eröffnet Hitler im März 1929 mit einer Rede in München. Er ruft der selbstgefälligen Spitze der Nation zu:

«Wir Nationalsozialisten sehen in der Reichswehr nur ein Mittel zum Zweck. Wir fragen nicht: Nützt oder schadet dies oder jenes der Reichswehr, sondern nützt oder schadet es unserm Volk? Denn für uns steht der Begriff Volk noch höher als der Begriff Staat. Wenn es so weitergeht, wie jetzt, wird die Reichswehr eine innerlich vollkommen lebensfremde, tote Organisation, ein Machtinstrument in den Händen aller, die bereit sind, dieses Machtinstrument um seiner selbst willen zu erhalten.» Wahrhaftig prophetische Worte! «Die Herren Reichswehrgeneräle», fährt Hitler erregt fort, «mögen sich Folgendes vor Augen halten: es liegt zum Teil in der Hand der Armee, welche Richtung in Deutschland siegen wird, der Marxismus oder wir. Siegt die linke Seite durch Ihr geniales unpolitisches Verhalten, dann schreiben Sie getrost über Ihr Ministerium: Das Ende der deutschen Reichswehr. Dann wird man Ihnen die rote Jakobinermütze über den Kopf ziehen, dann wird auch bei uns eine Armee entstehen, ähnlich der russischen Henkerarmee, die nur die eine Aufgabe hat: das eigene Volk dem Juden fügsam zu machen. Heute ist bei uns jeder Offizier noch übersommt von dem Ruhm einer dreihundertjährigen ehrenvollen Tradition. Aber sechzig Jahre einer antinationalen Heeresorganisation genügen, um den Offizier aus seiner früheren Stellung zu beiseitigen und hinunterzuziehen zum Polizeiwachtmeister. Und wenn Sie dann nicht funktionieren, meine Herren, werden Weib und Kind hinter Schloss und Riegel gesetzt, und Sie fliegen hinaus und werden vielleicht an die Wand gestellt!»

107 Parlamentarier.

Wenn Hitler zur Reichswehr sagt: mit deiner Hilfe könnte ich siegen – so gehört im März 1929 noch ein unerhörtes Selbstbewusstsein dazu. Die Partei sah wenig siegreich aus mit ihren achthunderttausend Wählern.

Sie veranstaltete September 1929 einen Parteitag in Nürnberg; die Zuschauer staunten, als sie die SA viele Stunden lang vorbeimarschieren sahen. Sie merkten nicht, dass dieselben Abteilungen drei- und viermal daherzogen. Das waren die kleinen Kunststücke Pfeffers. Etwa um dieselbe Zeit warf Rosenberg eigenhändig den späteren bayrischen Innenminister Adolf Wagner zur Tür des «Völ-

kischen Beobachters» hinaus, weil er mit seinem ewigen Bitten um zehn Mark Vorschuss für einen Artikel lästig wurde.

Aber gerade in dieser äusserlich so beengten Zeit beginnen alle jene Umstände und Voraussetzungen, die bisher im Stillen wuchsen und in früheren Kapiteln geschildert wurden, ans Licht zu treten und für den zu wirken, der sie mit Meisterschaft ergriff. Die Zahl der Arbeitslosen stieg 1930 auf die bis dahin ungeahnte Höhe von drei Millionen. Die Wirtschaftskrise mähte die Existenzen. Breite Volksmassen begannen am System zu zweifeln, von den bürgerlichen Parteien aber griff keine das System so schonungslos an wie Hitler; die Agitation der Kommunisten erfasste nur die Proletarier. Unter der Regierung eines sozialdemokratischen Kanzlers, Hermann Müller, fiel Deutschland in die Krise. Auf Veranlassung Groeners und Schleichers, der beiden Reichswehrführer, entzog Hindenburg dem Sozialdemokraten Müller sein Vertrauen und berief den Führer des katholischen Zentrums, Dr. Brüning. Dieser fand keine Mehrheit im Reichstag und errichtete eine Art Halbdiktatur, gestützt auf die Autorität des alten Hindenburg; er löste den Reichstag auf und hoffte, seine neue schneidige Führung werde den Wählern imponieren und den Parteien, die ihn als Kanzler stützten, viele Stimmen bringen. Aber die Wähler sahen nur Brünings Energie, ohne sie zu verstehen; der Kanzler selbst blieb dem Volke fremd, ein halber Diktator und gar kein Volksmann. Wer konnte von dieser Situation profitieren? Jetzt rächte es sich an Hugenberg, dass er mit seinem ganzen stolzen Apparat nur den Nebenbuhler Hitler gross gemacht hatte. Das entscheidende Merkmal der Reichstagswahl, die am 14. September 1930 stattfand, war aber das Auftreten von 4,6 Millionen neuer Wähler, die bisher noch nie an die Urne gegangen waren; zum kleineren Teil Jugendliche, vor allem aber unpolitische Menschen, die die Krise aus ihrer bisherigen Bequemlichkeit herausgeschüttelt hatte.

Die Verantwortungslosen kamen.

Das gebrechliche Klassenbewusstsein der Deklassierten bildet Masse. Die Frage der Deklassierten, in Wahrheit eine Frage nach der Vernünftigkeit des bestehenden Gesellschaftssystems, wird zur nationalen Sache schlechthin. Diese Klasse, ein Sammelbecken der hochmütigsten bis zu den bescheidensten Ansprüchen, aber ohne Selbstvertrauen, wendet sich an die Nation als letzte Quelle aller Hilfe, der man unerhörte Kräfte und eine geheimnisvolle Produktivität zutraut. Und sie reicht ihre Hand dem Manne, der so ganz zu ihr gehört; der aus dem Männerasyl kam, in seiner bürgerlichen Laufbahn gescheitert ist, erst durch Berührung mit den staatlichen Dingen gross wurde und nun seine Klassengenossen auf friedlichem, gefahrlosem Wege in die Obhut der Nation und ihres Präsidenten führen wird.

In der Nacht vom 14. zum 15. September 1930 stand gegen drei Uhr morgens die verblüffende Tatsache fest, dass Hitler binnen zwei Jahren von 800'000 auf 6½ Millionen Wähler gewachsen war und dass die Nationalsozialisten mit nunmehr 107 Reichstagsabgeordneten über Nacht die zweitstärkste deutsche Partei geworden waren.

In der Presseabteilung der Reichsregierung konnte ein Minister, der sich vor Zorn und Enttäuschung betrunken hatte, nur mit Mühe von einer aufgelösten Ansprache an die Journalisten abgehalten werden.

Ein paar Tage später fassten die Geschlagenen sich wieder. Die Losung hiess jetzt: Ein Überraschungssieg, die Welle hat sich überschlagen, sie wird bald zurücksinken. Brüning beschloss, nun erst recht, mit moralischer Deckung des Reichspräsidenten, zu regieren. Die eben erst hinausgeworfene Sozialdemokratie flüchtete zu ihm und tat alles, was er verlangte; er hatte so im Parlament noch eine schwache Mehrheit.

Aber die Welle rollte nicht zurück. Denn die Deklassierung schritt fort; aus den drei Millionen Erwerbslosen wurden zwei Jahre später siebeneinhalb, die Trümmer des bürgerlichen Kapitalismus wurden Bausteine des Nationalsozialismus. In jeder örtlichen Wahl stiegen Hitlers Stimmen.

Drei Gegenspieler hatte er: Hindenburg mit der Reichswehr, Hugenberg mit der Industrie, schliesslich die Parteien. Hindenburg hatte die Waffe, Hugenberg das Geld, die Parteien die Masse. Nach fünfjähriger Arbeit war Hitler jetzt so weit, den Parteien die Masse zu entführen, und zwar den bürgerlichen. Die zweite Aufgabe war es, Hugenberg das Geld abzunehmen. Aber alles überschattete die dritte Notwendigkeit: sich mit den Trägern der Waffe zu verständigen. Denn bei der Waffe lag in dieser zersetzten Zeit die Entscheidung; das Geld folgte ihr, nicht umgekehrt. Lueger, das Vorbild: sich «die mächtigen Einrichtungen geneigt machen!» Die Revolution mit Erlaubnis des Herrn Präsidenten wird ernst.

Der Kampf um die Reichswehr geht weiter.

Im Frühjahr 1930 waren drei junge Reichswehroffiziere, Scheringer, Ludin und Wendt, wegen nationalsozialistischer Agitation im Heere verhaftet worden. Der Prozess fand kurz nach der Septemberwahl vor dem Reichsgericht statt. Hitler erschien als Zeuge und schwor, dass er Umtriebe seiner Partei missbillige. Er schwor, dass er keinen Putsch wolle; er schwor, dass sein Weg streng legal sei. Weder die eigenen Anhänger noch die Gegner glaubten ihm den Eid; wir aber wissen, dass er es ernst meinte und nur einer siebenjährigen Taktik treu blieb. Noch zwei oder drei Wahlen, dann habe er die Mehrheit im Reichstag. Dann werde er legal die Macht ergreifen, dann werde er legal seine Gegner ausrotten: «Dann wird ein nationalsozialistischer Staatsgerichtshof

kommen, dann wird der November 1918 seine Sühne finden, dann werden Köpfe rollen!» Aber nur legal! Denn «die Verfassung schreibt nur den Weg vor, nicht das Ziel.»

Der Reichswehr hat er mit diesem grauenhaften Schwur gesagt: Du hast die Waffen, ich habe das Volk. Ich brauche dich, das gebe ich zu; aber du kannst ohne mich nicht sein, erkenne das!

15. Der Einbruch in den Staat

Röhms Rückkehr.

Persönlich mit der Reichswehr zu spielen, ist Hitlers Sache nicht; dazu ist ein Feinerer notwendig. Röhm wird schleunigst aus Bolivien zurückgerufen und an die Spitze der SA gestellt. Er macht aus ihr binnen Jahresfrist ein bewundernswertes Heer von 600 000 Mann; es gehört zu den ganz grossen organisatorischen Leistungen der Neuzeit. Er ist der alte eigensinnige Kopf geblieben, der trotz aller Reden und Ermahnungen seines Führers wieder eine zum Bürgerkrieg tüchtige und zum äusseren Krieg vorbereitete Armee erzieht; der ewige Zwiespalt zwischen der politischen und der militärischen Führung der Partei, verbildlicht in den Gegenspielern Hitler und Röhm, schliesst sich auch jetzt nicht, verkrustet und verhärtet sich eher. Aber Röhms politische Bedeutung für die Partei liegt noch nicht einmal zur Hälfte im Aufbau der SA; seine entscheidende Leistung ist das Bündnis mit der Reichswehr, die er durch das lockende Angebot seines 600 000 Mann starken Heeresersatzes politisch zu bestechen und zu kaufen sucht.

Noch einmal flackert die Revolte gegen die Homosexuellen auf. Der Berliner SA-Führer Stennes nimmt Röhm und seine Clique als Vorwand, um gegen die «Münchener Operettendiva» selbst zu rebellieren. Den Spitznamen «Operettendiva» hat Goebbels in einem Augenblick übler Laune gegen Hitler in Umlauf gesetzt. Aber er hat nicht an ernstliche Unbotmässigkeit gegen Hitler selbst gedacht; Stennes fühlt sich von ihm verraten. In den oberen Regionen ist grosser Szenenwechsel, von dem Stennes nur die Geräusche hört. An die Seite Gregor Strassers ist ein neuer Mitarbeiter getreten: der Oberleutnant Schulz, einstiger Organisator der Schwarzen Reichswehr. Schulz hätte selbst Lust, die SA zu führen. Gegen diesen neuen Gegner allgemeines Bündnis der alten Kumpane, Goebbels schlägt sich zu Röhm, dieser behauptet seinen Posten. Ein paar zu kompromittierte Freunde muss er fallen lassen; hohe SA-Führer beschimpfen in homosexuellen Lokalen einander als Strichjungen und ohrfeigen sich. Aber Hitler vertuscht den Skandal und hält Röhm; die Heines, Ernst, von Fichte bleiben, Graf Helldorf wird

an Stelle von Stennes SA-Führer von Berlin. Hitler weiss, was Ernst, Heines, Graf Helldorf für Menschen sind; er weiss, wie Röhm die ganze SA mit seinen Freunden verseucht. Was tut er? Er gibt einen Erlass heraus, in dem er verbietet, über das Privatleben dieser Leute Beschwerde zu führen; er wisse, dass die SA nicht aus «höheren Töchtern» bestehe, er wolle «rauhe Kämpfer».

Stennes wird aus der Partei ausgestossen. Röhm hat die Hände frei für sein Spiel mit der Reichswehr.

Die Reichswehr hat eine abergläubische Hochachtung vor der Masse; das muss man wissen, um alles Folgende zu verstehen. Das ist die Gemütswunde, die ihr die Revolution von 1918 hinterlassen hat, dieser übermächtige graue Schrecken, fremdartig und den Generälen unbegreiflich, hervorgestiegen aus dem zum Heere gewordenen Volk. Seitdem wurde es Lehrsatz, dass der Feldherr Psychologe sein müsse; dass im Volksheer noch ganz andere Kräfte wirksam seien als Gehorsam, und dass die Reichswehr nie gegen das Volk sein dürfe. Von allen im Staat herrschenden Mächten ist daher die Reichswehr am wenigsten kommunistenfeindlich; sie hat das politische Bündnis der deutschen Republik mit der Sowjetunion gegen die Westmächte erzwungen, hat Instruktionsoffiziere in die Sowjetarmee geschickt und in Russland Granaten fabrizieren lassen. Der Chef der Heeresleitung, General von Hammerstein, schwärmte für die militärische Leistung des Roten Frontkämpferbundes, und Röhm schrieb: «Lieber Spiesser, nun falle nicht in Ohnmacht! Ich behaupte, dass unter den Kommunisten, insbesondere unter den Angehörigen des Roten Frontkämpferbundes, viele ganz ausgezeichnete Soldaten sind!» So denkt ein Soldat, nicht ein nationalsozialistischer Parteiführer. Dieser Soldat aber vertritt vor den Reichswehrgenerälen die nationalsozialistische Volksbewegung; in der Gesinnung mit ihnen im Wesentlichen einig, bringt er ihnen die Masse.

So entsteht Röhm's entscheidende Rolle im Ringen der Partei um die Gunst des Herrn Präsidenten. Der Verlauf dieses Kampfes wird zur Bestätigung für den Satz: Das Geld folgt der Waffe.

Zum Gelde hat Hitler nach der Septemberwahl eine neue, an sich ausgezeichnete Beziehung erhalten. Der Reichsbankpräsident Dr. Hjalmar Schacht ist mit der Regierung in Streit geraten und seines Amtes entsetzt worden. Durch Hitlers und Hugenbergs Volksbegehren erschreckt, wittert er kommende Unpopularität, verleugnet schleunigst sein Werk, den Young-Plan, und schlägt sich rechtzeitig auf die Seite der wachsenden Bataillone. Er geht nicht zu Hugenberg, sondern gleich zu Hitler und erklärt im Dezember 1930, es sei unmöglich, einer so starken Partei, wie den Nationalsozialisten, die Macht zu verweigern. Vor ihrem Wirtschaftsprogramm brauche man kei-

ne Angst zu haben, denn das werde ja doch nicht ernst genommen. Schacht erschliesst Hitler neue Geldquellen bei den Grossbanken.

Nichts ist umsonst. Als Gegenleistung bricht Hitler endgültig mit Gottfried Feder und entfernt die «Brechung der Zinsknechtschaft» praktisch aus dem Programm. Feder hat kurz nach den Septemberwahlen die Reichstagsfraktion zu einem masslosen Gesetzesantrag angestiftet, der die entschädigungslose Enteignung des «gesamten Vermögens der Bank- und Börsenfürsten», sowie praktisch aller nach 1914 begründeten Vermögen fordert; Grossbanken sollen sofort verstaatlicht werden, der Höchstzins vier Prozent betragen. Tobend zwingt Hitler die Fraktion, diesen Antrag zurückzuziehen, unbekümmert darum, dass der ganze Reichstag lacht. Als Feder es fertigbringt, vor dem öffentlichen Rundfunk mit einem politischen Gegner über das nationalsozialistische Programm debattieren zu dürfen, verbietet der Parteiführer ihm das Reden. Er selbst erhält jetzt wirtschaftlichen Unterricht durch einen von Schacht empfohlenen Lehrer, den Wirtschaftsjournalisten Dr. Walther Funk, einen Mann der Schwerindustrie. Mit leichtem Schmunzeln erzählt Funk im Kollegenkreise, Adolf Hitler fasse gut und schnell auf und habe auch für neue Anschauungen viel Verständnis und guten Willen.

Aber noch immer hält die Schwerindustrie überwiegend zu Hugenberg, und dies ist wohl die tiefste Ursache dafür, dass Hitler fast ein volles Jahr nach seinem Wahlsieg aus der Gefolgschaft des scheinbar viel schwächeren Geheimrats nicht herauskommt. Unter härtester Selbstüberwindung muss er sich dazu verstehen, im Oktober 1931 mit Hugenberg und dem Stahlhelm Franz Seldtes eine Einheitsfront zu schliessen: ihre Truppen marschieren gemeinsam in dem Städtchen Harzburg auf, man fordert den Sturz Brüning's. Vor Grimm und Fassungslosigkeit kann Hitler kaum sprechen. Er weigert sich, eine gemeinsame Kundgebung zu unterzeichnen; er verliert stockend und schluckend mit allen Zeichen des Widerstrebens eine eigene Erklärung, die SA macht ihre eigene Parade, und bei dem gemeinsamen Mittagessen der Prominenten fehlt Hitler. Nachher schreibt er den andern einen Brief, seine SA passe nun einmal nicht zum Stahlhelm, und an dem Mittagessen habe er nicht teilnehmen können, weil er wisse, dass vielen seiner Leute unterdessen der Magen knurre.

Der «böhmische Gefreite».

Inzwischen ist Röhm tätig gewesen.

Er hat die alten Beziehungen zum Reichswehrministerium wieder angeknüpft und dort den einstmals gleichgestellten Kameraden aus Schwarzen Reichswehrzeiten als allmächtigen Berater und Beherrscher des Ministers wieder gefunden: den einstigen Major und nunmehrigen General von Schleicher. Schleicher kann bei Hindenburg alles, und Röhm kann bei Schleicher vieles. Schleicher empfiehlt dem Reichspräsidenten, Hitler einmal still und unauffällig zu empfangen. Hitler bekommt eine Einladung ins Palais.

Er verständigt den Mann, mit dem er in den letzten Jahren alles Politische, namentlich die diplomatische Seite der Politik, bespricht: Göring. Dieser ist in Stockholm am Sterbelager seiner Frau Karin. Nichts hindert Göring, in den letzten Stunden bei seiner sterbenden Frau zu sein; aber er erträgt den Gedanken nicht, dass sein Nebenbuhler Röhm mit Hitler vor dem Feldmarschall erscheinen könnte. Er rast nach Berlin, seine Frau sieht er lebend nicht wieder. Einen Tag vor der Harzburger Kundgebung treten die beiden vor Hindenburg an. Die nationalsozialistischen Darstellungen sind sehr schweigsam über diese Begegnung, die ein schwerer Misserfolg von Hitlers Verhandlungskunst ist. Offenbar hat er vergessen, dass ein alter Soldat nur auf die Fragen seines Feldmarschalls antwortet; er kommt nach seiner Gewohnheit ins unendliche Reden und wird dem alten Herrn lästig. Nach der Begegnung sagt der Präsident zu Schleicher, er habe ihm da einen sonderbaren Kerl geschickt; dieser böhmische Gefreite wolle Reichskanzler werden? Niemals! «Höchstens Postminister.»

«Armes System!»

Röhm repariert den Unglücksfall. Hitler besucht zweimal den General von Schleicher. Der General setzt dem Parteiführer die Notwendigkeit einer vorläufigen Aufrechterhaltung des Kabinetts Brüning auseinander, das gerade dabei ist, die Streichung der Reparationen zu erzwingen. Die Grossbanken sind im Juni dieses Jahres zusammengebrochen, die Sparkassen haben lange Zeit ihre Schalter schliessen müssen, die Zahlungen stocken, Gehälter und Löhne fliessen nur tropfenweise, aber durch diesen wirtschaftlichen Selbstmord entflieht das Reich dem Tode der Reparationen. Jetzt muss deren Ende

diplomatisch besiegelt werden; das dauert noch etwas, aber dann ist der Weg für neue Entschlüsse und neue Männer frei. Hitler befriedigen diese Gespräche sehr. Brüning ist ein wunderbarer Vorläufer, der für den kommenden Hitler die unangenehmsten Aufgaben vorweg löst: Er verschärft durch seine Deflationspolitik die Wirtschaftskrise und steigert so die Unzufriedenheit; er handelt dem Ausland die Streichung der Reparationen ab, die sonst die erste gefährliche Aufgabe des Kabinetts Hitler wäre. Und vor allem zerstört Brüning die Demokratie, ohne selbst eine haltbare Diktatur zu schaffen. Ein Pfadfinder und Wegebahner für seinen Feind.

Hitlers Lieblingswort ist «organisch wachsen lassen». Das heisst in diesem Fall: agitieren, wählen, Stimmen häufen. Seit Sommer 1931 hält er überall im Reich vertrauliche Besprechungen mit Fabrikanten, Verbandsvorsitzenden, Geistlichen, Lehrern und – Offizieren ab. Otto Dietrich erzählt darüber: «Im Sommer 1931 fasste der Führer in München plötzlich den Entschluss, die im Zentrum des Widerstandes stehenden massgebenden Persönlichkeiten der Wirtschaft und der von ihnen getragenen bürgerlichen Mittelparteien systematisch zu bearbeiten, um hier Stein für Stein aus dem Regierungsgebäude herauszubrechen. In den folgenden Monaten durchquerte der Führer mit seinem Mercedes-Kompressor ganz Deutschland. Überall tauchte er auf zu vertraulichen Besprechungen mit führenden Persönlichkeiten. Überall wurden sie arrangiert, ob in der Reichshauptstadt oder Provinz, im Hotel Kaiserhof oder auf einsamen Waldwiesen in Gottes freier Natur. Die Wirkung blieb nicht aus. Es begann im Regierungsgebälk zu knistern. Unheimlich, unsichtbar, unfassbar.» Goebbels berichtet in seinem sogenannten Tagebuch, als ob das ganz selbstverständlich wäre: «Nach Wilhelmshaven. Dort liegen Kreuzer und Torpedoboote. Die «Köln» wird eingehend besichtigt. Wir durchstöbern unter der fachmännischen Führung einiger Offiziere das ganze Schiff. Die Marine ist fabelhaft in Form. Alles liest den «Völkischen Beobachter» und den «Angriff». Von der «Schlesien» kommt ein Offizier und lädt uns zum Abendessen ein. Dabei wird eifrig diskutiert. Die Leutnants sind fabelhafte, schlanke Jungens, wahre Bilder von soldatischen Männern. Und alle treten für uns ein. Ein paar Offiziere fahren in Zivil mit uns in die Versammlungen. Armes System!»

Hitlers Forderungen an die Regierung waren in diesem Zeitpunkt: Bahn frei! Den Gegner unterdrücken, die Kommunisten auflösen, die Sozialdemokraten aus der Regierung Preussens, die sie noch immer haben, davonjagen, die Polizei dadurch aus den Händen der Feinde in die von Freunden Hitlers bringen, die republikanische Presse knebeln, dem Nationalsozialismus dadurch ein tatsächliches Monopol auf die politische Agitation im Lande geben

und dann wählen, wählen, so lange wählen, bis «der Reichstag braun schimmern wird».

Also vorläufig noch keine direkte Beteiligung an der Macht.

Uneinige Gegner.

Die Methoden der Unterführer weichen davon ab. Sie haben dabei alle eins gemeinsam: sie setzen die Eroberung der Macht bereits vor die Eroberung der Parlamentsmehrheit, sonst aber sind sie untereinander ganz verschieden. Und merkwürdig sind die Rollen verteilt.

Röhm, der eigentliche Bandenführer, betreibt Kabinettspolitik. Er will zusammen mit Schleicher durch dessen mächtige Einflüsse an die Macht; sich mit jedermann verständigen, der dabei hilft.

Göring, der «Diplomat Hitlers», und Goebbels, der Mann der anfeuernden Rede aus sicherer Entfernung, sind für das «revolutionäre» Verfahren. Sie wollen Strassenaufstände, Steigerung der öffentlichen Unruhe durch die SA, dadurch Verwirrung und Spaltung der innerlich ohnedies uneinigen Regierungsmächte: Hindenburgs samt der Reichswehr, des Zentrums samt Brünnings, der Sozialdemokratie samt der preussischen Regierung.

Sie haben die Zermürbtheit ihrer Gegner wohl erkannt. Im November 1931 kommen die massgebenden Persönlichkeiten der Reichsregierung und Preussens zu einer Besprechung über die nationalsozialistische Gefahr zusammen. Da sitzen in einem Saal des Reichsministeriums des Innern am Platz der Republik der Minister Groener, zugleich Reichsinnen- und Reichswehrminister; sein Berater General von Schleicher; der Staatssekretär Zweigert vom Reichsinnenministerium; der preussische Innenminister Severing, Sozialdemokrat, ehemaliger Metallarbeiter, intelligent, aber fälschlich als starker Mann geachtet, mit seinem Staatssekretär Dr. Abegg. Die Preussen wollen Groener und Schleicher auf die braune Gefahr hinweisen.

Schleicher erzählt von seinen Unterredungen mit Hitler: «Der Mann ist einfach verrückt, man kann kein Wort mit ihm reden. Er nimmt Ihnen den Satz aus demMunde und redet dann wie ein Giessbach. Sie fragen mich nach meinen Unterhaltungen mit ihm? Was heisst hier Unterhaltung, das waren Monologe.»

Severing blickt in seine Papiere: «Da wird mir gemeldet, dass beim Landesschutz in Fraustadt ein Nazi namens X. eine führende Rolle spielt. Das geht doch wirklich nicht.» Der Landesschutz ist eine freiwillige Grenztruppe

im Osten, die unter Umgehung des Versailler Vertrags heimlich aufgezogen worden ist.

Bevor Groener antworten kann, ruft Schleicher im herzlichsten Ton: «Aber bitte, Herr Minister, selbstverständlich wird das abgestellt. Den feuern wir hinaus! Wie heisst das Schwein? Bitte, bitte, unterrichten Sie mich doch immer, wenn Ihnen solche Dinge bekannt werden!»

Staatssekretär Abegg: «Wir sind doch eigentlich hier, um überhaupt einmal grundsätzlich über die Gefahr der SA zu sprechen. Das geht doch nicht, dass ein Privatmann sich eine Armee hält. Das muss ja zur Revolution führen, die Arbeiter werden sich das nicht gefallen lassen, das gibt dann Generalstreik und Bürgerkrieg.»

Severing: «Generalstreik kommt ja gar nicht in Frage.» Blättert wieder in seinen Papieren: «Da wird uns auch aus dem Kreis Tilsit gemeldet, da ist auch so ein Nazi beim Landeschutz...»

Schleicher (wie vorher): «Aber selbstverständlich, Herr Minister, wo sitzt der Kerl? Der wird postwendend hinausgeschmissen! Haben Sie noch andere Fälle?»

Staatssekretär Abegg: «Ich muss doch nochmals auf den ganzen Komplex SA kommen. Es geht hier nicht um Einzelfälle, die Frage muss im ganzen Umfang gelöst werden.»

Schleicher: «Herr Staatssekretär, was wollen Sie eigentlich? Die Partei verbieten? Die SA auflösen? Dazu sind wir nicht mehr stark genug. Wenn wir das probieren, dann werden wir einfach weggefegt!»

Hier offenbart sich ein besonders tiefer Riss in den Reihen von Hitlers Gegnern: die Spaltung der Gewalten zwischen der Reichsregierung auf der einen Seite, und der Regierung Preussens, des grössten Landes, auf der andern Seite. Preussen hatte dabei die Unterstützung der meisten übrigen Länder, namentlich Bayerns. Die Länder verfügten über die Polizei, das Reich über die Reichswehr; die bewaffnete Macht war also geteilt.

Die Zerspaltung der Gegner wollte der nach aussen am mächtigsten und selbständigsten hervortretende Unterführer, Gregor Strasser, durch ein drittes Verfahren ausnützen. Der einstige «Katastrophenpolitiker» hatte jetzt folgenden sehr legalen Plan: Je tiefer die Sozialdemokratie durch die Erfolge der Nationalsozialisten und Kommunisten ins Hintertreffen geriet, desto radikaler musste sie aus Angst um ihre Wahlstimmen werben. Dann werde sie das Bündnis mit Brüning lösen müssen, und Brüning werde sich dann notgedrungen im Reichstag eine Mehrheit bei den Nationalsozialisten suchen. Bei diesem Hinüberwälzen der Macht würden aber die Parteien zerreißen; ein Teil der sozialistischen Gewerkschaften werde den Weg zu den Kommunisten nicht mitmachen und eher noch mit den Nationalsozialisten

gehen, wenn bei diesen der «soziale» Flügel das Übergewicht habe; auch die Arbeiterorganisationen des Zentrums würden diese neue Gruppierung kittern helfen. Wer wird diese neue Regierung der Volksgemeinschaft führen? Hitler? Strasser!

Hitler vertraut indessen auf Röhm und die Reichswehr, und mit Recht. Der Reichswehrminister Groener lässt Ende Dezember einen hohen preussischen Beamten zu sich bitten und sagt: «Ich höre, Sie unterstützen den Hauptmann Stennes.» Stennes, der von Hitler abgefallene SA-Führer, hatte ebenso wie Strasser eine kleine politische Gruppe aufgezo-gen.

«Ich unterstütze ihn leider nicht, weil ich keine Mittel habe. Aber man sollte es wirklich tun.»

Groener: «Das ist ganz falsch. Stennes arbeitet ja gegen Hitler!»

Antwort «???»

Groener: «Hitler ist der Mann der Legalität, der geschworen hat, dass er die Verfassung achten wird. Man muss ihn stützen; gegen die anderen, die alles wilde Kerle sind.»

«Und Sie glauben Hitler ein Wort? Sie glauben, dass er seinen Eid halten wird?»

Groener: «Er wird ihn bestimmt halten. Er ist legal. Man darf nichts gegen ihn tun. Man muss ihn stützen!»

Dann liess Groener durchblicken, dass der Reichskanzler Dr. Brüning derselben Meinung sei.

Der Scheinkampf gegen Hindenburg

Er war es tatsächlich. Er lud den Mann, der «am Rande des Wahnsinns dahinwankte», Anfang Januar 1932 zu einer Unterhaltung über die kommende Übergabe der Macht an den Nationalsozialismus ein. Der Vorwand war das bevorstehende Ende der Amtszeit des Reichspräsidenten von Hindenburg.

Am 6. Januar erhält Hitler in München ein von Groener unterzeichnetes Telegramm, das ihn zu Verhandlungen mit Brüning nach Berlin bittet. Hess, Rosenberg, dessen Stellvertreter Hauptmann a.D. Weiss sind grade bei ihm. Er liest es hastig, hält es mit wilder Freude jedem der Anwesenden zum Durchfliegen unter die Nase, blickt ihnen vorgeschobenen Kopfes raubtierhaft in die Augen, schlägt mit der Hand auf das Papier und stösst es wie ein Beutestück in die Tasche:

«Jetzt habe ich sie», ruft er, «in der Tasche! Sie haben mich als Verhandlungspartner anerkannt.»

Die Freude war sehr begründet. Diese Anerkennung bedeutete für die NS-

DAP als geschäftliches Unternehmen den Kredit, dessen sie auf Leben und Tod bedurfte. In den nächsten Monaten wird die SA neu eingekleidet, werden überall im Lande braune Häuser gebaut, und all das schwebt auf einem Fundament frevelhafter Riesenschulden, kontrahiert in der Hoffnung auf baldige Teilhaberschaft an der Macht, d.h. an der Staatskasse. Gegen Ende 1931 hat Hitler erkennen müssen, dass ihm bei seinem bedächtigen Marsch zur Macht der Atem ausgehen könne; die Riesenpartei wird mit ihrem Wachsen nicht mächtiger, sondern eher machtbedürftiger. Wenn Hitler einen Artikel oder offenen Brief für den «Völkischen Beobachter» schreibt, feilt er tagelang an ihm herum, lässt den festgesetzten Ablieferungstermin mehrmals verstreichen; ist das Schrifstück endlich gesetzt, dann kauert sich der Verfasser mit den Druckfahnen in einen Winkel der Redaktion und liest, mit dem Finger Zeile für Zeile entlang fahrend; Hess liest mit – und dann wird das Ganze mitgenommen und zu Hause nochmals umgearbeitet. Um ihm mehr Schlagkraft, Schwung und Durchdachtheit zu geben? Nein, sondern um auch die letzte Kleinigkeit auszumerzen, die etwa der Regierung einen Anlass zum Verbot des «Beobachters» geben könnte. Denn ein mehrwöchiges Verbot des ziemlich gewinnreichen Zentralorgans der Bewegung könnte diese in den finanziellen Ruin treiben. So sah es mit der inneren Kraft der Partei aus, von der der General von Schleicher fürchtete, sie könne ihn hinwegfegen.

Die Vorschläge, die Brüning in der Unterredung Hitler unterbreitete, bewegten sich im Rahmen dieser negativen Illusionen.

Hitler sollte im Reichstag dafür eintreten, dass Hindenburgs Amtszeit durch einen so gut wie einstimmigen Beschluss verlängert werde; als Gegenleistung wird Brüning ihm nach Erledigung der Reparationsfrage den Platz räumen. Hitler gibt seine Antwort brieflich; er ist grundsätzlich einverstanden. Brüning hat den Brief niemals der Öffentlichkeit mitgeteilt.

Sofort fallen Göring und Goebbels über den Führer her. Das hiesse ja Brüning ungeheuer stärken, ihm die Dankbarkeit des «Alten» auf Lebenszeit sichern, Kirchhofsruhe über das Land breiten statt der Katastrophenstimmung, in der der Gegner schmilzt und der eigene Sieg heranglüht.

Direkt kann Hitler den Vorschlag Brünings nicht mehr ablehnen; also muss er nachträglich eine Gegenforderung stellen: Brüning soll nicht erst später, sondern sofort zurücktreten. Das geht aber wegen der Reparationsverhandlungen nicht; dem alten Hindenburg wird von seiner Umgebung beigebracht, eine solche Bedingung dürfe ein preussischer Feldmarschall sich von dem böhmischen Gefreiten nicht stellen lassen. Lieber stellt Hindenburg sich zum offenen Wahlkampf mit Hitler, und gegen den ehrwürdigen «Sieger

von Tannenberg» ist Hitler immer noch der Schwächere. Goebbels dagegen, der den Alten als traurige Puppe öffentlich verspottet und deswegen schon Gefängnis bekommen hat, verrechnet sich und hält einen Sieg für möglich. Wochenlang drängt er Hitler verzweifelt, doch seine Kandidatur für die Reichspräsidentschaft anzumelden. Sein «Tagebuch» spiegelt die Unentschlossenheit des Führers:

«19. Januar. Mit dem Führer die Präsidentschaftsfrage durchgesprochen. Noch ist keine Entscheidung gefallen. Ich plädiere stark für seine eigene Kandidatur. Es kommt wohl im Ernst auch nichts anderes mehr in Frage. 21. Januar. Es bleibt in dieser Situation gar nichts anderes übrig, als dass wir unseren eigenen Kandidaten aufstellen. – 27. Januar. Jetzt müssen wir mit unserem Kandidaten heraus. Diese Frage ist entschieden. – 29. Januar. Wir müssen jetzt Farbe bekennen. – 31. Januar. Die Entscheidung des Führers fällt am Mittwoch. Sie kann nicht mehr zweifelhaft sein. – 2. Februar. Der Führer entschliesst sich, selbst die Kandidatur zu übernehmen. Aber zuerst muss die Gegenseite festgelegt sein. – 3. Februar. Die Gauleiter warten auf die Verkündigung des Entschlusses für die Präsidentschaftskandidatur. Sie warten vergebens. – 9. Februar. Der Führer ist wieder in Berlin. Im Kaiserhof aufs Neue Debatte über die Präsidentenwahl. Alles bleibt noch in der Schwebe. – 12. Februar. Ich kalkuliere mit dem Führer im Kaiserhof noch einmal alle Zahlen durch. Die Entscheidung ist nun gefallen... Der Führer ist wieder in München; die offene Entscheidung um einige Tage vertagt. – 13. Februar. In dieser Woche soll nun die öffentliche Entscheidung über die Präsidentschaftsfrage gefällt werden. – 15. Februar. Nun brauchen wir mit unserer Entscheidung nicht mehr hinterm Berge zu halten. – 16. Februar. Ich arbeite so, als wäre der Wahlkampf schon im Gange. Das bereitet einige Schwierigkeiten, da der Führer noch nicht offiziell als Kandidat proklamiert ist. – 18. Februar. Zum Kaiserhof. Der Führer ist angekommen... Wir müssen den Mut haben, gefährlich zu leben! – 19. Februar. Beim Führer im Kaiserhof. Ich sprach mit ihm lange unter vier Augen. Die Entscheidung ist gefallen. – 21. Februar. Wir haben beim Führer im Kaiserhof mit einigen italienischen Faschisten zusammengesessen. Fragen der Plutokratie und des Antisemitismus durchgesprochen... Das ewige Warten wirkt fast zermürbend. – 22. Februar. Der Führer gibt mir die Erlaubnis, am Abend im Sportpalast vorzuprellen. Gott sei Dank!... Spät abends ruft der Führer noch an. Ich gebe ihm Bericht, und er kommt dann noch zu uns nach Hause. Er freut sich, dass die Proklamierung seiner Kandidatur so gut eingeschlagen hat. Er ist und bleibt doch unser Führer!»

Die letzten sieben Worte verraten alles, was Goebbels sich in den zermürbenden Wochen, als immer wieder die Entscheidung «nunmehr endgültig gefallen» war, über seinen Führer gedacht haben mag. Nachdem Hitler ge-

merkt hat, dass wenigstens die eigenen Leute mit seiner Kandidatur zufrieden sind, kommt er wieder in Laune: «Der Führer erzählt uns lange aus seinen Kriegszeiten. Dann ist er ganz gross und hinreissend. Als er geht, herrscht unter uns wenigen eine fast feierliche Stimmung.»

Hitler hat nicht umsonst gebangt und gezaudert. Das war ja der offene Kampf gegen den Präsidenten, um dessen Gunst doch der Kampf seines Lebens ging. Er bat Hindenburg öffentlich, man möge ritterlich miteinander fechten, das heisst: die Sache nicht ernst nehmen. Dann sagte er wieder: «Geh beiseite, alter Mann, denn wir wollen nicht dich treffen, sondern die, die sich hinter dir verstecken!»

Der erste Wahlgang wird eine saftige Niederlage. Hitler hat elf Millionen Stimmen, Hindenburg achtzehn; das ist fast die absolute Mehrheit. Die Partei ist vor Entsetzen gelähmt. Goebbels verliert den Kopf, rast in die Reichskanzlei und sondiert bereits bei Brünings Berater, dem Staatssekretär Pünder, was nun werden solle. Diese Niederlage ist sein eigenstes Werk. Abends ruft er verzweifelt in München an, ob man nicht am besten den Kampf gegen Hindenburg aufgebe und sich auf die nächste Parlamentswahl vorbereite? Aber nun zeigt sich Hitler. Otto Dietrich, der in der Nacht der Niederlage bei ihm ist, beschreibt das: «Nach Vorliegen der ersten, das Ergebnis endgültig bestimmenden Wahlziffern ergriff tiefe Niedergeschlagenheit jene, deren Hoffnungen sich begreiflicherweise in der Hitze des Kampfes allzu sehr an ihren Wünschen orientiert hatten. Schon wurden Stimmen laut, den Präsidentenkampf als aussichtslos aufzugeben. Sofort witterte der Führer die Gefahr. Keine Minute war zu verlieren. Es war Mitternacht, die Extra-Ausgaben der Blätter standen vor Redaktionsschluss, Gleichzeitig mit dem zahlenmässigen Ergebnis der Wahl musste die Öffentlichkeit, musste die Bewegung wissen, dass Adolf Hitler nicht geschlagen war. Blitzschnell diktierte der Führer: «Der Angriff muss sofort in der schärfsten Form erneut aufgenommen werden. Der Nationalsozialist, der seine Gegner erkannt hat, lässt sie in seinem Angriff nicht mehr los, bis sie zuletzt doch noch zusammenbrechen. Ich fordere euch auf, augenblicklich den Kampf für die zweite Wahl aufzunehmen. Der erste Wahlkampf ist beendet, der zweite hat mit dem heutigen Tage begonnen. Ich werde auch ihn mit meiner Person führen.»

Auch den zweiten Wahlgang verlor Hitler. Immerhin erreichte er dreizehn Millionen Stimmen, an sich eine riesige Zahl. Doch Hindenburg blieb der Herr Präsident.

Die Reservearmee der Junker.

Aber dem Präsidenten ist nicht wohl. Wer hat ihn eigentlich gewählt? Die Arbeiter, die Sozialdemokraten, das Zentrum, die Juden. Wer hat seine Wahl bezahlt? Die Banken, die Grossindustrie, der Geheimrat Duisberg von der I.G. Farben. Und wo waren seine Bauern, wo seine Bürger in Stadt und Land, seine Wähler von 1925? Wo waren vor allem seine pommerschen und ostpreussischen Junker? Alle bei dem böhmischen Gefreiten.

Der böhmische Gefreite ist binnen anderthalb Jahren, seit seinem Wahlsieg vom 14. September 1930, der berühmteste Mann Deutschlands, von dem alle viel erwarten, Herrliches oder Fürchterliches. Ob er ein kleines Mädchen liebte und Ansichtskarten dabei verbreiten lässt; ob er in der Volksversammlung dem Kanzler Brüning zuruf: «Und wenn ihr hundertmal erklärt: wir bleiben um jeden Preis – so antworte ich: wir stürzen euch auf alle Fälle» – immer wieder trifft er die Haltung, das Wort, die Tat, die Aufsehen machen. Die Partei hat Anfang 1932 achthunderttausend Mitglieder; die SA steigt auf sechshunderttausend. Goebbels, seit 1929 der Leiter der Propaganda, macht aus den Reisen des Führers Triumphfeste. Aber die besten Einfälle hat doch Hitler selbst. Beim zweiten Gang der Präsidentenwahl mietet er ein Flugzeug und fliegt von Versammlung zu Versammlung, spricht bisweilen dreimal täglich vor hunderttausend Menschen. «Hitler über Deutschland» sagen die Nationalsozialisten. Ein Jahr zuvor ist Brüning mit einigen Ministern durch den deutschen Osten gereist. In einer schlesischen Stadt haben Nationalsozialisten einen Stein nach ihm geworfen; Hugenbergs Nachrichtenbüro, das die ganze Presse beherrscht, berichtet: «Das Volk empfängt Brüning mit Steinen», und nachts seien die Minister in der Eisenbahn aus Angst hinter verhängten Fenstern durchs Land gereist. Als Hitler im Präsidentenkampf nach Ostpreussen kommt, werfen sich Menschen buchstäblich vor seinen Wagen vor Begeisterung. Wenn alle Begriffe zerbrechen, alle Werte zerschmelzen, ein Kaiser Privatmann wird, die Mark nicht mehr gleich Mark ist, und ein Acker voller Korn Geld kostet, statt welches einzubringen – dann werden die Wunder und die Propheten mächtig. Einmal hat Hitler beim Flug zu einer Versammlung nach Stralsund Pech und verspätet sich. Um acht Uhr wollte er dort sein, um halb drei Uhr nachts kam er an. 40000 Menschen hatten sieben Stunden ausgeharrt, dann sprach Hitler anderthalb Stunden lang, bis in den grauen Tag hinein. Die Vierzigtausend standen; im Morgenlicht sangen sie «Deutschland über alles!»

Am schmerzlichsten war Hindenburg der Übertritt der Agrarier zu Hitler.

Wenn es in der sich auflösenden deutschen Gesellschaft noch eine klassenbewusste Klasse gab, dann waren es die junkerlichen Grossgrundbesitzer Preussens. Der Präsident war selbst einer von ihnen. Er stammte aus besitzlosem Offiziersadel; da war 1927 der ostpreussische alte Freiherr von Oldenburg-Januschau auf den Gedanken gekommen, Hindenburg durch Geschenk eines Landgutes an den ostpreussischen Grundbesitz zu fesseln. Die Industrie musste die Mittel aufbringen; das in fremden Besitz übergegangene alte Stammgut der Hindenburgs, Neudeck in Ostpreussen, wurde gekauft; der Stahlhelm erhielt den Auftrag, dem ehrwürdigsten Soldaten des Reichs den schönen Besitz als Geschenk zu übergeben. Formeller Eigentümer wurde Oskar von Hindenburg, so prellte man bei dem demnächst zu erwartenden Tod des alten Herrn den Staat um die Erbschaftssteuer. Als oberster Junker des Reichs setzte Hindenburg sich natürlich für die Interessen seiner Standesgenossen ein oder, wie es offiziell hiess, für den «entscheidenden Osten». Milliardenbeträge flossen unter dem Namen «Osthilfe» nach dem Osten; die baren Zuwendungen wurden noch weit übertroffen durch Steuernachlässe, durch Zölle und namentlich durch den Kaufpreis für den wertlosen Kartoffelsprit, den das Reich den Schnapsbrennern im Osten abkaufte und nutzlos einlagerte. Die grossen Güter im Osten machten aus ihren für die deutsche Ernährung überschüssigen Kartoffeln alle Schnaps, und zwar mit einem lächerlich hohen Kostenaufwand; einer der schlagendsten Beweise für die wirtschaftliche Unfähigkeit dieser Agrarier, die dann ihre Verluste aus der Staatskasse deckten. «Es ist ja nicht schön, dass man es sagt», erklärte ein Grossgrundbesitzer, «aber wenn das deutsche Volk nur mehr saufen würde!» Nicht, dass der Landwirtschaft geholfen wurde, war das Schimpfliche, sondern die Art, wie die Spitzenbeträge von den Spitzenpersönlichkeiten gerafft wurden. 1932 erhielten 12'000 Bauerngüter neunundsechzig Millionen Mark, dagegen 722 Grossgrundbesitzer sechzig Millionen! Es gab Grossgrundbesitzer, die sich von den Osthilfegeldern Autos kauften und Reisen an die Riviera machten. Hermine, die Gattin Wilhelms II., eine der reichsten Frauen Deutschlands, schämte sich nicht, für ihren Grundbesitz Osthilfe zu verlangen, während sie auf der anderen Seite als Kurgast in Berchtesgaden grosse Summen dem Nachbar Adolf Hitler überbrachte. Der alte Oldenburg-Januschau, des Präsidenten Freund, steckte 621'000 Mark ein und kaufte sich, bereits dreifacher Gutsbesitzer, flugs ein viertes dazu – von dem Gelde für Notleidende! Als der Skandal aufkam, übergab er der Presse einen entrüsteten Rechtfertigungsartikel, der mit den Worten begann: «Da sprach der alte Pelikan: jetzt, Kinder, lasst mich auch mal ran!»

Das war die Osthilfe. Es gab eine Not der Landwirtschaft; aber sie wurde

vermehrt durch die wirtschaftliche Unfähigkeit jener Grossgrundbesitzer, die nicht von dem Platz weichen wollten, den sie nicht mehr ausfüllen konnten; stattdessen zwangen sie durch ihre mächtigen Einflüsse den Staat zu einer verhängnisvollen Landwirtschaftspolitik, die mit Zöllen zugunsten der Grossen die Not der mittleren und kleineren Landwirte noch verschärfte. Die Interessen von 13'000 Junkern beherrschten weitgehend den Staat. Brüning erkannte das. Er und einige seiner Ministerkollegen planten die Aufteilung lebensunfähiger Grossgüter zu Bauernhöfen; der Minister Schlange-Schönningen, selbst ein Grossgrundbesitzer, arbeitete einen ausgezeichneten Plan aus. Er wurde bekannt; helle Empörung bei den Grossagrariern. Das waren also die Minister Hindenburgs! Hitler dagegen hatte in seinem Buch geschrieben, Siedlung auf deutschem Boden sei Unsinn und Feigheit; es gelte vielmehr, für die deutschen Bauern Boden im Osten zu erobern. Aus seinem Programm hatte er den gedankenlos hingeschriebenen Satz von der unentgeltlichen Enteignung des Bodens gestrichen, und einem preussischen Grossgrundbesitzer, dem Fürsten Eulenburg, hatte er die Schonung des «nationalen» Grossgrundbesitzes ausdrücklich versprochen. Darum gingen die Junker plötzlich als unerwartete Reservearmee zu Hitler über und stellten ihm eine der bestgefüllten politischen Kassen Deutschlands, die des Reichs-Landbundes, zur Verfügung.

Wie Röhm Brüning stürzte.

Stimmungsumschwung bei dem alten Herrn. Schleicher fühlt ihn. Jetzt ist es Zeit, mit Hitler zu verhandeln. Schleicher beschliesst, ihn grossartig hereinzulügen. Neue Konferenzen mit Röhm.

Eine Intrige beginnt, deren Anfänge dunkel sind. Schleicher spricht davon, dass man die SA verbieten müsse. Auf einmal diese Sinneswandlung! Es sind Pläne zu einer Einkreisung Berlins beschlagnahmt worden. Röhm meint bieder, das gehe doch nur gegen die Kommunisten, im Notfall. Dann sind aber auch Befehle von SA-Führern zur Sabotage des Grenzschutzes im Osten gefunden worden. Hierüber ist Hindenburg ehrlich erbittert. Groener und Brüning setzen bei ihm das Verbot der SA durch. In diesem Augenblick erklärt Schleicher plötzlich, das Verbot sei ein Fehler, und verlässt brüsk die Kabinettsitzung. Durch eine Dame lässt er an Goebbels telephonieren, dass er das Verbot heftig missbillige und möglicherweise zurücktreten werde. Mit dieser jähen Wendung schliesst der erste Akt der Intrige.

Schleicher verhandelt mit Röhm weiter. Er ist bereit, Groener und Brüning zu stürzen; aber was dann? Den böhmischen Gefreiten wird der alte Herr nun einmal nicht zum Kanzler machen. Röhm beruhigt ihn: Hitler wolle nur die Freiheit für die Agitation, natürlich auch volle Freiheit für das Auftreten der SA. Dann ist es gut. Schleicher hat bereits seinen Kandidaten für den Kanzlerposten, den preussischen Landtagsabgeordneten Franz von Papen, ein bisher wenig ernst genommenes Mitglied der Zentrumspartei. Ein Lebemann aus altem Adel, durch Einheirat in die halbfranzösische Industriefamilie Boch im Saargebiet frisch vergoldet; Berufsdiplomate mit ungeschickter Hand, die er im Kriege als Attaché in den Vereinigten Staaten bewiesen hat. Schleicher hat Papen aus dem Dunkeln geholt, weil er einen Dummen sucht, durch den er unsichtbar regieren kann; dabei unterschätzt er sowohl Papens Ehrgeiz wie seine Fähigkeit zu skrupelloser Intrige. Röhm ist mit Papen einverstanden; dieser wird den Reichstag nach Hause jagen, denn er bekommt dort doch keine Mehrheit, Hitler wird dann im nächsten Reichstag über eine Riesenfraktion verfügen und das Kabinett Papen unterstützen, wie bisher die Sozialdemokratie das Kabinett Brüning unterstützt hat. Sehr gut, aber das muss Hitler selbst versprechen. Am 8. Mai kommt der nationalsozialistische Parteiführer in Schleichers Wohnung mit Oskar von Hindenburg und dem Berater des alten Herrn, dem Staatssekretär Meißner, zusammen. Er wiederholt Röhm's Versprechen, dass er das Kabinett Papen tolerieren werde. Damit ist Brüning's Sturz beschlossen. Goebbels notiert in sein Tagebuch: «Wenn's gelingt, dann haben unsere Unterhändler, an ihrer Spitze Stabschef Röhm, ein Meisterstück gemacht.» Der zweite Akt ist zu Ende.

Nun springen die Minen. Dem Reichspräsidenten wird Material zugesteckt über das verfassungstreue «Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold», das ebenso bewaffnet sein soll wie die verfassungsfeindliche SA. Hindenburg sieht da keinen Unterschied; warum das Reichsbanner nicht auch verbieten? Er fühlt sich von Groener falsch unterrichtet. Der alte Herr hat sich über seinen Minister schon seit einiger Zeit geärgert. Groener hat mit 62 Jahren geheiratet; fünf Monate nach Eheschluss kam ein Sohn. Hindenburg und Schleicher sprechen über den Fall; Schleicher sagt, in der Armee nenne man den eiligen Kleinen Nurmi, nach dem berühmten finnischen Schnellläufer. Hindenburg findet Minister, über deren Familie man Witze macht, skandalös; so etwas habe früher nicht einmal einem Unteroffizier passieren dürfen. Dazu bekennt Groener sich noch trotzig zu seinem Familienglück und lässt sich photographieren, wie er auf der Strasse den Kinderwagen schiebt; die Ullstein-Presse verbreitet das Bild eilig. Vor Ärger über das Geflüster um ihn wird er schliesslich krank; als er, ermattet von einem heftigen Disput mit Goebbels und Göring über das Verbot der SA, sich auf der Ministerbank im

Reichstag niederlässt, erscheint Schleicher neben ihm und sagt liebenswürdig, in der Armee halte man seinen Rücktritt für angezeigt. Groener, wie vom Blitz getroffen, leistet keinen Widerstand; Schleicher ist sein Nachfolger. Brüning hofft immer noch, sich zu halten, ja er glaubt, durch die Verpflanzung von Groener ins Innenministerium und das Aufrücken von Schleicher zum Wehrminister sein Kabinett verstärkt zu haben. Die unsichtbaren Intriganten verhöhnt er: sie sollten nicht wännen, ihn aufhalten zu können, jetzt, hundert Meter vor dem Ziel! Er hat Nachricht bekommen, dass die Reparationsfrage vor ihrer Lösung steht. Damit schliesst der dritte Akt der Intrige.

Der vierte spielt in Ostpreussen auf dem Gut Neudeck, wo Hindenburg Pfingstferien macht. Um ihn die Junker aus der Nachbarschaft, der alte Januschauer, der siebzigjährige Herr von der Osten-Warnitz. Sie kennen die Siedlungspläne Brünings und Schlange-Schöningens; sie nennen das Agrarbolschewismus. Der fünfundachtzigjährige Präsident findet Angriffe auf Familien, deren Namen in der preussischen Geschichte gegläntzt haben, einfach unerhört; ausserdem versteht er vor allem das Wort Bolschewismus. Sein Staatssekretär Meissner kommt, derselbe, der schon dem republikanischen Reichspräsidenten Ebert gedient hat, und bringt in seiner Aktenmappe das fertige Kabinett Papen samt der Unterschrift Hitlers mit. Den alten Herrn dünkt diese Lösung klassisch; ein adliger Herr aus bestem Stall, ein reicher Weltmann, der auch die umlaufenden Gerüchte von Hindenburgs Katholikenfeindschaft zum Verstummen bringen wird, denn Papen ist selber ein prominenter Katholik; dazu ein Innenminister aus Hindenburgs ostpreussischer Clique, der alte Freiherr von Gayl; schliesslich Hitlers Unterstützung – so etwas nannte man auf der Kriegsschule eine «Patentlösung».

Der fünfte Akt spielt am 29. und 30. Mai zu Berlin in Hindenburgs Amtszimmer. Brüning, dessen Sturz beschlossen ist, muss antreten. Ganz klar kann der Alte seine Gedanken nicht mehr im Kopf behalten; so hat er sich das, was er sagen will, mit zollhohen Buchstaben auf verschiedenen Zetteln aufgeschrieben und liest sie nacheinander durch die Brille ab: «Sie sollen Minister mit bolschewistischen Plänen im Kabinett haben, das geht ja nicht.» «Ich ersuche Sie, mir keine Notverordnungen mehr zur Unterschrift vorzulegen!» Das bedeutet die Entlassung. Brüning, der im Reichstag immer noch eine Mehrheit hat, kann und will gegen Hindenburg und die Reichswehr nicht regieren. Am folgenden Tag, 30. Mai 1932, mittags fünf Minuten vor zwölf, erklärt er dem alten Herrn seinen Rücktritt.

Und nun das Nachspiel, nachmittags vier Uhr. Goebbels hat sofort nach Mecklenburg telefoniert, wo Hitler sich versteckt hat, um nicht durch seine

Anwesenheit in Berlin Brüning argwöhnisch zu machen. Er fährt mit Göring dem Führer entgegen; Göring berichtet, dass Hindenburg den böhmischen Gefreiten noch an diesem Nachmittag erwartet. Hitler und Göring sind um vier Uhr im Palais. Der alte Herr teilte ihnen mit, dass er Brüning davongejagt hat und dass Papen Reichskanzler wird. Er hat gehört, Hitler werde das Kabinett Papen tolerieren? Jawohl. Dann gut. Der Reichstag wird aufgelöst, die SA wieder zugelassen. Händedruck. Hitler hat fast nichts gesagt.

Ein paar Tage später besuchte Hitler nochmals den General von Schleicher auf dem Gut Fürstenberg in Mecklenburg. Alle Abmachungen werden bestätigt; Hitler betrachtet sich als kommenden Reichskanzler. Er ist lustig und guter Dinge. Man sollte an dem Hause eine Tafel anbringen lassen, meint er zu Schleicher, auf der stehe: «Hier fand die denkwürdige Unterredung zwischen Adolf Hitler und dem General Kurt von Schleicher statt, durch die...»

16. Der Wettlauf mit der Katastrophe

Verfall der Sozialdemokratie.

Im Januar 1932 kam zum Leiter des preussischen Polizeiinstituts für Technik und Verkehr ein Untergebener und sagte: «Ich muss Ihnen etwas mitteilen, was mich bedrückt. Herr Ministerpräsident Braun hat bei mir Fahrunterricht. Er hat zu mir gesagt: Die nächsten Wahlen werden schlecht. Mit dem deutschen Volk ist das jetzt so wie mit einem Hund, der eine Wunde hat: der kratzt sich eben, dagegen kann man nichts machen, und die Wunde wird nur schlimmer. Ich lerne jetzt fahren, baue mir ein Häuschen bei Ascona und fahre hin.» Der Leiter des Instituts war bestürzt, dass Preussens höchster Beamter so etwas zu einem einfachen Wachtmeister gesagt haben sollte; aber der Mann blieb dabei.

So dachte, so sprach und so handelte indessen tatsächlich der Ministerpräsident, der Preussen wie ein Fürst regierte und wegen seiner Grobheit für stark galt.

Dieser Sozialdemokrat musste mit seiner Regierung fallen, als Brüning gefallen war. Otto Braun hatte sich früher viel auf gewisse persönliche Beziehungen zu dem alten Reichspräsidenten zugutegetan; auf gemeinsames Interesse für Jagd, gemeinsames Interesse für Ostpreussen – Braun war von Hause aus ostpreussischer Landarbeiter. Zwischen den beiden Männern war eine derbe Herzlichkeit wie zwischen einem alten Oberst und einem alten Feldwebel bei der Wiedersehensfeier des Regiments; die Verehrung der Unterklasse für die herrschende begegnet hier dem geheimen Grauen, das die herrschende immer vor der breiten Masse hat. Die Freundschaft Hindenburgs kühlte ab, als er die schwach werdende Sozialdemokratie nicht mehr fürchtete und darum nicht mehr achtete: Sommer 1930. «Worauf Sie sich sicher verlassen können, das ist die Untreue des alten Herrn», pflegte Groener zu sagen.

Als Hitler, der neue Mann der Masse, am 8. Mai mit Handschlag die Unterstützung der Regierung Papen versprach, war diese Untreue besiegelt. Der

Fehler der Kommunisten.

Vorwand kam bald. In Preussen wird Ende April ein neuer Landtag gewählt, die Nationalsozialisten haben 160 Mandate. Aber es reicht nicht zum Sturz der Regierung Braun-Severing, wenn – die Kommunisten nicht wollen; wenn sie damals schon die Parole befolgen würden, selbst die letzten Reste demokratischer Freiheit gegen den Ansturm des Faschismus zu verteidigen. Doch so weit sind sie noch nicht. Zusammen mit den Nationalsozialisten haben sie die Mehrheit, zusammen mit ihnen stürzen sie durch Misstrauensvotum die Regierung Braun-Severing. Zum Dank dafür stürzt die braune Fraktion mit doppelter Übermacht auf die kommunistische Fraktion und prügelt sie zum Saal hinaus. Goebbels eilt ans Telefon, sagt es dem Führer nach München durch; der tanzt am Apparat vor Freude.

Die Preussen-Regierung ist gefallen, aber die Nazis und Kommunisten können zusammen natürlich keine Regierung bilden; das Zentrum, durch Brünings schmähliche Behandlung und durch die Felonie des Parteigenossen von Papen aufgebracht, hält zur Sozialdemokratie. Die Regierung Braun-Severing, obwohl gestürzt, regiert «technisch» weiter. Aber ohne ihren Ministerpräsidenten. Braun hat alles satt, sieht politisch schwarz, träumt von Ascona und pflegt seine kranke Frau. Dieser starke Mann denkt im entscheidenden Augenblick seiner politischen Laufbahn an sein Privatleben; er will nicht kämpfen. Da seine Partei seinen Rücktritt ablehnt, stellt er sich krank, setzt sich in sein Häuschen nach Zehlendorf und liest Zeitungen.

Severing und der Zentrumsminister Hirtsiefer als stellvertretender Ministerpräsident regieren also allein weiter. Diese Regierung braucht Stützen. Der Staatssekretär Abegg im Innenministerium lässt den kommunistischen Abgeordneten Torgier zu sich bitten; Torgier kommt mit seinem Parteigenossen Kasper. Abegg sucht ihm klar zu machen, dass es doch töricht von den Kommunisten sei, durch den Sturz Severings Hitler den Weg frei zu machen. Torgier hört interessiert zu. Aber der Verräter sitzt schon mit am Tisch: der Ministerialrat Diehls, den Abegg als Zeugen zugezogen hat. Diebis verrät das Gespräch an Papen. Jetzt ist für den der Vorwand zum Eingreifen fertig: Severing verbündet sich mit dem Bolschewismus!

Severing weicht der Gewalt.

Dabei waren die persönlichen Beziehungen zwischen diesen auf der Höhe des Staates wandelnden Feinden immer noch manierlich, ja herzlich. Wenn Schleicher, der witzige, in dreissig Jahren Offizierskasino geschliffene Unterhalter, mit Severing zu tun hatte, sagte er z.B.: «Herr Minister, wenn ich so bedenke, dass Sie als junger Mensch über die Landstrasse gewalzt sind, das Ränzel auf dem Rücken, einfacher Metalldreher – nicht wahr, Sie waren doch Metalldreher? – und heute diese staatsmännische Leistung: bitte zeigen Sie mir den preussischen General, der sich dann neben Sie stellen darf!»

Der ehemalige Metallarbeiter hat sich, durch persönlichen Aufstieg verwirrt, politisch nicht mehr zurechtgefunden. Er traute den freundlichen Feinden; konnte sich offenbar nicht vorstellen, dass jemand, mit dem man Hörnchen ass, einen trotzdem verhaften lassen würde. Diese gemütlichen Kaffeemittage mit Groener bei Hundekehle! Der Reichsminister des Innern, Freiherr von Gayl, berät mit Severing ganz ruhig, was wir denn am besten mit Preussen anfangen sollen; Severing sagt dem Freiherrn, er wisse ja selbst, dass der Reichskommissar kommen werde.

Ende Juni kamen die Ministerpräsidenten von Bayern, Württemberg und Hamburg bei Severing zusammen und beratschlagten, was man gegen den drohenden Gewaltstreich Papens tun solle; die Bayern sagten: wenn Papen uns einen Kommissar hinabschickt, verhaften wir ihn. Severing war für Verständigung mit Papen; es kam zu keinem Beschluss. Nachher standen verschiedene Minister beisammen; man sprach davon, dass Papen den Ausnahmezustand durch Hindenburg verhängen lassen werde. Der württembergische Ministerpräsident Bolz meinte, der Ausnahmezustand wäre vielleicht nicht so schlimm, nach dem, was Schleicher ihm gesagt habe; aber freilich... Bolz stockte. Darauf Stützel, der bayrische Innenminister: «Sprechen Sie es nur aus; Sie meinen, Schleicher lügt.» Abegg sagte zu Stützel: «Sie müssen Hitler in München verhaften; wir verhängen dann in Berlin den Ausnahmezustand, nehmen Papen und zwei andere Reichsminister fest und verbieten die Nazis. In vier Wochen sind wir den Spuk los.»

Drei Tage später steht diese Unterhaltung in einer süddeutschen Zeitung. Abegg geht zu Severing und fragt, ob ihm diese Indiskretion peinlich sei. Severing erwidert: «Auf diese Dinge kommt es ja jetzt gar nicht mehr an, jetzt geht es um mehr. Ich weiss auch, was ich im entscheidenden Augenblick tun werde, aber ich sage es keinem.» In Wirklichkeit wusste er nichts, wie sich zeigte.

Am 20. Juli, vormittags 10 Uhr, bat der Reichskanzler von Papen den

stellvertretenden Ministerpräsidenten Hirtsiefer, dazu Severing und den Finanzminister Klepper zu sich in die Reichskanzlei. Er sagte ihnen, dass er den Ausnahmezustand verhängt habe; die drei Herren hätten sich als Abgesetzte zu betrachten; er, Papen, werde selbst als Reichskommissar die Macht in Preussen übernehmen. Die drei erwiderten so gut wie nichts; nur beim Hinausgehen meinte Severing philosophisch: «Von diesem Augenblick an wird Weltgeschichte gemacht.» Als er wieder im Ministerium an seinem Schreibtisch sass, kam ein telefonischer Anruf des Oberbürgermeisters Dr. Bracht von Essen, den Papen als Kommissar und Nachfolger Severings aussersehen hatte. Bracht sagte, er werde den Herrn Minister um zwölf Uhr besuchen. Er kam auf einem Motorrad, Severing empfing ihn unter vier Augen. Er sagte: er sei von Rechts wegen preussischer Innenminister, es gehe hier um das Recht; er werde nur der Gewalt weichen. Bracht fragte, wie Severing sich das vorstelle; Bürgerkrieg? Man einigte sich auf einen Polizeiakt; die Gewalt wurde auf abends acht Uhr verabredet.

Am Nachmittag im Hause der freien Gewerkschaften in der Inselstrasse fieberhafte Beratungen der sozialdemokratischen Partei, der Gewerkschaften, des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold: ob man Widerstand leisten solle. Die Kommunisten riefen zum Generalstreik auf; in der Inselstrasse entschied man sich für Nachgeben, um die auf den 31. Juli angesetzten Reichstagswahlen nicht zu gefährden. Der von Bracht herbeigerufene kommissarische Polizeipräsident Melcher, bisher Polizeipräsident in Essen, besetzte indessen mit einer Abteilung Reichswehr das Polizeipräsidium und verhaftete den Polizeipräsidenten Grzesinski, den Vizepräsidenten Dr. Weiss und den Kommandeur Heimannsberg. Augenzeugen berichten, die Reichswehrsoldaten Melchers seien schneeweiss im Gesicht gewesen aus Angst vor dem anscheinend bevorstehenden Kampf; die Polizisten des Präsidiiums hoben, als Grzesinski und seine Mitarbeiter abgeführt wurden, die Faust und riefen «Freiheit!» Die Verhafteten aber unterschrieben am nächsten Tag einen Revers, in dem sie ihre Absetzung anerkannten; darauf wurden sie freigelassen.

Am Abend des 20. Juli sass Severing wieder in seinem Amtszimmer und wartete auf die Gewalt. Bracht kam, wie verabredet, mit Melcher und zwei Polizeioffizieren. Sie lassen sich bei Severing melden; er empfängt sie. Melcher geht treuherzig auf Severing, seinen höchsten Vorgesetzten zu und will ihm die Hand geben; Severing hält stolz die Hand auf den Rücken. Dann rollt die historische Szene ab. Bracht eröffnet Severing seine Absetzung. Severing wiederholt, dass er der Gewalt weiche, erhebt sich und geht durch die Tür in seine anstossenden Privaträume.

Spät abends sitzen die sozialdemokratischen Führer niedergeschlagen in

den Räumen des Parteivorstandes in der Lindenstrasse. Der Parteivorsitzende, Otto Wels, sagt nachdenklich, er wisse doch nicht recht, ob man heute ganz richtig gehandelt habe; darauf beruhigt ihn ein Genosse, man möge erst einmal die Wirkung der Flugblätter am nächsten Tage abwarten, man habe doch jetzt eine grossartige Wahlparole.

Die Bahn für Hitler ist frei.

Der Schlag mit dem Krückstock.

Am 31. Juli wird gewählt. Triumph! Hitler hat 230 Reichstagsabgeordnete. Das ist weniger als die Hälfte, aber mehr als ein Drittel; die Nazis sind die weitaus stärkste Partei.

Und auf diesem Höhepunkt des Erfolges begeht Hitler eine Serie unverzeihlicher Fehler.

Die Strategie mit der Legalität gerät in eine verhängnisvolle Krise. Er hat die stärkste Partei; gut. Hindenburg müsste ihn nach den parlamentarischen Spielregeln zum Kanzler machen; zweifellos. Wenn er es aber einfach nicht tut? Dann ist der Führer mit seiner Legalität vor der ganzen Partei blamiert, vor dem Volke aber der Ruf seiner Unwiderstehlichkeit dahin.

Er besucht Schleicher; meldet offiziell seinen Anspruch an: er will Kanzler werden. Schleicher sagt nicht nein. Hitler fährt zurück nach dem Obersalzberg; zuversichtlich. Entwirft dort mit Goebbels Pläne, wie man regieren wird. Tags darauf 9. August – kalte Dusche. Strasser und Frick sind da, dazu der Wirtschaftsberater Funk. Sie reissen Hitler aus seinen Illusionen, er hat sich offenbar irreführen lassen; allzusehr vertraut er auf die Allmacht und den guten Willen Schleichers. Papen, an dem der alte Herr «einen Narren gefressen» hat, will nicht weichen. Nun begeht Hitler den ersten grossen Fehler.

Von Goebbels und Göring beredet, mobilisiert er die SA. Rings um Berlin wird sie konzentrisch zusammengezogen. Hitler droht mit einem Blutbad unter den Marxisten. In Ostpreussen und Schlesien beginnen die Nazis ihre politischen Gegner systematisch zu ermorden. Rund ein Dutzend solcher Fälle wird gemeldet.

Darauf völliger Stimmungsumschwung in Berlin. Schleicher lässt den Grafen Helldorf kommen, den Führer der Berliner SA, und pfeift ihn scharf an: wenn der Unfug nicht aufhöre, werde die Reichswehr schiessen. Papen lässt das Standrecht verkünden, droht den Unruhestiftern mit Tod und Zuchthaus. Von Hitler ist gar nicht mehr die Rede.

In der Not packt dieser den Stier bei den Hörnern und fährt nach Berlin. Unterwegs versammelt er in einer Gartenwirtschaft am Chiemsee nochmals seine Leute um sich; von einem grossen Eierkuchen essend, verspricht er ihnen, dass man auf das Blutbad mit den Marxisten nicht verzichten werde; lieber verzichte er auf die Macht. Gregor Strasser hat das Gefühl, dass Hitler die Nerven verloren hat.

Am 12. August ist Hitler in Berlin und lässt sich bei Hindenburg für den 13. melden. Am Vormittag dieses Tages zuerst Gespräch mit Schleicher und Papen in der Reichskanzlei. Sie bestätigen seine trübe Ahnung: Hindenburg will ihn nicht als Kanzler; höchstens Vizekanzler. Das ist eine Beleidigung. Hitler versucht Papen erregt klarzumachen, dass man es doch ruhig mit ihm probieren könne; er sei besser als sein Ruf. Er wolle keine Diktatur, sondern nur eine ganz legale Machtstellung, wie sie auch Mussolini anfangs als Ministerpräsident gehabt habe. Wie naiv; Mussolini wurde ja gerade auf diese Weise Diktator! Hitler fühlt sich immer noch unverstanden, es geht doch gegen die Marxisten, die Volksverderber! Er will sie «niedermähen», fordert: «Drei Tage Strasse frei für die SA!» Er soll auch das Wort «Bartholomäusnacht» gebraucht haben. Schleicher berichtet: «Er heftete die Augen an die Decke und redete, redete, redete...» Papen, resigniert: «Sprechen Sie mit dem alten Herrn selber!»

Hitler fährt zornig zu Goebbels in die Wohnung. Auch Göring ist dort. Diese beiden wittern sofort die Lage: Hitlers Ablehnung ist beschlossen. Papen schickt ihn nur deshalb zum alten Herrn, damit er sich die Ohrfeige persönlich holt. Also eine Falle! In diesem Augenblick ruft der Staatssekretär Planck aus der Reichskanzlei an; Frick geht ans Telephon. Planck sagt: «Der Herr Reichspräsident erwartet Herrn Hitler um vier Uhr fünfzehn in seinem Palais.» Antwort: «Die Entscheidung ist ja schon gefallen, es hat keinen Zweck mehr.» Rückantwort: «Nein, die Entscheidung ist noch ganz offen; sie hängt völlig von dem Gespräch mit dem Herrn Reichspräsidenten ab.» Planck ist der intime Vertrauensmann Schleichers, er wird wissen, was er sagt. Schweren Herzens fährt Hitler jetzt doch zum alten Herrn; Röhm und Frick sind bei ihm.

Der alte Herr verabscheut Röhm, den Skandalhauptmann, den Homosexuellen; ist beleidigt, bietet den dreien keinen Stuhl an. Der Sohn Oskar und der Staatssekretär Meissner, ferner Papen und Schleicher sind zugegen. Stehend muss Hitler eine Ansprache des Alten über sich ergeben lassen. Hindenburg, ebenfalls stehend, auf den Krückstock gestützt, liest ihm seine Pläne für ein Kabinett – Papen vor. Das ist der Genickstoss; es kann einem schwarz vor den Augen werden. Hindenburg fragt den nationalsozialistischen Parteiführer streng, ob er mitarbeiten wolle?

Zwischen seinen Paladinen stehend, murmelt der erschöpft, er habe seine Bedingungen den Herren von Papen und von Schleicher bereits mitgeteilt. Hindenburg, fast erfreut, dass alles so ist, wie er sich's dachte: «Sie wollen also die ganze Macht?» Hitler möchte erläutern: er wolle Kanzler werden aber nur wie Mussolini... Hindenburg, triumphierend: Aber das sei doch die ganze Regierungsgewalt! Das könne er vor seinem Gewissen und seinen Pflichten dem Vaterland gegenüber nicht verantworten, denn Hitler werde diese Macht einseitig anwenden. Wenn der Kampf also weitergehen müsse, was er persönlich bedaure, so möge Herr Hitler ihn wenigstens in Zukunft ritterlich führen. Er bedaure übrigens auch, dass Herr Hitler sich anscheinend nicht in der Lage sehe, ein von seinem, Hindenburgs, Vertrauen getragenes Kabinett zu unterstützen, wie er ihm das vor den Wahlen persönlich versprochen habe. Will sagen: du Wortbrüchiger!

Das Ganze hat sieben, acht Minuten gedauert, im Stehen. Welch furchtbarer Hinauswurf! Papen sorgt dafür, dass alles breit in die Presse kommt, zumal die Sache mit dem Wortbruch.

Vor den Augen des ganzen deutschen Volkes ist Hitler die Treppe zur Macht hinaufgegangen; vor den Augen des Volkes ist er sie hinuntergefliegen. Hilflos vor dem Krückstock des fünfundachtzigjährigen Greises, er, der «Führer»! Spielzeug in den Händen von ein paar Kabinetts-Günstlingen, der «starke» Adolf Hitler! Der Ruf der Unwiderstehlichkeit wankt, der Nimbus hat Flecke.

Seit dem 9. November 1923 ist er dem «Herrn Präsidenten» nicht mehr so nahe gekommen wie diesmal. Wieder ist das Ergebnis ein Schlag blitzend und treffend wie das Mündungsfeuer der Karabiner an der Feldherrnhalle. Damals hatte er den General von Lossow vor die Pistole gestellt, diesmal Hindenburg mit dem SA-Ring um Berlin bedroht. Der böhmische Gefreite versteht sich sichtlich nicht auf die Behandlung der Generäle und Feldmarschälle.

Abstieg.

Auf dem Obersalzberg sitzt er, brütet Rache – und begeht den zweiten Fehler. Papens Standgerichte verurteilen fünf Nationalsozialisten zum Tode, die in dem oberschlesischen Dorf Potempa einen Arbeiter viehisch ermordet haben. Ein klarer, brutaler Mord. Hitler aber telegraphiert den verurteilten Mördern, nennt sie «meine Kameraden», verspricht ihnen, dass ihre Befreiung eine Frage der nationalsozialistischen Ehre sein werde. Ein Schrei der Empörung geht durch die Öffentlichkeit. Das war zuviel! Papen erklärte, der

Mann, der die Mörder Kameraden nannte, habe den Anspruch auf die Regierung verwirkt. In diesem Augenblick meldet sich Dr. Hjalmar Schacht mit einer vertraulichen Botschaft. Er versichert Hitler erneut seine Sympathie; meint salbungsvoll, er glaube nicht, dass Hitler des Trostes bedürfe, denn die Macht müsse ihm ja eines Tages so oder so zufallen; er, Schacht, wolle ihm nur sagen, dass er für Hitlers Handlungsweise volles Verständnis habe. Nebenbei eine Bitte: Hitler möge sich ja nicht auf ein detailliertes Wirtschaftsprogramm festlegen! Wirtschaftsprogramme zögen ja sowieso keine Massen an, sondern nur die Interessenten der verschiedensten Richtungen. Dieser leise Wink Schachts hatte grosse Bedeutung. Er veranlasste Hitler, das gerade entstehende Wirtschaftsprogramm Papens – von dem Hitler behauptete, es sei ihm gestohlen – nicht durch eigene Pläne zu durchkreuzen. Zwar Gregor Strasser war gerade dabei, ein Wirtschaftsprogramm der Partei mit sozialistischem Beigeschmack zu entwerfen; die spätere Regierung Hitler aber hat tatsächlich nur den Plan Papens aufgenommen und fortgeführt. Als echter Zwischenträger und Vermittler schloss Schacht: es könne sein, dass Hitler ihn, Schacht, in nächster Zeit einmal «innerhalb der Festung» sehen werde; er hatte Hoffnungen auf Posten. Seine, Schachts Sympathie gehöre aber trotzdem Hitler; er werde ihm helfen, wo er könne.

Schacht versprach nicht zuviel. Das Urteil gegen die Mörder von Potempa wurde nicht vollstreckt. Die Regierung Papen zeigte sich in diesem Punkt schwach, damit wurde Hitlers Fehler doch noch ein Erfolg.

Aber Hitler bleibt blind vor Hass gegen Papen und – Hindenburg. Der Oberleutnant Schulz, Gregor Strassers rechte Hand, macht auf eine Möglichkeit aufmerksam: man hat doch zusammen mit dem Zentrum die Mehrheit im Reichstag! Hitler trifft in Berlin mit Brüning zusammen. In seiner Wut macht er unmögliche Vorschläge. Papen absetzen? Viel zu wenig: Hindenburg durch Reichstagsbeschluss absetzen! Wahrlich, er ist kein Diplomat. Brüning lässt sich auf das unmögliche Spiel nicht ein, sorgt aber dafür, dass an die Öffentlichkeit etwas durchsickert. Darauf erklärt Hitler öffentlich: er sei sehr gesund und Hindenburg sehr alt; er könne warten. Diese deutliche Anspielung auf Hindenburgs baldigen Tod vermehrt die allgemeine Entrüstung und lässt viele am Verstande des Führers zweifeln. Sie ist der dritte Fehler.

Im Übrigen haben Schachts Warnungen vor wirtschaftlichen Experimenten gewirkt. Hitler wirft gerade jetzt, wie Goebbels in seinem «Tagebuch» bezeugt, wieder ein misstrauisches Auge auf Gregor Strasser. Dieser, der die Niederlage des 13. August schneller im vollen Umfang erfasst als Hitler und Göring, warnt heftig vor Reichstagsauflösung und neuen Wahlen; sie bedeuten sicher eine abermalige schwere Niederlage.

Aber Hitler sieht rot und begeht den vierten Fehler. Als am 12. September der Reichstag zusammentritt, sitzt er nebenan im Palais des Reichstagspräsidenten, über das Göring als Vertreter der stärksten Fraktion seit ein paar Tagen gebietet. Von dort aus befiehlt er seinen Leuten, Papen um jeden Preis zu stürzen. Dramatischer Zusammenstoss zwischen Göring, dem Präsidenten, und Papen, dem Kanzler. Während Göring die Stimmen der Nationalsozialisten und des Zentrums zusammenzählt und den Sturz Papens verkündet, legt dieser vor Göring einen Zettel auf den Tisch, auf dem Hindenburg mit zitternden Buchstaben die Auflösung des Reichstages erklärt; Meissner hat das kostbare Papier vor ein paar Tagen im Flugzeug aus Neudeck geholt. Und am 6. November wird erbarmungslos gewählt; am Eingang eines grauen Elendwinters; sieben Millionen Erwerbslose; Streiks, bei denen Nationalsozialisten und Kommunisten zusammengehen. Dieses Volk müsste jetzt nach Hitler schreien. Aber seit dem 13. August haben viele das frühere Zutrauen nicht mehr. Er schafft es doch nicht, hiess es; er ist doch nur ein verrannter Fanatiker, nimmt sich zuviel vor und erreicht gar nichts. Ein stürzender Komet im Novembernebel. Zwei Millionen, die ihn im Juli gewählt haben, zweifeln im November bereits an ihm; er verliert am 6. zwei Millionen Stimmen. Die Partei ist bestürzt. «Auf dem Berliner Gau herrscht eine sehr gedrückte Stimmung. Unter der Wählerschaft herrscht vielfach Verzweiflung,» schreibt Goebbels am 7. November in sein «Tagebuch». Die Zahlungen stocken. Die Gläubiger drängen. Der Parteikassierer ist ratlos, wie er zwölf Millionen Schulden decken soll. SA-Führer kommen scharenweise zu den «Judengazetten» gelaufen und verkaufen Parteigeheimnisse für ein paar Mark. Zeichen beginnender Auflösung.

Anfangs 1932 hatte Hitler in weiser Voraussicht besondere Anstrengungen zur Erschliessung neuer Geldquellen gemacht. Fritz Thyssen, neben Kirdorf sein stärkster Bewunderer in der Schwerindustrie, hatte am 27. Januar die Industriellen von Rheinland und Westfalen in Essen zusammengetrommelt. Hitler sagte launig, er selbst sei einer der grössten deutschen Wirtschaftsführer; Partei und SA hatten, Uniformlieferungen und Vorschüsse eingerechnet, tatsächlich einen Jahresetat von 70 bis 90 Millionen Mark. Sozialisierung sei Unsinn, der Staat habe politische, keine wirtschaftlichen Aufgaben; was er verlange und erzwingen werde, sei Verantwortung des Wirtschaftsführers gegen die Nation. Das Ergebnis der Rede, sagt ein Teilnehmer, war zu einem Drittel Zustimmung, einem Drittel Schwanken, einem Drittel Ablehnung. Thyssens Schlusswort «Heil, Herr Hitler!» fand nur ein halbes Echo. Während Hitler zu den Industriellen sprach, hielt Gregor Strasser «sozialistische» Reden. Im Reichstag sagte er, 95% des deutschen Volkes

seien erfüllt von einer «antikapitalistischen Sehnsucht». Darauf sperrte der Bergbauliche Verein die Zuschüsse. Hitlers Kampf um die Macht spitzte sich im Herbst zu einem auf Leben und Tod geführten Kampf um die Staatskasse zu.

In Schleichers Zange.

Schleicher glaubte Hitler jetzt allmählich auf den Knien zu haben; hoffte ihn kaufen zu können.

Ausserdem sagte er einem Ministerkollegen, er besitze noch ein weiteres Druckmittel. Röhm habe ihm persönliche Geheimnisse Hitlers anvertraut, die peinlich seien. Hitler trieb selbst Politik mit fremden Geheimnissen; einige Jahre zuvor hatte er die Sammlung eines Münchner Sonderlings namens Rehse gekauft, der seit elf Jahren alle erreichbaren politischen Dokumente, Plakate, Artikel, Briefe usw. sammelte; manches Stück hellte die vergessene politische Vergangenheit dieses oder jenes Parteigenossen auf und konnte als Druckmittel benutzt werden. Die Sammlung Rehse wurde Hitlers Privatarchiv. Die eigenen Geheimnisse der Partei lagerten selbstverständlich nicht in der Parteizentrale, im «Braunen Haus» an der Briener Strasse, sondern befanden sich verteilt in fünf Dörfern um das Städtchen Schongau, südwestlich von München.

In seiner trüben, fast verzweifelten Lage ist Hitler plötzlich besonnen genug, einen fünften Fehler zu vermeiden. Schleicher stellt eine Falle. Er drängt Papen zum Rücktritt und lässt Hitler durch Hindenburg auffordern, nun wirklich als Kanzler die Macht zu übernehmen. Aber – unerlässliche Bedingung – er muss Hindenburg eine Mehrheit im Reichstag bringen. Der alte Herr empfängt ihn diesmal viel manierlicher als im August, spricht mit ihm unter vier Augen, hört anderthalb Stunden seinem Redestrom geduldig zu. Aber von seiner Bedingung geht er nicht ab. Das ist reine Tücke, Hitler würde zum Gefangenen Brünings und Hugenbergs, vielleicht zu ihrem Opfer, wenn es einem der beiden beliebte, ihn irgendwann plötzlich zu stürzen. Hitler sitzt im Hotel «Kaiserhof», schräg gegenüber von Hindenburgs Palais, nur hundert Meter entfernt; sucht den Präsidenten durch lange Briefe zu erweichen. Aber der alte Herr gibt nicht nach. Eine neue Niederlage ist in Sicht; da ruft Dr. Dietrich die Presse zusammen, übergibt ihr den Wortlaut des Briefwechsels zwischen Hitler und Hindenburg, erst in diesem Augenblick trifft die Absage Hitlers bei dem alten Herrn ein. Damit hat er dem Abbruch der Verhandlungen Stimmung und Note gegeben, ist der Gegenseite zuvorgekom-

men; von ihm empfängt die Presse heute das entscheidende Communiqué. Es ist auch diesmal ein Misserfolg, aber die Öffentlichkeit merkt es nicht so deutlich wie im August.

Doch Hitlers Lage ist schon so bedrängt, dass er einen Fehler nur durch einen andern vermeiden kann. In Schleichers Falle ist er nicht gegangen. Die Folge aber ist: Bruch mit Schleicher, Kampf mit der Reichswehr. Ein trauriges Ergebnis des jahrelangen höflichen Leisetreterens vor der «bestehenden mächtigsten Einrichtung» dem wahren «Herrn Präsidenten». Eine furchtbare Aussicht für die wunde Partei.

Schleicher meint, er kann Hitler jetzt in Stücke schneiden. Er übernimmt selbst die Kanzlerschaft, ruft Gregor Strasser zu sich und sagt ihm, er plane ein überparteiliches Kabinett, von den «vernünftigen» Nationalsozialisten bis zu den «vernünftigen» Sozialdemokraten. Ob Strasser Vizekanzler werden wolle? Strasser fragt Hitler. Der schwankt wie immer. Denn Strasser als Vizekanzler wäre, nachdem Hindenburg den Führer selbst als Kanzler nun einmal nicht will, ein Ausweg aus der Parteikrise. Auch Frick und Gottfried Feder sind für den Plan.

Göring und Goebbels sind selbstverständlich dagegen. Ein Hin und Her von Intrigen, Angebereien, Beschimpfungen, Betrug. Die Partei war in sich nie sehr einig, immer ein brodelnder Topf von Neid und Streberei, immer alle gegen alle. Erst Strasser gegen Hitler, Goebbels gegen Hitler; dann plötzlich Goebbels für Hitler und gegen Strasser; Strasser gegen Röhm; Göring gegen Röhm und Strasser; Frick und Feder gegen Goebbels und Göring; Amann gegen Strasser, Goebbels und Göring; Rosenberg gegen Amann, Göring, Strasser und Goebbels – und das alles nicht etwa verschluckter Ärger, sondern feuerspeiende Wut, aufgebrachte Vorträge bei Hitler, Anzeigen an die Untersuchungs- und Schlichtungsausschüsse. Die Partei war so sehr aufs Persönliche gestellt, dass aus Meinungsfragen immer gleich Personenfragen wurden.

Das besondere Unglück war die Unentschlossenheit der obersten Person vor schwierigen Entscheidungen. Auch in der Frage Strasser-Schleicher fand Hitler keinen Entschluss.

Gregor Strassers letzter Kampf.

Da trat am 3. Dezember eine Katastrophe ein. Die Partei verlor bei Wahlen in Thüringen fast die Hälfte der Stimmen. Der Komet war im Stürzen.

Strasser stellte Hitler jetzt ein Ultimatum: Schleichers Angebot, ja oder nein?

Das ist für die Partei ein geschichtliches Ereignis. Strasser ist nach Hitler unbestritten der Führer der Partei. Er ist seit 1925 ihr Organisator. Mehr: er ist der eigentliche Gründer der Partei in Norddeutschland, Norddeutschland aber ist heute ihre Basis, längst nicht mehr Bayern. In den Jahren 1925 bis 1928 hat Gregor Strasser, unterstützt von seinem Bruder Otto, sekundiert von Goebbels, die nationalsozialistische Partei in ihrer neuen Form für Hitler geschaffen.

Im Jahre 1932 hat er dann zusammen mit Feder durch ein Wirtschaftsprogramm von genialer Skrupellosigkeit Millionen von Verzweifelten, Leichtgläubigen für die Partei gewonnen. Er hat die tollsten Versprechungen mit dem tiefsten Ernst vorgetragen, das Unmögliche als selbstverständlich hingestellt. «Jedem Deutschen sein Eigenheim», schrieb Feder; Strasser aber versprach der deutschen Landwirtschaft eine Unterstützung von zehn Milliarden. Den Arbeitern versprach er die Zertrümmerung des Kapitalismus, und er war im Begriff, die freien Gewerkschafter von der Sozialdemokratie loszusprengen. Wenn ihm das Kunststück gelang, dann war er eine grössere politische Figur als Hitler; der Vizekanzler, vielleicht gar der künftige Kanzler Gregor Strasser, Führer der deutschen Volksgemeinschaft «von Strasser bis Severing», war das neue, grosse, ruhige Gestirn über dem Horizont, hinter dem der irre Komet Hitler eben niederstürzte.

Darum konnte Hitler Strassers Ultimatum nicht annehmen.

Nun gab Strasser sich einer verhängnisvollen Gemütswallung hin. Er setzte sich am Vormittag des 8. Dezember auf sein Zimmer im Hotel «Excelsior» und schrieb an Hitler einen grossen Absagebrief, zählte alle Fehler auf, die die Partei nach seiner Meinung beging, schalt namentlich auf Goebbels und Göring, sagte, dass der Weg Hitlers ins Chaos, in einen deutschen Trümmerhaufen führe. Sämtliche Parteiämter warf er dem Führer vor die Füsse. Dann bezahlte er sein Zimmer, gab sein Köfferchen bei der Gepäckaufbewahrung im Anhalter Bahnhof ab und verschwand.

Mittags trifft der Brief im «Kaiserhof» ein. Hitler ist zerschmettert; Strassers Rücktritt kann der Anfang vom Ende sein. Die ganze Partei, die Inspektoren, die SA-Führer, die Abgeordneten sehen seit Tagen in Strasser den Retter. Die Partei kann den Angestellten die Gehälter nicht mehr zahlen. Die SA-Leute stehen mit Sammelbüchsen auf der Strasse und betteln: «Für die bösen Nazis!»

Max Amann kämpft täglich am Telefon verzweifelt mit seinem Drucker Adolf Müller, weil dieser den Druck des «Völkischen Beobachters» von einem Tag auf den andern einstellen will, wenn er nicht endlich bezahlt wird; Müller, selbst Herausgeber einer Anzahl von Provinzblättern, weigert sich in

dieser seiner einflussreichen Lokalpresse für den anscheinend untergehenden Hitler einzutreten, denn der Kardinal könne, sagt er, ihm den Druck des Kirchenzettels entziehen! der Geschäftsmann mit der Rotationsmaschine setzte auf den Kardinal und gab Hitler preis – so stand es. Fritz Thyssen, sonst letzte finanzielle Hilfe in der Not, erklärte sich am Ende seiner Kraft; für die Novemberwahlen bestellte er noch bei Müller einen Waggon mit Drucksachen – dann dürfe man auf ihn nicht mehr zählen.

Wenn jetzt Schleicher den Reichstag abermals auflöst, kann ein Drittel, kann die Hälfte der Abgeordneten Hitlers die Mandate verlieren; das bedeutet kahl und nackt: Hunger. Nur Strasser kann durch eine Verständigung mit Schleicher die Katastrophe abwenden.

Unmöglich, zu übersehen, wie gross der Anhang Strassers in diesem Augenblick ist. Da ist nicht nur seine alte Garde, die Frick, Feder, Koch, Kaufmann, Kühe, Reventlow, Stöhr, Brückner; nein, die halbe, um ihre Mandate zitternde Fraktion muss man ihm zurechnen. Frick geht zu Hitler, redet mit ihm energisch wie nie; auf keinen Fall dürfe jetzt mit Strasser gebrochen werden, der Brief sei ein Unglück, das sich reparieren lasse, sachlich habe Strasser in vielem recht. Hitler ist eingeschüchtert, erklärt sich zu einer nochmaligen Aussprache mit Strasser bereit, will den Bruch wieder einrenken.

Das geplante Kabinett Schleicher-Strasser hat in diesen Nachmittagsstunden des 8. Dezember nochmals eine Chance.

Aber wo ist Strasser? Im Hotel «Excelsior» weiss man es nicht. Ein Handkoffer steht auf dem Bahnhof, sein Eigentümer ist irgendwo in Berlin. Wo? Es gibt tragikomische Verkettungen. Gregor Strasser ist im Grunde ein bequemer Mensch, der Ruhe, einen guten Tropfen, Vergessen der Geschäfte in unbedeutender Gesellschaft liebt. Während Frick ihn sucht, sitzt er schimpfend, sein Herz erleichternd, trinkend zusammen mit einem guten Freund, dem ehemaligen Militärbeamten Moritz, den die Öffentlichkeit unter dem Namen Gottfried Zarnow als Enthüller von allerlei Justizskandalen kennt. Im «Kaiserhof» wartet Hitler vergeblich auf seinen abtrünnigen Unterführer. Ahnt Strasser gar nichts? Es sieht gerade so aus, als ob er sich versteckt. Er hat seinen Brief geschrieben, jetzt ist er fertig mit Hitler, jetzt will er von nichts mehr wissen, jetzt will er nichts als seine Ruhe. Merkwürdig, wie dieses wilde Jahr 1932 die an den entscheidenden Stellen stehenden Menschen durch Müdigkeit bezwingt und niederwirft! So hatte Otto Braun, wurstig und des Ärgers satt, den Kram einfach liegen lassen und war an den Lago Maggiore gefahren; so hatte Severing mit matter Geste sich in seine Privatgemächer zurückgezogen, das liebe, kleine Haus bei Bielefeld am Fusse des Teutoburger Waldes vor Augen. So verschwatzte jetzt Gregor

Strasser mit Moritz den Nachmittag, bestieg abends den Zug nach München und fuhr dann mit Weib und Kind in den sonnigen Süden, nach Bozen.

Unverzeihlicher Fehler! Wenn Strasser wüsste, wie die ganze Partei auf ihn wartet, wie Hitler untätig, ratlos im Hotelzimmer auf- und niederrennt und auf ein Wunder wartet – er wäre vielleicht doch in Berlin geblieben. Denn während er nach Süden fährt, sagt Hitler verzweifelt zu Goebbels:

«Wenn die Partei zerfällt, mache ich in drei Minuten mit der Pistole Schluss!»

Am nächsten Morgen erlösende Botschaft. Strasser ist fort, verzichtet auf Kampf wie Verständigung. Hitler atmet auf. Strassers Anhänger sind führerlos. Ihnen allen wird eine schriftliche Erklärung, die Strasser scharf verurteilt, zur Unterschrift vorgelegt. Hart und bitter für viele; es sind Männer, die Strasser, der allmächtige Organisationsleiter, an die wichtigsten Parteiposten gesetzt hat. Dieser Apparat Strassers wird jetzt hastig zerschlagen, Strassers Gehilfe, der Oberleutnant Schulz, entfernt, die Organisationsleitung aufgeteilt. Den unbedeutenden Rest erhält ein unbedeutender Mensch, der Kölner Gauleiter Dr. Ley; er hat sich in dieser Krise, wie einst schon vor sieben Jahren in Hannover, durch Treue zu Hitler ausgezeichnet; hat für ihn unter den Unterführern herumgehört, ihn telefonisch auf dem Laufenden gehalten, Stimmung gemacht. Die eigentliche politische Überwachung der Partei vertraut Hitler Rudolf Hess an.

Unter denen, die das Verdammungsurteil gegen Strasser nicht unterzeichnen wollen, ist Gottfried Feder. «Entweder du unterschreibst, oder du fliegst aus der Partei», schreit Hitler ihn an. Feder unterschreibt.

Der Höhepunkt dieser Reinigungskampagne war eine Versammlung der nationalsozialistischen Führer im Palais Görings. Hitler sprach herzbewegend: wie er Strasser immer die Treue gehalten, wie Strasser sie ihm gebrochen habe; wie die Partei jetzt in einer schwierigen Lage, aber nahe vor dem Siege sei und welches Verbrechen Strasser mit seinem Abfall gerade in diesem Augenblick begehe. «Nie hätte ich Strasser das zugetraut», rief er und legte schluchzend den Kopf auf die Tischplatte. Vielen Anwesenden stiegen die Tränen in die Augen, als sie den Führer sich vorweinen sahen; Julius Streicher, der von Strasser seit Jahren Geduckte, rief von seinem bescheidenen Platz im Hintergründe: «Empörend, dass Strasser unserm Führer so etwas antun konnte!»

Mit diesen Tränen war aber die Parteikrise nicht beschworen, Sie ergab sich aus den dauernden Niederlagen und aus der anscheinenden Aussichtslosigkeit von Hitlers Taktik. Goebbels notiert in seinem «Tagebuch»:

«5. Dezember. Um sich greifende Kompromissucht. – 6. Dezember. Die Lage im Reich ist katastrophal. – 8. Dezember. In der Organisation herrscht schwere Depression. Die Geldsorgen machen jede zielbewusste Arbeit unmöglich. Alle sind in sehr gedrückter Stimmung. Man ist innerlich so wund, dass man nichts sehnlicher wünscht, als für ein paar Wochen aus all diesem Getriebe zu entfliehen. – 10. Dezember (nach Hitlers Tränenrede). Die Finanzlage des Gaues Berlin ist trostlos. Die Stimmung in der Parteigenossenschaft ist noch geteilt. – 15. Dezember. Es kostet grosse Mühe, die SA und die Parteiamtswalterschaft in klarem Kurs zu halten. Es wird höchste Zeit, dass wir an die Macht kommen. Wenn es gelingt, die Bewegung zu halten, dann gelingt es auch, die Situation zu retten. – 20. Dezember. Wir müssen alle Kraft zusammennehmen, um die Organisation noch einmal herauszupacken. – 21. Dezember. In der Partei ist sehr viel Stunk und Misshelligkeit auszuräumen. Die Geldkalamität dauert an. – 22. Dezember. Wir müssen die Gehälter im Gau abbauen, da wir sonst finanziell nicht durchkommen. – 23. Dezember. Die furchtbarste Einsamkeit fällt wie eine dumpfe Trostlosigkeit über mich herein.»

Die Partei kämpft mit dem Zusammenbruch.

Müdes Proletariat.

Aber das ist es gerade, was Deutschland nicht will. Deutschland will diese Partei.

Wir leben im Zeitalter der Verantwortungslosigkeit; im Zeitalter Otto Brauns, Karl Severings, Gregor Strassers, Deutschland sucht einen, auf den es die ganze Last seiner Sünden werfen kann. Hitler darf nicht untergehen.

Alle Schichten wollen ihn, auch wenn sie es nicht wissen.

Die Arbeiterschaft will ihn mit der ganzen Kraft ihrer Hoffnungslosigkeit. Sie trägt schwer an dem geheimen Bewusstsein, den Sozialismus nicht zu wollen, weil sie die Verantwortung nicht will. Der Wille einer Elite ist nicht der Wille der Masse, aber selbst der Wille der Elite spiegelt schillernd und gebrochen die innere Ziellosigkeit der Gefolgschaft. Die beiden sich bekämpfenden Arbeiterparteien drücken die Sehnsucht nach Verantwortungslosigkeit durch zwei scheinbar entgegengesetzte Taktiken aus. Aber sie erreichen tatsächlich genau dasselbe – und das sagt mehr als alle Programme. Die Sozialdemokratie setzt ihre Kraft an die Verbesserung, damit an die Erhöhung der Lebensfähigkeit und die Erhaltung des kapitalistischen Systems;

Arzt am Krankenbett des Kapitalismus will sie sein, es der Arbeiterschaft in der kapitalistischen Welt behaglich einrichten. Der Kommunismus scheint das System stürzen zu wollen, aber er scheint es auch nur. Er konzentriert seine Hauptkraft gegen die Sozialdemokratie, die er als «Hauptfeind» bezeichnet; stürzt im preussischen Landtag zusammen mit den Nazis die Regierung Braun-Severing – und will sie ein paar Monate später durch einen Generalstreik verteidigen; noch nach Hitlers Machtantritt wird ein massgebender kommunistischer Führer diese Taktik preisen. Der Kommunismus schiebt also vor der Nation die Verantwortung für die Erreichung des Sozialismus der sozialdemokratischen Bruderpartei zu, kämpft listig in deren Schatten, statt durch Angriff auf das gesamte System ins helle Licht der Verantwortung zu treten. Er hätte von Hitler lernen können, dass man einen Nebenbuhler nicht mit Geschrei zum Mittelpunkt des Kampfes macht, sondern ihn durch den grösseren Elan gegen den gemeinsamen Hauptfeind schweigend überundet. Die müde Sozialdemokratie, ein soziales Mosaik, von gehobenen, bürgerlich denkenden Arbeitern, Angestellten und Beamten geführt und grossenteils aus ihnen bestehend – der lebendige Kommunismus, innerlich hoch gespannt, mit einer stark wechselnden Masse reinen Proletariats und einer oft aus idealistischen, weltfremden Intellektuellen bestehenden Führung: sie zeigen durch ihren Bruderkampf um zweitrangige Fragen die Tatsache an, dass die Arbeiterschaft nach fünfzigjährigem Kampf keine politische Macht ist. Eine Partei mit drei Millionen Wählern, von denen im entscheidenden Augenblick nur fünfzigtausend das Gewehr in die Hand nehmen (Wien, Februar 1934), muss von einer Partei mit nur einer Million Wählern, von denen aber eine halbe Million kämpft, mathematisch sicher geschlagen werden.

Die deutsche Arbeiterschaft gab ihren beiden Parteien bis zuletzt unerschüttert zwölf Millionen Stimmen. Aber die zwölf Millionen waren in ihrer überwiegenden Masse nicht bereit zu kämpfen; aus Skepsis gegen sich selbst, nicht nur gegen ihre Parteien. Das muss einmal ausgesprochen werden: die Heraufführung der klassenlosen Gesellschaft wird das Werk einer schöpferischen Bewegung sein, die die Klassenlosigkeit bereits in sich selbst durchgeführt hat. Hier erheben sich neue grosse Probleme; hier entsteht – vom Menschen, nicht vom Apparat her – das Bild einer Zukunftsgesellschaft, die bereits heute von den Massen in ihrem Verhältnis zur kulturellen Überlieferung, zur Natur, zum sportlichen Wettkampf geahnt wird; hier kündigt sich der kommende Triumph über den entwerteten Menschen dieser Krisenzeit, über Deklassierung und rauschhafte Unterwerfung an. Hier wird die Verantwortung vor der Geschichte erlebt werden; erst von wenigen, dann von vie-

len. Das deutsche Proletariat von 1932 liegt unter den Rädern der Geschichte, aber der Gedanke der Freiheit wird aus zerbrochenen Klassen neue Menschen und frische Kämpfer wecken.

Die grosse Krise des Kapitalismus hat 1932 am schwersten jenen Teil des kapitalistischen Systems getroffen, der von der Arbeiterschaft gebildet wird. Sieben Millionen Erwerbslose und eine Million SA-Männer machen einen politischen Generalstreik – nach dem Beispiel von 1920 – aussichtslos. Diese Arbeiterschaft wartet auf etwas Neues, nämlich auf ihre eigene Erneuerung; das Neue aber aus den alten sozialistischen Ideen herauszuschöpfen, ist eine Frage der geistigen Unabhängigkeit, des Mutes, der Willensbildung und jedenfalls der Zeit. Die alten Parteien kommen nicht mehr dazu und können das auch gar nicht. Es bleibt im Augenblick nur der Ersatz: Hitler. Eine Arbeiterschaft ohne Selbstvertrauen erwartet ihn.

Und die andere Seite?

Müder Kapitalismus.

Nach einer bekannten Legende haben die deutschen Grossindustriellen Krupp, Thyssen und Vogler zusammen mit den ostelbischen Junkern den kleinen Gefreiten Hitler zum Prokuristen der Firma Deutschland gemacht, damit er es in ihrem Auftrag regiere, was er nun seit drei Jahren tut. Oder: wie der kleine Moritz sich die Weltgeschichte vorstellt.

Die deutschen Grossindustriellen dieser Zeit sind kein sehr imponierendes Geschlecht. Übertragende Schöpferkraft hat sich seit dem Tode von Hugo Stinnes (1924) fast nirgends gezeigt. Die Massgebenden sind meist Söhne oder Enkel, die das Erbe grösserer Väter verwalten. Der Aufbau des grössten Konzerns der Schwerindustrie, des «Stahlvereins», durch Vogler und Thyssen war eine traurige Fehlleistung infolge unzählbarer Profitgier der Partner. Es ist lächerlich, zu glauben, so gerissene Erfolgsjäger wie Hitler oder Goebbels liessen sich von Vogler oder Thyssen in die Tasche stecken. Gewiss schliessen sie mit ihnen Bündnisse; gewiss ist bei diesen Bündnissen die eine Seite der Dumme – aber das werden bestimmt nicht Hitler oder Goebbels sein; es handelt sich hier um Politik, um Benutzung der öffentlichen Meinung, um Ausspielen der Masse, worin sie diesen Händlern mit Aktienpaketen weit überlegen sind. Die drei Grossindustriellen übrigens, die sich der solidesten und mächtigsten Leistung der Nachkriegszeit rühmen können, Carl Duisberg und Carl Bosch von der I.G. Farbenindustrie und Carl Friedrich von Siemens, Leiter des gleichnamigen Konzerns, haben Hitler nicht unter-

stützt, sondern ihn bekämpft. Seine Gönner und Geldgeber war die Gruppe der «Notleidenden», der Kohlenbergbau und die Eisenhütten; Gruppen, die auf nationalsozialistische Staatsaufträge spekulierten; ja, wie der Fall des Stahlvereins gezeigt hatte, mit dem Gedanken spielten, ihre unrentablen Betriebe für teures Geld an den Staat zu verkaufen. Nein, dieser müde Kapitalismus, der das Erbe der Väter um guten Preis loszuschlagen bereit war, wollte gewiss nicht den Staat regieren; er wollte gern auf jede Art regiert werden, wenn das Geschäft sich nur etwas besserte. Politische Verantwortungsfreude war in dieser «Wirtschaft» so wenig wie in der Arbeiterschaft. Kurz vor der Machtübernahme sagte Hitler in einem Gespräch geradezu mahnend: «Die Politik werden wir machen; aber die Wirtschaft, meine Herren, müssen natürlich Sie machen.»

Eine bleierne Müdigkeit verwischt die Probleme und macht die Ideale stumpf. Es gibt nur noch ein Ideal: das nationale Deutschland «besinnt sich auf sich selbst».

Was heisst das eigentlich? Die nationale Bindung ist die selbstverständlichste, gewisseste und gegenwärtigste, die es zur Zeit gibt. Sie ist die politische Existenzform der Völker seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, das Bekenntnis zur Nation ist ein Bekenntnis zum Gegebenen, Seienden, Gegenwärtigen; je ausschliesslicher es abgelegt wird, desto mehr verdrängt es den Willen zum werdenden, Zukünftigen, zu neuen Idealen und neuen Gesellschaftsformen. Ein Volk, das seinen ganzen Willen auf die Ausbildung seines Nationalcharakters richtet, drückt damit eine tiefe Abneigung gegen Fortschritt und Erneuerung aus. «Wir wollen wieder deutsch werden!» heisst praktisch: «Ich wünsche meine Ruhe zu haben,» und «Deutscher, besinne dich auf dich selbst!» bedeutet: «Überlass die schwierigen Fragen mir, deinem Führer!»

Das deutsche Volk wünscht sich nichts Besseres. Dies mit der Feinfühligkeit eines Erdbebenmessers noch am Rande der Katastrophe und unter unzähligen Fehlern zu erkennen, war Hitlers Stärke.

Das Bündnis von Köln.

Die grosse Politik um die Jahreswende 1932/33 war ein Duell zwischen Schleicher und Papen. Schleicher hatte Papen gestürzt, Papen wollte ihn wieder stürzen.

Den Zerfall des Nationalsozialismus setzten beide als feste Tatsache in ihre Rechnung. Es kam darauf an, diese Tatsache möglichst geschickt zu benutzen. Schleicher wollte mit Hilfe Gregor Strassers möglichst grosse Reste

der Partei an sich ziehen. Papen dachte dasselbe mit Hitler zu erreichen. Beide glaubten, die Nazis seien durch viel Unglück mürbe gemacht und gefügig. Papen schluckt den Groll vieler Monate hinunter, Hitler tat dasselbe. Die Versöhnung dieser Feinde und ihr Bündnis gegen Schleicher ist das grosse Ereignis des beginnenden Jahres.

In der nun anhebenden Intrige ist Hitler der freiwillige Geschobene. Papen kämpft für ihn, rettet ihn, siegt für ihn. Am Abend des 3. Januar trifft Gregor Strasser aus seinem Urlaub wieder in Berlin ein, erholt, nochmals zum Kampf entschlossen. Am gleichen Abend verlässt Hitler mit seiner gewohnten Eskorte München, angeblich, um zu einer Wahlversammlung in das Ländchen Lippe-Detmold zu fahren. Zum Erstaunen der Begleiter nimmt man jedoch nicht den Zug nach Hannover, sondern den nach Köln. Hitler schweigt geheimnisvoll.

«Am frühen Morgen», schreibt Dr. Otto Dietrich, «steigen wir alle in Bonn aus. Dort steht Schreck mit des Führers Wagen am Bahnhof, um uns im ersten Morgengrauen nach Godesberg zu fahren. Kurze Frühstückspause. Ein geschlossener Wagen fährt vor. Der Führer steigt ein. Fährt ab. Das Ziel dieser Fahrt ist uns unbekannt.

Uns aber hatte zuvor der Führer die Weisung gegeben, in seinem Wagen, ohne ihn die Fahrt fortzusetzen in Richtung Köln. Drei Kilometer hinter Köln, auf der Strasse nach Düsseldorf, sollten wir anhalten und warten.

Wir erreichen gegen Mittag den vereinbarten Treffpunkt. Das Wetter war kalt und feucht. Wir warten. Auf der nassen Landstrasse gehen wir auf und ab. Gespräche mit Vermutungen aller Art, wo wohl der Führer sein könne, verkürzen uns die Zeit. Niemand weiss einen Anhaltspunkt, niemand hat eine Ahnung von der Bedeutung dieser Trennung.

Nach zwei Stunden fährt der geschlossene Wagen von Bonn bei uns auf. Hält an. Der Führer steigt aus, steigt um, zu uns in seinen Wagen. Der geschlossene Wagen macht Kehrt, verschwindet in Richtung Köln.

Bei der Weiterfahrt nach Düsseldorf macht der Führer Andeutungen, denen wir entnehmen, dass er eine Unterredung, mit einer politischen Persönlichkeit hatte. Auch spürte ich irgendwie, dass er mit dem Erfolg seines geheimnisvollen Abstechers ausserordentlich zufrieden war.»

Hitler hatte sich an diesem bedeutungsvollen 4. Januar mit Papen getroffen. Es ist genau acht Jahre her, seitdem er in seinem Gespräch mit dem Ministerpräsidenten Held die Beziehungen zu dem Herrn Präsidenten neu zu knüpfen suchte. Die Kölner Begegnung findet im Hause eines Parteigenossen, des Bankiers von Schröder statt. Feierliche Versöhnung zwischen Hitler und Papen. Das Telegramm von Potempa ist vergessen. Hitler erkennt an,

dass nur über Papen der Weg zu Hindenburg geht. Papen ist bereit, dem alten Herrn seinen Widerwillen gegen den böhmischen Gefreiten auszureden; Hitler verzichtet dafür ausdrücklich auf die «Bartholomäusnacht». Nichts mehr von «Strasse frei für die SA!»

Zunächst muss Hitler finanziell gerettet werden. Ein Konsortium bildet sich, geführt von den Generaldirektoren Vogler und Springorum; die dringenden Schulden werden bezahlt.

Dann wird in der Presse das Stichwort ausgegeben: die nationalsozialistische Partei darf nicht zugrunde gehen. Sie ist die letzte Hoffnung breiter Massen; zerfällt sie, dann haben wir zehn Millionen Kommunisten mehr.

Der drohende Untergang des Nationalsozialismus verbreitet Untergangsstimmung im Bürgertum. Ein Gespenst geht um in Deutschland, das Gespenst des Kommunismus. Hitler spielt Selbstmord, und alles ruft erschreckt: rettet den Retter!

Minen und Gegenminen.

So denkt auch Schleicher. Man mache also Gregor Strasser zum Vizekanzler, er wird die besten Teile der Partei retten.

Hindenburg, das heisst praktisch der Sohn Oskar und der Staatssekretär Meissner, hat zu wählen zwischen dem Rezept Schleicher und dem Rezept Papen. Das Rezept Schleicher: Starke Teile der NSDAP unterstützen die Regierung. Teile der Sozialdemokratie stossen dazu, dafür wird Strasser Vizekanzler. Dann wird der Reichstag aufgelöst und Hitler in der Wahl zerrieben.

Das Rezept Papen: Die ganze NSDAP unterstützt die Regierung, auf die Sozialdemokratie wird verzichtet, der Reichstag wird nicht aufgelöst. Dafür muss Hitler freilich Kanzler werden.

Wer hat nun mehr das Ohr des alten Herrn? Die Weltgeschichte ist manchmal doch so, wie der kleine Moritz sie sich vorstellt. Papen, der Strohwitwer, hat, als er im vorhergehenden November als Reichskanzler abdankte, sich keine neue Wohnung gesucht; er wohnt fröhlich in der Dienstwohnung in der Reichskanzlei weiter. Das sind die kleinen Gefälligkeiten der grossen Herren untereinander. Hindenburg haust sonst nebenan in einem ziemlich baufälligen kleinen Palais. Das wird gerade in diesem Winter umgebaut; der alte Herr bezieht eine Notwohnung gleichfalls in der Reichskanzlei. Er wird also Papens Wohnungsnachbar. Papen, Meissner, Oskar und der Greis leben in enger Hausgemeinschaft.

Die Hausgemeinschaft prüft das Papensche und das Schleichersche Rezept.

Schleicher ist auf jeden Fall in misslicher Lage, denn als Kanzler ist er der von Hindenburg Abhängige, und mit zunehmendem Alter wächst die Tücke. Dieses hohe, weisse Borstenhaar, diese tiefe Knarrstimme, diese lauernden Augen – das alles ist nicht so leicht zu lenken; man muss dem greisenhaften Eigensinn immer von weither beikommen. Am leichtesten hat man ihn, wenn man sagt, irgendeine Massnahme sei gut für die Kriegsbeschädigten oder die Landwirtschaft.

Es werden wieder einmal romantische Kabalen im verschwiegene Kabinett ausgeheckt. Die Skandale bei der Osthilfe werden ruchbar. Die Linksparteien stürmen gegen die Junker los, ein Reichstagsausschuss prüft; die vier Rittergüter des Junuschauers, des alten Pelikans, die raffenden Hände der Kaisergattin Hermine, die mit dem Geld des Steuerzahlers gekauften Luxusautos werden sichtbar. Es sind erst ein paar kleinere Bomben, Schleicher lässt sie zur Einschüchterung knallen.

Aber er erreicht das Gegenteil. Der alte Herr ist tief beleidigt. Vielleicht wird man auch noch die Nase nach Neudeck stecken? Er hat keine Osthilfe genommen, privat ist für ihn Geld gesammelt worden. Soll er gezwungen werden, das zu seiner Rechtfertigung bekanntzugeben?

Indessen ist dieser Skandal doch nur eine Welle im Strom. Gewaltig wogt der Kampf seit einem Jahr zwischen der Industrie und der Landwirtschaft.

Die Industrie hatte 1930 die Zuschüsse an den Osten gutgeheissen, weil sie eine Hebung der landwirtschaftlichen Kaufkraft und damit besseren Absatz ihrer Produkte erhoffte. 1931 erkannte sie die Bodenlosigkeit des Lochs im Osten, in dem die Milliarden verschwanden. Nun hiess es: Fort mit dem Grossgrundbesitz, soweit er nicht lebensfähig ist; her mit gesunden Bauernsiedlungen im deutschen Osten; Schluss mit den Zollerhöhungen, die uns vom Weltmarkt abtreiben; das Interesse der Volkswirtschaft steht über dem Interesse von 13 000 Grossgrundbesitzern !

Dieser Kampf tobte innerhalb aller Kabinette, denn immer war ein Vertreter der Industrie Wirtschaftsminister, immer einer der Grossagrarien Landwirtschaftsminister. Schleicher, sachlich ahnungslos, neigte aus gesundem Menschenverstand etwas auf die Seite der Industrie, sprach sich für Siedlung und gegen die Grossgüter aus. Sein Unglück war es aber, dass gerade die Grossagrarien das Ohr ihres hohen Kollegen im Präsidentenpalais hatten. Obendrein war Schleicher so unvorsichtig, eine wenig beachtete Tatsache endlich einmal öffentlich festzustellen: dass nämlich die Reichswehr mit dem kapitalistischen System keineswegs auf Tod und Leben verbunden sei. Grosses Geschrei: ein bolschewistischer General und Kanzler... !

Schleichers Sturz.

Nun konnte noch alles gut gehen, wenn die Herren in Berlin nicht auf einen Bluff Hitlers hereinfliegen. In dem Ländchen Lippe wurde der Landtag neu gewählt; Hitler konzentrierte die ganze Kraft seiner Partei, um durch einen örtlichen Erfolg zu beweisen, dass er noch nicht tot war. Er zog von Dorf zu Dorf, sprach manchmal vor ein paar hundert Bauern. Die Bauern waren über das persönliche Auftreten des berühmten Mannes sehr gerührt; wie die Kellnerin in der «Osteria Bavaria» wählten sie Herrn Hitler, weil er solch ein braver Mensch war und soviel Freude daran hatte. Zudem hetzte der Reichslandbund sie gerade jetzt in einem wütenden Manifest gegen die «Geldbeutelinteressen» der Industrie auf. So stiegen Hitlers Stimmen in dem Bauernländchen wieder um zwanzig Prozent. Schleicher liess sich von diesem Scheinerfolg imponieren. Eben wollte er noch Gregor Strasser als Vizekanzler ins Kabinett nehmen, den Reichstag auflösen, Hitler zerschmettern. Strasser hatte seine Miniarbeit in der Partei fortgesetzt; konnte, wenn er mit einer neuen, nationalsozialistischen Partei hervortrat, auf eine grosse Anzahl führender Parteigenossen rechnen – da entsinkt Schleicher der Mut. Er lässt Strasser fallen. Der fühlt sich betrogen und sucht wieder Anschluss bei Hitler. Als dieser Ende Januar nach Berlin kommt, steht Strasser am Bahnsteig; Hitler geht an ihm vorbei.

Indem er Strasser fallen liess, hat Schleicher sich selbst aufgegeben. Das Papensche Rezept wird im Palais endgültig akzeptiert. Hitler kann jetzt fordern. Noch möchte der alte Herr am liebsten Papen selbst als Kanzler, aber Papen selbst rät ihm zu Hitler; es werde ja in der Sache dasselbe sein. Hoffnungsvolle Toren! Sie bewilligen Hitler sogar die Reichstagsauflösung; glauben vielleicht, als Reichskanzler werde Hitler nochmals Stimmen verlieren nach der dummen demokratischen Legende, dass der Regierende immer unpopulär sei. Sie liefern ihm die preussische Polizei aus und glauben sich sicher und geborgen, da sie ihm die Reichswehr verweigern – diese Reichswehr, die immer nur aus der Ferne regiert und gesellreckt hatte, nie zum Eingreifen auf der Strasse den Mut besass, jetzt gerade in der Person Schleichers zur demütigsten Kapitulation gezwungen wird.

Dann am 28. Januar sieht Schleicher sich jäh und unerwartet gestürzt. Er bat Hindenburg um Vollmacht zur Reichstagsauflösung. Es war ihm wohl nicht einmal ernst; er wollte Hitler bloss wieder einmal schrecken. Aber er kommt zu spät. Einen Tag zuvor hat Papen dem alten Herrn gesagt, er «habe» den Hitler jetzt. Das ist anscheinend bequemer und sicherer; man fängt

den böhmischen Gefreiten im Korb, Kampf ist ganz überflüssig. Darum verweigert der Alte Schleicher die Auflösungsorder. Das bedeutet: Entlassung.

Jetzt muss Papen sein Kabinett in vierundzwanzig Stunden fertig haben.

Am Ziel.

Noch zögert Hitler; da zieht Papen eine falsche Karte aus dem Ärmel. Im Reichswehrministerium hat jemand vom Ausnahmezustand gesprochen; wohl mehr Gerede als Plan. Da erscheint am Nachmittag des 29. Januar Werner von Alvensleben, ein viel benutzter Agent Papens und Hitlers, bei Goebbels in der Wohnung am Reichskanzlerplatz mit der Sensation: die Garnison von Potsdam ist aufgeboten; man will euch alle, Hitler, Papen, sogar Hindenburg verhaften. Die gleiche Botschaft sprengt Alvensleben in der Reichskanzlei bei Oskar und Meissner aus. Jetzt heisst es schnell handeln.

Wir erinnern uns des Divisionspfarrers Ludwig Müller in Königsberg, der das Horst-Wessel-Lied auf der Orgel spielen liess. Im Sommer des Jahres 1932 hat dieser Pfarrer Müller seinen Führer mit seinem Vorgesetzten zusammengebracht; Adolf Hitler mit dem Wehrkreiskommandeur von Blomberg. Blomberg galt bis dahin als der demokratischste aller Kommandeure in der Reichswehr, der Republik unbedingt ergeben; der Mann, auf den man im Notfall zählte. Jetzt entpuppt er sich als Anhänger, nein, Verehrer Hitlers. Im Flugzeug wird er herbeigeholt; er muss sofort das Reichswehrministerium übernehmen, sofort wird die neue Regierung gebildet.

Sofort? Hugenberg, der alte Silberfuchs, erhebt sich, ohne den es keine Regierung gibt, weil der Reichspräsident unbedingt ein Kabinett der «Nationalen Konzentration» wünscht, indem noch andere Parteien ausser den Nazis sitzen. Hugenberg sagt, er könne die Reichstagsauflösung nicht bewilligen. Hugenberg sieht klarer als Papen und Meissner. Die Stahlhelmführer Seldte und Duesterberg stimmen ihm zu. Da Hitler: «Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, dass ungeachtet des kommenden Wahlausgangs alle in diesem Kabinett tätigen Minister auch nach dem 5. März bleiben werden!»

Seldte ist von diesem Ehrenwort gerührt; Hugenberg gibt widerwillig nach.

Am 30. Januar, mittags zwölf Uhr, stehen Hitler und Papen vor dem alten Herrn. Papen meldet dem Alten die nationale Konzentration als gelungen.

Die beiden verstehen sich wortlos. Papen ist zwar nur Vizekanzler, aber er soll in Wahrheit regieren. Ein schöner Traum! Hitler legt seine Hand in die Hindenburgs und schwört seinen Eid.

Im «Kaiserhof» steht Röhm am Fenster und späht mit dem Fernglas nach der Reichskanzlei hinüber. Wenn Hitler aus der Tür tritt, wird man seinem Gesicht ansehen, ob es gut gegangen ist.

Hitler kommt heraus. Sein Gesicht ist ernst. Er fährt die hundert Meter von der Reichskanzlei zum «Kaiserhof» im Wagen. Als er zu Röhm, Goebbels und Göring ins Zimmer tritt, laufen ihm die Tränen herunter.

Seine erste Regierungstätigkeit ist eine Besprechung mit dem General von Blomberg. Abends grosser Fackelzug vor der Reichskanzlei. Hindenburg, am Fenster, schlägt mit dem Stock den Takt zur Musik der Militärmärsche. Hitler lacht, springt vor Freude, grüsst und winkt zu den Massen hinunter. Als alles vorbei ist, als die Fenster geschlossen sind, legt er Goebbels beide Hände auf die Schultern, sieht ihm tief in die Augen, spricht kein Wort.

Am folgenden Tag aber schreibt Goebbels in sein Tagebuch: «In einer Unterredung mit dem Führer legen wir die Richtlinien im Kampf gegen den roten Terror fest.

Vorläufig wollen wir von direkten Gegenmassnahmen absehen.

Der bolschewistische Revolutionsversuch muss zuerst einmal *aufflammen*.

Im geeigneten Moment werden wir dann zuschlagen.»

Der unverständene Kamerad aus dem Männerheim und dem Unterstand hat sich hoch hinaufgeholfen. So weit brachte es keiner der andern. So weit wollte auch keiner. Vor den Menschen floh er zum Volke und aus einem armen Menschen wurde eine Legende. Vier Wochen später beleuchteten die von Goebbels vorausgesehenen Flammen der Reichstagskuppel ein Dämonenbild: Hitler über Deutschland.

Dritter Teil

EIN DEUTSCHER DÄMON

17. Die beiden Hitler

Egoist oder Altruist.

Ein paar Tage nach der Machtergreifung liess die Umgebung Adolf Hitlers verlauten, der «Volkskanzler» habe auf sein Gehalt verzichtet. Ein grosser Teil des deutschen Volkes war gerührt. Er raucht nicht, hiess es, er trinkt keinen Tropfen Alkohol, er isst kein Fleisch und lebt in einem bescheidenen Häuschen in den Bergen; trägt fast immer das schlichte braune Hemd, sitzt nicht bei Festmählern und ist zeitlebens der schlichte Mann aus dem Arbeiterstande geblieben. Hitler wird dem deutschen Volke und vielleicht auch sich selbst zur Legende.

1923 sagte er zu einem Freunde: «Es ist doch ein erhabenes Gefühl, wenn man durch solch eine jubelnde Volksmenge geht. Man wird ein anderer Mensch dabei.»

Ein anderer Mensch...

Nach vierzehnjährigem Marsch zwischen jubelnden Menschenmauern – was kann von Ohm Paul Krüger im langen Frack aus dem Wiener Männerheim noch übrig geblieben sein?

Alles. Er wurde im steilen Aufstieg nur, was er wirklich war und wozu die Natur ihn gestempelt hat: ein Herrscher mit Bettlerinstinkten. Er konnte von Haus aus nur absolut sein, sei es Fürst oder Vagabund. Er kann nicht leben, ohne tun zu dürfen, was er will; aber er muss das Gefühl haben, dass alle es ihm erlauben. In seinem tiefsten Empfinden kein Herr, sondern eben ein «Führer»; geht nur voran, wenn er weiss, dass andere folgen. In der Einsamkeit ein Hocker und Träumer, vor der Masse ein gewaltiger Streber. Kein Alleingänger, sondern ein Alleinsitzer. Es ist Deutschlands Tragik in dieser zwielichtigen Epoche seiner Geschichte, dass sechs Jahrzehnte Kaiserreich es an Gehorsam gewöhnten, aber keinen echten Herrn hervorbrachten. Darum das Zeitalter der dämonischen Hanswürste.

Es gehört immer ein Stück Angst vor Einsamkeit dazu, wenn man Politiker werden will. Aus der Einsamkeit seiner Münchner Jahre trieb es den jungen Adolf Hitler in den Weltkrieg; selbst bei den Kameraden heimatlos,

floh er auf die Tribüne. Bedrückt von der eigenen Unfähigkeit, mit Menschen umzugehen, erlebt er es wie eine Erlösung, dass die Masse auf ihn horcht. Dieser Ungewöhnliche hat den Menschen nicht als Menschen erlebt, sondern als Masse.

«Gleich dem Weibe liebt die Masse mehr den Herrscher als den Bittenden,» sagt er. Ein äusserlich gescheites Wort, dessen tiefe Unwahrhaftigkeit gerade in seinem Munde uns in den nächsten Kapiteln noch klar werden soll. Der Redner Hitler ist kein Massenbeherrscher, sondern ein Massenum-schmeichler und Massenergötzer.

In ruhigen Stunden, wenn diese Masse sich verlaufen hat, steigt aus jedem Volk an jeden Führer die Frage auf: Was willst du eigentlich? Willst du uns beherrschen oder glücklich machen – geht es dir um deinen Ehrgeiz oder um dein Volk?

Eine echte Volksfrage, die scharf zwischen gut und böse, Selbstsucht und Selbstlosigkeit unterscheidet. Das eigentümliche Wesen des Volksführers erfasst sie nicht. Was ist Ehrgeiz, Macht und Ruhm? Für jeden Menschen etwas anderes; wie wenige Menschen wären überhaupt imstande, sich bei Macht und Ruhm wohlzufühlen, wenn sie ihnen niemals zufließen! Unser durchgefallener Realschüler aus Linz ist auf einer nie endenden Jagd nach Anerkennung. Das ist keine kalte Herrschgier, nicht das Kraftgefühl des Reitens und Zähmens. Das ist die ewige Streberei nach der guten Note, die beständige Wiederholung des einmal verbummelten Examins. Als 1931 die SA-Führer unter Stennes gegen den böhmischen Gefreiten meutern, schreibt er an die Partei einen weinerlichen offenen Brief, in dem er sich als Opfer des Klassenhochmuts seiner Widersacher hinstellt:

«Ich war ja nicht das Kind vermöglicher Eltern, nicht auf Universitäten vorgebildet, sondern durch die härteste Schule des Lebens gezogen worden, durch Not und Elend. Die oberflächliche Welt fragt ja nie nach dem, was einer gelernt hat, und am wenigsten nach dem, was er wirklich kann, sondern leider meist nur nach dem, was er durch Zeugnis zu belegen vermag. Dass ich mehr gelernt hatte als Zehntausende unserer Intellektuellen, wurde nie geachtet, sondern nur darauf gesehen, dass mir Zeugnisse fehlten.»

Das ist die Gemütswunde, die das Leben täglich aufreisst. Ja, was wäre wohl aus ihm geworden, hätte er nicht den Beruf ergriffen, wo kein Zeugnis und Examen gilt: die Politik!

Hitler, der Privatmensch, ist der recht alltägliche Taugenichts mit den ewigen hochfliegenden Plänen, der nie fünfzig Pfennig in der Tasche hat, weil er grundsätzlich nur Millionengeschäfte macht. Hitler, der Politiker, ist ein unwahrscheinlicher Romanheld: der Taugenichts, der die Millionengeschäfte tatsächlich macht.

Der grösste Massenerschütterer der Geschichte, wenn man die reinen Zahlen sprechen lässt. Nicht Mohammed, nicht Dschingiskhan, nicht Peter von Amiens haben so viel Menschen entfesselt, wie Hitler bei einer einzigen Maifeier aufbietet und rasen lässt. Brennstoff genug für den lodernsten Ehrgeiz. Bei Hitler ist der Ehrgeiz kein Luxusgefühl, sondern Wesenskern und Lebensnotwendigkeit. Wenn dieser durch die Irrungen seiner Jugend gestörte Charakter im Gleichgewicht bleiben soll, muss an die Schale seiner zentnerschweren Minderwertigkeitsgefühle eine ebenso schwere Schale voll Anerkennung und Bestätigung angehängt sein, deren flüchtiger Inhalt dauernder Nachfüllung bedarf.

Es ist also falsch, zu fragen: Kämpft er für seinen Ehrgeiz oder für sein Volk? Er kämpft für seinen Ehrgeiz um sein Volk. Er formt es mit gewaltiger Suggestionskraft nach dem Vorbilde der eigenen verletzten Eitelkeit, füllt es mit hysterisch übersteigerten Vorstellungen von Ehre, Macht und Überlegenheit, füllt es mit allen Irrtümern und Vorurteilen eines Zukurzgekommenen. Die nicht bestandene Prüfung auf der Realschule und die nicht bestandene Prüfung des Weltkrieges; die Wiener Elendsjahre und das nationale Elend der Nachkriegszeit; der vergebliche Kampf um die Anerkennung der Kameraden und das unverstandene Bemühen um eine Anerkennung durch die europäischen Völker – das sind starke Parallelen, wenn auch im Massstab 1 zu 60.000.000. Die moralische Verfassung des im Weltkrieg geschlagenen Deutschlands und des am Beginn des Lebens gescheiterten Hitler sind nahe verwandt. Beide Male das Verlangen nach einer Ideologie der Rechtfertigung. Wenn Hitler sagt: «Ich wäre ein guter Architekt geworden, aber ich hatte aus Trotz mein Examen versäumt» und «Niemand sind wir in unserer Geschichte durch die Kraft unserer Gegner besiegt worden, sondern immer nur durch unsere eigenen Laster und durch die Feinde in unserem eigenen Lager» (Mein Kampf, S. 775),⁸⁰ entspringt beides dem Geisteszustand des schlechten Verlierers. Ein gescheiterter Mann und ein gescheitertes Volk verbinden sich. Hitlers Ehrgeiz ist der Ehrgeiz des deutschen Volkes.

Das Pathologische.

Eine ungeheure Spannung zwischen Ehrgeiz und Befriedigung. Oft gestellte Frage: ist er krank? Sehr wenige Fachleute haben ihn lange genug aus der Nähe beobachtet. Zu Beginn der Landsberger Festungshaft erstattete der Haus- und Bezirksarzt, Obermedizinalrat Dr. Brinsteiner, folgendes Gutachten:

«Bei Beurteilung des psychischen Zustandes und des psychischen Verhaltens des Adolf Hitler hat sich ergeben, dass derselbe weder durch seine Abstammung noch durch seine Erziehung und sein Vorleben belastet ist.

Sein Putsch am 8. November 1923, der vielfach als Narretei und Wahnsinnstat bezeichnet wird, konnte aber leicht die Meinung erwecken, dass Hitler infolge eines krankhaften geistigen Zustandes diesen Putsch und die Vorbereitung hierfür unternommen hat. Wenn man aber die Beweggründe und die Erklärungen Hitlers zu dieser Putschgeschichte von ihm selbst hört, kommt man zu der bestimmten Anschauung, dass Hitler stets Herr seiner freien Selbst- und Willensbestimmung war und in seiner Geistestätigkeit nicht krankhaft beeinflusst war, auch wenn die Voraussetzungen und die Beweggründe zu diesem Putsch als fehlerhaft angesehen werden. Die inneren und äusseren Einflüsse, die auf Hitler dabei eingewirkt haben, waren unzweifelhaft in hohem Grade mitbestimmend für die Handlungsweise desselben, haben aber sicher keinen krankhaften Zwang auf dessen Willensbestimmung ausgeübt. Auch die starke Reaktion mit ihrer vorübergehend krankhaften Gemütsdepression, welche nach dem Putsch für kurze Zeit bei Hitler eingetreten ist, lässt keinen Rückschluss auf eine krankhafte Veranlagung Hitlers zu.

Hitler ist in grosser Begeisterung beseelt von dem Gedanken an ein grosses, geeinigtes Deutschland und von sehr lebhaftem Temperament. Er besitzt eine hervorragende Rednergabe und weit über das Durchschnittsmass hinausgehende politische und namentlich geschichtliche Kenntnisse. Diese guten Eigenschaften Hitlers wurden von den massgebenden politischen Persönlichkeiten richtig erkannt und waren Veranlassung, dass Hitler als öffentlicher Redner zur Weckung des vaterländischen Gedankens vielfach berufen wurde. Nach Gründung der nationalsozialistischen Partei hat Hitler auf eigene Verantwortung den völkischen grossdeutschen Gedanken mit Erfolg in die breiten Volksschichten hineingetragen. Durch seine faszinierende Persönlichkeit, durch sein suggestives Rednertalent hat er auf die einzelnen Personen und die grossen Massen eingewirkt und nach und nach alles vorbereitet, was zum Putsch vom 8. November geführt hat. Diese Vorgänge sind, wie bei vielen anderen grossen Ereignissen (Erweckung der Kriegsbegeisterung), im normalen psychischen Wesen der Einzelpersonen und insbesondere der grossen Massen begründet. Vor einer nachherigen vorurteilslosen Kritik kann allerdings dieses teilweise auf suggestivem und autosuggestivem Wege hervorgerufene Denken und Handeln nicht immer bestehen, braucht aber deswegen nicht immer krankhaft zu sein. Ob und wie weit Hitler für die von ihm unternommene Handlungsweise verantwortlich ist, dies zu beurteilen, dürfte nicht Sache des Arztes sein.

Bei dem Putsch am 8. November hat Hitler eine Luxation der linken Schulter mit Bruch des Oberarmkopfes und einer nachfolgenden sehr schmerzhaften traumatischen Neurose erlitten. Hitler steht jetzt noch in ständiger ärztlicher Behandlung und wird wahrscheinlich eine teilweise Versteifung und schmerzhaft Affektion der linken Schulter bleibend davontragen. Seine Verhandlungsfähigkeit ist aber dadurch nicht beeinträchtigt.»

Hier wird krankhafte Veranlagung rundweg bestritten; nicht bestritten werden krankhafte Erscheinungen. Der Beurteiler ist offenkundig von Hitler fasziniert. Was ist krankhaft? In diesem Zusammenhang geradezu eine Frage des Werturteils. Auch Dr. Brinsteiner stellt bei seinem Patienten ein «teilweise auf autosuggestivem Wege hervorgerufenen Denken und Handeln» fest – also logisch unzurechnungsfähiges Denken und Handeln. In der Formulierung viel kritischer ist die Äusserung einer bedeutenden Autorität. Max von Gruber, Ordinarius an der Universität in München, führender Rassehygieniker Deutschlands, hat Hitler allerdings nur einige Stunden lang beobachtet. Als Zeuge erklärt er später vor dem Staatsanwalt (1923): «Zum ersten Male sah ich Hitler in der Nähe. Gesicht und Kopf schlechte Rasse, Mischling. Niedere, fliehende Stirn, unschöne Nase, breite Backenknochen, kleine Augen, dunkles Haar; Gesichtsausdruck nicht eines in voller Selbstbeherrschung Gebietenden, sondern eines wahnwitzig Erregten. Zum Schluss der Ausdruck beglückten Selbstgefühls.»

Nahe Beobachter versichern, von einer akuten Erkrankung könne keine Rede sein. In zwei Berichten des Gefängnisdirektors Leybold von Landsberg heisst es geradezu begeistert:

«Hitler zeigt sich als ein Mann der Ordnung, der Disziplin nicht nur in Bezug auf seine eigene Person, sondern auch in Bezug seiner Haftgenossen. Er ist genügsam, bescheiden und gefällig. Macht keinerlei Ansprüche, ist ruhig und verständig, ernst und ohne jede Ausfälligkeit, peinlich bemüht, sich den Einschränkungen des Strafvollzugs zu fügen. Er ist ein Mann ohne persönliche Eitelkeit, ist zufrieden mit der Anstaltsverpflegung, raucht und trinkt nicht, und weiss sich bei aller Kameradschaftlichkeit seinen Haftgenossen gegenüber eine gewisse Autorität zu sichern... Er ist in den zehn Monaten der Untersuchungs- und Strafhaft ohne Zweifel reifer und ruhiger geworden, als er war... Hitler ist ohne Zweifel ein vielseitiger, politisch selbständiger Kopf mit ausserordentlicher Willenskraft und anständigen Gedankengängen.»

Um dieses Gutachten ganz zu verstehen, muss man bedenken, dass Hitler unbedingt durch korrekte Führung in der Haft seine Freiheit wieder erreichen wollte. Wer von zahlreichen anderen Beobachtungen her Hitler für einen

Hysteriker hält, wird gerade in dieser zielbewussten, gebändigten Führung eine Bestätigung sehen. Die feineren Merkmale der Unausgeglichenheit sind noch allen kritischen Beobachtern aufgefallen: der unnatürliche Wechsel zwischen fast steinerner Selbstbeherrschung und flatternder Wut; die einstudierte Imperatorenhaltung vor der Front und das verdöste Dahocken bei grossen Feiern; der krampfige Schritt bei der Parade und das duselige, krumme Hinschlendern im Hausgarten, bei dem nur noch der Regenschirm unterm Arm fehlt. Und zwischen diesen unvereinbaren Posen immer wieder der jähe, zuckende Übergang, der verwirrte Sprung von der wahren zur künstlichen Natur. Er kann weinen, wann er will, und lachen, wann er will, kann Ergriffenheit spielen und Wutausbrüche fabrizieren; kann sich künstlich heizen und künstlich starr werden. Obwohl er Tränen bei jeder Gelegenheit hervorbringt, rühmt er sich heiteren Mutes, er habe jahrelang nicht geweint. Bei starrer äusserer Ruhe lässt er im Innern einen Tobsuchtsanfall wohlberechnet hochsteigen, bis er gewissermassen aus der Röhre schiesst.

In einem Beleidigungsprozess zu München plädiert der Gegner: «Herr Hitler wird ja nicht bestreiten, dass er grosse Geldsummen von ausländischen Kapitalisten erhalten hat, z.B. aus der Tschechoslowakei...» Ein kurzes, belielendes Auflachen des Angegriffenen, dann ein höflicher Schrägblick zum Richter, «...es sind Zeugen dafür vorhanden; so hat ein gewisser Lüdecke...» Wieder das gleiche Lachen, und abermals der Blick zum Richter, etwa besagend: da sehen Herr Vorsitzender selbst, mit solchem Geschwätz muss ein ernsthafter Mann seine Zeit verbringen! «... ich richte an Herrn Hitler die Frage, ob ihm ein Major X bekannt ist...» Jetzt springt er auf, schreit: «Der Herr Rechtsanwalt wagt es, Bestechung durch das Ausland einer Partei vorzuwerfen, die vom ersten Tage ihres Bestehens an kein anderes Ziel gekannt hat, als mit glühendem Fanatismus für Deutschland zu kämpfen. Der Herr Rechtsanwalt vertritt eine Partei, nach deren Geldgebern man nicht zu fragen braucht, denn sie sind bekannt. Es sind die edlen Volksgenossen Barmat, Kutisker und Rosenfeld, und sie sind es mit vollem Recht, denn diese Partei vertritt tatsächlich die Interessen ihres Volkes, nämlich des jüdischen. Wenn aber eine solche Partei nun ausserdem noch die Unverschämtheit besitzt...» so tobt er minutenlang fort. «Aber Herr Hitler!» ruft der Vorsitzende mehrmals mahnend dazwischen; vergeblich. Danach erhebt sich sein Anwalt Dr. Frank und bittet um eine kurze Verhandlungspause. Nach der Pause ist Hitler verschwunden.

Seine Disziplinlosigkeit steigert sich bisweilen zu Anfällen von Gestörttheit. Schon als junger Mensch hatte er in Beratung bei Ludendorff mit den Fingern auf den Tisch getrommelt und war dann fast ohne Entschuldigung

davongestürzt. Jetzt ist es noch viel schlimmer. Im Frühjahr 1932, ein Jahr vor der Machtergreifung, hält er vor dem Verband bayrischer Industrieller einen Vortrag. Die Atmosphäre ist hier noch ungünstiger als bei den Rheinländern in Düsseldorf; die Bayern kennen Hitler schon von 1923 her und schätzen ihn nicht; ihr Führer Dr. Kuhlo, einst Hitlers Geldgeber, hasst ihn geradezu. Hitler spürt die Feindseligkeit, vergebens lässt er hier seinen Witz vom «grössten Wirtschaftsführer» los; er stockt, sieht auf den Tisch, Schweigen, alles sieht sich verblüfft an. Peinliche Minute. Plötzlich dreht sich Hitler auf dem Absatz um und geht ohne ein Wort aus der Tür. Seit es Vereine gibt und Vorträge gehalten werden, ist so etwas wohl noch nie vorgekommen. Die Industriellen begreifen noch immer nicht; da kommt Rudolf Hess, der seinen Führer hinausbegleitet hat, verlegen zurück; die Herren möchten entschuldigen, Herr Hitler könne seinen Vortrag nicht fortsetzen, er werde zu einer dringenden Besprechung erwartet.

Unglaubliche Szene. Aber sie hat sich buchstäblich ein Jahr später wiederholt. Diesmal sollte Hitler, bereits Reichskanzler, vor dem Reichsverband der Deutschen Presse sprechen. Wieder sind, wie bei den Industriellen, Gegner da; das scheint ihn zu stören. Wieder setzt er an, verliert plötzlich den Faden, schweigt einige Zeit und verlässt dann wortlos den Saal. Bestürzt bittet Walther Funk die Kollegen um Entschuldigung, der Herr Reichskanzler habe sich leider entfernen müssen. Gegen hundert Journalisten sind Zeugen; sie wissen für den Vorgang nur eine Erklärung, die man heute in Deutschland nur mit höchster Gefahr aussprechen kann.

Das ist der Mann mit Ordnung, Disziplin und ohne jede Ausfälligkeit, den der Direktor Leybold bewunderte. Das sind mehr als starke Gegensätze; das sind Verwandlungen der Persönlichkeit.

Hitler und Führer.

Der Mensch Adolf Hitler hat vergleichbar einem Medium, das «Phänomene» aus sich hervortreten lässt, einen zweiten, durch gewaltige Willensanstrengung geschaffenen Hitler hervorgebracht. Im Ruhezustände liegt dieser gewissermassen in dem normalen Hitler verkrochen; in den Momenten der Steigerung tritt er hervor und bedeckt ihn mit seiner überlebensgrossen Puppenmaske. Diese Spaltung der Persönlichkeit macht das Urteil über Hitler so schwer, sowohl in Bezug auf das Äussere wie den Charakter. Man könnte unterscheiden zwischen den beiden Persönlichkeiten Hitler und Führer.

Hitler ist der Realschüler aus Linz, das «Muttersöhnchen», der herumlungende Ansichtskartenzeichner; aber auch der Versammlungsredner, der den Masskrug hebt oder einen Tisch über die Tribüne trägt und grinsend spricht: «No, meine lieben Volksgenossen, und wenn es so weit ist, wer kommt dann? Gott der Gerechte, es ist der Herr Silberstein persönlich und sagt, der Schlag soll mich treffen...» Aber auch der Mann, der in der Carlton-Teestube am Maximiliansplatz ein halbes Dutzend Mohrenköpfe verschlingt, der im Deutschen Theater selig dem Jongleur Rastelli zuguckt, der an einem Tag zweimal im Kino sitzt, den Arm um die begleitende Dame gelegt – das ist Hitler. Während einer entscheidenden Führerkonferenz, die über den Präsidentschaftskampf gegen Hindenburg Beschlüsse fassen soll, verbringt er die Abende (nach Goebbels «Tagebuch») so: «2. Februar. Abends sehen wir in einem Kino den Film «Mädchen in Uniform». Ein fabelhaft gedrehtes Kunstwerk. Bis spät in die Nacht hinein debattieren wir noch. – 3. Februar. Es ist gut, wenn man nach schweren, arbeitsvollen Tagen abends in einem Theater oder einem Kino Entspannung sucht. Wir sehen einen Greta Garbo-Film und sind ergriffen... Der Führer beschäftigt sich in seinen Mussestunden mit Bauplänen für ein neues Parteihaus sowohl als auch für einen grandiosen Umbau der Reichshauptstadt. Er hat das im Projekt fix und fertig. – 4. Februar. Wir sind in einem Münchner Atelier und schauen der Arbeit eines bekannten Bildhauers zu. Dann werden bei Professor Troost die Entwürfe für den neuen Bau des «Braunen Hauses» geprüft. Es ist wunderbar, zu beobachten, wie sicher und unbeirrt der Führer sich auf die kommende Übernahme der Macht einstellt... Abends schauen wir im National-Theater noch die «Fledermaus» an.»

Auch dieser Filmfreund, dieser in Operettenmusik und Bauplänen Schwelgende ist Hitler.

Aber der junge Mensch, der mit brennenden Augen den Arbeiterdemonstrationen in Wien nachstarrt; der roten Kopfes von der Tribüne die Prügelei im Parlament ansieht; der Tribun, der im Bürgerbräukeller den Schuss an die Decke feuert; der vor dem Reichsgericht spricht: «Es werden Köpfe rollen!» der formulieren kann: «Die Erde ist nicht da für feige Völker»; der Kanzler, der vier Stunden lang mit erhobenem Arm vor vorbeimarschierender SA steht; der 1933 der Sozialdemokratie im Reichstag zuruft: «Ich will Ihre Zustimmung nicht, Deutschland soll frei werden, aber nicht durch Sie!» – das ist der Führer.

Hier ist kein Wunder passiert. Hier haben wir nur eine besonders schroffe und reine Spaltung der Persönlichkeit, eine Psychiatern wohlbekanntes Erscheinung. Eigentlich ist die starke Mitwirkung des Willens, der wie ein

Keil in diesen Schlitz fährt, der die beiden Persönlichkeiten geradezu planmässig auseinanderreisst und miteinander vertauscht. Diese Spaltung der Persönlichkeit hat den Charakter des Gewollten, sie trägt hysterische Züge.

Hitler ist der sensible Mensch, die «Künstlernatur», das unvergleichliche Stimmungsbarometer der Masse, der Witterer der politischen Atmosphäre. Hitler ist der passive «Kork der Revolution», wie ihn Otto Strasser genannt hat, der immer die Höhe der Strömung anzeigt, der die Umstände nicht meistert, aber von ihnen getragen wird; der fast nie Entschlüsse fasst und jede Entscheidung bis zur Katastrophe verzögert. Dieser Hitler ruft Otto Strasser zu: «Autarkie ist Unsinn, wir müssen eine neue Weltwirtschaft auf zweitausend Jahre hinaus aufbauen»; aber schon im nächsten Augenblick, als der Bruder Gregor Strasser widerspricht, lenkt er ein: «Schön, Autarkie, vielleicht in hundert Jahren, aber vorläufig brauchen wir noch die Weltwirtschaft.» Der Mann, der die stumme Masse, ihr selber unbewusst, mit geistigem Ohr reden hört und dieser Seelensprache Stimme gibt; aber auch der Schrecken der Büros, der seinen Redakteur ohrfeigt; der Reichskanzler schliesslich, der aus einer Mappe voller unterschriftreifer Gesetzentwürfe den obersten herauszieht und über ihn so lange redet, bis der Adjutant meldet, der Wagen sei vorgefahren, und die Mappe ohne Unterschriften wieder beiseite gelegt werden muss – das ist Hitler.

Aber der Mann, der nachts um zwei Uhr in Hangelar am Rhein plötzlich ein Flugzeug besteigt und dann im Laufe der nächsten zwölf Stunden Hunderte von Menschen, darunter seinen besten Freund, erschossen lässt; ebenso der Mann, der auf dem Nürnberger Parteitag zu einem jungen Mädchen sagt: «Du wirst diesen Tag nie vergessen!» und sie dann solange anstarrt, bis sie zu weinen anfängt – das ist der Führer.

Der Führer war er auch, als er an der Feldherrnhalle der Landespolizei «Ergebt euch!» zurief. Aber als er nach den ersten Schüssen aufs Auto sprang – da war er Hitler.

Diese Persönlichkeitsspaltung beginnt früh. Sie ist schon beim jungen Hitler zu finden.

Der «Führer» besitzt alle Eigenschaften, die durch Willensanstrengung sich verstärken lassen. Seine Tatkraft ist gross, seine Entschlüsse sind schnell, gegen eigenen und fremden Schmerz ist er hart, in Anstrengungen ausdauernd, im Genuss mässig, und eine Kabinettsitzung kann, wenn es wirklich sein muss, zwölf Stunden dauern. Aber dieser Führer lebt immer nur kurze Zeit; dann sinkt er wieder zurück, und das natürlichere Menschenbild Adolf Hitler steht da. Der Führer ist ein vollendetes Geschöpf der Volksphantasie, in der Adolf Hitler lebt und für die er sein überlebensgrosses Bild geschaffen hat.

Man kann nicht einmal sagen, dass die Propaganda dieses Bild verschönt; er ist für wenige Stunden wirklich ein ungewöhnlicher Lesebuch-Held: zynisch wie Friedrich der Grosse, brutal wie Napoleon und gütig wie der Kaiser Joseph.

Die Eigenschaften des Führers würden wegen ihrer Kurzlebigkeit an sich kaum für einen grossen Erfolg ausreichen. Dazu bedarf es eben doch der Eigenschaften Hitlers. Er hat dank seiner Sensibilität ein grosses Stück Welt in sich; er weiss von menschlichen Zusammenhängen, die die Politik nahe berühren, weit mehr als schärfere Geister – aber freilich auch nur von dem, was seinem Wesen gemäss ist. Wir hörten ihn seine Methode des Lesens schildern: er nimmt nur auf, was ihm in den Kram passt; anderes, vielleicht sachlich Wichtigeres, dessen Brauchbarkeit er im Augenblick nicht einsieht, wird nicht zur Kenntnis genommen. Er bemüht sich nicht um Wissen, sondern ergötzt sich an ihm; er weiss das Angenehme, nicht das Notwendige. So entsteht in diesem gar nicht beschränkten Kopf doch das Weltbild eines Stammtischphilisters, mit einer kindlich-personalistischen Erklärung der Geschichtskräfte. Hitler kennt seine Welt, die des politischen Menschen, in allen Winkeln und Brechungen; aber er kennt die Welt der Sachen nicht. Bisweilen gelangen ihm erstaunliche Würfe; als seine Diplomaten ihn im Frühjahr 1935 beschworen, doch nun endlich England nicht weiter herauszufordern, da setzte er gerade auf die bisherigen Brückierungen auch noch neue Flottenforderungen – und behielt recht. Die Engländer liessen sich dúpieren und bewilligten.

Zu seiner intuitiven Weiterfühlung – die etwas anderes ist als Instinkt (Intuition ist Erfassung einer Ganzheit, Instinkt die einer Besonderheit) – kommt eine eigentümliche logische Fähigkeit hinzu. Er kann mit bezwingender Folgerichtigkeit von einer gegebenen Prämisse her entwickeln; er gelangt so, wenn die Voraussetzungen richtig sind, zu verblüffenden Voraussichten. Aber erstens sind die Prämissen bei ihm nur in einer bestimmten Sphäre, nämlich in der des politisch reagierenden Menschen richtig. Sodann fehlt ihm der Blick, Begriffe und Urteile gegeneinander abzumessen; er kann Entwicklungsreihen ableiten, aber keine Widersprüche feststellen. Wenn er es doch tut, sind es meist Trugschlüsse. So beschenkte die gute Fee ihn mit dem seltenen Seherblick in die Zukunft, aber die böse verdarb das Geschenk indem sie ihm die geistigen Mittel zur Kontrolle seiner Erkenntnisse versagte.

Ein gewaltiger irrender Prophet.

Lügt er eigentlich bewusst?

Zauberhaftes Doppelwesen.

Auf diese Frage gab einer seiner engsten Mitarbeiter, ein heute an hoher Stelle stehender Mann, vor Jahren die merkwürdige Antwort:

«Ich kann es bei Adolf am Satzbau merken, ob er es ehrlich meint oder ob er bewusst schwindelt.»

Wenn Hitler, so meinte sein Gefährte, das Objekt auf ungewöhnliche Art ans Ende des Satzes hinter das Verbum stelle, dann glaube er nicht, was er sage; lasse er es aber an seinem gewöhnlichen Platz, dann sei er subjektiv ehrlich. Etwa so: «Aufrichten wollen wir ein deutsches Reich der Kraft und Herrlichkeit...» – das sei Lüge, verdecke nur die wahren Gedanken. Aber: «Wir wollen ein deutsches Reich der Kraft und Herrlichkeit aufrichten...» – das sei echt,

Dieser Beobachter hat etwas wahrgenommen, aber wohl nicht richtig gedeutet. Er hat gefühlt, dass es zwei Hitler gibt, und dass beide sich widersprechen. Er hält sich als befreundeter Mensch an den Menschen, nimmt diesen als echt; was der «Führer» sagt, empfindet er darum als unwahrhaftig. Den meisten würde es wahrscheinlich umgekehrt gehen; mehr an den Führer und seine Äusserungen gewöhnt, würden sie sich in dem Menschen Hitler nicht zurechtfinden. Tatsächlich sind hier zwei Personen vorhanden, von denen man keine für die andere verantwortlich machen darf. Bürgerlich gesprochen, bedeutet das Herrn Hitlers Unzurechnungsfähigkeit. Aber Hitler ist ja kein Mensch, mit dem ein Vernünftiger Verträge schliesst; sondern ein Phänomen das man erschlägt oder von dem man erschlagen wird.

Das alles ist nichts Gespenstisches, sondern ein krasser Fall des oft geschilderten «über sich selbst Hinaus wachsen»; eine ruckhafte Zertrennung des Selbst-Bewusstseins, bei dem geistige und sittliche Bänder reissen, Pflichten, Versprechungen und selbst Freundschaften vergessen werden. Dann macht man einen Putsch, den man durch Ehrenworte abgeschworen, bricht ein Regierungsbündnis, das man in die Hand seines Feldmarschalls gelobt hat, und erschiess den nächsten Freund.

Dieses Auseinandertreten der Persönlichkeit gibt der Gestalt die magnetische Spannung, die beim blossen Anblick Hitlers mit Recht so unbegreiflich erscheint. Man erlebt die Verwandlung eines unbedeutenden Menschen in einen bedeutenden. Es ist – in der Wirkung – dasselbe Wunder, das jedem schon in Gesellschaft begegnet ist, wenn ein unscheinbarer Gast bei einer Gesprächswendung sich plötzlich als fesselnder Erzähler oder geistreicher Philosoph enthüllt und man ihm im Stillen die vorherige Geringschätzung abbittet. Der Hörer einer guten Rede Hitlers erlebt die Entstehung des Füh-

ners aus dem Rohstoff; der Redestrom strafft ihn wie ein Wasserstrahl einen Schlauch, der Hitler fällt ab, der Führer steht da. Plötzlich ist hinter einem dunklen Fenster Licht, aus Nebelmassen tritt ein Gipfel, eine graue Fläche blitzt. Ein Herr mit einem komischen Schnurrbart wird ein Erzengel und die Banalität zum Donnerwort. Eine Erhebung, die jeden mithebt. Aber doch nur die Fata Morgana eines grossen Mannes; der Erzengel tritt ab, und Hitler sitzt schweissgebadet, mit verglastem Blick auf dem Stuhl. Man wirft ihm seine gebrochenen Versprechen vor. Aber der ganze Führer ist ein trügerisches Versprechen, denn nur Hitler ist die Erfüllung.

Die Leistung Hitlers wird auf diese Weise nicht verkleinert, sondern erklärt. *Er* hat die Bewegung nach seinem Doppelbilde, spiessig und heroisch, geformt, *er* hat die Gemüter behext, *er* hat die mächtigste, weil magische Herrschaft über Deutschland errichtet, die es je gab. Man suche nicht im Schatten des Braunen Hauses nach den versteckten klugen Drahtziehern, die diese Puppe lenkten und zuletzt krönen liessen; es gibt sie nicht. Als ob zu grossen Leistungen immer eine Riesenportion Geist nötig wäre! Es gibt ganz andere Kräfte als Geist. Doch halte man ihn darum nicht für geistlos; beträchtliche Verstandesgaben sind da. Auch Hitler, der dunkle menschliche Rohstoff, ist noch nicht die ganze Persönlichkeit, aus der dann die Wundergestalt des Führers hervorschießt wie eine Hyazinthe aus dem Wasserglas. Die Summe dieser Persönlichkeit liegt eben zwischen ihren beiden Extremen; das Charakteristische ist nur das Auseinandergerissensein, das das Wesen dieses Menschen in jedem Augenblick verfälscht und sein Bild bald unter das wirkliche Niveau drückt, bald darüber hebt.

Hitler ist ein Kind der Einsamkeit, der Führer ist ein Kind der Masse. Das fühlt diese Masse: dieser Mann ist sie selbst, eine Sammlung und Verpersönlichung ihrer eigenen Kräfte, daher ihr inniges Verhältnis zu ihm. Und was ist das für eine Masse! Es ist das verarmte, geschlagene verhungerte deutsche Volk; zu Beginn des Jahrhunderts fast das übermütigste der Welt, durch Krieg und Nachkrieg an sich irre geworden, ohne Selbstbewusstsein, voller Minderwertigkeitsgefühle. Dies gedrückte Volk sieht aus unscheinbarem menschlichem Stoff, aus seinem Ebenbild, den Führer aufsteigen; es sieht diesen tröstenden Vorgang in jeder Versammlung, es sieht ihn im vierzehnjährigen Aufstieg Hitlers. Dieser aus der Unbedeutendheit sich Heraufkämpfende ist darum Liebling und Vorbild der mit ihrer Hoffnungslosigkeit kämpfenden Masse, wie kein Prinz oder General auf steiler Höh' das sein könnte. Ein gesättigtes, lebensstolzes Volk im seelischen Gleichgewicht würde eine Normalgestalt von ruhigerem Glanz vorziehen. In gesünderen Zeiten würde ein Hitler vielleicht Sektengründer, Hypnotiseur oder Goldma-

cher; erst die Zerrüttung aller macht ihn zum Herrscher über alle. Hält diese Zerrüttung an, so muss diese Herrschaft in ihr versinken und zerfallen; gesundet das Volk, so wird sie abspringen wie Wundschorf.

Auf keinen Fall wird sie dauern.

Die Maske.

Es gibt keine Bilder von Hitler. Keine Photographie erfasst dieses Doppelwesen, das ewig zwischen seinen beiden Polen hin- und herzuckt. Was es gibt, sind Zustandsaufnahmen des Rohstoffes Hitler. Er ist nie er selbst; er ist in jedem Augenblick eine Lüge von sich selbst; darum ist jedes Bild falsch. Die Platte hält nur die äussere Erscheinung fest, und diese Erscheinung ist nun einmal eine minderwertige Hülle. Das Gesicht ein ausdrucksloser Untergrund, auf den mit spärlichen Mitteln eine rohe Maske aufgetragen ist. Es lässt sich nicht bestreiten, dass an dieser Maske Haarsträhne und Schnurrbartbürste das Ausdrucksvollste sind; die von Bewunderern gerühmte Kraft des Auges wirkt auf nüchterne Beobachter wie ein gieriges Stechen ohne jenen Schimmer von Anmut, der den Blick erst zwingend macht; ein Blick der mehr verjagt als fesselt. Die Lippen sind schmal; die hässlichen Züge, namentlich die fliehende Stirn und die unpassende Nase hat der Professor Gruber richtig gesehen. In seiner neutralen Roheit ist dies Gesicht ein idealer Tummelplatz für die wechselnden Ausdrücke, die darüber hinwegziehen. Die haarbedeckten Teile stecken für die Ausdrucksmöglichkeiten einen bestimmten Raum ab und legen über den ewigen unruhigen Wechsel den Schimmer einer gewissen Härte. Man kann das Gleichnis wagen: der Schnurrbart ist der Führer.

Nun haben die grossen Männer der Geschichte wahrscheinlich alle anders ausgesehen als ihre Gemälde. Napoleon sah nicht aus wie Napoleon, und Goethe nicht wie Goethe; nur die Maler haben sich eingebildet, in das Gesicht des von ihnen gemalten Herrn den Faust oder die Schlacht bei Austerlitz hineinlegen zu müssen. Aber was diesen gemalten schönen Idealköpfen fehlt und was die Originale, nach sonstigen Schilderungen und gelegentlichen Zeichnungen zu schliessen, durchaus besaßen, ist das Persönliche, Einmalige, vielleicht nicht Schöne, aber Originelle. Doch eben dies mangelt gerade dem lebendigen Hitler. Das Gesicht eines Menschen ist ja kein unabwischbarer Stempel der Natur, ein- für allemal ohne Widerruf und Gnade aufgedrückt; jeder Mensch formt vielmehr sein Gesicht, sowohl von innen her durch die dawider arbeitenden Seelen- und Geisteskräfte, als auch von

aussen durch Haar und Bart und lebenslange Spiegelübungen. Aus was für einem Gesicht hat nun Adolf Hitler was für ein Gesicht gemacht? Eine kalmückische Anlage mit hochstehenden Backenknochen und geschlitzten Augen, etwas grausam und leicht schreckhaft aussehend, ist durch Haar und Bart zum Modell «schöner Mann» gewaltsam vermenschlicht worden – ob das Ziel erreicht wurde, ist Geschmackssache. Anfangs wurde das Haar zu diesem Zweck fast in der Mitte gescheitelt und nach hinten gekämmt; später verfiel er auf die affektierte, an der Stirn klebende Haarsträhne. Ein pedantisches Streben nach dem bürgerlichen Normalgesicht, möglichst weit weg vom Bohemien und «Schlawiner»; möglichst nahe am Durchschnitt, möglichst fern vom Individuellen. Ein Mensch, der keine Freude an seinem natürlichen Äusseren hat, sondern es versteckt. Hitler ist als Normalmensch maskiert.

Nach dem Durchschnitt strebt er auch in der Kleidung. Seit Beginn seiner Laufbahn ist er angezogen wie der Herr aus dem Modealbum; zunächst mit bescheidenen Mitteln, später elegant, aber sehr normal. Es ist kein günstiges Zeichen für einen Menschen, wenn im Gesamteindruck die Kleidung sich hervordrängt und über Figur und Gesicht dominiert; an Hitler, namentlich in den früheren Jahren, fallen der korrekte weiche Kragen und der korrekte Schlips, das korrekte zweireihige Sakko, auch der korrekte braune Mantel und die korrekten langen Hosen dermassen auf, dass der erste Eindruck nur der eines korrekten unbedeutenden Herrn ist. Die einzige «Note» ist ein Stock, später eine Hundepeitsche aus Nilpferdhaut, Waffe gegen etwaige Überfälle. Eine Zeitlang war die Umgebung empört, weil er keinen Anstoss daran nahm, zum Cutaway braune Halbschuhe zu tragen. Später schlüpft er immer häufiger in die Uniform der Bewegung; auch hier trägt er stets das Kleid des unbekanntenen SA-Manns, wie sonst das des unbekanntenen Durchschnittsbürgers. Die Propaganda nennt das Schlichtheit; es ist tatsächlich nur die Furcht, mit einer Besonderheit etwas falsch zu machen.

«Le style c'est l'homme.»

Den Mangel an Originalität offenbart auch sein Verhältnis zur Kunst. Es gibt hier einige Erzeugnisse von ihm, die sehr bekannt sind. Zwar die Zeichnungen und Aquarelle aus der Wiener Zeit und aus dem Kriege verdienen nichts als Vergessenheit. Eine der verbreitetsten Kunstschöpfungen der ganzen Welt dagegen ist das von Hitler entworfene Parteiabzeichen. Dies Abzeichen, das das Hakenkreuz sichtbar machen soll, schlägt es geradezu tot. Ein

runder Emaille-Teller mit einem sinnlosen breiten, roten Rand, darin auf weissem Feld ein schwarzes Hakenkreuz, vom roten Rand erdrückt; das Ganze eine unruhige Häufung von Farbausdrücken, auseinanderfallend, kein Symbol, sondern Blech. Ebenso unharmonisch ist die Parteifahne mit dem verrückten Einfall, das Hakenkreuz auf die Spitze zu stellen, als ob es tanze. Man möchte gern von der SA-Standarte, die Hitler gleichfalls entworfen hat, etwas Besseres sagen; nun, eine solche Standartenreihe bei einer Parade mit ihren viereckigen, gerade herabhängenden hakenkreuzbestickten Tüchern sieht immerhin wirkungsvoll aus. Warum diese Standarte jedoch von einer ringförmigen goldenen Wurst gekrönt ist, die ein zweites Hakenkreuz umschliesst und oben einen flatternden Vogel trägt, ist das Geheimnis des Künstlers Hitler, dem offenbar nur die verbrauchtesten Ornamente in der verbrauchtesten Zusammenstellung, und zwar leider gerade am falschen Platz, einfallen. Offenbar hat er an römische und napoleonische Feldzeichen gedacht. Überhaupt liebt er die Latinität; siehe den Kopf des «Völkischen Beobachters»!

Einen Zug zum Grössenwahn haben seine bis jetzt bekannt gewordenen Bauprojekte und Bauausführungen. Die «Verschönerung» des Münchner Königsplatzes durch klassizistische Parteipaläste, angeregt durch Vorschläge Ernst Hanfstaengls, bedroht die edelsten Denkmäler des deutschen Philhellenentums mit Verballhornung; der Kunstpalast am Englischen Garten verdrängt jahrhundertealte Anmut durch neue Pracht. Er wird vollenden, wo die wittelsbachischen Könige nicht fertig geworden sind und wo ein Jahrhundert aus Pietät, Sparsamkeit und Gefühl für geschichtliche Einmaligkeit die Hände wegliess. Die Anlage des Parteitagsgeländes in Nürnberg, gleichfalls von ihm stark beeinflusst, ist eine politische Offenbarung: rückhaltloser Aufbau der Volksmasse als Staffage, ausschliessliche Gestaltung des Raumes als Feld und Bühne für den Führer. In der dominierenden Architektur scheint überhaupt seine Stärke zu liegen. Hier hat er Deutschland etwas wirklich Neues geschenkt; die dreiundzwanzig Meter breiten, mit Dämmen und Brücken die Landschaft beherrschenden Autostrassen für militärische und bürgerliche Herrenfahrer. Diese Autostrassen, ein wirtschaftlicher Fehlgriff, von dem noch zu reden sein wird, sind grossartige Bilder; und das ist das Beste, was von ihnen zu sagen ist.

Am ungeheuerlichsten und traurigsten sucht er die Monumentalität und trifft den Durchschnitt in seinem Stil. Dieses nach dem Lineal geschnittene Pappdeckel-Deutsch ist nicht einfach schlecht, sondern verräterisch schlecht. Man soll nicht schreiben, wie man spricht, denn das gäbe auf dem Papier einen faseligen Wortschwall; aber man soll so schreiben, wie man mit Konzentration sprechen würde. So aber wie Adolf Hitler schreibt, hat noch nie

ein Mensch gesprochen, er selbst schon gar nicht. Man lese sich laut vor: «Durch das Vertreten der Meinung, dass man auf dem Wege einer durch demokratische Entscheidungen erfolgten Zubilligung verfassungsmässig grösserer Rechte Menschen befähigen kann, Völkerschicksale neu zu gestalten, beweist man nur, wie sehr man schon selbst – wenn auch gänzlich unbewusst – vom Gifte der Demokratie angefressen ist und auch aus Angst vor der Kraft der Persönlichkeit lieber die Bedeutung des Amtes fördert.»

In seinem Stil stösst eine grosse natürliche Sprechlust dauernd an die Angst, etwas Unpassendes zu sagen. Die «parlamentarischen Gänseriche», die «Tintenritter» und «enthornen Siegfriede» klingen unbefangen und kräftig; wenn er dazwischen ruft «wahrhaftiger Gott!» oder mit «am Ende vielleicht doch auch» herumtastet, dann hört man einen, der ehrlich und vielleicht etwas unsicher seine Meinung sagt. Aber dann flüchtet er plötzlich wieder unter die schützende Autorität der Substantive, die oft genug aus vergewaltigten Verben und Adjektiven unnötig zusammengekünstelt sind. Diese Substantivreihen geben der Sprache eine künstliche Monumentalität; sie finden sich darum im älteren Amtsdeutsch, wo sie dem Publikum imponieren sollen. Sie machen den Ausdruck arm, steif und brüchig, nehmen ihm Atem und Duft und machen aus einem lebendigen Satz oft genug einen durcheinander geworfenen Haufen ungeniessbarer Wortknochen. So entsteht eine unverständliche Sprache, die die Gedanken verbirgt, obwohl sie dies nicht einmal will. Sie gibt sich eine Bedeutung, die sie nicht hat und erzeugt eine Wirkung, die über ihren Sinn hinausgeht; sie vergrössert sich, sie stelzt.

Er hat geringes Vertrauen zum normalen sprachlichen Ausdruck; liebt es nicht, eine Sache einfach zu benennen. Wo es geht, verdoppelt er. Zu Beginn von «Mein Kampf» soll ein Satz mit «nein» anfangen, aber er schreibt, obwohl niemand widerspricht, aufgeregt: «nein, nein!» Er muss es möglichst zweimal sagen: «Ebenso sollte die Truppe national und vaterländisch denken und fühlen lernen... Jeder Gedanke und jede Idee, jede Lehre und jedes Wissen haben diesem Zweck zu dienen... Man muss überzeugt sein von der Güte und der ehrlichen Redlichkeit der Volksgemeinschaft.» Die Worte sind bei ihm heilig, er gibt sie in Masse; fühlt offenbar, dass er für einen Gedanken nicht den präzisen Ausdruck trifft und stellt darum mehrere Ausdrücke zur Auswahl. Im tiefsten Grunde glaubt er den eigenen Worten nicht.

Immer wieder muss man bedenken, dass seine Würde etwas Angenommenes, und Zügellosigkeit seine Natur ist. Der Tag wird ohne Hemmung verbracht; er findet sich morgens nicht aus dem Bett und abends nicht hinein.

Sein Staatssekretär Funk hat der Öffentlichkeit in einem Interview mitteilen wollen, dass Adolf Hitler «Tag für Tag, ja fast Stunde um Stunde mit letzter Anstrengung das Höchstmass seiner seelischen und geistigen Kräfte für die deutsche Revolution ausnutze». Aber er liess doch einfließen, dieser «genialste unserer Zeitgenossen» beginne erst um zehn Uhr mit der Arbeit, nämlich dem ersten Referentenvortrag. Diesen Vortrag halten die Staatssekretäre Lammers und Funk; sie melden Besuche an, lesen wichtige Post vor und berichten über den Inhalt der Zeitungen. «Wenn die Zeit ausreicht, so wendet sich die Aussprache den für den laufenden Tag bevorstehenden Beratungen oder auch grundsätzlichen Erörterungen über politische, wirtschaftliche und andere Fragen zu.» Die berühmten Monologe Adolf Hitlers, die behutsamen Korrekturen seines Lehrers Funk! Dann Besuche. Um zwei Uhr wird gegessen; ein fast täglicher Tischgast ist, wenn Hitler sich in Berlin aufhält, Dr. Goebbels, ferner Rudolf Hess. Selbstverständlich das persönliche Gefolge: Otto Dietrich und Ernst Hanfstaengl, genannt Hugin und Munin nach den beiden Raben, die auf Wotans Schulter sitzen und ihm Weisheit zuflüstern; ferner der Adjutant Brückner und der Leibgardist Schaub. Manchmal sind mehr als zwanzig Menschen da. Selten ist Göring dabei.

Nachmittags, wenn man nicht gerade reist, wieder Besprechungen. Die eigentlichen Kabinettsitzungen unter Vorsitz des Kanzlers sind selten; die sachlichen Arbeitssitzungen der Kabinettsausschüsse finden ohne Hitler statt. Dieser liebt mehr die formlosen «Chefbesprechungen», d.h. Gruppenbildung innerhalb des Kabinetts, wozu er sehr geschickt bald diesen, bald jenen heranholt. Wenn dieser Berliner Tag zu Ende geht, notiert vielleicht Goebbels in sein Tagebuch: «Spät abends kommt noch der Führer. Musik gemacht, dann bis tief in die Nacht hinein diskutiert. Das tiefe fachmännische Wissen des Führers auf fast jedem Gebiet ist einfach fabelhaft.» Funk findet seinen Führer dagegen bei der Lektüre «meist historischer und politischer Schriften und Bücher».

Was für Bücher? Man hat ihn lächerlich machen wollen, weil er Indianerromane von Karl May lese. Gewiss, er ist ein Halbgebildeter. Aber als ob nicht auch die schärfsten Geistesarbeiter sich bei Kriminalromanen entspannten! Aber auch die schwülstig geschriebenen, schon grammatisch fast ungeniessbaren politischen Schriften Richard Wagners gehören zu seiner Lieblingslektüre.

Die Vorliebe, ja geistige Hörigkeit Hitlers Richard Wagner gegenüber ist äusserst aufschlussreich. Richard Wagner war als Mensch ein charakterloses Chamäleon. Erst Revolutionär, dann Fürstendiener, erst Emigrant, dann Chauvinist; nimmt Gastfreundschaft und künstlerische Unterstützung Frankreichs in Anspruch und verhöhnt dann 1870 die geschlagene, sich tapfer wehrende französische Republik auf besonders geschmacklose Weise; schmeichelt sich erst an Meyerbeer heran und schreibt dann antisemitische Schmähchriften. Wäre das alles gewandelte Überzeugung und vertiefte Einsicht, so wäre es noch hinzunehmen. Aber man lese seine kritischen und politischen Schriften! Wie steht da in jedem Absatz das liebe Ich obenan; wie ist da alles geistige, künstlerische und politische Geschehen immer auf die eigene werte Person bezogen; wie egoistisch, querulantenhaft und – geschäftstüchtig ist das alles! Auch ein Fanatiker, nämlich ein fanatischer Streber, durchaus überzeugt, dass es ein Segen für die Nation sei, wenn sie ihm geistig zu Füssen liege; naiv auf seinen Vorteil bedacht und dabei überzeugt, ein Missionar zu sein. Man preist und besingt meist, was man nicht ist und nicht hat. Dieser aus Genialität und Durchtriebenheit sehr menschlich Gemischte hat eine dualistische Kunstwelt erdichtet, in der das Edle und das Unedle in deutlicher politischer Anspielung sich gegenüberstehen, Licht und Dunkel, ja, die herrschende und die dienende, aber intrigierende Rasse. Das ist die Welt Hitlers, wo der Fluch des Goldes die Zinsknechtschaft, der Zwerg Alberich die minderwertigen Rassekräfte, also den Juden, Siegfried und Hagen den nationalen Zwiespalt und Wotan den tragischen Genius der germanischen Rasse verkörpern. Alles mit gewaltiger Kunst, zauberhaft und – unwahr vorgetragen. Das nie ganz deutlich ausgesprochene, aber immer zugrunde liegende Thema ist der Kampf des herrschsüchtigen Individuums. Hier fühlt Hitler sich mächtig angesprochen. Die Meistersinger, übrigens Wagners leichteste Oper, hat er nach Goebbels Zeugnis mehr als hundertmal gehört.

Eines Tages fragte er am Stammtisch: «Habt Ihr die Erinnerungen von Trotzki gelesen?» Antwort: ja, ein scheussliches Buch, Memoiren des Satans; Hitler: «Scheusslich? Glänzend! Was für ein Kopf; ich habe viel daraus gelernt.»

Den «Untergang des Abendlandes» von Oswald Spengler hat er aufmerksam studiert und dann schroff abgelehnt. Er will kein Spenglerscher Cäsar sein. Spengler verachtet die Masse; auch Hitler verhöhnt die «Majorität von Dummheit, Feigheit und Besserwissen.» Aber mag Hitler mit einem gelehrten Mann wie Spengler diskutieren; der Führer, selbst ein Kind der Masse, wird Massenverachtung keinem gestatten, der sich nicht auf Massenbeherrschung versteht. Oswald Spengler hat jahrelang Umgang mit Gre-

gor Strasser gepflogen, vielleicht in diesem robusten Schädel den Glauben an eine Cäsarische Mission genährt. Im Sommer 1933, nachdem der Sieg errungen war, hatte Spengler in Bayreuth eine zweistündige Aussprache unter vier Augen mit Hitler. Seine Enttäuschung war ungeheuer. Das Ergebnis dieser Unterredung waren gewisse Sätze, die er in die Einleitung seines Buches «Jahre der Entscheidung» hineinschrieb:

«Der Handelnde sieht oft nicht weit. Er wird getrieben, ohne das wirkliche Ziel zu kennen. Er würde vielleicht Widerstand leisten, wenn er es sähe, denn die Logik des Schicksals hat nie von menschlichen Wünschen Kenntnis genommen. Aber viel häufiger ist es, dass er in die Irre geht, weil er ein falsches Bild der Dinge um sich und in sich entwickelt hat... Diese Machtergreifung hat sich in einem Wirbel von Stärke und Schwäche vollzogen. Ich sehe mit Bedenken, dass sie täglich mit so viel Lärm gefeiert wird. Es wäre richtiger, wir sparten das für einen Tag wirklicher und endgültiger Erfolge auf, das heisst aussenpolitischer. Es gibt keine anderen. Wenn sie einmal errungen sind, werden die Männer des Augenblicks, die den ersten Schritt taten, vielleicht längst tot sein, vielleicht vergessen und geschmäht, bis irgendeine Nachwelt sich ihrer Bedeutung erinnert. Die Geschichte ist nicht sentimental, und wehe dem, der sich selbst sentimental nimmt!»

Mit scharfen Beobachtern hat der «Genialste aller Deutschen» wenig Glück.

Neigungen und Angewohnheiten.

Spengler hat Hitler den Gefallen getan, ihn einen «Handelnden» zu nennen, aber er spürt wohl, dass er mehr ein Grübelnder und Getriebener, bisweilen dann sich Überstürzender ist. Ein Mann, der seine Entschlüsse nicht im hellen Tageslicht fasst, sondern in einsamer Nachtstunde, wo er bis in den grauen Morgen hinein nach Goebbels Zeugnis seine Denkschriften diktiert und am beginnenden Morgen nach Funks Bericht das Lager aufsucht. Dann kaut er wochen- und monatelang unruhevoll an Plänen herum, spricht von ihnen zu keinem Menschen; eines Tages wird die Welt mit einem «blitzschnellen Entschluss» überrascht. Einer seiner hemmungslosesten Bewunderer, Dr. Robert Ley, erzählte einmal:

«Die überragende Genialität unseres Führers erkennen Sie an folgendem Beispiel: Wir hatten – es war im Mai 1933 den ganzen Tag mit den Leitern der Deutschen Arbeitsfront zusammengesessen und über den geplanten stän-

dischen Aufbau beraten. Gegen Abend kam der Führer und fragte, wie weit wir seien. Ich antwortete: Mein Führer, ich muss bekennen, dass die Frage sehr schwierig ist. Da lächelte der Führer und sagte: Das habe ich mir gedacht; nun, ich will euch jetzt sagen, wie ich mir die Sache denke. Und dann hielt der Führer uns einen einstündigen meisterhaften Vortrag, in dem alle Probleme geradezu genial gelöst waren. Als er fertig war, sagte ich: Mein Führer, hier sitzen doch viele Männer, die sich mit diesen Fragen jahrelang beschäftigt haben; es ist erstaunlich, wie Sie als Nichtfachmann ein Problem lösen können, mit dem wir alle nicht fertig werden. Da ging wieder ein Lächeln über das Gesicht des Führers, und er antwortete: «Das will ich euch erklären. In den Kampfjahren der Bewegung habe ich viele Nächte lang wachgelegen und über diese Frage nachgedacht, weil ich wusste, wir würden sie sofort in Angriff nehmen müssen.» Das Resultat dieses Nachdenkens war der sofortige Abbruch des ständischen Aufbaus, die Zerstörung der Gewerkschaften und die Einsetzung von staatlichen «Treuhändern der Arbeit».

Dieser Grübler und Zauderer ist aber keine Schlafmütze. Im Gegenteil, er ist voll scharfen Welthungers; sehen, immer wieder sehen und abgelenkt werden ist ihm Bedürfnis. Seine beiden grössten Leidenschaften sind Auto und Kino; das Auge verlangt Nahrung. Sport treibt er überhaupt nicht. Die Mässigkeit in gewissen Genüssen ist körperlich bedingt. Die Empfindlichkeit der Atemwege – das Lungenleiden der Jugend, die spätere Gasvergiftung – verbietet das Rauchen. Die Wiener Hungerjahre und anscheinend ebenfalls die Gasvergiftung haben den Magen angegriffen; er klagt 1928 über ein Magenleiden und vermeidet schwere Fleischspeisen, ist aber kein absoluter Vegetarier; liebt Süssigkeiten in grossen Mengen, die Wiener Mehlspeisen der Stiefschwester Angela werden hochgeschätzt. Alkohol trank er bis 1923, seitdem meidet er ihn. Ein Gesetz gegen Alkoholmissbrauch hat er 1928 trotzdem scharf bekämpft, weil «nur der Jude den Vorteil davon hätte; in Wahrheit, weil es unpopulär war. Die Versammlungserfolge in München wären ohne Bier unmöglich gewesen.

Der Augenhunger und das Amüsierbedürfnis sind fast krankhaft. Zwei-, ja dreimaliger Kinobesuch täglich waren vor der Machtergreifung nicht selten; seitdem lässt er sich die Filme in der Reichskanzlei vorführen. Dass es pornographische Filme seien, wird von Kundigen bestritten und ist auch unwahrscheinlich. Eine Zeitlang schätzte er den Komiker Felix Bressart; er sagte: «Schad, dass der Bressart ein Jud is!»

Eine Zeitlang konnte man anhand der deutschen Presse verfolgen, wie erfolgreich der Kanzler Hitler der Arbeit aus dem Wege ging. Da wurde Tag für Tag diese Baustelle der Reichsautobahn besichtigt, jene Führerschule ein-

geweiht, unvermutet ein Lager der Hitler-Jugend aufgesucht, und das Ende war der Flug nach Berchtesgaden. Schliesslich verbot der Stellvertreter Rudolf Hess die Veröffentlichung von Berichten über den Aufenthalt des Führers, die nicht von der Reichskanzlei autorisiert seien. Aber für diese Reichskanzlei wird in Bad Reichenhall ein eigenes Gebäude errichtet und im nahen Aining ein Privatflugplatz für Hitler angelegt; er zwingt sich nicht nach Berlin, wo die Fäden der Geschäfte zusammenlaufen; nein, er zwingt die Reichsregierung an den Fuss des Obersalzberges.

Seine ganze Lebens- und Arbeitsweise widerlegt die kitschige Legende von der Schlichtheit und Anspruchslosigkeit des Führers. Er nimmt nicht an Festbanketten teil? Er entbindet sich von dieser lästigen Verpflichtung, über die Stresemann stöhnte und der er schliesslich erlag. Er verzichtet auf sein Kanzlergehalt? Er war bis zur Machtergreifung finanziell beteiligt an allen nationalsozialistischen Zeitungen; seitdem ist das Buch «Mein Kampf», Preis sieben Mark zwanzig für die einbändige Ausgabe, in zwei Millionen Exemplaren ins deutsche Volk hineingepresst worden; Gliederungen der Deutschen Arbeitsfront haben es an ihre Mitglieder verschenkt. Er bewohnt kein Schloss, weil der Aufenthalt in einem mässig grossen Landhause viel behaglicher ist; er verzichtet auf Alkohol, schweres Fleisch und Tabak, weil er sie nicht verträgt. An seinem fünfundvierzigsten Geburtstag entzog er sich allen lärmenden Ehrungen durch einen Ausflug mit nicht weniger als sechs Automobilen; der «Illustrierte Beobachter» brachte zwei Seiten Fotografien. Reiche Leute pflegen selten drei Schnitzel auf einmal zu essen. Man kann den nicht bedürfnislos nennen, der jeden Augenblick seinen Gelüsten nachgibt; die Gelüste Adolf Hitlers sind Reisen, Kino und Theater und Spazierengehen auf dem Obersalzberg. Die deutsche Öffentlichkeit ist fortgesetzt Zeuge. Man braucht ihm noch keinen Vorwurf daraus zu machen, dass er sich den Kleinkram vom Leibe und den Kopf klar hält. Aber so, wie er bestimmtes notwendiges Wissen, z.B. in wirtschaftlichen Fragen aus Bequemlichkeit nie erworben hat, so verzichtet er auch aus Bequemlichkeit auf jene Genüsse, die in Wahrheit nur lästige gesellschaftliche Verpflichtungen sind und den meisten Männern irgendwie von ihren Frauen aufgenötigt werden. Er bricht plötzlich eine Sitzung ab, um sich von einer versteckten Loge aus, bequem hingekümmelt, die «Fledermaus» anzuhören; das ist eine vernünftige Entspannung, aber man soll darum auch nicht behaupten, dass er aus Bescheidenheit das gepanzerte Frackhemd und das Angestarrtwerden in der Prunkloge vermeidet.

Der kleine Junge, dem «gähnend übel» wurde bei dem Gedanken, als «unfreier Mann» im Büro zu sitzen, hat sein Ziel erreicht wie noch selten einer.

Wenn ich erst gross hin, mache ich den ganzen Tag, was ich will – diesen Knabenwunsch hat Adolf Hitler sich wie wenige Menschen erfüllt.

Der Weg hinauf.

Diese tief zerrissene, gegen sich selbst schwache und misstrauische Natur hat trotzdem eine ungeheure Leistung vollbracht. Adolf Hitler hat das deutsche Volk unterworfen und jene Macht erworben, die das beruhigendste und niederschlagendste Mittel für alle Zweifel ist. Oswald Spengler hat richtig gesehen, dass dies noch kein sachlicher Erfolg ist; aber er überschätzt den Menschen Hitler, wenn er diesen Massstab anlegt. Hitlers letztes Ziel ist die persönliche Erhöhung. Wann ist er sich dieses Zieles zuerst bewusst geworden? Schon im Schützengraben wurde ihm klar, dass er etwas könne, was andere nicht können. Damals stellt er sich den Weg wohl noch ungefähr so vor, dass ein Mann wie er berufen sei, dem deutschen Kaiser das deutsche Volk zu bringen; damit wird praktisch schon das Höchste erstrebt. 1921 lernt er Ludendorff kennen. Das Verhältnis zur Reichswehr liegt von der ersten Minute an fest; sie hat die Macht, sie muss sie nur anwenden, man muss sie dazu bringen. Der Gedanke der Diktatur wird sofort nach der Revolution im deutschen Bürgertum lebendig; Ludendorff war schon im Weltkrieg zwei Jahre lang Diktator, es bedarf kaum der Diskussion, dass er es wieder werden muss. Gleichzeitig aber beginnt der Gedanke einer Partei die Diktatur zu spuken; so etwas lernt man von Lenin und Trotzki. Hitler erklärt Ludendorff bescheiden, er wolle ja nicht regieren, sondern nur der «Trommler» sein; im Stillen weiss er wohl schon, wieviel stärker ein Trommler sein kann als ein General. Dann sagt er, weil man ihn wegen einer Prügelei zu Gefängnis verurteilt hat, bitter, so wie ihn habe auch vor zweitausend Jahren der Pöbel Jerusalems einen zur Richtstätte geschleift. Aber gleich wird er wieder bescheiden; seinem Biographen Schott erklärt er: «Wir sind ja alle ganz kleine Johannes-Naturen. Ich warte auf den Christus.»

Der entscheidende Schritt wird im November 1922 getan. Im Oktober dieses Jahres errichtet der Redakteur und Freischarenführer Mussolini in Italien seine Diktatur. Gewaltiger Eindruck in der deutschen Bürgerwelt, so etwas ist also möglich. Im November schon verkündet Hermann Esser im Zirkus Krone: «Wir brauchen nicht lange nach einem deutschen Mussolini zu suchen; wir haben ihn, er heisst Adolf Hitler!»

Könnte ein Beichtvater diesen Adolf Hitler einmal am innersten Gewissen packen und ihn fragen, wer ihn, dies schwache Gefäß, diesen steilen Weg habe gehen heissen, so würde er ohne Zaudern antworten: der Allmächtige. Er glaubt an das Göttliche, doch sicher nicht an den Gott der Kirche. Gottesdiensten bleibt er fern. Die Begünstigung des Neuheidentums durch die staatlichen Gewalten in Deutschland, der kulturelle Einfluss Rosenbergs, die Bedrängung der Kirche gehen auf ihn zurück. Zwar hat er vernünftige Worte gegen die Männer gefunden, die die Partei mit religiösen Streitereien behelligen; er hat deutlich genug erklärt, dass er sich nicht zum religiösen Reformator berufen fühle. Aber er selbst findet nun einmal keine Befriedigung im Glauben seiner katholischen Kirche. Als Soldat hat er noch die Kommunion empfangen, als Reichskanzler den Festgottesdienst zur Reichstagseröffnung brüsk geschnitten. So entspricht die neuheidnische Bewegung vielleicht nicht ganz seinen politischen Grundsätzen, aber sicherlich seinem persönlichen Gefühl. Er hat ein sehr persönliches Verhältnis zum Jenseitigen und glaubt an eine besondere Leitung durch das Schicksal. Von guten Freunden hat er sich das Horoskop stellen lassen, und als er öffentlich im September 1932 gegen Hindenburg polemisierte, lautete das so: «Mein grosser Gegenspieler Reichspräsident von Hindenburg ist heute 85 Jahre alt. Ich bin 43 und fühle mich ganz gesund. Mir wird auch nichts passieren, denn ich fühle deutlich, für welch grosse Aufgaben mich die Vorsehung ausersehen hat. Bis ich einmal 85 Jahre alt bin, lebt Herr von Hindenburg schon lange nicht mehr.»

Im engeren Kreise hat er zwei Geschichten erzählt, die ihm das Anzeichen eines persönlichen höheren Schutzes sind:

In einer mitteldeutschen Stadt, in der er sprechen sollte, wollten politische Gegner ihn überfallen. Er kam mit dem Wagen; durch ein Missverständnis wurde er nicht auf dem abgesperrten Wege zum Versammlungslokal geleitet, sondern geradewegs in einen Stadtteil, der von gegnerischen Massen besetzt war. Der Wagen fuhr auf eine Brücke zu, vor der die Gegner sich in dichtem Haufen drängten. Umkehren vor den Augen des Feindes war nicht mehr möglich, das Äusserste schien zu drohen. In diesem Augenblick sieht Hitler, wie die Menge sich auf ein Individuum stürzt, das mit ihm selbst eine gewisse Ähnlichkeit hat. Man hält diesen Menschen offenbar für Hitler, schleppt ihn zum Brückengeländer und wirft ihn ins Wasser. Hitler selbst entkommt in der allgemeinen Verwirrung.

Die Geschichte ist hier so berichtet, wie ein ernster und glaubwürdiger

Zeuge sie von Hitler persönlich gehört hat. Demselben Gewährsmann berichtete er: «Ich sass im Felde mit mehreren Kameraden beim Essen. Plötzlich befahl mir die innere Stimme: Stehe auf und setze dich an den Platz dort! Ich gehorchte, der Platz war ungefähr zwanzig Meter entfernt. Kaum war ich da, schlug die Granate unter meine Kameraden, keiner entkam.»

*

Ein ganz triebhafter Mensch glaubt an Berufung und Stimmen. Ein Inkonsequenter ziert sich mit formaler Logik. Ein tief Unzuverlässiger spielt sich und der Welt übermenschliche Treue vor.

Hitler gleicht dem Negerkönig, der sich von einem Europäer porträtieren liess und gern als Weisser gemalt sein wollte.

18. Die Frauen

Undurchsichtige Erotik.

Ein Kapitel wie dieses gehört in jede Biografie; kein Mensch kann ohne sein Verhältnis zum anderen Geschlecht verstanden werden. Gegen Adolf Hitler, der die ihm passend erscheinenden Teile seines Privatlebens, zu rührenden Geschichten verarbeitet, dem deutschen Volk in Bild und Wort einflößen lässt, braucht der Erzähler gewiss keine anderen Rücksichten zu nehmen als die des allgemeinen Anstandes; es ist der Zweck dieses Buches, der Legende von Adolf Hitler den wahren Adolf Hitler gegenüberzustellen.

Das üppige Wuchern der Homosexualität im engsten Kreise um Adolf Hitler hat diesen bei vielen Menschen in einen naheliegenden Verdacht gebracht. Leute, denen man gute Information zutrauen dürfte, wussten von sehr freundschaftlichen Beziehungen zu einem jungen Menschen namens Schiller in Berlin zu berichten; dieser Schiller habe Briefe Hitlers in der Schweiz an sicherer Stelle untergebracht. Ohne dass nach der Person dieses Schiller hier weiter geforscht sei, kann gesagt werden, dass die Behauptungen von einer Homosexualität Hitlers reine, durch die handgreiflichsten Tatsachen widerlegte Kombination sind. Bis vor wenigen Jahren wäre es niemandem eingefallen, ihn nach dieser Richtung hin zu verdächtigen; erst der Röhm-Skandal legte die Vermutung der Gesinnungsverwandtschaft mit dem Duzfreund nahe. Aber die Duzbrüderschaft erklärt sich viel einfacher: die beiden kennen sich seit den kleinen Anfängen der Bewegung, als Adolf Hitler sich mit mehr oder minder allen seinen Kumpanen duzte.

Wir erinnern uns, wie seine intimen Parteifeinde aus der Anfangszeit ihm «übermässigen Damenverkehr» vorwarfen und ihn der Grosssprecherei gegenüber seinen Freundinnen beschuldigten. Wir erinnern uns an den Rügebrief Gottfried Feders, der ihm doch ausdrücklich das Recht der Erholung «im Kreise schöner Frauen» zugestand.

Aber dann gibt es auch wieder gegenteilige Beobachtungen. Der Gefängnisdirektor Leybold in Landsberg schreibt in einem seiner Berichte: «Er hat keinen Zug zur Weiblichkeit». Aus seiner Jugend wird berichtet, er sei

einmal in die grösste Raserei geraten, als bei einer Zecherei ein Kamerad die Kellnerin in die Wade kniff.

Dem Gefährten Hanisch hat er ein Jugenderlebnis erzählt, das er in Spital hatte. Er habe Interesse für eine junge Magd gehabt, das Mädchen sei ihm sehr entgegengekommen, und als er sie einmal beim Kuhmelken im Stall überraschte, hätte sich beinahe etwas ereignet. Im letzten Augenblick habe er aber Gewissensbisse verspürt und sich losgerissen; dabei sei der Milchtopf umgestürzt. Das Mädchen sei ganz geknickt gewesen. Hanisch rechnet Hitler dieses Verhalten als anständig hoch an.

Wenn die jungen Leute miteinander über Frauen sprechen, hält Hitler Reden voller Weltweisheit und Selbstdisziplin. Die Weiber seien alle zu haben, man müsse nur frech sein; den Hut möglichst weit im Genick, damit das Gesicht frei liege, und dann drauf los. Er gibt zu verstehen, dass solche leichten Eroberungen ihn nicht reizen und dass man den Mann an der Selbstbeherrschung erkenne; der geistige, vollkommene Mensch müsse auf Erotik verzichten können. Hanisch meint freilich, diese Selbstbeherrschung sei mehr dem herabgekommenen Äusseren Hitlers in jener Zeit sowie dem Hunger und der Entkräftung zuzuschreiben.

Vor zu weitgehenden Schlüssen über das rein Psychologische hinaus sollte aber die einfache Tatsache bewahren, dass es – freilich offiziell nicht anerkannte – Nachkommenschaft Adolf Hitlers gibt.

Ein Unaufrichtiger.

In «Mein Kampf» gibt es ein wenig beachtetes erotisches Kapitel. Es beginnt merkwürdigerweise mit einer Betrachtung über die Syphilis, beklagt dann die «Verprostituierung der Volksseele» und fordert die Sterilisation unheilbar Kranker. Das Kapitel enthält eine Reihe vernünftiger Gedanken; auffallend ist aber die Überreiztheit und Einseitigkeit, mit der hier Wunden betastet und Laster gegeißelt werden. Hitler nennt die Prostitution «eine Schmach der Menschheit» und verlangt zu ihrer Bekämpfung frühe Heirat. Ausgezeichnet; warum heiratet er nicht? Er verlangt «eiserne Abhärtung» durch Sport und Turnen, da ein dermassen abgehärteter Junge dem Bedürfnis sinnlicher Befriedigungen weniger unterliege als ein ausschliesslich mit geistiger Kost gefütterter Stubenhocker. Wiederum ausgezeichnet; aber warum treibt er selbst keinen Sport? Er schilt den «Speisezettel unserer Kinos, Varietes und Theater»; da herrsche eine «sinnlich schwüle Atmosphäre» wie in einem

«Treibhaus sexueller Vorstellungen und Reize». Zum dritten Mal ausgezeichnet; aber warum ist er selbst so oft in Kinos und Varietes zu finden?

Wenn irgendwo, dann ist Adolf Hitler an dieser Stelle unaufrichtig.

Der wütende Ton, in dem er die Bekämpfung der gewiss gefährlichen Syphilis für die Aufgabe der Nation erklärt, muss stutzig machen. Man hätte, so sagt er mit einer sogar bei ihm seltenen Masslosigkeit, «unter Anwendung aller propagandistischen Hilfsmittel die Frage der Bekämpfung der Syphilis als die Aufgabe der Nation erscheinen lassen müssen, nicht als auch eine Aufgabe. Man hätte zu diesem Zwecke ihre Schäden als das entsetzlichste Unglück in vollem Umfange, und zwar unter Anwendung aller Hilfsmittel, den Menschen einhämmern müssen, bis die ganze Nation zur Überzeugung gekommen wäre, dass von der Lösung dieser Frage eben alles abhängt, Zukunft oder Untergang.»

Die ganze Nation als geistiges Syphilislazarett – die Phantasie eines offenkundig Überreizten. Welch moralisches Verderben diese Art von Kur sein müsste, das kann und will diese aufgepeitschte Phantasie sich nicht vorstellen.

Ein weiterer Absatz freilich klingt nicht so ganz nach Phantasie. Da schildert er mitleidig den Mann, der «leider nur zu häufig gerade nach reichlichem Alkoholgenuss dieser Pest in den Weg läuft, da er in diesem Zustande am wenigsten in der Lage ist, die «Qualitäten» seiner Schönen zu beurteilen, was der ohnehin kranken Prostituierten auch nur zu genau bekannt ist... Das Ende aber ist, dass der später unangenehm Überraschte auch bei eifrigstem Nachdenken sich seiner barmherzigen Beglückerten nicht mehr zu erinnern vermag, was einen in einer Stadt wie Berlin oder selbst München nicht wundernehmen darf. Dazu kommt noch, dass es sich oft um Besucher aus der Provinz handelt».

Missglückte Liebe.

Alle seine Beziehungen zu Frauen haben einen merkwürdigen Verlauf.

1923 galt bei den Parteigenossen Jenny Haug als seine Braut. Ihr Bruder war Hitlers Chauffeur. Jenny fühlte sich vernachlässigt, als Hitler in der Gesellschaft Hermann Essers und Ernst Hanfstaengls Ablenkung fand; sie war eifersüchtig auf die junge Frau Esser. Hitler nannte das Einbildung und sprach gefühlvoll von einer «spinneten Urschel». Auch Haug, der Bruder, scheint gekränkt gewesen zu sein; nach dem Putsch von 1923 richtete Röhm aus dem Gefängnis eine Mahnung an ihn, Hitler auf jeden Fall treu zu bleiben.

Da Röhm in jener Zeit seine Gefühle gern in Versen ausdrückte, schrieb er an Haug:

«Bleibe immer nur treu dem Führer und Freund Adolf Hitler! Feiger Memmen Gewalt schafft uns nur schöneren Sieg.»

Wie dem auch sei, Haug ist nach der Neugründung der Partei nicht mehr Hitlers Chauffeur geworden und aus seiner Umgebung ebenso verschwunden wie die Schwester Jenny.

Damals keimt eine andere Beziehung, von der bereits in Andeutung die Rede war: Hitlers Neigung zu Erna Hanfstaengl, der Schwester Ernst Hanfstaengls. Erna Hanfstaengl ist eine grosse, eindrucksvolle, viel begehrte Dame der Münchner Gesellschaft, stolz und kühl. Hitlers Neigung ist heftig, aber anscheinend ziemlich einseitig; Erna Hanfstaengl zieht ihm den Chirurgen Sauerbruch vor. Hitler fühlt einen Stich im Herzen. Es wird geflüstert, der Führer der Nationalsozialisten sei mit einer jungen Dame jüdischer Abstammung verlobt; der Name wurde nicht genannt, aber darauf angespielt, dass Erna Hanfstaengls amerikanische Grossmutter Heine geheissen hatte. Darauf eine fettgedruckte Bekanntmachung im «Völkischen Beobachter»: es liefen Gerüchte über eine Verlobung Adolf Hitlers mit einer jüdischen Dame um. Diese Gerüchte seien erlogen; Adolf Hitler sei nicht verlobt. Ausserdem – nun wörtlich und mit voller Namensnennung – «ist das betreffende Fräulein Hanfstaengl gar nicht jüdischer Abstammung». Nach dieser taktvollen Erklärung konnte die ganze Stadt denken, was sie wollte; die Wahrheit war aber, dass Hitler kein Glück gehabt hatte. Erna Hanfstaengl heiratete bald darauf den Professor Sauerbruch; dieser wiederum vertauschte München mit Berlin, nicht zuletzt, um den abgewiesenen Liebhaber etwas aus dem Gesichtsfeld zu bekommen.

Im Jahre 1931/32 fallen die häufigen Besuche Hitlers im Hause Wahnfried in Bayreuth auf. Dort lebt Frau Winnifred Wagner, die Witwe des verstorbenen Siegfried Wagner und Schwiegertochter Richards. Wieder schwirren Gerüchte von einer bevorstehenden Verlobung. Da brechen diese Beziehungen im Herbst 1932 plötzlich ab. Tatsache ist, dass Hitler, bis dahin Gast im Hause Wahnfried, plötzlich mit allem Gefolge und vielen Automobilen Bayreuth verlässt und sich im benachbarten Städtchen Berneck einquartiert. Wieder ist offenbar er der unglückliche Partner einer Beziehung, die vielleicht erst angebahnt werden sollte. Das Interesse für Bayreuth hört nicht auf; die häufigen Privatbesuche unterbleiben.

Im Frühjahr 1933 beschäftigte ihn ein junges Mädchen, Tochter eines Berliner Gelehrten, in dessen Salon Hitler und Goebbels schon vor der Machtergreifung verkehrten. Hitler wird von der Hausfrau mit «Herr Adolf» angesprochen. Herr Adolf muss sich von ihr beispielsweise Vorwürfe wegen

des Judenboykotts gefallen lassen, der in diesem kultivierten Hause nicht verstanden wird; dann mischt sich Goebbels ein und sagt mit gesalbter Stimme: «Gnädige Frau, ich war das schwarze Schaf!» Die eine Tochter des Hauses ein lebenslustiges junges Mädchen, findet Gefallen daran, den berühmtesten Deutschen der Gegenwart ein wenig an der Nase herzuführen. Mit himmlischer Geduld begleitet er sie auf ihren Autofahrten, aber dabei bleibt es auch.

Viel Anlass zum Gespräch hat die Filmschauspielerin Leni Riefenstahl gegeben. Hartnäckig hat Hitler der Dame drei Jahre nacheinander den Auftrag gegeben, den Nürnberger Parteitag zu filmen; zweimal sind nach allgemeinem Urteil schlechte Filme daraus geworden. Trotzdem bleibt Leni Riefenstahl vorläufig die Herstellerin des offiziellen Films vom Parteitag. Sie schwärmt für Hitler, erklärt «Mein Kampf» für eine Offenbarung; auf einer Filmexpedition nach Grönland hat sie Hitlers Bild in ihrem Zelt hängen. Sie gehört zu den Intimsten des Kreises, duzt Hitler wie Göring, erklärt aber im Übrigen, Hitler stehe hoch über jeder persönlicher Beziehung.

Eine Zeitlang schwärmte Hitler für die Sängerin Margarete Slezak. Hier wie bei anderen Beziehungen ist zu bemerken, dass der nationalsozialistische Führer keinen Anstoss an der «Verjudung» des Milieus nimmt, in dem die von ihm verehrte Frau lebt. Auch seine häufigen Besuche in einer Münchner Gaststätte wurden bemerkt, deren Inhaberin ihn stark fesselte.

Auffallend ist bei diesen Beziehungen Hitlers Unbeständigkeit, um nicht zu sagen Untreue. Es scheint, dass er in die achtungsvolle Verehrung kultivierter Weiblichkeit gern das derbere Verhältnis zu gröberen Typen hineinmengt. Anspruchsvolle Freunde klagen über die «unmöglichen Flietscherln», die er in jede Gesellschaft und zu den unpassendsten Gelegenheiten mitbringe. Die Carlton-Teestube an der Brienner Strasse war lange Zeit ein beliebter Treffpunkt für derartige Zusammenkünfte.

Vor einigen Jahren gehörte Hitlers starke Neigung der jungen Henny Hoffmann, der Tochter des Freundes und Leibphotographen Heinrich Hoffmann. Freunde beobachten, wie Hitler in der Gegenwart des jungen Mädchens unruhig wird und die Selbstbeherrschung verliert. Henny Hoffmann heiratet später Baldur von Schirach.

Alf und Geli.

Tiefer und tragischer als alle diese Beziehungen verläuft ein Verhältnis, das man Adolf Hitlers grosse Liebe nennen kann: der Roman mit seiner Nichte Angela Raubal, der Tochter der Stiefschwester Angela.

Angela Raubal war ein junges, krausblondes, üppiges Landmädchen aus Oberösterreich – so etwa ist der Typ am besten beschrieben. Sie wohnt mit der Mutter im Hause des Onkels: nimmt in München Gesangsunterricht, will zur Bühne. Hitler fasst eine starke Neigung zu dem jungen Mädchen, das ihn lange nur als den berühmten Onkel anschwärmt, ja vergöttert. Ihm selbst, der im Leben nicht viel aufrichtige Liebe gekannt hatte, mag die bedingungslose, vorerst halbkindliche Zuneigung des jungen Wesens wohlgetan haben. Sie nennt ihn Onkel Alf, er nennt sie Geli.

Die Freundschaft zwischen Alf und Geli gibt frühzeitig zu Klatscherei in der Partei Anlass. Sie sind mit ein Grund für den Sturz des württembergischen Gauleiters Munder im Jahre 1928. Hitler schreit die württembergischen Amtswalter an, er sei der Gründer und Führer der Partei und lasse sich keine Vorschriften machen, ob und wohin er mit seiner Nichte im Auto fahre. Das häufige Erscheinen Gelis neben Alf war bei Versammlungen und Tagungen aufgefallen.

Mit den Jahren wird die Beziehung krank und beklemmend. Die ursprüngliche Schwärmerei für den berühmten Onkel wandelt sich in Abneigung gegen den Mann, der seine Neigung kaum noch bezähmen kann; gegenüber Dritten nennt sie ihn gelegentlich einen «grauslichen Kerl». Er selbst spart in seinem Zorn nicht mit noch plebejischeren Ausdrücken; sperrt sie ein, damit sie nicht mit andern zusammenkomme, und ist ohne sonderlichen Grund auf Leute wie Emil Maurice eifersüchtig. Besonderheiten von Hitlers Naturell, von denen weiter unten die Rede ist und die der Nichte bekannt werden, mögen die Abneigung zu einer Art Abscheu steigern. Freundschaft ruft sie nach der österreichischen Heimat, und sie plant, dem Ruf zu folgen.

Im Herbst 1931 erfährt die breitere Öffentlichkeit zum erstenmal von dem Verhältnis durch seinen schrecklichen Abschluss. Geli Raubal hat München verlassen und nach Wien gehen wollen; Hitler hat sich widersetzt. Am Fenster des Braunen Hauses kommt es zu einer letzten Auseinandersetzung; Hitler, unten vor seinem Wagen stehend, verbietet ihr die Abreise. Dann fährt er ab, nach Hamburg. Das junge Mädchen beginnt noch einen Brief zu schreiben, der nie zu Ende geschrieben werden wird; er enthält keinerlei Anspielungen auf das, was in den nächsten Stunden geschehen wird; auch verschiedene andere Verrichtungen und Vorsätze verraten Ruhe und Heiterkeit des Gemüts.

Die Mutter ist abwesend in Berchtesgaden, Geli Raubal bewohnt zur Zeit fast allein die Privatwohnung des Onkels im zweiten Stock des Braunen Hauses an der Brienner Strasse. Am nächsten Morgen wird sie erschossen aufgefunden; niemand hat in der Nacht einen Schuss gehört. Es ist der 18. September 1931.

Die ärztliche Untersuchung stellt Herzschuss von oben fest, was für Selbstmord spräche. Zwei Tage später wird die Leiche in grosser Eile auf dem Wiener Zentralfriedhof beigesetzt, in geweihter Erde und mit Assistenz eines katholischen Geistlichen. Das wäre nach kirchlichem Recht höchstens bei Selbstmord in Sinnesverwirrung möglich. Das Grab ist eine sogenannte Notgruft, das heisst eine provisorische Anlage; es trägt nicht Stein noch Platte, sondern – fünf Jahre nach der Beisetzung – nur ein schwarz umrandetes Papierschild mit der Aufschrift:

«Hier schläft den ewigen Schlaf unsere so heissgeliebte Geli. Sie war unser aller Sonnenschein. Geb. am 4.6.1908, gest. am 18.9.1931. Familie Raubal.»

In den ersten zwei Tagen nach dem Tode Angela Raubals hat Gregor Strasser seinen Führer nicht aus den Augen gelassen, weil er einen Selbstmordversuch fürchtet.

Hitler, der aus Österreich Ausgewiesene, erhält von der österreichischen Regierung die Erlaubnis, ans Grab zu kommen; aber unter der Bedingung, dass er sich jeder politischen Tätigkeit enthalte. Die österreichischen Genossen werden von der Partei aufgefordert, den Besuch des Führers überhaupt nicht zu beachten. Etwa eine Woche nach der Beisetzung kommt Hitler mit dem Wagen abends in Wien an, geht ans Grab und fährt noch in der gleichen Nacht zurück.

Einige Zeit später fertigte der Maler Ziegler ein Porträt von Geli Raubal an, vor dem Hitler in Tränen ausbrach. Ziegler wurde später durch handschriftliches Dekret Hitlers Professor an der bayrischen Akademie der bildenden Künste mit ausserordentlichen Vollmachten.

Aber der Fall ist nicht zu Ende. Freunde und Angehörige wollen nicht an Selbstmord glauben, da viele Umstände und namentlich das Verhalten in den letzten Stunden vor dem Tode so stark dagegensprechen. Eine staatsanwaltliche Untersuchung führt offiziell zu keinem Ergebnis. Ein hoher bayrischer Beamter, der den Fall genau kannte, sagt Jahre später, es sei eine schmutzige Geschichte. Sollten sich einmal die Akten öffnen und die Eingeweihten sprechen, dann dürfte noch eher eine unheimliche Geschichte herauskommen.

Die in der Partei kursierende Version: Hitler habe seine Nichte selbst erschossen, ist sicher falsch; Hitler war gar nicht da. Dagegen erscheint eine andere, dem Führer nahestehende und später einen sehr hohen Posten bekleidende Persönlichkeit verwickelt. Motiv und Hergang sind dunkel.

Ein Wissender, in diesen wie in manchen anderen Dingen aus Hitlers Leben ist der damalige Justizminister Bayerns und später des Reichs, Wilhelm Gürtner.

Adolf Hitlers Geheimnis.

Es gibt einen dokumentarischen Vorgang, der ein überraschendes Licht auf Adolf Hitlers Beziehungen zu Frauen wirft. Dieser Vorgang setzt es ausser Zweifel, dass Adolf Hitler gegenüber geliebten Frauen in einer besonderen Art hörig ist.

Rücksichten jeder Art verbieten es, sowohl diese Veranlagung wie den erwähnten dokumentarischen Vorgang näher zu beschreiben. Bemerkenswert sei nur, dass mit dem Fall der Reichsschatzmeister der Partei, Franz Schwarz, in Verbindung steht, der geholfen hat, Adolf Hitler aus Erpresserhänden zu befreien.

Die Tatsache der Hörigkeit liefert die bis jetzt noch fehlende, ins Gesamtbild fugenlos hineinpassende Komponente zum Charakterbild Adolf Hitlers. Sie ist der geheime Kontrast zu seiner überbetonten, affektierten Brutalität in Politik und Geschäften, gegenüber Freunden und Mitarbeitern. Ein Kontrast, der den Sexualwissenschaftlern wohlbekannt ist.

Und nun ist der eigentümliche Charakter von Hitlers Frauenbeziehungen zu verstehen. Sie sind alle undurchsichtig und geheimnisvoll, er gibt sich, wahrheitswidrig, das Air des Mannes ohne Privatleben. Diese Beziehungen reißen, fast ohne Ausnahme, an irgendeiner Stelle plötzlich ab, und in vielen Fällen kann man feststellen, dass Hitler nicht der Verlassene, sondern der Verlassene ist. Eine der hier genannten Frauen hat, nach ihren Beziehungen zu Hitler befragt, zu verstehen gegeben, dass sie eine Enttäuschung erlebt habe, die ihr den Mann nicht gerade respektabel mache.

Die oft ausgesprochene Vermutung, dass Hitlers Triebleben nicht normal sei, ist richtig. Nur wurde meist in der falschen Richtung geraten; er ist nicht homo- oder bisexuell, sondern hörig. Manche Psychologen schreiben Menschen mit solcher Veranlagung eine besondere Suggestivität zu; eine ungewöhnliche Art des Blicks und der Gebärde, die faszinieren soll. Die hier aufgeworfenen Fragen mag der Fachmann beantworten.

19. Die Begleitfiguren

Die verschwundenen Gründer.

«Es ist schon so: nur ein paar Flammen brennen in Deutschland. Die anderen werden lediglich von Ihrem Schein bestrahlt.»

Dies trübselige Urteil über den nationalsozialistischen Führerkreis fällt Goebbels in seinem «Tagebuch». Er hat offenbar die Stelle in «Mein Kampf» nicht gelesen, wo Hitler sich für geistige Mittelmässigkeit der Gefolgschaft ausspricht. Es ist hier die Rede von dem Kreis, in dem Adolf Hitler gross werden konnte. Ohne Ausnahme sind es Menschen, die erst mit Hitler zusammen in die Politik eintraten; die paar von aussen kommenden Berufspolitiker, die Kube, Stöhr und Graf Reventlow wurden schnell kaltgestellt. Auch die Älteren der Führergarnitur wie Frick und Epp wurden erst durch den Nationalsozialismus politisch aktiv.

Die vier Männer, die die nationalsozialistische Partei zu München gegründet und geschaffen haben, stehen heute nicht mehr auf der politischen Bühne: Anton Drexler, Dietrich Eckart, Hermann Esser und Ernst Röhm.

Anton Drexler kennen wir. Er ist der unbestrittene Gründer der Partei; er ist auch der Mann, der in primitivster Form ihre ersten volkstümlichen Ideen zu Papier brachte. Still, düster, in sich gekehrt, gelegentlich ausbrechend. In einer gegnerischen Versammlung spricht er als Diskussionsredner. Das Pult ist mit einem schwarz-rot-goldenen Tuch geziert, Drexler steht still daneben. Zurufe: «Hinters Pult, er soll hinter das Pult treten!» Drexler wirft nur einen Blick auf das schwarz-rot-goldene Tuch und bleibt stumm stehen. Die Zurufe werden zum Lärm, Drexler wankt nicht, redet in das Toben hinein. Niemand versteht ihn – doch, alle verstehen. Ungewandt und der Rede wenig mächtig, wirkt er durch seine fanatische Haltung. Hitler demütigt ihn, beschimpft ihn, wirft ihn schliesslich aus der Partei. Durch einen Zufall haben ihn die Völkischen 1924 zum Vizepräsidenten des Bayrischen Landtags gewählt. Längst jeder politischen Bedeutung beraubt, übt er dieses Amt noch vier Jahre lang aus, unauffällig und immer ein wenig hilflos; dann wird der Landtag aufgelöst, und er

verschwindet aus der Politik. Als kaufmännischer Vertreter schlägt er sich durch. 1930 söhnt er sich mit Hitler aus, aber nie mehr ist in der nationalsozialistischen Öffentlichkeit von ihm die Rede.

Ist Drexler der Gründer der Partei, so ist Dietrich Eckart der Gründer Hitlers. Er hat zuerst rund und klar die Idee gehabt, dass die neue Rechtsbewegung von einem Mann aus der Masse geführt werden müsse. Er hat Hitler beraten, geleitet und finanziert; hat ihn gelegentlich auch ruhig und bestimmt aus der Redaktion des «Völkischen Beobachters» hinausbefördert, wenn er dem Blatt gar zu viel Prozesse an den Hals schrieb. Eins hat er dem Schüler nicht vererbt: seine ungemeine Liebe zum Wein, die an seinem frühen Tode mit schuld war.

Der Urtyp des Nationalsozialisten ist der junge Hermann Esser. In den ersten Jahren der Bewegung neben Hitler der stärkste Agitator. Wie Hitler kommt er von der Reichswehr, hat sich mit diesem in der Presseabteilung des Wehrkreiskommandos angefreundet. Bevor er Nationalsozialist wurde, war er eine Zeit lang Redakteur an einer linkssozialistischen Zeitung in Kempten. Ein grosses Rednertalent, dabei skrupellos und ränkesüchtig; intrigiert zeitweise gegen Hitler und hält dann wieder treu zu ihm. Ungebildet und unkultiviert, aber raffiniert. Am Tage des Hitlerputsches liegt er im Bett.

Während Hitlers Gefangenschaft hält er mit lauter Treue zu Ihm; viel früher als etwa Rosenberg, Frick oder gar Strasser bricht er mit Ludendorff und verlangt die Anerkennung Hitlers als einzigen Führer. Derselbe Esser, den Hitler einen Lumpen und ein Subjekt genannt hat, ist in der ersten Zeit nach der Neugründung naher persönlicher Freund des Führers. Dann kommt es jedoch zum Bruch wegen einer Frauengeschichte. Esser hat eine Geliebte in Nürnberg, die Gattin eines Parteigenossen, für die sich auch Julius Streicher interessiert. Darauf lässt Hitler sich von Esser das Ehrenwort geben, Nürnberg zu meiden. Esser hält das Wort aber nicht. Hitler, aufgebracht, will Hermann Esser seiner Ämter entheben. Nun greift Max Amann, der Verlagsdirektor, ein: Esser hinauswerfen? Unmöglich, Esser wird Dinge enthüllen, die für die Partei untragbar sind, weil sie den Führer selbst aufs Schwerste kompromittieren. Worum es sich handelt, deutet Esser gegenüber einem Parteigenossen an; er habe das Verhältnis mit der Nürnberger Geliebten mit Hitlers Wissen unterhalten, denn diese Geliebte habe ihm, Esser, zuliebe ihren Mann veranlasst, der Partei Geld zu zahlen; Hitler sei dem Mann das Geld noch immer schuldig. Und wirklich, Essers Stellung ist so stark, dass er seine Parteiämter behält. Dagegen bricht Hitler die persönlichen Beziehungen zu ihm ab, hört auf, ihn zu duzen und sagt zu dritten, der junge Mann möge ihm vorläufig nicht wieder unter die Augen kommen. Die beiden gehen lange fast grusslos aneinander vorbei, Esser benennt Hitler ge-

genüber Dritten nur noch mit einem nicht wiederzugebenden Ausdruck. Mit den Jahren entdeckt er, dass er eigentlich doch ein guter königstreuer Bayer ist; er freundet sich mit dem General von Epp an, und als dieser 1933 Reichsstatthalter wird, ernannt er Hermann Esser zum Minister. Als solcher führt Hermann Esser einen verzweifelten Kampf gegen den Innenminister Adolf Wagner. Es gelingt Adolf Wagner schliesslich 1935, den Nebenbuhler absetzen und verhaften zu lassen; der durch sein Wissen Mächtige wird mit einer Pfründe als Leiter des deutschen Fremdenverkehrs abgefunden.

Die einzigartige Bedeutung Ernst Röhms für den Aufbau der nationalsozialistischen Partei ist auf den vorhergehenden Seiten ausführlich dargestellt worden. Er hat der Bewegung im Guten wie im Schlimmen entscheidende Züge aufgeprägt. Hitler hat er zweifellos geliebt, wenn er auch seine Fehler sah und sie offen kritisierte. Bis zum letzten Tage blieben sie Duzfreunde. Schon in den Anfängen der Bewegung bat er Hitler, er möge sich doch nicht die Mühe machen, ihm irgendeine politische oder militärische Massnahme lange zu begründen: «Es genügt, wenn du sagst: um soundsoviel Uhr stehst du mit soundsoviel Mann am Siegestor, dann stehe ich auch da.» Der kleine, dicke Mann, zerschossen und geflickt, äusserlich der Typ des Landsknechtshauptmanns aus dem Jahrhundert Georg von Frundsbergs, ist ein grossartiger Soldat gewesen, ein guter Vorgesetzter, der Offizier aus dem Volke mit Herz für seine Leute. Zugleich war er aber auch ein roher Patron, dem ein Mord das Gemüt nicht beschwerte; ob er nicht für den oder jenen Fememord verantwortlich zeichnet, haben die bayrischen Gerichte nie aufzuklären versucht. 1924 entdeckt er, von Heines verführt, seine Homosexualität. Röhms hat aus dem Kriege eine zerschossene Nase nach Hause gebracht, und Fachleute bringen die Umwendung seines Trieblebens damit in Zusammenhang; die Verletzung der Nasenschleimhäute soll eine Veränderung der inneren Sekretion bewirken können. Röhms Treiben wird bald in der Partei bekannt. Ein «Strichjunge», den er in Berlin mit aufs Zimmer nimmt, stiehlt ihm einen Gepäckschein und mit diesem seinen Koffer; darauf erscheint in der völkischen Presse ein Scherzgedicht:

«Bleibst du mal in Berlin bei Nacht,
dann gib auf deinen Koffer Acht!»

Obwohl traurige und widerliche Vorgänge dann alles doppelt und dreifach aufklären, weigert Hitler sich grundsätzlich, einzugreifen. Er begnügt sich damit, Röhms, den verabschiedeten Hauptmann, in Armut verkommen zu lassen. Röhms führt in dieser Zeit das Leben eines kranken Tieres, fern den

meisten seiner früheren Kameraden, lebt vielfach als Gast bei wohlhabenden homosexuellen Freunden. Dann läuft er wieder als armer Reisender und Bücherverkäufer für patriotische Verlage treppauf, treppab. Vor dem «Femeausschuss» des Reichstags erscheint er als Zeuge, verweigert die Aussage und wird zu dreihundert Mark Geldstrafe verurteilt. Darauf gibt er eine Erklärung an den «Völkischen Beobachter»: «Ganz abgesehen davon, dass ich dazu gar nicht in der Lage bin, habe ich die Überzeugung, dass dem Vorgehen des Femeausschusses jede Rechtsgrundlage fehlt. Leser dieser Zeitung, die bereit sind, mir für meine Auffassung über die Unzulässigkeit der über mich verhängten Strafe juristische Unterlagen zu verschaffen, bitte ich um Nachricht ...» Eine wunderbar stolze Form des Bettels. Aber kein Leser fand sich, auch nicht der Leser Adolf Hitler. Die nationalsozialistische Partei in München will für ihn sammeln, aber das lehnt er ab; da er die dreihundert Mark nicht zahlen kann, geht er für zehn Tage ins Gefängnis. Eins muss man ihm lassen: er ist kein Duckmäuser; seinen Freunden hält er unerschütterlich die Treue. Hitler, dem viel an dem fähigen Manne liegt, bekommt ihn nicht wieder ohne seinen ganzen üblen Anhang. Als Stabschef der SA hat Röhm die Stirn gehabt, in seiner Dienstvorschrift ausdrücklich Homosexuelle vom SA-Dienst auszuschliessen. Der schwere Vorwurf gegen Röhm gründet sich nicht auf sein Privatleben, sondern auf sein öffentliches Leben, denn er hat seine persönliche Veranlagung geradezu zum Grundgesetz für die höhere SA-Führung gemacht. Nicht in seiner Triebrichtung, sondern in seiner Verantwortungslosigkeit gegen die ihm anvertraute Jugend ist er tatsächlich schuldig geworden; noch schuldiger als er aber Adolf Hitler, der nicht unter dem Zwang einer unglücklichen Naturanlage stand und dennoch, um des nackten organisatorischen Vorteiles willen, die Ausbreitung des Giftherdes in der SA duldete und sogar förderte. Um Röhm zu decken, gibt er den Erlass an die «rauhn Kämpfer» heraus; Röhm zuliebe macht er das Scheusal Heines zum Polizeipräsidenten von Breslau; Röhm zuliebe ernennt er den von ihm selbst als «Verbrecher» bezeichneten Karl Ernst zum SA-Gruppenführer von Berlin; Röhm zuliebe sieht er zu, wie ein ganzer Stab von Homosexuellen sich als oberste SA-Führung aufzut.

Sein Privatsekretär.

Von den Männern, die die Partei aus ihren Anfängen herausgebildet haben, hebt sich die Gruppe der engeren persönlichen Freunde, die eigentliche Hitler-Clique, ab. An ihrer Spitze stellen Rudolf Hess, Max Amann und Heinrich Hoffmann.

Rudolf Hess ist ein Hitler völlig ergebener, ja höriger Mensch; es ist ein Irrtum, ihn etwa für den Führer des Führers zu halten. Diese Bezeichnung hätte eher Max Erwin von Scheubner Richter verdient, der 1923 an der Feldherrnhalle gefallene Abenteurer. Hess gehört zu den nicht zahlreichen persönlich sauberen Gestalten der Bewegung; kein Genie, aber ein korrekter Arbeiter. Er lernt Hitler 1920 auf einem Sprechabend der Partei kennen, ist sofort von ihm bezaubert und schliesst sich ihm bedingungslos an. Wir sahen, wie er in der Parteikrise von 1921 für Hitler in die Bresche sprang; wir kennen seinen Anteil an der Entstehung von «Mein Kampf». In den Anfangsjahren leitete er die «Nachrichtenabteilung» der Partei, hielt die Verbindung mit der Münchner Polizeidirektion, konnte unbequeme Leute verhaften lassen und andererseits bewirken, dass die Polizei einmal jemanden nicht fand. Am Abend des Hitlerputsches verhaftet er persönlich im Bürgerbräukeller mehrere bayrische Minister, darunter den Ministerpräsidenten von Knilling und den Innenminister Dr. Schweyer; die Manieren sind vollendet, die Behandlung ist ausgeklügelt qualvoll. Die Verhafteten werden nicht geschlagen. Sie bekommen sogar zu essen. Aber Hess setzt Schweyer und noch einen anderen Minister am nächsten Tag in ein Automobil und fährt mit ihnen dem Hochgebirge zu. Unterwegs lässt er halten, führt sie abseits auf eine Lichtung, die beiden glauben, das sei das letzte Stündlein. Dann geht es ruhig wieder ins Auto zurück, nach einer Weile wird das Spiel wiederholt. In München marschieren Tausende, in München liegen sechzehn Tote der Bewegung auf dem Pflaster, in München flieht Hitler als erster – währenddessen rast Rudolf Hess im Novemberdunst durchs bayrische Gebirge, hinter sich im Wagen zwei gefangene Minister, und sein einziger Gedanke ist, wie er diesen beiden den kalten Angstschweiss heraustreiben kann. Nachdem die Minister einige Male Todesangst ausgestanden haben, entfernt sich Hess und überlässt seine Gefangenen dem Gutdünken der Wachmannschaften. Zum Glück haben diese von der Niederschlagung des Putsches gehört, haben Angst bekommen und fahren die Minister gutartig und gehorsam nach Hause. Hess wird wegen dieser Tat zu Festungshaft verurteilt; wegen besonderer Gemeinheit wird ihm die Bewährungsfrist versagt. Aber dieser Streich steht doch vereinzelt bei ihm da. Bis 1932 tritt er in der Partei kaum hervor. Er ist einfacher Parteigenosse, seine Stellung zu Hitler ist die rein private des be-

vorzuzugten Freundes, persönlichen Sekretärs und ständigen Begleiters; er leitet die «Privatkanzlei». Nach dem Sturz Gregor Strassers überträgt Hitler dem Günstling plötzlich die Führung der Partei, indem er ihn an die Spitze einer neugebildeten «Politischen Zentralkommission» stellt. Die hohen Parteiführer können sich an diese neugebackene Autorität nur langsam gewöhnen; bei einer Auseinandersetzung zieht Hess plötzlich ein Papier heraus, das sich bei näherem Zusehen als eine Blanks-Vollmacht Adolf Hitlers für Rudolf Hess in allen Parteiangelegenheiten darstellt. Die nächste Stufe ist die Erhebung des Privatsekretärs zum Reichsminister und offiziellen «Stellvertreter des Führers». Hess ist bei seinen Angestellten als anständiger Chef beliebt. Im Frühjahr 1935 kommt er plötzlich ins Vorzimmer gestürzt und beginnt das dort arbeitende Personal wütend und grundlos zu beschimpfen. Nach einer Weile kommt er wieder, schon ruhiger, und bittet höflich um Entschuldigung: die Nerven seien ihm durchgegangen, man möge ihm das nachsehen, denn die allgemeine Lage sei ja derart, dass man schon einmal den Kopf verlieren könne.

Zwei Komplizen.

Max Amann ist der Mann, der Hitler viel Geld verdienen liess. Das gibt seiner Position in der Partei die unheimliche Stärke. Er gehört zu den heute selten gewordenen Duz-Freunden des Führers; er war im Krieg Rechnungsfeldwebel im gleichen Regiment wie Hitler. Nach dem Kriege treffen sich die beiden Kumpane zufällig 1919 auf dem Münchner Odeonsplatz. Hitler hat schon grosse Pläne; er will «den Saustall ausräuchern». Amann ist bereit, mitzuräuchern; mit diesem Vorsatz trennen sie sich und sehen sich zwei Jahre lang nicht wieder. Dann abermals zufällige Begegnung auf der Strasse. Hitler ist soeben der erste Vorsitzende seiner Partei geworden und sucht einen Geschäftsführer. Amann, Sekretär in einer Siedlungsbank, findet den Antrag ehrenvoll, aber die hier gebotene Zukunft doch etwas unsicher. Er muss seine Frau fragen. Gut, Hitler ist bereit, Frau Amann persönlich zu überzeugen. Er kommt zu den beiden in die Wohnung und verrät ihnen das Geheimnis, das er noch wenigen anvertraut hat: dass seine Partei die grosse Partei der deutschen Zukunft und ihr Geschäftsführer dementsprechend einer der zukunftsreichsten Männer in Deutschland sei. Hitler kann überzeugen, auch unter vier Augen; Frau Amann ist einverstanden, dass ihr Mann als Geschäftsführer in die kellerähnlichen Räume der Partei im «Sterneckerbräu»

einzieht. Von hier aus haben wir Max Amann mit der Partei aufsteigen sehen. Er hat um die Organisation der Bewegung Insofern ein grosses Verdienst, als er vom ersten Tage an erklärte, er wolle nur mit Hitler und sonst mit keinem der Parteiführer etwas zu tun haben. Er liess sich weder von Drexler noch von Dietrich Eckart, schon gar nicht von Rosenberg oder Hermann Esser irgendetwas befehlen. Dieses komplizenhafte Zusammenhalten des Geschäftsführers Amann mit dem Parteiführer Hitler hat diesen erst zum wirklichen Herrn des Parteiapparats, Max Amann aber zu seinem unentbehrlichen Helfer gemacht. Amann baut den Franz Eber-Verlag als zentrale wirtschaftliche Macht der Partei auf, der erst viel später die «Zeugmeistereien» der SA gleichwertig an die Seite treten; Amann sichert seinem Verlag das Monopol auf alle wichtige Parteiliteratur; Amann drängt jahrelang auf Zerschlagung des «Strasser-Konsortiums», des «Kampfverlags» der Brüder Strasser, bis es ihm 1930 gelingt; Amann nimmt 1931 nach der Stennes-Revolution sogar Goebbels seinen «Angriff» ab und bringt ihn in den Besitz Hitlers. Max Amann macht Hitler, um sein eigenes Herrschbedürfnis zu befriedigen, zum reichen Mann; der in Geschäften bald zu ungeduldige, bald zu bequeme Führer findet in diesem zähen Ausbauer die Kraft, die seine Talente erst in Gewinn verwandelt. Amann hat «Mein Kampf» lanciert, den «Völkischen Beobachter» grossgemacht, nach der Machtergreifung Hitlers den grössten deutschen Zeitungskonzern, den Ullstein-Verlag, erobert und ist ohne politische Rücksichten daran gegangen, die ganze deutsche Presse im höheren Interesse des nationalsozialistischen Zeitungsgeschäfts zu unterjochen. Der kleine, im Äusseren etwas an einen tückischen Gnom erinnernde Mann, ist trotz seiner reservierten Stellung eine der mächtigsten Persönlichkeiten in Deutschland geworden. Es ist ihm viel geglückt, nur ein grosses Ziel hat er nicht erreicht: die Erhebung des «Völkischen Beobachters» zu einer guten Tageszeitung. Sein zu diesem Zweck seit zehn Jahren geführter Kampf um die Entfernung Alfred Rosenbergs vom Posten des Chefredakteurs hat bis jetzt nicht zum Siege geführt.

Ist Max Amann als Präsident der Reichspressekammer heute praktisch der Herr der ganzen deutschen Zeitungsverlage, der aus nacktem Geschäftsinteresse Weltblätter zum Sterben bringen kann, so ist ein ähnlicher, nur unauffälliger Konzern um Heinrich Hoffmann entstanden. Dieser «Spezi» und fast ständige Begleiter Adolf Hitlers hat praktisch ein Monopol auf die politische Bildphotographie in Deutschland. Auch hier fliesst, ähnlich wie bei dem Zeitungs- und Büchervertrieb Max Amanns, eine reiche Erwerbsquelle. Die Hitler-Postkarten mit ihren Millionenaufgaben bedeuteten in den vergangenen Jahren Millionengeschäfte. Heinrich Hoffmann ist ebenso wie Max

Amann nicht schlechtweg einer von den hundert wichtigeren Mitarbeitern des Führers. Sie sind beide Hitlers Kameraden noch aus Proletenzeiten, ja, mehr als Kameraden: Kompagnons und Komplizen.

Der Beichtvater.

Den Übergang vom engeren Freundeskreis zu den persönlich ferner stehenden Parteiführern stellt Alfred Rosenberg dar. Er ist als Politiker eine der umstrittensten Gestalten des Kreises, als Mensch hebt er sich von den meisten vorteilhaft ab. Er ist der geistig unbedingteste, folgerichtigste und einseitigste Kopf der Partei; nur Hitler und Streicher können es als antisemitische Fanatiker mit ihm aufnehmen, haben jedoch weder seine Kenntnisse, noch sein durchgearbeitetes Weltbild. Rosenberg ist Deutschrusse aus den baltischen Ostseeprovinzen mit estnisch-lettischem Typus und Bluteinschlag, dabei mit dem Ressentiment der fingierten Zugehörigkeit zur Oberschicht. Die ungesunden heimatlichen Zustände erzeugen in ihm die wahnhaftige Überschätzung der «besseren» Rasse; die Verehrung einer degenerierten, heute von der Geschichte weggefegten Herrenschicht, der er selbst nie angehört hat, ist der Schlüssel zu Rosenberg und seiner politischen Philosophie. In seinem Buch «Der Mythos des 20. Jahrhunderts» schreibt er in einer Fussnote: «Eine Abkehr, ein Kampf gegen den Staat an sich, kann eine Zeitlang ein berechtigtes «antinationales» Gepräge tragen, wenn er nämlich von rassistisch-bewussten Herrencharakteren und nicht von Knechtsnaturen geführt wird. Bismarck sagte einmal, ein Staat, der ihm das Eigentum nehme, sei sein Vaterland nicht mehr. Das war die Absage eines Herrn.»

Rosenberg wurde 1893 zu Reval in Estland geboren. Während des Weltkrieges, in dem russische Truppen gegen deutsche kämpften, blieb er in Russland und studierte in Riga und Moskau Architektur. Die Deutschrussen waren in einer zweideutigen Lage; viele von ihnen kämpften als hohe Offiziere und bewusste Stützen des Russentums im Zarenheere; andere hielten innerlich zu Deutschland. Zu diesen gehörte das Korps Rubonia, bei dem Rosenberg 1917/18 Erstchargierter war. Das Korps musste nach Moskau auswandern, da Riga Kriegsgebiet wurde und 1918 in deutsche Hände fiel. Die Akten des Korps sind nach Deutschland gelangt und zeitweise in Händen von persönlichen Gegnern Rosenbergs gewesen. Aus ihnen geht hervor, dass in der Rubonia manche Nichtarier waren; es geht weiter daraus hervor, dass das Korps eifrig bei den Siegesfeiern und sonstigen patriotischen Ver-

anstaltungen der Russen mitmachte, um sein Korpshaus, den alten Pulverturm, behalten zu dürfen. 1918 gelang es laut den Akten zahlreichen Korpsbrüdern, zum Teil auf weitem Umwege über das Ausland, wieder nach Riga, also hinter die deutsche Front, zu kommen. Auch Rosenberg gelangte auf die deutsche Seite; nach seiner Darstellung hat er sich den einmarschierten Deutschen in Reval als Freiwilliger angeboten, sei aber als Bewohner eines okkupierten Landes abgewiesen worden. Seine Gegner zogen aber aus dem Akteninhalt den Schluss, Rosenberg sei über Frankreich gereist; er sei in Paris gewesen. Was er dort tat, wisse man nicht, aber Göring sagte jedenfalls im Reichstag zu einigen Parteigenossen, er möchte wohl wissen, was der Kerl eigentlich 1918 in Paris getrieben habe.

Alfred Rosenberg ist der typische intellektuelle «Nazi»: in tausend abseitigen Dingen gebildet, voller Zivilcourage gegen die herrschende wissenschaftliche Lehre, aber auch ohne Gefühl für die Grenze zwischen Mut und Lächerlichkeit; kritiklos gegen das eigene wunschhafte Denken, kritiklos aber auch fremdes Denken ablehnend. Er ist der Hauptverbreiter der törichteren «Protokolle der Weisen von Zion» in Deutschland. Sie wurden ihm gewissermaßen vom Himmel gesandt; denn, so erzählte er einmal im Gespräch, als er in Moskau während des Weltkrieges auf seinem Zimmer arbeitete, sei plötzlich ein unbekannter Mann hereingekommen, habe ein Exemplar der «Protokolle» auf den Tisch gelegt und sei wieder verschwunden. In den letzten Auflagen seines «Mythus» hat er die «Protokolle» aber stillschweigend fallen lassen.

Sein Einfluss auf den Parteiführer ist zeitweise ungeheuer gewesen und ist es wohl noch immer. Hitler hat den «Mythus des 20. Jahrhunderts» für das überragende philosophische Werk der Gegenwart erklärt. Das Buch ist im Wesentlichen eine Streitschrift gegen das Christentum und für eine «arteigene» Religion. Man darf sich nicht täuschen: die Grundgedanken dieses Werkes kommen einer Zeitströmung entgegen, geben dem Klassenkampf der deutschen Intellektuellen eine religiöse Verklärung. In Westfalen ist ein ganzes Dorf aus der evangelischen Kirche ausgetreten, die Bauern bekennen sich als Heiden, haben mitten in der norddeutschen Heide einen heidnischen Friedhof mit einer heidnischen Kultstätte errichtet. Aber da hier von der Persönlichkeit Rosenbergs die Rede ist, muss auch gesagt werden, dass das oberflächliche Buch von groben Schnitzern und Entstellungen wimmelt und gründliche Bildung nicht verrät. Der Titel «Mythus» statt des richtigen «Mythos» nimmt wunder bei einem Verfasser, der sich als Kenner der Antike aufspielt. Eine weitere, kennzeichnende Kleinigkeit: in den ersten Auflagen schrieb er den Namen des Philosophen Leibniz mit tz, also Leibnitz. Die klassischen deutschen Werke über Geschichte der Philosophie, Überweg-Heinze, Cuno Fi-

scher oder Windelband schreiben Leibniz. Dagegen findet sich Leibniz in einem dünnen Büchlein: Schwegler, Geschichte der Philosophie für die mittleren und höheren Lehranstalten; ein gutes Kompendium, aber für einen Reformator der deutschen Geschichtsphilosophie doch wohl eine etwas zu bescheidene Wissensquelle.

Rosenberg ist das Haupt einer ganzen «russischen» Kolonie, die sich in München im Schatten des Nationalsozialismus sammelt. Da sind zunächst die ganzen oder halben Russen: der Herzog von Leuchtenberg, bei dem eine Zeitlang die angebliche Zarentochter Anastasia wohnt, der Schriftsteller Waldemar Hartmann, der Baron von Manteuffel-Katzdangen, vor allem aber Max Erwin von Scheubner-Richter, Hitlers politischer Berater. Unter dem Namen Deutsch-russische Gesellschaft «Brücke» werben diese russischen Emigranten in der deutschen Öffentlichkeit gegen die Sowjetunion. Mit den Balten finden sich die Nationalrussen zusammen, der General von Biskupski, der ukrainische Hetman Skoropaldski, der zeitweise zu den Franzosen abschwenkt, ferner Dr. von Nemirowitsch – Dantschenko, der Rittmeister von Poltawetz-Ostranitzka, der im «Völkischen Beobachter» zur Gründung einer ukrainischen Republik aufruft. Die Rachepolitik dieser Flüchtlinge ist zugleich die Aussenpolitik Rosenbergs und damit der nationalsozialistischen Partei. Der Kali-Industrielle Arnold Rechberg und der General Hoffmann machen für einen solchen Kreuzzug gegen den Bolschewismus bei den alliierten Mächten Stimmung. Rosenberg redet Hitler ein, dass der Bolschewismus demnächst stürzen und die Wiederaufrichtung der Zarenherrschaft dem deutschen Faschismus einen mächtigen Auftrieb geben würde. Von 1921 bis 1935 glimmt diese Hoffnung und stirbt nicht.

Rosenberg ist ein leidenschaftlicher Verächter Polens; einmal vergleicht er dieses Land mit einem hysterischen Weibe, das man mit einem Jagdhieb zur Räson bringen müsse; am 10. Oktober 1928 verlangt er in einem Leitartikel im «Beobachter», man möge den «ukrainischen Kreisen» die «heute polnischen Teile der Ukraine anbieten». Noch deutlicher in einem anderen Artikel vom 22. September 1926: «Das deutsche Volk braucht Raum im Osten. Dies geht auf Kosten des sowieso unfähigen polnischen Staates. Diese Notwendigkeit hindert keinesfalls eine Freundschaft mit Russland, welches gleichfalls an einem starken Polen kein Interesse haben kann. Diese Notwendigkeit muss aber auch von einem nationalen Russland als absolut berechtigt anerkannt werden.» Die deutsche Aussenpolitik von 1920 bis 1933 ist beherrscht durch das Bündnis der beiden Gegner von Versailles, nämlich Deutschlands und der Sowjetunion. Innerhalb der nationalsozialistischen Partei wird dieses Bündnis befürwortet von Strasser, dem Grafen Reventlow und zeitweise

Goebbels, verurteilt von Rosenberg und infolgedessen von Hitler. Der Nationalsozialismus hat, zur Macht gelangt, mit dieser von dem Grafen Brockdorff-Rantzau eingeleiteten Aussenpolitik gebrochen, und zwar aus rein parteipolitischen Gründen, nämlich aus Gegnerschaft gegen den Bolschewismus. Er missachtet also die Lehre, dass die Aussenpolitik der Innenpolitik voranzugehen habe. Geistig verantwortlich für diesen Bruch ist zweifellos ursprünglich Rosenberg, der es verstanden hat, seine persönliche Emigrantenpolitik dem gesamten Nationalsozialismus aufzudrängen: der Nationalsozialismus kämpft für die Rache des Vertriebenen.

Als starrer Systematiker des Denkens übt Alfred Rosenberg auf Hitler einen geistigen Einfluss aus, dem dieser Sprunghafte sich auf die Dauer nicht entziehen kann. Sein Einfluss auf die Aussenpolitik ist, obwohl er das aussenpolitische Amt der Partei leitet, zeitweise nur indirekt, aber dennoch mächtig. Sein Kampf gegen das Christentum dagegen stellt die offizielle Politik der Partei dar. Er ist der stärkste Vertreter des Totalitätsanspruchs der Bewegung. Während Hitler religiöse Politik theoretisch ablehnt, macht Rosenberg sie praktisch. Er ist der Grossinquisitor der Partei, hat unmittelbar wenig zu befehlen – aber Hitler kommt zuletzt doch immer wieder in seinen Beichtstuhl.

Das Schmuckstück der Bewegung.

Der «aufrechte Soldat mit dem Kinderherzen» – unter dieser Betitelung würde sich wohl kaum jemand Hermann Göring vorstellen. Aber Goebbels nennt ihn in seinem Tagebuch so. Vielleicht wollte Goebbels vorsichtig andeuten: ein etwas Zurückgebliebener, geistig nicht ganz voll zu nehmen, aber natürlich mit der Bullenhitze der Flegeljahre. Die Biographen, die zu seinem Lobe schrieben, berichten dauernd von Kopfflosigkeiten und sinnlosen Unternehmungen, wenn auch mit Wagemut. Seine politische Tätigkeit sieht tatsächlich nach «Kinderherz» aus (wobei denn ruhig angenommen werden darf, dass Goebbels «Kinderhirn» meint). Sein Auftreten im Bürgerbräukeller am 9. November 1923, seine Hilflosigkeit als Reichstagspräsident im Kampf gegen Papen, sein ungeschickter Zusammenstoss mit Dimitroff vor dem Reichsgericht zeugen nicht eben von politischer Besonnenheit. Einem ausländischen Besucher hat er ganz naiv erzählt: «Sie dürfen sich nicht wundern, dass der Reichsbischof Müller einen so zähen Kampf gegen seine Gegner führt. Als Reichsbischof hat man doch ein ganz schönes Gehalt, das verliert keiner gern.»

Sein Biograph Martin H. Sommerfeldt sagt von ihm: «Göring ist kein kal-

ter Klügler.» Nein, wirklich nicht. Aber doch ein ganz guter Rechner. Man überlege: der ehemalige Kriegsflieger, der 1920 die schwedische Baroness Karin Fock mit etwas Vermögen geheiratet hat, steht 1924 mittellos da. Das letzte Geld hat er, an der Feldherrnhalle verwundet und bei Nacht und Nebel über die Berge geflohen, in einem vornehmen Hotel in Innsbruck ausgegeben. Nun lebt er kümmerlich, erst in Rom, dann in Stockholm, der Heimat der Gattin; manchmal muss er nach eigenem Bericht die Uhr ins Pfandhaus tragen. 1928 wieder in Deutschland, hat er seine Reichstagsdiäten, nämlich sechshundert Mark im Monat. Die Frau hat er in Schweden gelassen; er selbst ist auf einmal ein eleganter, viel Geld ausgebender Junggeselle mit einer angenehmen Wohnung in der Badenseen Strasse in Berlin-Wilmersdorf. Bis über den Kopf steckt er in Schulden, immer wieder werden Vollstreckungsurteile gegen ihn gefällt; das stört ihn nicht. Wo soll denn auch ein Politiker, der eben noch blutarm war und sein politisches Mandat nicht auf korrupte Art missbraucht, auf einmal Geld herbekommen?

Und da kann auch kein Unterschied zwischen einem Abgeordneten und einem Reichsminister sein; wurde doch bei Hitlers Regierungsantritt verkündigt, das höchste Gehalt eines Staatsbeamten würde zwölftausend Mark betragen. Gewiss, Göring bekleidet viele Ämter; er ist preussischer Ministerpräsident, war lange auch preussischer Innenminister, ist ferner Luftfahrtminister und Präsident des nicht mehr arbeitenden Reichstags. Aber die Weimarer Republik hat ein Gesetz erlassen, das nicht aufgehoben wurde und das Beamten, die mehrere Posten zugleich bekleiden, das Beziehen mehrerer Gehälter verbietet. Kurzum, auf eine Art, die dem Herkömmlichen entspricht, kann Hermann Göring die Mittel für seinen sprichwörtlichen Luxusaufwand nicht bezogen haben. Er besitzt mehrere Wohnungen, seine Uniformen sind nicht zu zählen, seine öffentliche Hochzeit mit der Schauspielerin Emmy Sonnemann – sie erfolgte übrigens auf ausdrücklichen Wunsch Hitlers, der keine zu lange dauernden Freundschaften seiner Mitarbeiter wünscht – war ein Prunkfest, wie Deutschland es seit kaiserlichen Zeiten nicht mehr sah; nach amtlichen Berichten schenkte Göring seiner Frau ein Diadem im Werte von sechsunddreissigtausend Mark, von den Kosten für Toilette und sonstige Festlichkeiten nicht zu reden.

Seine Vorurteilslosigkeit in Angelegenheiten, die mit der Wirtschaft zusammenhängen, ist bisweilen grenzenlos. Er hat im antisemitischen Reich Adolf Hitlers das Kunststück fertiggebracht, einen Mann jüdischer Abstammung, nämlich den Direktor der Lufthansa, Erhard Milch, zum General der Flieger zu ernennen. Es ist nicht die einzige seiner jüdischen Beziehungen; da ist zum Beispiel der inzwischen verstorbene Hamburger Zigarrengrosshändler

Jakob Wolff, im Kriege Jagdflieger, mit Göring wie mit dessen inzwischen ebenfalls hochgestiegenem Freunde Bruno Loerzer eng befreundet. Was Erhard Milch betrifft, so war er Direktor der Lufthansa, als Göring noch einfacher Reichstagsabgeordneter war; damals durfte Göring gelegentlich Gutachten für die Lufthansa anfertigen. Als Göring der breiten Öffentlichkeit noch weniger bekannt war, fabrizierte und verkaufte er Fallschirme, und zwar zusammen mit einem gewissen Körner; dieser Körner ist heute Görings Staatssekretär.

Als mächtiger preussischer Ministerpräsident hat sich der grosse Soldat mit dem Kinderherzen offen für die Steuerhinterzieher eingesetzt und es durch einen Brief an den Justizminister Kerri erreicht, dass Strafverfahren wegen Steuerhinterziehungen niedergeschlagen wurden. Es ist im nationalsozialistischen Staat üblich, dass die grossen Würdenträger von allen möglichen Seiten sich offen beschenken lassen. Dem Reichspräsidenten von Hindenburg schenkte Göring zu seinem Gut Neudeck, das immerhin aus privaten Mitteln der Industrie gekauft worden war, eine zweite Domäne aus Staatsbesitz; gleichzeitig ernannte Hindenburg Göring zum General. Dem alten Generalfeldmarschall von Mackensen schenkte Göring ebenfalls ein staatliches Landgut; der Feldmarschall trat kurz darauf aus dem von der Regierung bekämpften Stahlhelm aus. Dem Ministerpräsidenten Göring selbst schenkte die Gemeinde Berchtesgaden ein 10000 Quadratmeter grosses Grundstück für eine Villa, und von einem der bekanntesten Männer des Systems sagte ein fast ebenso bekannter Grossindustrieller auf einer Abendgesellschaft mit verzückter Miene flüsternd: «Er nimmt!»

1893 wurde Hermann Göring in dem bayrischen Städtchen Rosenheim geboren; seine Familie ist indessen preussisch. Er wurde beim Kadettenkorps, erst in Karlsruhe, dann in Lichterfelde erzogen und wurde aktiver Offizier. Im Krieg hat Göring sich gegen den Befehl seines Vorgesetzten zum Flieger gemacht, indem er verbotswidrig bei seinem Kameraden Loerzer Flugunterricht nahm. Er muss ein guter Kampfflieger gewesen sein, denn er führte zuletzt das berühmte Jagdgeschwader «Richthofen». Er erhält den Pour le Mérite-Orden.

Die Frontflieger haben starken Einfluss darauf, welche Maschinen und Motoren verwendet werden. Der am 30. Juni 1934 in München ermordete Dr. Fritz Gerlich hat Dokumente veröffentlicht, die die geschäftlichen Verbindungen Görings mit den Bayrischen Motorenwerken nachweisen; ein Fachmann und Kriegskamerad hat in einem offenen Brief an ihn von den goldenen Zigarettendosen unter der Serviette bei den Festessen gesprochen.

Sommerfeldt schreibt in seiner natürlich von Göring inspirierten Biogra-

phie auf Seite 33 ganz plötzlich, ohne jeden Zusammenhang mit dem sonstigen Text: «In den «Fokker D VII-Jagdflugzeugen befindet sich seit kurzer Zeit der BMW-Motor, mit dem diese Flugzeuge allen feindlichen Maschinen überlegen sind. Ohne diese glänzende Waffe...» Die Stelle soll nur erwähnt sein.

Im Kriege lag Göring eine Zeitlang in Stenay in Nordfrankreich. Im benachbarten Charleville hatte der preussische Kronprinz sein lustiges und viel getadeltes Hauptquartier; hier knüpfte Göring die persönliche Bekanntschaft mit Friedrich Wilhelm an, die später noch sehr nützlich werden sollte. In dieser Zeit freundete er sich auch mit dem Prinzen Philipp von Hessen an, den er später zum preussischen Oberpräsidenten machte. Der Prinz ist Schwiegersohn des Königs von Italien. Diese einflussreiche Verbindung nach dem bewunderten und umworbenen Italien ist ein dicker Eckstein in Görings starker Position im Staate Adolf Hitlers; im Bewusstsein dieser Stütze hat Göring viele Sünden und Dreistigkeiten gewagt, die Hitler einem andern kaum verziehen hätte.

Nach dem Kriege war er einige Jahre Berufsfieger in Dänemark und Schweden, dort lernte er auch seine Frau kennen. 1921 sieht er zum ersten Male Hitler bei einer Kundgebung am Münchner Königsplatz; er behauptet sofort von ihm fasziniert gewesen zu sein. Jedenfalls tritt er der NSDAP bei und wird Ende 1922 oberster Führer der damaligen SA. Beim Putsch am 9. November 1923 wird er verwundet.

Kriegsflieger ist ein halsgefährlicher Beruf, aber auch ein im gewissen Sinne erfreulicher. Es sind die gehegten und gehätschelten Stars der Armee, mit vielen Ruhepausen, glänzender Verpflegung und jeder möglichen Schulung. Die Nerven leiden in diesem Auf und Ab zwischen Tod und Champagner, und mancher greift zur Droge. Auch Göring wird Morphinist. Aus einer öffentlich bekannt gewordenen Bescheinigung geht hervor, dass er in Schweden in einer Heilanstalt interniert war, und kurz vor Hitlers Machtantritt hat er nochmals eine derartige Kur durchgemacht. Der Morphoinismus wirkt gerade bei ihm als Ausdruck der ganzen, sein Wesen kennzeichnenden Hemmungslosigkeit. Wie er seine Macht genießt, in tausend Uniformen und Orden glitzert, seine Prunkvillen Raum für Raum fotografieren und in öffentlichen Zeitschriften abbilden lässt; wie er aus der Beisetzung seiner toten Frau Karin ein nationales Trauerfest macht und ein Jahr darauf aus seiner Hochzeit einen allgemeinen deutschen Jubeltag – das alles ist so masslos, dass es schon fast wieder harmlos wirkt. Er arbeitet im dunkeln Zimmer beim Licht riesiger Kerzen, hinter ihm hängt ein altes Henkerschwert an der Wand. Mag andern das krankhaft und schaurig vorkommen – man kann es auch komisch finden.

Es ist durchaus möglich, dass ein Mensch mit starkem Machtwillen und vielleicht krankem Triebleben zugleich ein dummer Kerl ist. Görings Augen sehen wie Abgründe aus, aber diese Tiefe ist reines Blendwerk; er ist ein durchaus flacher, calibanhafter Mensch, das Tier mit den starken Lüsten und ohne den korrigierenden Verstand. Man überschätzt ihn, weil er von den Seinen als der «Diplomat der Bewegung» in den Kampfjahren gefeiert wurde; aber Diplomat war in diesem Fall wirklich nur der Mann, der als einziger seiner Clique die Künste der Attachés beherrschte: dinieren, saufen, tanzen und Schlafzimmer; einer aus dem Offizierskasino, und zwar vom oberen Tischende. Dank diesen Fähigkeiten übersah und beherrschte er freilich viele wichtige Beziehungen der Partei; nach Ernst Röhms Tode kennen wahrscheinlich wenige so die intimen Geheimnisse wie er. Von allen Führern der Bewegung ist er der am wenigsten nationalsozialistische; ein genussstüchtiger Erfolgsmensch, der kurz vor der Machtergreifung an der Bankettafel unter alten Fliegerkameraden das zynische Wort sprach: «Die Sozen haben jetzt zehn, zwölf Jahre lang die Macht gehabt; ich bin mal neugierig, ob es bei uns länger als zehn Jahre dauern wird.»

Wenn Göring einen Raum betritt, hat man das Gefühl, eine dicke Frau komme herein. Dann schlägt das scheinbar Dämonische an ihm ins Eunuchenhafte um. Er gilt als Sadist, weil er erklärt hat: «Lieber schiesse ich ein paarmal zu kurz oder zu weit, aber ich schiesse wenigstens»; weil er versprochen hat, «zu vernichten und auszurotten»; weil er schon 1923 kaltblütig die Geiseln ermorden lassen wollte und seit 1933 die politischen Gegner mit dem Handbeil köpfen liess. Aber wahrscheinlich ist Göring viel zu roh organisiert, um aus Sadismus grausam zu sein. Der Soldat mit dem Kinderherzen ist ein einfaches Tier, herz- und bedenkenlos. Es gibt Hunderttausende von Nationalsozialisten, für die politische Gegner überhaupt keine Menschen mehr sind, sondern nur noch Schussziele; auch Göring sieht aus seiner Fliegerhöhe nicht mehr das Ebenbild Gottes, sondern nur das Objekt zum Treffen. Es wäre für diesen Menschen und natürlich auch für die andern besser gewesen, man hätte ihn aus der Morphinistenzelle nie mehr entlassen.

Er verfolgt aus naivem Hass, nicht aus raffinierter Grausamkeit. Ein Beispiel dieses Hasses ist sein Kampf gegen Röhm, ein anderes der gegen Gregor Strasser, ein drittes der gegen Papen, ein viertes vielleicht demnächst der gegen Goebbels. Papen war als Reichskanzler teilweise sein Geschöpf, später überlistete das Geschöpf ihn. Dafür ewiger Hass und ewige Verfolgung. 1933 sollte Papen unter Adolf Hitler Ministerpräsident von Preussen werden. Aber er hatte nicht mit Göring gerechnet. Papen hat seine geheimen Aufzeichnun-

gen, zum Beispiel aus den Kabinettsitzungen, einer Sekretärin diktiert, die eine leibhaftige Gräfin ist; die Gräfin übergibt diese Aufzeichnungen zum Verstecken an eine Freundin, die sie merkwürdigerweise in einer kommunistischen Laubenkolonie verbirgt; und wie es der seltsame Zufall will, werden sie dort von Görings geheimer Staatspolizei gefunden. Mit diesen Notizen geht Göring zu Hitler und setzt durch, dass Papen nicht Ministerpräsident in Preussen wird, sondern er selbst. Aber die Feindschaft ist durch diesen Erfolg nicht gekühlt. Ein Jahr später, am 30. Juni 1934, wird Papen von Görings Schergen beinahe totgeschlagen; nur die Flucht ins Reichswehrministerium rettet ihn.

Die ohnmächtige Klugheit.

Dr. Paul Joseph Goebbels ist derjenige von allen Nationalsozialisten, der seinem Parteiführer am niedrigsten und unwahrsten schmeichelt. Er schmeichelt ihm besonders eindrucksvoll, indem er ihn sklavisch kopiert, soweit seine Veranlagung das gestattet.

Auf der Berliner Gauleitung hatte er – lange vor dem Machtantritt – ein Arbeitszimmer, das bei strengem Verbot niemand betreten durfte. Was Goebbels dort trieb, machte den Mitarbeitern viel Kopfzerbrechen. Eines Tages lässt ein unglückseliger SA-Führer es sich einfallen, anzuklopfen und dann die Tür zu öffnen. Goebbels fährt hinterm Schreibtisch hoch, springt auf ihn los, gibt ihm eine Ohrfeige und stösst ihn hinaus. Ganz wie der «grosse Manitou» in seinen unbeherrschten Augenblicken.

Ein Mensch aus zweiter Hand, eine Begabung von reicher Substanz und ohne Kern, völlig ohne innere Magnetnadel, keine Fackel, wie Hitler meint, sondern ein flammendes Gas ohne Halt. Der schärfste Verstand der oberen Parteigarnitur, aber die schwächste Führerbegabung. Immer nur ein Beauftragter, ein Benützer, ein sich benützen Lassender – aber das freilich glänzend.

Paul Joseph Goebbels wurde 1897 zu Rheydt im Rheinland von unbemittelten, katholischen Eltern geboren. Von Geburt an hatte er einen verkrüppelten Fuss, in der Schule fiel er auf als der kleine Junge mit dem zu grossen Kopf. Die Kameraden nannten ihn zeitweise den «Rabbiner». Mit einem Stipendium des katholischen Albertus-Magnus-Vereins studierte er an acht Universitäten Philosophie und Literaturgeschichte. Im Kolleg des jüdischen Literaturhistorikers Gundolf in Heidelberg wurde er zum Verehrer des Dichters Stefan George. Er hat viel gelesen und viel nachgedacht. Sein Denken

ist absolut normal, von keinerlei Hysterie und Wahnvorstellungen getrübt, im tiefsten Grunde ist er trocken; ein hoch beladener, aber kein reicher Geist.

Auch geistig: ein schätzesammelnder Zwerg.

Wie kam Goebbels unter die Antisemiten? Er ist der einzige unter den führenden Nationalsozialisten, bei dem sich diese Frage überhaupt aufdrängt. Von seinen Parteigenossen halten ihn ja viele für einen Judenstämmeling. Max Amann sagte, dieser Krüppel sei ein Gezeichnete; Krüppelbildungen seien Folge von Rassenvermischung. Der spätere Oberpräsident von Ostpreussen, Erich Koch, schrieb 1927 in der Strasser-Presse einen Artikel, überschrieben «Folgen der Rassenvermischung», in dem er an einem halben Dutzend geschichtlicher Beispiele nachwies, dass Leute mit verkrüppelten Füßen Verräter seien. Goebbels hatte in der Partei den Spitznamen «Talleyrand». Dieser französische Staatsmann hatte einen Klumpfuß und war nach Koch ein Ausbund von schlechtem Charakter: «Man kann kaum das Wort Charakter für ihn anwenden. Er verstand es, zu blenden, aufzubauschen, Schwindelnachrichten in die Welt zu setzen, die Ergebnisse anderer rücksichtslos auszunützen, sie auszupressen wie eine Zitrone und dann fortzuwerfen, um selbst die Verdienste anderer für sich einzuheimsen. Zudem war er bewandert in den edeln Künsten der Verleumdung, der Intrigen und Falschheiten. Er verriet sowohl seinen Kaiser Napoleon, als auch seinen König Ludwig XVIII. in stetem Wechselspiel. Genug der Beispiele! Sie alle lehren uns die furchtbaren Folgen der Rassenvermischung, der Rassendegeneration. Die Träger der rassenmässig bedingten geistigen und körperlichen Disharmonie haben zwar oft einige im Anfang bestechend wirkende Eigenschaften und Fähigkeiten; diese sind aber analog dem hellsten Leuchten einer Glühbirne vor der ewigen Dunkelheit, wenn Kurzschluss eingetreten ist. Es sind stets zwar intelligente, jedoch masslos ehrgeizige, gefühllose Egoisten die bisher dem Volk als Ganzem nur Schaden zugefügt haben.»

Ob in den Stammbaum von Goebbels vielleicht spaniolische Juden aus dem benachbarten Holland hineingefuscht haben, ist, bis jetzt nicht nachgewiesen. Aber die Charakterschilderung Kochs trifft den Kern, Goebbels ist deshalb bei allen Geistesgaben der Unselbständigste der führenden Nationalsozialisten, weil er der Unehrlischste ist. Er glaubt nicht, was er sagt.

Als Gauleiter von Berlin führt der Verehrer Stefan Georges den Kampf in einem rüden Kaschemmenton, den selbst der ehemalige Wiener Asylinsasse nie getroffen hat. Dieser Schmeichler schmeichelt auch der Masse serviler als Hitler. Er strengt seine Berliner nicht mit Weltpolitik an, sondern amüsiert sie mit dem Dorfklatsch der Weltstadt; er zielt nicht nach den Spitzen, sondern nach der Unterseite der herrschenden Macht.

Der Vizepräsident der Berliner Polizei ist der Jude Dr. Bernhard Weiss, ein vorzüglicher Beamter von ungewöhnlicher Arbeitskraft, persönlich ein tapferer Mann, der im Kriege das Eiserne Kreuz I. Klasse erworben hat (für einen Juden eine nicht gern gewährte Auszeichnung). Goebbels verleiht Dr. Weiss aus eigener Machtvollkommenheit den Vornamen Isidor und konzentriert nunmehr seine ganze Propaganda auf «Isidor» Weiss. Es gibt keine Schlechtigkeit, die er dem «Isidor» Weiss nicht nachsagt; er lässt Spottlieder auf ihn dichten, bringt Woche für Woche in seinem Wochenblättchen «Angriff» eine entstellende Karikatur. Als die Gerichte ihn zwingen, Dr. Weiss bei seinem richtigen Vornamen Bernhard zu nennen, polemisiert er einfach gegen das «System Isidor».

Ein guter Freund sagt ihm: «Lassen Sie doch diesen Kampf gegen Weiss, Sie treffen den Falschen! Das ist ein anständiger Mann und tapferer Offizier.»

Darauf Goebbels: «Weiss interessiert mich gar nicht. Der Mann selbst ist mir gleichgültig. Aber wir wollen uns in drei Monaten wieder sprechen; Sie werden sich wundern, was ich dann aus dem Weiss gemacht haben werde!»

Das ist Propaganda!

Ein ehemaliger Parteigenosse namens Mossakowsky hat Goebbels vierzehnmal hintereinander in einer Zeitung einen «abgefeymten Lügner» genannt, weil Goebbels behauptet hatte, im Rheinland unter der belgischen Besatzung eingesperrt und mit Reitpeitschen traktiert worden zu sein. Er habe diese Schmach wegen Propaganda für Hindenburg erlitten; brachte die Geschichte in einem Augenblick vor, in dem der Reichspräsident von Hindenburg ihn für eine üble persönliche Karikatur wegen Beleidigung verfolgen liess. Goebbels hat sich über die angebliche Reitpeitschengeschichte nie näher ausgelassen und den vierzehnmöglichen Vorwurf abgefeymter Lüge ohne gerichtliche Klage eingesteckt. Aber solche Einzelheiten sind nur Wegweiser zum Charakterbild; das Unechte sitzt tiefer.

Als Goebbels zum erstenmal als Vertreter Deutschlands in der Völkerbundstadt Genf erschien, wurde in der dortigen Presse eine Karikatur veröffentlicht, die ein verkrüppeltes, schwarzhaariges Männlein zeigte; darunter stand: Wer ist denn das? Aber das ist doch der Vertreter der hochgewachsenen, gesunden, blonden und blauäugigen nordischen Rasse! Das war ein Witz; hätte dort aber statt «Vertreter» «Propagandist» gestanden, dann wäre es eine tiefe Wahrheit gewesen. Zu kurz gekommene Naturen machen oft Propaganda für diejenigen, die das sind, was sie selbst gerne sein möchten.

Der körperlich Benachteiligte umgibt häufig sein Leiden mit einer eigen-

tümlichen Seelenhaltung wie die Auster das Sandkorn mit der Perle. Es sind oft besonders verinnerlichte, tiefe und feine Naturen, nach aussen resigniert, aufmerksam und streng gegen sich selbst, durch innere Entfaltung den äusseren Schaden wettmachend. Das Gegenstück dazu ist der überlaute, übergrois-tische, oft tyrannische oder gar boshafte Krüppel, der am liebsten diejenigen bestrafe, die unbeschädigt durchs Dasein gehen. Zwischen diesen beiden Gegotypen liegen die unzähligen Spielarten. Auch Goebbels hat seine zarten Stellen, die sich aber im Lauf des Lebens immer mehr überkrustet haben. So wurde er im Wesentlichen: ein krakeelender Zwerg.

Er ist der einbeinige Mann im Männerschwimmbad, der die gefährlichsten Saltos springt und am tiefsten taucht; der Stelzfuss, der auf der Tribüne am lautesten schreit, wenn seine Fussballmannschaft gewinnt. Er wird es der Welt schon zeigen, dass er trotz seiner Unscheinbarkeit zu den Verwegensten gehört; dass er soviel riskiert wie die Stärksten und mehr erreicht als die stumpfsinnigen Kerngesunden. Der Fuss, ja – aber das Köpfchen! Wenn man nicht gesehen wird, muss man eben gehört werden. Goebbels ist die verkörperte Geburt der Propaganda aus dem Gefühl der Minderwertigkeit. Tief spürender Nachahmer des gleichfalls um die Anerkennung der Welt ringenden Hitler, der ihm den Weg zeigt; den er in der Ausführung und Feinheit noch übertrumpft. Man hat von den Juden gesagt, dass sie die Eigenschaften der Völker übertreiben, denen sie sich assimilieren; man könnte Goebbels den Juden Hitlers nennen. Aber immer bleibt er im Schatten des Vorbilds; denn wo Hitler sich steigert und in den «Führer» verwandelt, bleibt Goebbels nur ein raffinierter, aber kalter Schauspieler.

Als Hitler am 13. August 1932 von Hindenburg die Treppe hinuntergewiesen wurde und die Partei in Bedrängnis geriet, schrieb Goebbels einen wilden Artikel: Die Juden sind schuld! Von jüdischen Einflüssen auf die Reichsstellen konnte damals wirklich keine Rede sein, und die schärfsten Antisemiten der Partei wären nicht auf diesen Gedanken gekommen. Goeb-bels kam darauf. Er ist der Mann in der Partei, der den Antisemitismus nicht ernst nimmt, sondern ihn nur als Mittel zur Propaganda benutzt. Mögen auch die andern oftmals nicht glauben, was sie gerade sagen; so ungläubig gegen alles, was sie sagen, ist keiner. Man hat behauptet, Goebbels habe als jünge-rer Mensch dem Berliner Tageblatt Feuilletons angeboten. Wie dem auch sei: er gehört seinem Wesen nach durchaus in die Welt des Berliner Tageblatts, des Berliner Kurfürstendamms und der Asphaltdemokratie. Auch hierin ist er der übertreibende Nachahmer Hitlers, der ein Geschöpf der Demokratie und zugleich ihr Vernichter ist. Hitler schliff sich im Umgang mit den Wiener

Kleiderjuden, Goebbels kam aus dem Kolleg bei Gundolf und strich um die Filmateliers und Zeitungspaläste herum. Hitler verteidigte gegenüber seinen radikalen Regimentskameraden die bayrische Mehrheitssozialdemokratie; Feder bot seine Denkschrift über den Staatsbankrott dem Revolutionsministerium Eisner an; aber keiner ist so sehr ein abgewiesener Liebhaber des Systems wie Goebbels. Eher ein verunglückter Philosemit als ein Antisemit.

Goebbels hat in langen Artikeln in den «Nationalsozialistischen Briefen» und im «Völkischen Beobachter» die Sowjetunion verteidigt, hat Lenin einen nationalen Befreier genannt; hat ausdrücklich einen Unterschied zwischen den kapitalistischen Juden des Westens und den bolschewistischen Juden des Ostens gemacht. Er hat dafür Abkanzeln von Rosenberg eingesteckt; im Frühjahr 1926 gab sich Hitler persönlich die Mühe, ihm in langen Unterhaltungen den Kopf zurechtzusetzen, und Goebbels hat über das Thema Sowjetunion seitdem geschwiegen. Aber ob er seine Meinung geändert hat? 1928 hielt er einen Vortrag auf dem Zentral-Sprechabend der Münchner Ortsgruppe und sagte: «Man wirft uns vor, wir kämpften in Berlin mit marxistischen Methoden. Natürlich kämpfen wir mit marxistischen Methoden! Diese Methoden sind einfach die besten und einzig richtigen zur Gewinnung der Massen, wir werden sie nur in ihrer Ausführung noch verbessern. Wir wenden uns aber nicht an einzelne Klassen, sondern an das ganze deutsche Volk.»

Aber Privatmeinung ist eine Sache, und Parteimeinung eine andere. Wenn man der grossen, an Zukunft reichsten Nationalbewegung angehören will, dann muss man eben gegen die Juden sein. Und wenn man etwas tut, dann tue man es richtig. Im Frühjahr 1933 sagt er im Sportpaläste «Man hat unsern SA-Leuten sogar nachgesagt, sie hätten sich an Judenweibern vergreifen.» Protestrufe. Goebbels, gedehnt, in jedem Wort tiefe Verachtung: «Nun, ich möchte den SA-Mann sehen, der dazu Lust haben sollte!» Das gelingt keinem Streicher.

Und es ist doch nicht echt. Goebbels hat eine Frau geheiratet, die Adoptivtochter eines Juden namens Friedländer war; seine Schwiegermutter, Frau Friedländer, die in einem jüdischen Café von SA-Leuten belästigt wurde, konnte drohen, sie werde sich bei ihrem Schwiegersohn Dr. Goebbels beschweren. Gegen den Stammbaum von Frau Magda Goebbels sind gewiss Einwände nicht laut geworden. Aber seine Ehe zeigt doch die Nähe des Dr. Goebbels zum jüdischen Milieu.

Seine Frau ist die geschiedene Gattin des Grossindustriellen: Günther Quandt. Goebbels wollte als Katholik eine kirchliche Trauung; nach kanonischem Recht ist aber eine solche Trauung bei Geschiedenen grundsätzlich unmöglich, und nur ein schwer zu erlangender Dispens kann diese

Unmöglichkeit aufheben. Goebbels, noch nicht Minister, schrieb an den damaligen Bischof von Berlin, Dr. Schreiber, einen Brief in knappstem Tone, er beabsichtige, die geschiedene Frau Magda Quandt zu heiraten und ersuche um Äusserung binnen drei Tagen, ob der Bischof bereit sei, diese Ehe kirchlich einzusegen. Der Bischof, der das Verlangen nicht ohne Weiteres erfüllen konnte, doch auch dem damals schon mächtigen Parteiführer nicht ungemächlich sein wollte, liess diplomatisch erst einmal die drei Tage verstreichen. Am vierten stellte er brieflich einige Rückfragen, aber da kam bereits pünktlich ein Schreiben von Goebbels: da Dr. Schreiber die Frist habe verstreichen lassen, verzichte er, Goebbels, auf des Bischofs Mitwirkung. Auch in der Grobheit gegen die katholische Kirche kopiert Goebbels die Haltung seines Führers.

Das Kopieren erstreckt sich bis auf Kleinigkeiten. Auch Goebbels raucht und trinkt nicht. Auch ihm erteilt die innere Stimme, genau wie dem Führer, ihre Ratschläge. Als junger Anfänger in der Politik hat er die hübsche Gewohnheit, Artikel über seine Taten an den «Völkischen Beobachter» zu senden, in denen er von sich in der dritten Person spricht; also: «Auf einmal richtet sich Dr. Goebbels von seinem Sitz auf. Halt, Kamerad, Chauffeur, halt! Der Wagen stoppt. Was ist denn los, Doktor? – Weiss nicht, aber wir sind in Gefahr! Da greifen wir in die Taschen und springen heraus. Nichts zu sehen, nichts zu hören. Wir gehen um den Wagen herum, alle vier Reifen sind fest und prall. Aher holla, was ist denn das! In der Tat, am linken Hinterrad fehlen vier Schrauben. Von fünf Schrauben vier Schrauben. Eine niederträchtige Teufelei. Spuren ungeschickter Gewalt reden ein Übriges. So kämpfen das Judentum und seine Knechte.»

Die Vorsehung tut offenbar etwas für den Dr. Goebbels, aber die eigene Vorsicht auch: «Ich reise ohne Parteiabzeichen; die Zweckmässigkeit und Notwendigkeit des Eingreifens in politische Gespräche fühle ich nur seltene, bekennt er in seiner längst vergriffenen Schrift «Wege ins dritte Reich». Für solche Helden hat Adolf Hitler offenbar sein Hakenkreuz in weisser Scheibe auf rotem Grunde ersonnen, um dessentwillen schlichtere Parteigenossen sich auf der Strasse verprügeln lassen. Mit der Feder ist Goebbels indessen sehr blutdürstig: «Überlegsam und berechnet», schreibt er 1929 in seinem «Angriff», «den Speer werfen und ihn wohlgezielt in die Blösse des Feindes hineinjagen und dann vielleicht noch freundlich lächelnd sagen: Verzeihen Sie, Herr Nachbar, ich kann nicht anders! Das ist jenes Rachegericht, das kalt genossen wird.»

Der «tückische Zwerg», wie Gregor Strasser ihn nannte, ist von allen der kälteste Rechner; der schärfste Verstand der Clique. Intellektuelle ziehen ihn als Redner sogar Hitler vor, aber auch nur Intellektuelle. Im Gegensatz zu seinem Führer ist er ruhig und beherrscht. Das äussere Auftreten hat er ihm

abgesehen; die Inszenierung einer Versammlung, das Wartenlassen, den triumphierenden Einzug. Die von Hitler zufällig und nach und nach gefundenen Kunstgriffe bringt Goebbels in ein System. Er übertrifft Hitler an Knappheit des Ausdrucks, spricht klarer und rhythmischer, aber weniger originell, weniger bildhaft und einfallreich. Sein grosses Verdienst um die Partei besteht darin, dass er die von Hitler erfundenen Grundsätze der Propaganda auf den ganzen Parteiapparat übertragen und ihnen Massengeltung verschafft hat.

In seinem sogenannten «Tagebuch», in dem die Fälschung an tausend Stellen sich verrät, sagt er bescheiden von sich selbst, der Leser solle erfahren, welch «ungeheures Mass von Idealismus, Selbstbewusstsein und ungebrochenem Kraftgefühl» dazu gehört habe, die Machtergreifung «praktisch mit vorbereiten zu helfen». Das ganze Werk ist natürlich ein in «glutenden und schreienden Farben gemaltes Bild» von Goebbels' eigener Leistung. Aber das Selbstlob ist gar nichts neben der kriecherischen Verhimmelung Hitlers:

«Er allein hat sich nie getäuscht. Er hat immer recht behalten.» Es ist «wunderbar, wie gross der Führer in seiner Einfachheit und wie einfach er in seiner Grösse ist.» Selbstverständlich ist jede seiner Denkschriften «ein klassisches Dokument seiner Präzision des Denkens» oder «ein Meisterwerk der politischen Strategie»; in jedem Falle «ein unübertroffenes stilistisches Meisterwerk» oder etwas ausführlicher «von einer Klarheit der Beweisführung und einem Glanz des Stils, wie man sich das besser gar nicht denken könnte». Dass Hitler «von einer bewundernswerten Nervenkraft» ist, heisst noch gar nichts; er ist auch «die nie versagende Quelle einer ewig sich erneuernden Kraft». Ganz selbstverständlich ist er «grossartig in seinen Argumenten» und in jedem Falle hat er «wie immer, so auch hier recht behalten». Dass «das Grosse am Führer» nur die «ewig gleichbleibende Zähigkeit» sein soll, vermag man kaum zu glauben; auch das Lob «wie immer originell und einfallreich» wirkt eigentlich etwas bescheiden. Aber klar ist: «Natürlich sind alle mit ihm einverstanden. Wie könnte man auch anders vor der messerscharfen Konsequenz seiner Gedankengänge!» Daher sind, wie billig, die Unterhändler des Zentrums «von dem frappierenden Eindruck seiner Persönlichkeit ganz benommen». Glücklicherweise ist das nur der erste Eindruck; dagegen «wer das Glück hat, oft mit dem Führer zusammen zu sein, gewinnt ihn von Tag zu Tag lieber: nicht nur, dass er in sämtlichen Fragen immer richtig entscheidet, er ist auch persönlich von einer so unbeschreiblichen Güte und herzlichen Kameradschaft, dass er jeden Menschen, der in seinen Blickkreis tritt, gefangen nimmt». Denn man ahnt es nicht -: «Es gibt keinen Menschen, der weniger das Zeug zum Tyrannen in sich hätte, als er.» Wen

wundert es da, dass dem alten Hindenburg bei einer Rede Hitlers «die Tränen in die Augen steigen»? Selbst in der Nacht des Reichstagsbrandes ist es noch bewundernswert, den Führer «hier seine Befehle erteilen zu sehen, denselben Mann, der vor einer halben Stunde noch sorglos plaudernd bei uns beim Abendessen sass». Und das ganz unvorbereitet! Hitler ist darum auch «in der Tat der Grosse über uns allen», mehr noch: «Der Führer steht immer wie ein Stern über uns.» Deshalb: «Es wird einem speiübel» – aber nein, das sagt Goebbels von einer Verhandlung mit den Zentrumsführern.

Das ist noch nicht ein Zwanzigstel derartiger Zitate aus einem einzigen Jahrgang des sogenannten «Tagebuchs». Sie charakterisieren natürlich den Schreiber, aber auch den Empfänger. Das Buch ist «dem Führer» gewidmet, und der Führer hat die Widmung angenommen. So spricht einer der ersten Minister eines grossen modernen Staates zu seinem Herrscher, und so lässt der Herrscher zu sich sprechen.

Und damit verlassen wir den Dr. Goebbels. Er wurde hier als derjenige Nationalsozialist bezeichnet, der am wenigsten glaubt, was er sagt. Ist das bewiesen?

Paul Joseph Goebbels ist ein hochbegabter Mensch. Er hat eine glänzende Karriere gemacht. Sein Ruhm ist gross, und er verdankt ihn sicher seinen Fähigkeiten.

Und er ist doch ein armer Mensch.

Cäsar ohne Ehrgeiz.

«Von allen der einzige, der an Mussolini erinnert» – das war das Urteil Oswald Spenglers über Gregor Strasser.

Vielleicht hat Spengler sich von Äusserlichkeiten etwas verführen lassen. Strasser hatte den Diktatorenschädel, die breite, hohe, kraftvolle Gestalt. Er hatte auch die entsprechende Brutalität; Hitler hat jahrelang vor ihm gezittert. Er hatte schliesslich den weiten Blick und mehr als blossen Instinkt für die Probleme. Aber er hatte nicht den letzten Willen zur Verantwortung.

Niemals ist Hitler den Zeitfragen so nahegekommen wie Gregor Strasser in seiner berühmten Reichstagsrede von der antikapitalistischen Sehnsucht:

«Der Aufstieg der nationalsozialistischen Bewegung ist der Protest des Volkes gegen einen Staat, der das Recht auf Arbeit und die Wiederherstellung des natürlichen Auskommens verweigert. Wenn der Verteilungsap-

parat des weltwirtschaftlichen Systems von heute es nicht versteht, den Ertragsreichtum der Natur richtig zu verteilen, dann ist dieses System falsch und muss geändert werden... Das Wesentliche an der gegenwärtigen Entwicklung ist die grosse antikapitalistische Sehnsucht, die durch unser Volk geht, die heute vielleicht schon fünfundneunzig Prozent unseres Volkes bewusst oder unbewusst erfasst hat. Diese antikapitalistische Sehnsucht ist nicht im Geringsten eine Ablehnung des aus Arbeit und Sparsamkeit entstandenen sittlich berechtigten Eigentums. Sie hat insbesondere nichts zu tun mit den sinnlosen und destruktiven Tendenzen der Internationale. Sie ist der Protest des Volkes gegen eine entartete Wirtschaft, und sie verlangt vom Staate, dass er, um das eigene Lebensrecht zu sichern, mit den Dämonen Gold, Weltwirtschaft, Materialismus, mit dem Denken in Ausfuhrstatistik und Reichsbankdiskont bricht und ehrliches Auskommen für ehrlich geleistete Arbeit wieder herzustellen in der Lage ist. Diese antikapitalistische Sehnsucht ist ein Beweis dafür, dass wir vor einer grossen Zeitwende stehen: die Überwindung des Liberalismus und das Aufkommen eines neuen Denkens in der Wirtschaft und einer neuen Einstellung zum Staat.»

Es gehört geistiger Mut dazu, so etwas auszusprechen. Was Strasser fehlte, kann man Verantwortungswillen oder auch Gier nach Macht nennen. Er warf zuletzt aus Bequemlichkeit den Kram hin, schlüpfte aus der Diktatorenhaut und setzte sich an seinen Stammtisch. Eine seiner Lieblingsbeschäftigungen war das bayrische Schafkopfspiel. Hitler hat ihn dafür in «Mein Kampf» verhöhnt. Der Rest Spiesser in ihm hat ihn gehindert, das Grösste zu erreichen.

Strasser gehörte nicht zu den nationalsozialistischen Führern der ersten Stunde, nicht zum Kreise um Hitler, überhaupt zu keiner auf Gedeih und Verderb zusammenhaltenden Clique. Er verstand es nicht, sich unbedingt ergebene Freunde zu machen; er verstand es auch nicht, zu intrigieren und Menschen gegeneinander auszuspielen. Ihn hob und trug die stets wirkende Kraft einer ungewöhnlichen Persönlichkeit, beständiges Handeln und die Selbstverständlichkeit, mit der er überall sofort an die Spitze trat; seine grosse Kraft war der Mut zu selbständigen Entscheidungen. Aber den Mut zu offenem Kampf gegen Hitler fand er zur rechten Zeit nicht. Untreue brauchte er sich von Hitler nicht vorwerfen zu lassen; er hat einen so wesentlichen Teil der nationalsozialistischen Bewegung aus eigener Kraft geschaffen, dass er zum selbständigen Handeln voll legitimiert war. Auch ohne Hitler wäre er wahrscheinlich ein einflussreicher Politiker geworden.

Strasser begann seine Laufbahn als SA-Führer von Niederbayern. Am Tage des Hitlerputsches befahl er eine verlorene Abteilung am Münchner

Isarufer. Der Putsch brach zusammen, die Führer flohen, niemand benachrichtigte Strasser und seine Niederbayern. Er hat das den Verantwortlichen nie verziehen. Ein halbes Jahr später ist er durch eine jähe Wendung des Schicksals der eigentliche Führer der Bewegung. Bei den Neuwahlen verteilt er die aussichtsreichen Reichstagsmandate; er setzt weder Röhm noch Göring, den obersten SA-Führer, an sicherer Stelle auf die Liste. Damals beginnt eine Feindschaft, die erst mit dem Tode endet.

Von jener Zeit ab kennen wir Strassers Weg. Noch einmal wird er uns begeben: als wehrloses, blutiges Opfer.

Hörige Jugend.

Baldur von Schirach, der 1907 geborene Reichsjugendführer der Bewegung, würde schon wegen seiner grenzenlosen Hingabe an die Person Hitlers Erwähnung verdienen. Er glaubt das wirklich, was Goebbels nur sagt. Als Schuljunge in Weimar, wo sein Vater Theaterintendant war, ist er von einem Vortrag Hitlers hingerissen. Tritt mit achtzehn Jahren in die Partei ein. Studiert in München Germanistik und Kunstgeschichte, bricht 1929 ab und kommt als Zweiundzwanzigjähriger in die Reichsleitung der Partei. Führt erst den Studentenbund der Bewegung, dann die ganze «Hitler-Jugend». Baut nach der Machtergreifung eine ungeheure Organisation auf; praktisch wird fast die ganze deutsche Jugend gezwungen, dem Verbände Baldur von Schirachs beizutreten, der auf dem Papier sechs Millionen Mitglieder zählt. Die jungen Herren schaffen sich einen ganzen Bienenkorb voll gut bezahlter Posten und Pöstchen; aber sie leben auch mit hoher Begeisterung und tiefem Glauben in ihrer Arbeit und sind mit Recht davon überzeugt, dass von deren Erfolg oder Misserfolg das Bestehen des Nationalsozialismus abhängt. Die deutsche Jugend wird in einem Geist erzogen, von dem man sich in anderen Ländern keine Vorstellung machen kann. Das wichtigste ist die Züchtung eines masslosen Dünkels auf das eigene «bessere» Blut. Daraus entspringt eine veränderte Auffassung der geschlechtlichen Liebe. Mädchen und Jünglinge sollen sich kritisch wählen im Hinblick auf eine rassisch hochwertige Nachkommenschaft, dem Triebleben werden Ausleseinstinkte eingepflegt. Dem Hitlerjungen und dem Hitlermädel ist nicht geradezu von Amtes wegen alles freigegeben, aber die Sünde, die reines Blut mit reinem Blut begeht, ist doch nur eine lässliche Sünde neben dem Rassenverrat einer legitimen Ehe zwischen Arier und Juden. Über die Zucht der Hitler-Jugend und des Bundes

deutscher Mädchen werden in Deutschland sehr bedenkliche Dinge erzählt, und vielleicht werden Einzelheiten verallgemeinert; aber sicher ist, dass versucht wird, der Vereinigung der Geschlechter einen neuen Sinn zu geben. Nicht mehr Lebensgemeinschaft und Erziehung der Nachkommen schlechthin, sondern Zeugung rassistisch wertvoller Bestandteile des Volkskörpers.

Die Gegner sprechen von Gestüt und Menagerie, die Hitler-Jugend und ihre geistigen Führer aber von einer neuen Religion des Blutes. Hier ist Verlangen nach nationalsozialistischer Metaphysik. Baldur von Schirach hat sich eng an Alfred Rosenberg angeschlossen. Er und die meisten seiner Mitarbeiter sind nicht nur Gegner katholischer Jugendbünde, nicht nur Gegner alter Kirchen, sondern Gegner des Christentums schlechthin. Schirach hat gedichtet:

Nicht in alten Bahnen
Ist Gott.
Du kannst ihn ahnen
Dort, wo die Fahnen
Des Glaubens weh'n: am Schafott.
Dort, wo die Teufel rufen:
Schwör ab, Hund, oder falle!
Was sie auch Dome schufen,
Und sind Altäre die Stufen
Der Feldherrnhalle.

Aber die Wünsche dieser Jugend sind mit Metaphysik nicht gestillt. Schirach hat gesagt: «Sozialistische und antikapitalistische Haltung und Gesinnung ist das hervorstechendste Merkmal des jungen nationalen Deutschland.»

Es war in dieser Zeit des Zerfalles nicht schwer, einer solchen Jugend Ideale zu geben, die besser waren als die Gegenwart. Aber die wirkliche Aufgabe ist es, ihr eine Welt zu schaffen, die diesen Idealen entspricht. Hier beginnt überhaupt erst die Schwierigkeit. Das ganze Geheimnis von Hitlers Gegenwartspolitik liegt ja in der Jugend beschlossen. Für ihn heisst es: durchhalten, sich mit allen Widerständen, materiellen Schwierigkeiten und sozialen Spannungen solange herumschlagen, bis diese neue Jugend herangewachsen ist. Dann tritt man aus dem Engpass ins freie Gelände. «Ihr werdet vergehen», hat Hitler seinen Gegnern zugerufen, «aber nach euch wird eine Jugend kommen, die nichts anderes mehr kennt.» Und Dr. Ley hat hinzugefügt: «Der kleinste Junge bekommt bei uns ein Fähnchen in die Hand und lernt «Heil Hitler» rufen – das wird die kommende Generation.»

Und gerade hier wird Hitler sich irren. Man kann grosse Massen zwar für verhältnismässig kurze Zeit chloroformieren, aber nicht ganze Generationen für immer in Hypnose versenken und vom Leben abtrennen. Es ist gefährlich, ewig Legende zu sein. Diese jungen Menschen sehen in Hitler etwas ganz anderes, als er ist. Es wird nicht leicht zu definieren sein, was auch nur ein Baldur von Schirach mit Sozialismus und Antikapitalismus meint. Aber dass die noch ungeformten Forderungen der nachdrängenden jungen Jahrgänge weit über die Ziele der heute regierenden Männer hinausgehen und zum Teil stark von ihnen abschweifen, ist sicher. Eines Tages wird das System sich mit der Realität, die im Begehren dieser Jugend liegt, konfrontieren müssen. Dann platzt etwas. Dann wird offenbar werden: diese Jugend ist für den nationalsozialistischen Staat keine Hoffnung, sondern die drohendste Gefahr.

Julius Streicher, der wahre Hitler.

Der einzige originelle Kopf des Nationalsozialismus ist im Jahre 1935 Julius Streicher. Der letzte aus einer Reihe von Selbständigen. Die andern sind der Herrschsucht Hitlers gewichen oder farblos geworden, gehorsam und resigniert; selbst Göring, selbstverständlich Goebbels. Nur Julius Streicher hat sich Kraft bewahrt und Raum erkämpft, um so etwas wie eigene Politik zu machen.

Dieser Nürnberger Volksschullehrer hat jahrelang davon geträumt, Hitler als Führer der Nationalsozialisten zu verdrängen. Wir haben seine Rolle in der Parteirevolte von 1921 gesehen. Erst 1923 ist seine Unterstellung unter Hitler besiegelt; da muss er sich gegen eine Palastrevolution seiner Nürnberger Anhänger wehren und siegt mit Hilfe Hitlers. Die Gegner Streichers, Kellerbauer, Bürger, Pressel und Schlieben, behalten das Parteiblatt «Deutscher Volkswille». Streicher gibt gegen sie ein «Sonderblatt im Kampf um die Wahrheit gegen die Verräter» heraus und nennt es «Der Stürmer». Die Gegner reisen nach München, um sich dort bei der Partei über Streicher zu beschweren, gegen den sie schwere Vorwürfe erheben. Dietrich Eckart empfängt sie; er nimmt Streicher überhaupt nicht ernst, sondern meint: «Dös is ja a Narr!»

Die Vorwürfe, die damals und später gegen Streicher erhoben werden, sind immer wieder dieselben: persönliche Bereicherung und lockerer Lebenswandel. Er stelle den Frauen der Parteigenossen nach, und zwar in einer hemmungslosen Art. Er sitze splitternackt an seinem Schreibtisch, und in einer Zeitung, die eigens zu seiner Bekämpfung gegründet worden ist, wird

Adamskostüm abgebildet; darunter steht: «War Herr Julius Streicher auch so bekleidet, als er am soundsovielten nachts um elf Uhr im Hotel Soundso Frau Dr. Soundso noch eine Tafel Schokolade brachte?» Hitler entsendet zur Prüfung der Vorwürfe und Überwachung Streichers den Major Buch nach Nürnberg, der offiziell als Führer der SA auftritt. Streicher klagt gegenüber Freunden, warum Hitler sich denn gar so sehr darauf versteife, ihm in Nürnberg dreinzureden; man könnte sich doch schön vertragen, wenn Hitler in Südbayern bleibe und ihm Nordbayern überlasse. Aber mit Hitler sei darüber ja nicht zu reden; wenn er, Streicher, nach München komme, weiche Hitler ihm aus.

Dann kommt die Wendung. Hitler putscht. Streicher liegt an der Feldherrnhalle neben ihm auf dem Pflaster. War es nicht Streicher, der vielleicht den ersten Schuss ausgelöst hatte? Streicher ist neben Hermann Esser und Arthur Dinter der einzige, der in der Landsberger Zeit fanatisch zu Hitler hält. Hitler sei der wahre und einzige Führer; an den General Ludendorff schreibt er einen groben Brief, spricht ihm das Recht zur Führung ab, denn als der General noch gar nicht gewusst habe, was völkisch sei, habe er, Streicher, schon für die völkische Sache gekämpft. Als Hitler aus der Festung kommt, ist Julius Streichers Nürnberger Ortsgruppe die einzige Parteiorganisation, die noch einigermaßen steht und sofort zu Hitler hält. Nürnberg hat als nationalsozialistische Hochburg München für dauernd überflügelt. Das bedeutet: die grössten Versammlungen gibt es in Nürnberg, das meiste Geld kommt aus Nürnberg. Dass Streicher diesen Reichtum Hitler zur Verfügung stellt, ist ein unschätzbare Dienst, den man gern mit vielen Konzessionen erkaufte. «Schöpfer des Gaus Franken der NSDAP» und «Frankenführer» darf Streicher sich nennen; das kommt in der Partei kein zweites Mal vor.

Dabei prasseln die moralischen Vorwürfe gegen Streicher nur so. Pöhner nennt ihn einen «Dreckhaufen», Strasser verlangt seinen Ausschluss. Aber Hitler bestätigt am 2. März 1925 wider alle Warnungen Streicher als Führer in Nürnberg und Franken. Er verdiene das erstens durch seine Agitationskunst und zweitens durch seinen Mut. Was aber die Vorwürfe betreffe: «Ich will auf Streichers Arbeit im Rahmen seiner Fähigkeiten nicht deswegen verzichten, weil er nach Charakterveranlagung und nach der Form seines Kopfes nicht mit jedermann übereinstimmt. Welcher Mensch ist im Übrigen fehlerlos?» Im Laufe des Jahres scheinen die Kuverts, die Streicher seinem Führer nach einer Rede in Nürnberg in die Hand drückte, immer dicker geworden zu sein; bereits im Dezember lobte Hitler seinen Nürnberger Unterführer geradezu überschwänglich. In einem Prozess, den Streicher führte, erschien Hitler vor Gericht und erklärte, es gebe keinen grösseren Wahrheitsfanatiker als Streicher.

Und zu den Nürnberger Genossen sagte er ein paar Tage später in einer Mitgliederversammlung: er stehe hinter Streicher nicht nur als Politiker, sondern auch als Mensch. Die Nationalsozialisten müssten einen Führer umso mehr verehren, je mehr er von der November- und Juden-Demokratie verfolgt werde.

Dabei bedurfte es gar nicht des Privatlebens von Julius Streicher, um den Menschen als unsauber zu kennzeichnen. Sein «Stürmer» hat sich mit den Jahren immer mehr zu einem Blatt entwickelt, das man pornographisch nennen muss. Ursprünglich war es ein Skandal- und Radau-Blättchen schlechtweg, das sich heute mit der Amtsführung des Nürnberger Oberbürgermeisters und morgen mit den Fabrikgeheimnissen einer Wurstfabrik beschäftigte. Mit der Zeit aber konzentrierte sich Streicher immer mehr auf ein Thema, den sogenannten Rasseverrat, d.h. den geschlechtlichen Verkehr zwischen Juden und Nichtjuden. Er beschrieb alles, sein Zeichner zeichnete alles, die Leser erfuhren alles – und diese Leser waren vielfach die Schüler und Schülerinnen von Nürnberg.

Ein von ihm angegriffener Gegner nannte Streicher einen Psychopathen; und dass er es wirklich war, bewies er dadurch, dass er diesen Vorwurf jahrelang in fast jeder Rede wiederholte und sich aufs Neue darüber aufregte. Als er während Hitlers Festungshaft mit Gregor Strasser und den andern «Akademikern und feinen Herren» der Bewegung kämpfte, hielt er einmal folgende Rede:

«Meine lieben Volksgenossen, wenn sie dort im Landtag, wo sie beieinandersitzen, so gewisse Herren Doktoren und Präsidenten und was weiss ich noch, wenn dort, wo sie beieinandersitzen in ihren Zimmern, und es darf kein anderer hinein, denn die schönen Zimmer, die sind ja nur für die feinen Herren und nicht für einen ganz gewöhnlichen Sterblichen, wenn dort ein Mann aufsteht und ein Wort spricht, ich will es hier nicht wiederholen, aber ihr habt es vielleicht gelesen, meine lieben Volksgenossen, denn das, das schreiben sie schon hinein in ihre Zeitungen, denn das ist eben hohe Politik, aber wenn ein anderer auch einmal ein Wort sagt von der himmelschreienden Schande, dann ist das ja die Ausgeburt eines pathologischen Gehirns, meine lieben Volksgenossen, da sage ich nur ein Wort: Judas...» (Pfeifrufe).

Dieser Ton hat sich mit den Jahren nicht geändert. Im August 1935 sagte er im Berliner Sportpalast wörtlich:

«Es ist so leicht, zu sagen, wenn der Feind nicht mehr im Lande ist: alle Menschen sind gleich. Aber wenn er da ist, tut man es nicht gern. Und die Überreste haben wir ja immer noch, und davon laufen heute noch die Kinder herum. Da sind gebildete Menschen, die sagen: alles, was Menschenantlitz trägt, ist gleich.»

In der gleichen Rede berichtete er: «In einem Zoo habe ich einmal deutsche Kinder gesehen. Die Kinder, die deutschen Lehrer lächelten, sie waren sonnig, und wenn man sie beobachtete, sah man, wie sie die Bewegungen der Tiere, die Spiele der Tiere betrachteten. Die Gesichter der deutschen Kinder strahlten vor Heiterkeit. Und dann sah ich Schulklassen mit jüdischen Kindern und jüdischen Lehrern. Sie watschelten und standen vor den Tierkäfigen. Sie gingen interesselos vorbei, sie blieben aber immer vor den Raubtierkäfigen stehen. Das liegt im Blut. Blut zieht zu Blut. Das ist ein Volk, das seit tausend Jahren vom Raube lebt. Dessen Kinder werden immer wieder dazu zurückkehren.»

Das ist krankhaft. Aber eines Tages muss es Julius Streicher passieren, dass er in befreundeter Gesellschaft eine illustrierte Zeitung aufschlägt und ruft: «Ein herrlicher Rassekopf!» Ein Freund besieht sich das Bild und sagt: «Aber das ist ja Gundolf!» – «Natürlich Gundolf, da steht es ja, Literaturprofessor in Heidelberg.» – «Ja, wissen Sie denn nicht, dass er richtig Gundeifinger heisst und Jude ist?» Streicher verstummt, betrachtet das Bild nochmals aufmerksam und schüttelt den Kopf: «Ich kann mir nicht helfen, wie er da steht, ist es doch ein schöner Rassekopf.»

Die Mehrheit der Partei hat ihn immer als Makel empfunden. Sein bevorzugter Umgang war jahrelang ein Kaufmann namens Steinberger, von dem er wusste, dass er viereinhalb Jahre wegen Einbruchsdiebstahls im Zuchthaus gesessen hatte. Streicher wollte 1933 nacheinander Oberbürgermeister und dann Polizeipräsident von Nürnberg werden; der Reichsstatthalter General von Epp verhinderte es. Er war und blieb zunächst nur einer von achtzehn Gauleitern seiner Partei; ja, während fast alle Kollegen in irgendein Amt befördert wurden, übergang man ihn verletzend.

Gegen die Prominenz der Partei hat er sich trotzdem hochgekämpft und ist eine der bekanntesten Figuren des Regimes geworden. Er hat im Juli 1933 eine Anzahl Nürnberger Juden verhaften lassen, und die Gefangenen wurden gezwungen, auf einer Wiese Gras mit den Zähnen auszurupfen. Er liess ein neunzehnjähriges Mädchen, das in Begleitung eines Juden angetroffen wurde, verhaften, ihr den Kopf kahlscheren und ein Schild umhängen mit den Worten: «Ich habe mich einem Juden hingegeben.» Das Mädchen und ihr Begleiter wurden durch verschiedene Kabarettis geführt und auf die Bühne gestellt; SA-Leute erläuterten den Vorgang in obszönen Redensarten. Der Sohn und die Tochter des amerikanischen Botschafters in Berlin, Dodd, wurden zufällig Augenzeugen. Ein Jahr später brach in dem Ort Gunzenhausen in Mittelfranken eine Anzahl SA-Leute in jüdische Häuser ein und tötete mehrere Bewohner. Julius Streicher und der fränkische SA-Führer von Obernitz tragen für diese Tat die Verantwortung. Der Regierungspräsident

von Mittelfranken. Oberst a. D. Hoffmann, legte aus Protest sein Amt nieder, und der Reichsstatthalter von Epp berief ihn ebenfalls aus Protest als seinen persönlichen Staatssekretär. Die Tat haben beide nicht verhindern können, so wenig wie sie die Urheber zur Rechenschaft zu ziehen vermochten.

Solche Taten allein haben freilich Streichers Karriere im nationalsozialistischen Staat nicht gefördert, denn sie stachen aus dem allgemeinen Grauen nicht auffällig hervor. Erst durch die sensationell schmutzige Propaganda seines «Stürmers» hat er die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich gelenkt und sich zum Vorkämpfer des Antisemitismus in Deutschland gemacht. In einem offiziell antisemitischen Staate, der die Juden bereits nicht mehr als Staatsbürger anerkennt, gewiss eine Sonderleistung.

Streicher verdankt seinen wachsenden Einfluss nicht etwa seiner Beliebtheit bei den Volksmassen, denn die besitzt er nicht; keiner Parteidictio, denn er hat keine; nicht einmal einer engen persönlichen Freundschaft mit Hitler, denn die ist Fabel. Das Geheimnis seines Erfolges ist: er sagt als einziger das, was Hitler wirklich am Herzen liegt; von allen Parteiführern ist er derjenige, der «Mein Kampf» ganz ernst nimmt.

Als die Franzosen schwarze Soldaten ins besetzte Rheinland legten, erklärte Hitler das so: «Der Jude will schänden, darum wirft er am Rhein das deutsche Weib dem Neger hin.» In «Mein Kampf» sagte er, er glaube an die Echtheit der sogenannten Protokolle der Weisen von Zion, also an eine auf der Hand liegende, längst nachgewiesene Fälschung. Im Frühjahr 1933 hat sich Hitler persönlich den Judenboykott ausgedacht; Goebbels bezeugt es in seinem «Tagebuch»: «In der Nacht fahre ich nach Berchtesgaden, wohin der Führer mich gerufen hat. Er hat sich oben in der Einsamkeit der Berge die ganze Situation reiflich überlegt und ist nun zum Entschluss gekommen. Wir müssen zu einem gross angelegten Boykott aller jüdischen Geschäfte in Deutschland schreiten. Pg. Streicher wird zum Leiter der Aktion ernannt.» Hitler hat erklärt, das «Kapital» von Karl Marx sei ausschliesslich geschrieben «für die intellektuelle Führung der jüdischen Welteroberungsmaschine»; er hat herausbekommen, dass jeder einzelne Jude an seinem Platze im Interesse der jüdischen Weltherrschaft tätig sei, und zwar bewusst tätig. Als Hitler dann Kanzler wurde und aus Rücksicht auf das Ausland das Gröbste für sich behalten musste, wurde Streicher sein Sprecher, Ausländischen Journalisten hat Streicher versichert: «Die einzige Zeitung, die der Führer von der ersten bis zur letzten Zeile liest, ist mein «Stürmer».

In seinen freien Stunden malt dieser Wüterich idyllische Landschaftsbildchen in Wasserfarben.

System Pettenkofer.

Dies ist der nationalsozialistische Führerkreis, von dem Rudolf Hess einmal gesagt hat, er bilde eine «Gemeinschaft in sich». Er enthält nur eine den Durchschnitt überragende Begabung, nämlich Goebbels; nur einen Kopf von einer gewissen geistigen Bildung, nämlich Rosenberg. Aber man tritt Goebbels nicht zu nahe, wenn man ihn einen hellen, aber flachen Kopf und zudem einen schlechten Charakter nennt, während Rosenberg zu leichtgläubig und oberflächlich ist, um als Theoretiker ernst genommen zu werden.

Das mässige Niveau dieser Clique ist kein Wunder. Denn es gab für sie nur zwei Auslesegrundsätze: unbedingte Ergebenheit gegen Hitler und Aktivität. Die sogenannte Treue gegen den Führer ging allen sonstigen Erfordernissen voran. Daher der Zwang zur Abstossung einer grossen Anzahl zum Teil wertvoller, jedenfalls selbständiger Köpfe, vom Parteigründer Anton Drexler über Ludendorff, Arthur Dinter, General von Heinemann, Kapitänleutnant von Mücke, die Brüder Strasser, Hauptmann Stennes bis zu Ernst Röhm. Das Prinzip der Aktivität brachte notwendigerweise die vielleicht tapferen, aber meist nervösen, verantwortungslosen, unernsten Naturen nach vorn. Zahlreich vertreten ist ein Typ, bei dem schon die Abkunft einen gewissen Affekt hervorzurufen pflegt: der Auslandsdeutsche. Hitler wurde erst kurz vor der Reichspräsidentenwahl 1932 durch Ernennung zum braunschweigischen Regierungsrat Reichsdeutscher. Hess wurde als Sohn eines Hotelbesitzers in Alexandrien geboren und führt in der Bewegung den Spitznamen «der Ägypter». Darré kam in Belgrano in Argentinien zur Welt. Rosenberg stammt aus Russland. Selbst Göring kommt aus einem solchen Milieu, denn sein Vater war Kolonialbeamter in Südwest-Afrika, Ernst Hanfstaengel ist Spross einer deutsch-amerikanischen Familie. Von den Kleineren ist der Berliner Staatskommissar Dr. Lippert zu erwähnen, der in Genua aufwuchs.

Es soll hier kein Steckbriefalbum edler Gestalten zusammengestellt werden; darum wurde verzichtet auf eine Schilderung etwa des bayrischen Innenministers Wagner, den Hitler persönlich bei einem Saufgelage überraschte und abkanzelte, des hessischen Statthalters Sprenger, den allzu reichlicher Alkoholgenuss am öffentlichen Reden gehindert hat, des Leiters der Deutschen Arbeitsfront, Dr. Ley, der aus seinem Münchner Stammlokal, dem Restaurant Schottenhamel, betrunken ins Auto getragen werden musste. Auch das Treiben von Leys engeren Mitarbeitern, dem stellvertretenden Gauleiter Grohé und den Brüdern Winkelkemper, das seit Jahren in Köln Stadtskandal ist, sei hier nicht beschrieben; man müsste Dutzende, nein Hun-

derte von Beispielen aus allen Teilen des Reichs anreihen. Jedenfalls hat der nationalsozialistische Führerkreis in moralischer Beziehung alle Erwartungen gerechtfertigt, die man an die von Hitler am 20. Februar 1925 im «Völkischen Beobachter» veröffentlichten Grundsätze knüpfen durfte: «Ich sehe es nicht als die Aufgabe eines politischen Führers an, Versuche zu unternehmen zur Besserung oder gar Vereinheitlichung des vor ihm liegenden Menschenmaterials an sich. Es ist auch weiter nicht die Aufgabe des politischen Führers, durch eine Erziehung zur Einheit die Mängel etwa ausgleichen zu wollen. Er wird nicht damit rechnen dürfen, ideale Universalmenschen seiner Bewegung zuführen zu können, sondern Menschenkinder der verschiedensten Veranlagung. So werde ich meine Aufgabe gerade darin sehen, den verschiedensten Temperamenten, Fähigkeiten und Charaktereigenschaften in der Bewegung die Bahn zuzuweisen.»

Eins der hier erwähnten Menschenkinder, ein sehr hoher bayrischer SA-Führer, stahl auf einem Empfang bei dem Reichsstatthalter von Epp einen schweren silbernen Leuchter. Nach verschiedenen Mahnungen entschloss er sich, die Beute zurückzugeben. Er schraubte den Leuchter auseinander und schickte die einzelnen Teile nach und nach. Dazu schrieb er: er sehe ein, dass die bayrische Staatsregierung der Erleuchtung bedürfe und wolle diese nicht hindern; damit aber die Erleuchtung nicht zu plötzlich käme, sende er sie in Teilen.

Wenn man zu Hitler sagt: «Sie haben wirklich finstere Gestalten in Ihrem Führerkorps», erwidert er: «Ich glaube wie Pettenkofer an die Selbstreinigung der Flüsse.»

20. Am schwankenden Steuer

Der Brand des Reichstags.

Es ist das geschichtliche Unglück des Kommunismus, dass er in fast allen Ländern der Welt stark genug gewesen ist, seine Gegner zu erschrecken, aber nirgends stark genug, sie zu besiegen. Er hat damit gegen eine Grundlehre Macchiavellis verstossen: dass man einen Gegner, den man reize, auch müsse vernichten können; sonst dürfe man ihn nicht reizen, sondern müsse sich mit ihm versöhnen. Der Kommunismus wurde so zum Ferment des Faschismus; er schweisste das Bürgertum zusammen, und wo Kommunismus und Faschismus zusammenstiessen, ist bisher der mit allen Hilfsmitteln der bestehenden Gesellschaft ausgerüstete Faschismus Sieger geblieben. Es sei bemerkt, dass dies kein absolut unvermeidbares Schicksal war; nur bei der befolgten Taktik war es unvermeidbar.

Am 23. Februar 1933 tagte in Berlin der preussische Staatsrat. Es war seine letzte Sitzung in alter Gestalt. Der parlamentarische Führer der Kommunisten, Ernst Torgler, nahm an der Sitzung teil. Der Oberbürgermeister Brauer von Altona, ein Sozialdemokrat, trat auf Torgler zu und sagte, in der Form etwas überheblich, in der Sache aber das Richtige treffend:

«Torgler, es ist fünf Minuten vor zwölf. Sie sehen, was im Lande geschieht. Werdet Ihr nicht endlich Vernunft annehmen und mit uns zusammengehen?»

Torgler antwortete: «Fällt uns gar nicht ein. Die Nazis müssen an die Macht. In vier Wochen wird dann die ganze Arbeiterschaft geeinigt sein unter der Führung der KPD.»

Ein paar Tage darauf traf Brauer in Hamburg mit einem hohen Sowjetdiplomaten zusammen. Dieser war wegen einer Angelegenheit der russischen Handelsvertretung nach Hamburg gekommen. Brauer stellte an den Diplomaten dieselbe Frage wie an Torgler, und auch diesmal lautete die Antwort:

«Nein, die (gemeint waren die Nationalsozialisten) müssen jetzt an die Macht, damit endlich der jahrelange Kampf ein Ende findet. Nach vier Wochen haben die Kommunisten die Führung der gesamten Arbeiterschaft.»

Während der Faschismus die ganze Nation hinter sich zu sammeln sucht, um sie zunächst gegen einen einzigen Feind, nämlich den Marxismus, zu werfen, sammelt der Kommunismus praktisch nur einen Teil des Proletariats (wenn auch in der irrigen Meinung, damit die Volksmehrheit zu erfassen) und wendet sich praktisch gegen die Mehrheit der Nation. Ob diese Taktik für ihre Misserfolge in der Gegenwart dereinst mit besonders grossartigen Zukunftserfolgen entschädigt werden wird, kann hier nicht erörtert werden; bis jetzt hat sie jedenfalls überall zu Niederlagen geführt und wird im Augenblick, wo dies geschrieben wird, von der Kommunistischen Internationale preisgegeben.

Der Reichskanzler Hitler tritt vor das deutsche Volk, als Retter vor einem angeblich drohenden kommunistischen Blutbad, das tatsächlich jede Regierung mit den normalen Polizeikräften hätte niederhalten können, wenn es wirklich geplant worden wäre. Als Beweis für diese kommunistischen Pläne brannte am 27. Februar das Gebäude des deutschen Reichstags.

Der Reichstagsbrand spielte eine entscheidende Rolle bei der Errichtung von Hitlers Alleinmacht. Neben ihm wird eine zweite Massnahme häufig übersehen: die Einberufung der SA und SS als Hilfspolizei durch Göring. Durch diese Hilfspolizei haben die Nationalsozialisten nach altem Rezept die praktische Macht jenseits der Gesetze schon vor dem Reichstagsbrand in die Hände genommen. Aber erst der Reichstagsbrand überzeugte – zunächst – breite Volksmassen von der Notwendigkeit dieser rücksichtslosen Machtergreifung.

Durch den Verlauf des grossen Prozesses vor dem Reichsgericht gegen Torgier, Dimitroff und Genossen ist die Behauptung von einer kommunistischen Brandstiftung als unwahr erwiesen worden. Die wahren Brandstifter wurden im Urteil nicht erwähnt. Dass sie unter den Nationalsozialisten gesucht werden müssen, kann nicht mehr bezweifelt werden.

Eine ausführliche Analyse des Reichstagsbrandes kann hier nicht gegeben werden. Der Verfasser hat sie in «Geburt des dritten Reichs» versucht.

Hier sollen nur ein paar Beweisstücke nachgetragen werden.

Am Tage nach dem Reichstagsbrand kam ein hoher, damals etwas kaltgestellter Funktionär in den Nationalen Klub, dessen Räume dem Reichstag gegenüber liegen. Eine etwa zwölköpfige Gesellschaft besprach den Brand. Der Funktionär sagte verächtlich: «Dilettantische Arbeit! Das hätten meine Leute viel besser gemacht. Es hätte doch nicht passieren dürfen, dass der Oberbranddirektor Gempp, als er an der Brandstätte eintraf, noch die SA-Leute in Rauferei mit van der Lubbe vorfand!»

Dann gab er den bestürzten Zuhörern folgende Erläuterung: Der Brand sei durch den Sturm 17 der Berliner SA, den sogenannten Horst-Wessel-Sturm, gelegt worden. Man habe den ehemaligen Kommunisten van der Lubbe gedungen, indem man ihm sagte, er werde zwar verhaftet und etwa für zwei Jahre eingesperrt werden, aber sonst würde ihm nichts passieren, da dafür gesorgt sei, dass bei dem Unternehmen keine Menschenleben zu Schaden kommen würden. Nach seiner Freilassung werde er 50.000 Mark als Belohnung erhalten. Van der Lubbe habe dann zusammen mit den Leuten vom SA-Sturm 17 den Brand gelegt. Als dann Alarm geschlagen wurde und die SA-Leute verabredungsgemäss durch den unterirdischen Gang des Reichstags ins Palais des Reichstagspräsidenten flüchten wollten, habe van der Lubbe in der Angst und Verwirrung sich ihnen angeschlossen, obwohl er nach dem Plan auf der Brandstätte hätte Zurückbleiben sollen. Die SA-Leute wollten seine Flucht verhindern, es entstand eine Rauferei, und dabei wurden ihm Rock und Hemd vom Leibe gerissen, so dass man ihn später mit nacktem Oberkörper fand. Diesen Kampf habe der Oberbranddirektor Gempff (der später als Zeuge vorm Reichsgericht nichts davon erwähnte) noch gesehen.

Der Eindruck, den dieser Bericht auf die Gäste des Nationalen Klubs machte, sollte gleich darauf noch vertieft werden. Sie waren auf zwei Uhr zu einer Besichtigung des ausgebrannten Reichstags geladen; Göring führte persönlich. Im Sitzungssaal waren die an der hinteren Wand stehenden Klubsessel von unten angebohrt, und in den Löchern steckten Pechfackeln aus Werg; zum Teil waren sie nicht verbrannt. Göring bösaß die Fackeln und sagte mit einer Miene., die viele als zufriedenes Siegerlächeln empfanden: «Gute Arbeit, was?»

Die volle Wahrheit über den Reichstagsbrand ist noch nicht bekannt. Zu den moralischen Katastrophen, die er auslöste, gehört es, dass das Reichsgericht, mit Deutschlands ersten Richtern besetzt, sich bewusst dazu hergegeben hat, diese Wahrheit verschleiern zu helfen. Dass die nationalsozialistische Bewegung ein derartiges Mittel in den Dienst ihres Machtkampfes gestellt hat, wird dagegen niemanden erstaunen, der ihrer Geschichte bisher aufmerksam gefolgt ist. Sie hat, alle moralischen Hemmungen unter die Füsse stampfend, zweckmässig gehandelt und ihr Ziel erreicht. Das deutsche Volk wurde belogen, und das betrogene Werkzeug van der Lubbe verlor den Kopf; aber Adolf Hitler und sein Kreis beherrschen seit diesem Tage Deutschland.

Wie diese Herrschaft ausgeübt wird, ist vielen Menschen auf der Welt immer noch nicht bekannt. Hier nur wenige Hinweise.

Bis Mitte August 1935 hat das Regime 49 politische Gegner enthaupten lassen, meist mit dem Handbeil; elf Verurteilte warten auf den Tod. Die Zahl der verhängten Freiheitsstrafen gegen politische Gegner hat man auf 23.000 Jahre berechnet. Jede politische Tätigkeit, die als Hochverrat bezeichnet wird, kann mit dem Tode bestraft werden. Der Redakteur Schwerdtfeger von der Berliner Börsenzeitung ist zum Tode verurteilt worden, weil er interne Anweisungen des Propagandaministeriums für deutsche Zeitungen an ausländische Journalisten weitergegeben hat.

Politische Gegner und sonstige Missliebige werden ohne Richterspruch, ohne Angabe von Gründen in sogenannte Konzentrationslager gebracht. Über die Zahl der Insassen weiss man nichts Genaues; es sind sicher immer mehrere Zehntausende gewesen, zeitweise hunderttausend. Viele, ganz unpolitische Menschen, sitzen dort seit Jahren, ohne auch nur zu ahnen, warum. Von ihnen haben nicht alle ständig die härteste Behandlung erlitten; ein Teil jedoch wird ununterbrochen unmenschlich gefoltert. In diesen Lagern ist die Prügelstrafe offiziell eingeführt und zum Teil in schriftlichen Lagerordnungen fixiert. Ein Teil der Gefangenen wird monatelang in dunkle Zellen gesperrt, in denen man oft nur stehen oder hocken, aber nicht liegen kann; manche sind täglich geschlagen worden. In einer grossen Anzahl von Fällen ist offiziell erklärt worden, dass Gefangene Selbstmord begangen hätten; man kann daraus auf die unmenschliche Grausamkeit der Behandlung schliessen. Durch Unvorsichtigkeit der amtlichen Nachrichtenbüros sind in der ersten Zeit gelegentlich offizielle Mitteilungen über Misshandlungen versehentlich in die deutsche Presse gekommen. Die zu Hunderten vorliegenden, im Grossen stets übereinstimmenden Berichte entlassener Schutzhaftlinge lassen keinen Zweifel daran, dass die grausame Misshandlung wehrloser Gefangener nicht Einzelfälle, sondern System sind; das geht beispielsweise aus der Lagerordnung des Lagers Esterwege hervor, in der der Vollzug der Prügelstrafe geschildert wird. In einer Anzahl von Fällen hat man Gefangenen einen Strick in die Zelle gelegt und ihn sogar am Fenster befestigt, um ihnen den Selbstmord möglichst nahe zu legen. Der ehemalige kommunistische Abgeordnete Beimier berichtet, dass im Lager Dachau bei München der aufsichtsführende SA-Mann ihm täglich zugeredet habe, sich doch zum Selbstmord zu entschliessen, da er sonst nur länger leiden müsse; heraus komme er doch nicht. In Dachau wird die Prügelstrafe mit einem Ochsenziemer durchgeführt. Dies ist ein Ochsenchwanz, von dem die Haut

abgezogen ist und der eine knorplige Masse bildet; vor dem Schlagen wird er ins Wasser gelegt, weil grössere Elastizität die Schläge schmerzhafter macht. In der Regel werden 25 Hiebe auf das entblösste Gesäss gegeben; dabei platzt die Haut. Einige Mann halten den Gefolterten fest und pressen ihm eine Decke über den Kopf, damit man das Schreien nicht hört. Schon nach der ersten Verprügelung sind die Gefangenen meist so eingeschüchtert, dass sie in der Folge dem Kommando: «Bück dich!» ohne Zögern gehorchen. Wenn sie es nicht tun, springen sofort ein paar SA-Männer dem Unglücklichen an den Hals und drücken ihn nach unten. Das Prüegeln selbst besorgen oft höhere Vorgesetzte, z.B. in Dachau die Lagerkommandanten Erbsmüller und Eicke, Im «Columbia-Haus» in Berlin, der berüchtigten SA-Kaserne, heissen die Verprügelungen offiziell «Windstärke» und werden je nach ihrer Härte in Windstärke 1 bis Windstärke 4 unterschieden. Ausser den offiziellen Prügelakten, die als Strafe gegen wirkliche oder angebliche Vergehen oder zur Erpressung von Aussagen angewendet werden, gibt es das willkürliche Prüegeln durch das Aufsichtspersonal. Offenkundig werden in verschiedenen Lagern besonders rohe Elemente als Aufsichtspersonen verwendet; vielleicht ohne direkten Befehl, aber sicher mit Wissen und Willen der Lagerleitung besuchen sie regelmässig die Zellen, meist nachts, und verprüegeln die Gefangenen buchstäblich nach Herzenslust. Manche Gefangene, die durch grössere Empfindlichkeit oder aus sonst einem Grunde das Aufsichtspersonal besonders reizen, werden so regelmässig und unaufhörlich geprügelt, dass Selbstmord vielen als einzige Rettung erscheint. Wer durch das Prüegeln einen Gesundheitsschaden erlitten hat, schwebt oft in erhöhter Gefahr. Es gehört nämlich zur Praxis, dass entlassene Schutzhäftlinge schriftlich gute Behandlung bescheinigen müssen; oft sind auch Entlassene, deren Misshandlung einwandfrei feststeht, so eingeschüchtert, dass sie um keinen Preis die Misshandlung zugeben. Besteht nun die Gefahr, dass die Spuren der Misshandlungen nicht zu beseitigen sind, so kann es dem Gefangenen geschehen, dass er «auf der Flucht erschossen» wird. Die deutsche Presse brachte in den ersten Monaten des Regimes täglich Nachrichten über solche Erschiessungen «auf der Flucht». Nach offiziellen Meldungen deutscher Zeitungen sind nur in der Zeit vom 31. Januar bis zum 23. August 1933 196 Gegner der Nationalsozialisten gewaltsam getötet worden; es handelt sich ausschliesslich um Reichsbannerleute, Sozialdemokraten, Kommunisten oder Juden. Dabei ist ein grosser Teil der Todesfälle von deutschen Zeitungen bestimmt nicht gemeldet worden, wie Stichproben in mehreren, einwandfrei belegten Fällen zeigen.

Prügel und Dunkelhaft sind die vorwiegenden, weil einfachsten Folterme-

thoden. Es gibt auch andere. Man zwingt z.B. Gefangene unter Peitschenhieben, sich gegenseitig zu schlagen. Man zwingt sie, mit blossen Händen Abortgruben zu reinigen. Es wird ein Fall berichtet, dass ein Gefangener, dessen Name bekannt ist, homosexuellen SA-Leuten auf widerliche Art zu Willen sein musste. Den sozialdemokratischen preussischen Landtagsabgeordneten Heilmann zwang man, auf dem Boden zu kriechen, wie ein Hund zu bellern und einen richtigen Hund hinten zu beschnuppern.

Die Erlaubnis zum Töten.

Oft gestellte, quälende Frage: wo nahm der Mitmensch des zwanzigsten Jahrhunderts diese Bestialität her?

Man gebe beliebigen hundert Menschen die Erlaubnis, eine Schar menschliche Opfer ohne Strafe zu foltern und auch zu töten, und von den Hundert werden anfangs einige, dann immer mehr und schliesslich vielleicht ein Drittel regelmässig sich die Belustigung des Quälens verschaffen. Das ist eine furchtbare Wahrheit, aber es ist vielleicht der einzige Wert der Konzentrationslager, dass sie diese Wahrheit wieder an den Tag brachten.

Die Schuld liegt bei denen, die die Erlaubnis gaben und die Verantwortung von den Menschen nahmen. Verantwortungslosigkeit führt ohne Entrinnen zum Mord.

Hitler sagte: «Ich trage restlos die Verantwortung für alles, was in der Bewegung vorfällt.» Er trägt sie aber nicht, denn niemand kann ihn zur Verantwortung ziehen. Er hat nur seinen Anhängern die Verantwortung abgenommen und sie weggeworfen.

21. Der 30. Juni

Planlose Diktatur.

Es ist schwer, für den Augenblick Entschlüsse zu fassen, wenn man nicht auf lange Sicht einen Plan hat. Ungeheuer und gestaltlos wälzt sich die sogenannte nationale Revolution durch Deutschland. Dieses Stück Weltgeschichte macht den Deutschen so leicht niemand nach: diesen Wust von Organisation und diese Armut an Gedanken, diesen Taumel ohne Rausch, diesen Marsch ohne Ziel. Hitler ergreift fieberhaft alle möglichen Schlagworte und wirft sie wieder weg wie ein nervöser Raucher halbgerauchte Zigaretten. Im März 1933 verkündet er die nationale Revolution, im Juni erklärt er sie schon wieder für beendet. Anfang Mai ruft er den ständischen Aufbau der deutschen Wirtschaft aus, Ende Mai lässt er ihn abrechen. Er gibt nun das Stichwort aus: organisch wachsen lassen! Mit anderen Worten: die Dinge sollen planlos treiben, namentlich in der Wirtschaft; nur dort soll eingegriffen werden, wo ganz dringende Gefahr es fordert. Die Praxis des modernen Massenstaates zwingt aber zur Planwirtschaft, die Zeit des Laisser faire ist nun einmal vorbei; und da Hitler selbst keinen Plan hat, haben tausend kleine Hitlers tausend Pläne und Plänchen. Aus tausend grossen und kleinen Satrapien im Lande wird langsam Anarchie, und Hitler, Gott in den Wolken, lässt dieser Welt ihren wirren Lauf. Wörtlich sagte er am 7. Juli 1933 in seiner Rede an die Reichsstathalter. «Es kommt nicht auf Programme und Ideen an, sondern auf das tägliche Brot.»

Ein Opportunist, der sich in der Zeit der ersten äusseren Erfolge für kommende harte Zeiten mit einem Vorrat an Beliebtheit verproviantiert. Weder ein Revolutionär noch ein Reaktionär, sondern eben ein Opportunist und Schuldenmacher bei der Zukunft; hofft, dass schon irgendwer zahlen wird.

Das Ergebnis von anderthalb Jahren Regierung Hitler sieht gegen Mitte 1934 so aus: 1. Mehrere Millionen Menschen sind wieder in Arbeit gebracht worden. 2. Dieser Erfolg wird mit einer wirtschaftlichen Katastrophe bezahlt, die aus der Ferne heranzieht. 3. Aussenpolitisch sind einige Erfolge erzielt worden: Bündnis mit Polen, Durchbrechung des Versailler Vertrages durch

starke Aufrüstung ohne Widerspruch der Alliierten. 4. Die Kriegsgefahr ist stark gewachsen.

Erfolge und Misserfolge stehen sich also gegenüber. Die ausserordentliche Kraftanstrengung des Regimes ist nicht zu verkennen und wird von grossen Teilen der Bevölkerung auch anerkannt. Die kommenden Gefahren werden aber allmählich gesehen. Die Unterdrückung der Freiheit wird dann empfunden, wenn materielle Entbehrungen ihr gewissermassen Blut und Farbe geben; dies beginnt nunmehr. An die Greuel in den SA-Kellern und Konzentrationslagern glaubt nur ein Teil der Bevölkerung. Eine andere Regierung als Hitler kann sich fast niemand vorstellen, die alten Parteien wünschen nur sehr wenige zurück. Die Kritik am Bestehenden ist aber viel offener und gründlicher als 1933; die Regierenden, bisher nur an Begeisterung oder stumme Widerspruchslosigkeit gewöhnt, werden durch die Kritik gereizt. Hitler befiehlt einen systematischen Feldzug gegen die «Miesmacher und Kritikaster»; sehr ungeschickt, denn hier wird von oben her zugegeben, wie breite Schichten denken.

Röhms missglückte Karriere.

Die entscheidende Tatsache aber ist: im Mai 1934 wird klar, dass der Reichspräsident von Hindenburg nur noch wenige Monate zu leben hat. Wer soll sein Nachfolger werden? Schon einmal hatte die Frage gespukt. Im Februar 1933 hatte das Haus Hohenzollern eine Art Kronrat nach Potsdam zusammengerufen. Man sprach dort über den Plan, den Prinzen Oskar, einen der Söhne des ehemaligen Kaisers, als Reichsverweser zu verkünden. Der Reichstagsbrand hatte aus diesen Schreibtischprojekten vorläufig Asche gemacht.

Aber was nun, wenn Hindenburg stirbt? Hitler hängt von der Reichswehr ab. Gegen sie wird er nie Nachfolger Hindenburgs werden; nur mit ihr.

Und gerade in diesen unglücklichen Wochen muss Röhm einen Streit mit Blomberg anfangen!

Röhm will endlich ernten, was er fünfzehn Jahre lang gesät hat. Er stammt selber aus der Armee; hat sie in die Politik und zur Rebellion treiben wollen und ist dabei gescheitert. Er ist dann der Feind dieser Reichswehr geworden, hat sie beschimpft und dann wieder um sie gerungen; er hat neben ihr ein grösseres Heer aufgebaut, in den wilden Zeiten vor 1923 von Amts wegen, später von Hitlers wegen. Seine braunen Haufen sollten ein Heer sein, mocht-

te Hitler sagen, was er wollte. Er ist ins Volk gegangen, um dort Soldaten zu finden; Warenhausportiers und Schlosserlehrlinge wurden Gruppenführer. Nun soll die Reichswehr sich vor diesem Werk neigen; man wird ja ohnedies nächstens die offene Aufrüstung erklären und mehrere hunderttausend Mann unter die Waffen rufen. Dann soll die SA geschlossen und mit einem Schlage zum grössern Teil der Reichswehr werden: die Stürme sollen Kompagnien, die Standarten Regimenter, die Warenhausportiers und Schlosserlehrlinge Obersten und Generäle sein. Blomberg lehnt das heftig ab: die Reichswehr übernimmt keine geschlossenen SA-Verbände, und sie erkennt auch die Führerchargen der SA nicht an. Wer ins Heer eintritt, hat einzeln zu kommen und von unten auf zu dienen.

Zu anderer Zeit hätte Hitler den Streit zwischen Blomberg und Röhm nach seiner Gewohnheit wahrscheinlich schwelen lassen, ohne ihn zu entscheiden. Der bevorstehende Tod Hindenburgs aber zwang zur Entscheidung. Im Kabinett, dem Röhm als Reichsminister ohne Portefeuille angehörte, hatte es offene Zusammenstösse mit Blomberg gegeben. Röhm war in einer unglücklichen Lage. Solange Hindenburg noch lebte, konnte er nicht auf Aufnahme in die Armee rechnen; der Alte verabscheute ihn wegen seiner Veranlagung. Darum war Röhm, der Oberstkommandierende der drei Millionen starken SA, immer noch schlichter Hauptmann a. D. und allenfalls bolivianischer Oberstleutnant, während Göring direkt vom Hauptmann zum General aufgerückt war. Wenn aber der alte Feind auf Neudeck starb, dann glaubte wiederum Hitler, Röhm um der schönen Augen der Reichswehrgeneräle willen Verzicht und Geduld zumuten zu dürfen. Reichsminister Stabschef Oberstleutnant Hauptmann a.D. Röhm sieht seine Karriere in einer Sackgasse enden.

Anfang Juni lässt Hitler ihn kommen und appelliert an seine Freundschaft. Er bittet ihn, mit Rücksicht auf Hindenburgs nahen Tod, mit Rücksicht auf die schweren Entscheidungen jetzt die Reichswehr nicht herauszufordern. Röhm antwortet, es sei traurig, dass Hitler sich vor der Reichswehr fürchte; drei Millionen SA-Männer stünden bereit, für ihn zu kämpfen. Kämpfen? Diese SA, unter diesen Führern? Hitler sagt Röhm, dass er von dieser schmutzigen SA-Clique nicht geschützt werden will.

Ein sonderbar jäher Sinneswandel. Es ist gerade nur vier Monate her, da hat Hitler an Röhm einen fast zärtlichen Brief geschrieben und ihn mit Absicht der Öffentlichkeit übergeben; hat gesagt, es dränge ihn, «Dir, mein lieber Ernst Röhm, für die unvergänglichen Dienste zu danken, die Du der nationalsozialistischen Bewegung und dem deutschen Volke geleistet hast, und Dir zu versichern, wie sehr ich dem Schicksal dankbar bin, solche Männer wie Du als meinen Freund und Kampfgenossen bezeichnen zu dürfen. In

herzlicher Freundschaft und dankbarer Würdigung Dein Adolf Hitler». Geschrieben am 30. Januar 1934. Und Anfang Juni findet er – wie er sich in seiner Reichstagsrede vom 13. Juli über Röhm und seinen Kreis ausgedrückt hat – «Ihr Leben war so schlecht geworden wie das Leben derjenigen, die wir im Jahre 1933 überwunden und abgelöst hatten. Das Auftreten dieser Männer hat es mir unmöglich gemacht, sie bei mir einzuladen oder das Haus des Stabschefs in Berlin auch nur einmal zu betreten.» Das Haus des Mannes, für dessen Freundschaft er dem Schicksal dankbar war! Und dessen Lebensführung er fast seit zehn Jahren kannte und unzählige Male in Schutz genommen hatte!

Die plötzliche Sinnesänderung Hitlers gegen Röhm ist auf äussere Einwirkungen zurückzuführen. Hitler selbst hat mitgeteilt, dass Rudolf Hess den Stabschef dauernd bei ihm verdächtigte. Es gibt aber noch stärkere Einflüsse. Im Frühjahr beginnt in der englischen Öffentlichkeit eine Kampagne gegen die unmögliche Umgebung Adolf Hitlers. Bald ist es Göring, bald Röhm, der aufs Korn genommen wird. Der englische Minister Eden kommt nach Berlin, um Hitler kennen zu lernen; dem deutschen Botschafter in London wird zu verstehen gegeben, dass gewisse Persönlichkeiten an hoher Stelle des nationalsozialistischen Staates in den Augen der Engländer eine schwere Belastung Hitlers bedeuteten. Auch aus Italien kommen ähnliche Stimmen. Röhm, damals noch mit Goebbels gut befreundet, macht einen Gegenstoss. Goebbels lädt die ausländischen Journalisten ein, und Röhm hält ihnen einen grossen Vortrag; er will seine Sache besonders gut machen, indem er die Friedensliebe der Nationalsozialisten beteuert, und sagt deshalb: die Wehrhaftmachung Deutschlands werde bestimmt nicht zum Kriege führen, denn was die Deutschen auch immer täten, das Ausland würde ja doch nicht wagen, sie anzugreifen. Mit solchen Bemerkungen verbessert er die ausländische Meinung über sich selbst gewiss nicht. Und je dichter die ausländische Kritik prasselt, desto peinlicher wird Hitler dieser Freund.

Kennzeichnend, wie Hitler seine Abwendung von Röhm selbst sieht:

«Ich konnte nicht so ohne Weiteres mich mit dem Gedanken abfinden, dass ein Verhältnis, das ich auf Treue aufgebaut glaubte, nur Lüge sein sollte. Ich hatte noch immer die stille Hoffnung, der Bewegung und meiner SA die Schande einer solchen Auseinandersetzung zu ersparen und die Schäden ohne schwerste Kämpfe zu beseitigen.» Er machte sich Treue vor in dem Augenblick, in dem er sie brach, und hoffte bis zuletzt, den Folgen seiner eigenen jahrelangen Nachgiebigkeit entfliehen zu können. Diese Hoffnung auf ein schliessliches Wunder war der Grund, warum «ich in diesen Monaten immer wieder zögerte, eine letzte Entscheidung zu treffen».

Aber da Adolf Hitler nicht freiwillig zum Entschluss kam, wurde er gestossen.

Die Marburger Rede.

Franz von Papen, Vizkanzler ohne Einfluss, Hindenburgs ohnmächtiger Vertrauensmann, von Hitler betrogen und von Göring brutal an die Wand gedrückt, bereitet seine Rache vor. Er hat um sich einen Kreis konservativer Männer gesammelt. Stützt sich auf den katholischen Klerus, hinter ihm steht der Vatikan. Zu den Männern um Papen gehören der Ministerialdirektor Erich Klausener, der Führer der Katholischen Aktion, die konservativen Publizisten Dr. Edgar Jung und Dr. Walther Schotte, seine persönlichen Mitarbeiter von Bose und von Detten. Dieser Kreis glaubt, die Zeit der Defensive sei nunmehr zu Ende. Er sieht, dass Hitler die tatsächliche Führung seiner Partei längst verloren hat; dass alles drunter und drüber geht, dass ein halbes Dutzend grosser und ein halbes Tausend kleiner Paschas Deutschland nach Laune und Willkür regieren. Es ist so weit gekommen, dass ein persönlicher Mitarbeiter von Goebbels auf einer Dienstreise nach Bayern durch den dortigen Innenminister Wagner verhaftet wird und nur nach mühsamer Intervention wieder freikommt; ein Fall von vielen. Besonders zügellos gehen in diesem Frühsummer die ungebildeten und hemmungslosen Gebietsführer der Hitler-Jugend gegen die katholische Kirche vor, aufgehetzt von Rosenberg. An den Universitäten sind sogenannte SA-Hochschulämter eingerichtet worden, in deren Auftrag irgendwelche unberufenen Jünglinge Vorlesungen über «Weltanschauung» halten. Ihr Besuch ist Zwang und muss im Kollegheft bescheinigt sein. Damit die Hörer, sobald sie die Bescheinigung haben, nicht nach der ersten Viertelstunde wieder gehen, werden die Türen verschlossen. Der jugendliche Weltanschauungsprofessor diktiert seinen Hörern unter anderem sogenannte Kampflieder und schreibt dazu die Noten an eine Tafel; Text und Noten müssen sauber mitgeschrieben werden. An der Universität München wurden folgende Lieder diktiert:

«Die alte Judenschande ist endlich ausgefegt / die schwarze Lumpenbande wühlt weiter unentwegt. / Du, deutsches Volk, sag, muss das sein, / dass dich bespeit das schwarze Schwein? / Deutsche Männer, deutsche Frauen, macht jetzt Schluss mit der Faulhaberei! / Deutsche Männer, deutsche Frauen, schlägt das schwarze Lumpenpack zu Brei ! / Hängt auf ihn an den Galgen, den er schon längst verdient. / Das Volk und auch die Raben, die warten

schon auf ihn. / Erst wenn er baumelt in der Luft, / sind wir erlöst vom schwarzen Schuft.»

Noch schöner war ein anderes Lied:

«Wetzt die langen Messer an dem Bürgersteig! / Lasst die Messer flutschen in der Pfaffen Leib! / Und kommt die Stunde der Vergeltung, / steh wir zu jedem Massenmord bereit!»

Merkwürdig war folgender Vers:

«Hoch die Hohenzollern am Laternenpfahl ! / Lasst die Hunde baumeln, bis sie runterfall'n! / In die Synagoge hängt ein schwarzes Schwein! / Schmeisst die Handgranaten in die Kirchen rein!»

Das waren Blößen, in die sich leicht hineinstechen liess.

Papen hielt am 17. Juni in der Universität Marburg vor Studenten und Professoren eine Rede, die starke Bewegung im Bürgertum hervorrief. Die Lage sei ernst, sagt er, die Gesetze hätten Mängel, das Volk spüre die Wirtschaftsnot, Gewalt und Unrecht würden geübt, man höre auf mit der falschen Schönfärberei! Papen geisselte die Ablenkung der Unzufriedenheit auf «hilflose Volksteile». Auch dürfe man das Volk nicht unausgesetzt bevormunden. Das alles ging gegen Goebbels. Doktrinäre Fanatiker müssten verstummen – dies ein Hieb gegen Rosenberg. Das Schärfste aber war: Falscher Personenkult sei unpreussisch. Grosse Männer würden nicht durch Propaganda gemacht. Byzantinismus täusche darüber nicht hinweg. Und nun ganz schneidend: wer von Preussentum spreche, solle zunächst an stillen und unpersönlichen Dienst, aber erst zuletzt, am besten gar nicht, an Lohn und Anerkennung denken. Ein Peitschenhieb gegen Göring. Fast nach jedem Satz Beifallssalven. Die Rede war Deutschland aus dem Herzen gesprochen.

Wenige Tage darauf erschien die Gestapo in der Wohnung von Papens Freund, Dr. Edgar Jung, der die Rede ausgearbeitet hatte. Jung bat, sich noch einmal die Hände waschen zu dürfen; er schrieb rasch mit Bleistift das Wort Gestapo an die Wand des Badezimmers. Dann wurde er abgeführt und nicht mehr lebend gesehen.

Die Rede stellte die Männer um Hitler und diesen selbst vor dem ganzen Volke bloss. Erregt antwortete Goebbels vier Tage später in öffentlicher Rede: «Lächerliche Knirpse! Kümmerlinge! Hergelaufene Subjekte! Das Volk hat die Zeiten, da diese Herren in den Klubsesseln regierten, noch nicht vergessen. Das Recht zur Macht haben wir uns angeeignet, weil kein anderer da war, der auf dieses Recht Anspruch erhob. Kein Prinz, kein Kommerzienrat, kein Grossbankier und kein Parlamentshüptling!»

Hitler selbst eröffnet Papen unter vier Augen das Nötige. Aber da zieht Papen ein Glückwunschtelegramm Hindenburgs hervor. Hitler muss verstummen.

Wenn Papen jetzt, gestützt auf die Autorität Hindenburgs und beschirmt von der Reichswehr, die letzten Wochen oder Monate vor dem Tode des Greises nützt, kann viel nationalsozialistische Herrlichkeit über Bord gespült werden. Die Wirtschafts- und Finanzlage ist ernst genug, und die Stimmung wankt. Man kann es sich mathematisch ausrechnen, dass nur eine sehr kräftige Ablenkung diese Zwangslage sprengen wird.

Schleicher gegen die «Verbrecher».

Und diese Ablenkung findet sich. Kurt von Schleicher, General a.D., Minister a.D., Reichskanzler a.D., liefert sie. Auch Schleicher arbeitet an der Rache, wie Papen. Offen erzählt er das ganz fremden Menschen. In einer süddeutschen Stadt lässt er sich bei einem grossen Schneider einen Anzug machen. Dort sind mehrere kleine Probierkabinen nebeneinander. In einer dieser Kabinen steht der General von Schleicher in Unterhosen, den Blicken entzogen, aber seine Stimme schallt: «Dieses Lumpenpack, diese Verbrecher, diese schmierigen Strichjungens! Na, an mich trauen sie sich ja nicht heran. Ich sehe auch nicht mehr lange zu, diese Bande wird nächstens abserviert!» Der angstzitternde Schneider hat Mühe, mit «Leise, leise» und «Um Gottes willen, Herr General!» den tobenden Mann zu beruhigen. Aber was Schleicher denkt und spricht, ist ein offenes Geheimnis. In einer Gesellschaft sagt er: «Ich weiss, dass Lumpen und Verbrecher Deutschland regieren, aber in sechs Monaten sind sie nicht mehr am Ruder.»

Auch Schleicher überlegt sich, was nach dem Tode Hindenburgs werden soll.

In den Kreisen, die immer dabei sind und überall dazu gehören, wird eine Liste für ein neues, ein besseres Kabinett Hitler herumgereicht. Hindenburg ist als tot angenommen. Hitler ist nach wie vor Reichskanzler. Sein Vizekanzler ist aber nicht mehr Papen, sondern Schleicher, und die Wirtschaft führt Gregor Strasser. Auf dem Stuhl Hindenburgs aber sitzt als Reichsverweser der Prinz August Wilhelm von Preussen.

Der Prinz August Wilhelm ist das einzige Mitglied des Hohenzollernhauses, das der nationalsozialistischen Partei angehört. Er ist ihr im Frühjahr 1930 beigetreten. Damals ist gerade Hugenbergs und Seldtes Volksbegehren gegen den Youngplan gescheitert und hat als einziges Ergebnis einen Millionenglanz von Wählerstimmen um Hitler zurückgelassen. Der Prinz hat bis dahin dem Stahlhelm angehört; nun schreibt er an den stellvertretenden Landesführer von Berlin, Major Schmeidler, einen Absagebrief: die Kampffront

sei ja doch zusammengebrochen, nur Hitler habe den Kampf entschlossen fortgesetzt. Seine Hoffnung bleibe, dass die braune und die graue Front sich zum Endkampf zusammenfinden möchten. Der Kaiserssohn als Gefolgsmann des böhmischen Gefreiten wurde natürlich sofort ein Schaustück der nationalsozialistischen Massenversammlungen. Wo ein Hitler führe, könne jeder sich einordnen, erklärte der Prinz schmeichelnd. Bei einem Krawall der Braunhemden auf dem Bahnhof in Königsberg bekam der Prinz zusammen mit Dr. Goebbels Prügel von der Polizei. Darauf schrieb der Vater ihm aus der Villa in Doorn: «Du darfst stolz sein, dass Du zum Märtyrer dieser grossen Volksbewegung werden durftest.» Der Prinz war stolz; eine andere, führende Rolle hat er in der Partei nicht gespielt. Er war persönlich gut befreundet mit Karl Ernst, dem SA-Gruppenführer von Berlin, dem Manne, der wahrscheinlich den Reichstag angezündet hat und auch sonst einen schlechten Ruf besass. In der Brandnacht war der Prinz August Wilhelm einer der ersten am Tatort, doch richtet sich gegen ihn persönlich kein Verdacht.

Auch seine Erhebung zum Reichsverweser auf der genannten Liste geschah wahrscheinlich ohne sein Zutun, aber Göring liess ihn jedenfalls überwachen.

Die merkwürdigste Figur auf der Liste war aber Röhm. Röhm war dort als künftiger Reichswehrminister verzeichnet.

Wie kam Schleicher dazu, Röhm auf diese Liste zu setzen? Aber halt, man muss ja zuerst fragen, ob die Liste überhaupt von Schleicher stammt. Sie kann sehr wohl ein Provokateurstück sein. Da Schleicher den Mund nun einmal nicht hielt, war es nicht schwer, eine Unmasse Äusserungen von ihm zusammenzutragen, die für Columbiahaus und Oranienburg zehnmal reichten. Hitler selbst hat in seiner grossen Rechtfertigungsrede nicht zu behaupten gewagt, dass Röhm mit Schleicher diese Pläne besprochen, ja, dass er überhaupt mit ihm gesprochen habe. Er habe nur durch einen «durch und durch korrupten Hochstapler» zu Schleicher die «Beziehung» aufgenommen. Dieser durch und durch Korrupte war kein anderer als jener Werner von Alvensleben, der am 30. Januar Hitler in die Macht hatte hineinstossen helfen. Schleicher selbst hat – laut Hitler – mit seinen Plänen nur «dem inneren Wunsche des Stabschefs den äusseren Ausdruck verliehen». Röhm hat also den Wunsch nicht einmal ausgesprochen. Und das nennt man ein Komplott! Richtig war freilich, dass Schleicher und Röhm einmal eng zusammengearbeitet hatten – um Hitler zur Macht zu verhelfen.

Richtig war auch, dass Röhm – nach Schleichers Bekundung – diesem Details aus Hitlers Privatleben erzählt hatte. Aber diese alten Beziehungen wa-

ren lange gerissen, und es war für beide Teile gewagt, sie jetzt wieder zu knüpfen.

Noch unklarer ist die angebliche Beteiligung Gregor Strassers an dieser sogenannten Verschwörung. Hitler widmet ihm einen einzigen Satz: Strasser «wurde beigezogen». Mehr ist über die angebliche Verschwörung Gregor Strassers niemals bekannt geworden. Hitler konstruiert in seiner Rechtfertigungsrede eine Gruppe Schleicher-Strasser-Röhm, die es bestimmt nicht gegeben hat.

Röhms Einkreisung.

Was sich wirklich vollzieht, ist ein schwerer Lebenskampf zwischen den normalen, traditionellen Mächten, dem Fundament und Gebälk des Staates, und dem kolossalen Schwammgebilde der nationalsozialistischen Partei, das in diesem Staate wuchert, ihn aushöhlt und überwächst. Diese Auseinandersetzung spielt sich nicht nur ausserhalb, sondern auch innerhalb der Partei ab. Den Staat vertritt Göring, der Ministerpräsident von Preussen, der Herr der Polizei, der Vorgesetzte aller Beamten. Für die Partei steht Röhm da, der Bandenführer an der Spitze von drei Millionen. Farblos und hilflos irrt zwischen diesen Gegensätzen der Führer umher, verkörpert in dem Doppelwesen Hitler-Hess; und ist Adolf Hitler in dieser Krise wie immer entschliesslos, so erscheint Rudolf Hess geradezu als ahnungslos, nicht erfassend, was und zwischen wem hier gespielt wird. Und zwischen allen das hellhörige, schwarze, kleine Wiesel, das von einem krachenden Balken zum andern hüpfet und in jedem Zusammenbruch noch mit einem verzweifelten Satz festen Boden erreicht hat: Goebbels.

Kurz nach seiner heftigen Aussprache mit Hitler tritt Röhm einen Urlaub an. Es war ein wirklicher Krankheitsurlaub; Röhm ging zur Jodkur nach Bad Wiessee am Tegernsee und wohnte im Sanatorium «Hanselbauer». Der «Hanselbauer» war ein unter ärztlicher Überwachung stehendes Haus. Heines machte dort die gleiche Kur wie Röhm mit.

Ein paar Wochen später, am 1. Juli, begann der regelmässige jährliche Gesamturlaub der SA. Dieser Urlaub hatte nicht die politische Bedeutung, die man ihm öfters zugeschrieben hat; er bedeutete keineswegs eine Verabschiedung der braunen Armee. Röhm machte sich in einem Erlass an die SA über derartige Gerüchte lustig und kündigte an, die «Feinde der SA» würden «zu der Zeit und in der Form, in der es notwendig erscheint, die gebührende Antwort erhalten». Das war zweifellos eine schwere Drohung. Die Erklärung, die vom 7. Juni datiert ist, schliesst mit dem Satz:

«Die SA ist und bleibt das Schicksal Deutschlands.» Kein «Heil Hitler», kein «Sieg Heil» auf den Führer. Nach dem ärgerlichen Zusammenstoss, den er soeben erst mit dem alten Freunde gehabt, war Röhm nicht nach dergleichen zumute.

Er begann seinen Urlaub mit ein paar wilden Tagen in Heidelberg in Gesellschaft seines Stabes und sonstiger Freunde. Sie liessen ihrer Neigung jeder Art zügellosen Lauf; die Käufe von Schminke und Puder fielen den Geschäftsleuten auf. Im Hotel wurden grosse Mengen Alkohol hinabgeschüttet und in der Begeisterung Spiegel zertrümmert. Der Skandal wurde so gross, dass die schlagenden Studentenverbindungen Röhm sagen liessen: wenn er nicht Heidelberg verlasse, werde man ihn aus dem Hotel prügeln. Darauf reiste er mit seinen Begleitern ab.

Inzwischen baut sich um Hitler ein Stab von Spionen zur Beobachtung von Röhm, Schleicher, Strasser und Papen auf. Das Haupt dieser Späher ist Heinrich Himmler, vor zwölf Jahren Röhm's Freund und Kamerad in dessen kleinem Wehrverband «Reichskriegsflagge», später Sekretär und Schützling Gregor Strassers. Heute, Reichsführer der SS und Chef der Geheimen Staatspolizei aller deutschen Länder, bespitzelt er die beiden. Sein wichtigster Gehilfe ist ein junger Mensch, namens Heydrich. Zu ihnen gesellt sich als Dritter der SA-Gruppenführer von Hannover, Wilhelm Lutze, in dessen Hause Hitler persönlich verkehrt und der auch mit Goebbels nahe befreundet ist.

Und nun Goebbels selbst. Die Treulosigkeit dieses Menschen ist unheimlich. Schon zweimal hat er gutmütige oder auch ein wenig tölpelhafte Kameraden zur Rebellion aufgehetzt und dann im letzten Augenblick verraten; 1926 machte er es so in Bamberg mit Gregor Strasser, 1931 in Berlin mit Stennes, Jetzt hält er sich an Röhm. Es ist kennzeichnend, dass Goebbels in seinem «Tagebuch», das Frühjahr 1934 erschien, Röhm über die Massen herausstrich; Göring wird erst am Schluss mit einer plötzlichen Lobhudelei bedacht, so als sei diese gerade im letzten Augenblick noch eingefügt worden. Noch nach Papens Marburger Rede hat Goebbels sich zu den Revolutionären bekannt und gegen die Reaktion gewettert. Noch im Juni hatte er sogar Besprechungen mit Röhm in München. Er scheint buchstäblich erst im letzten Augenblick umgefallen zu sein und kann sich dem Verdacht nicht entziehen, dass er dann den Denunzianten gespielt hat.

Wenn man sich mit einer solchen Bande von Beobachtern und Zuträgern umgibt wie mit diesen Himmler, Heydrich, Lutze und auch Goebbels, dann mag man viel durch sie erfahren, aber man wird auch von ihnen abhängig. Diese Männer tragen zusammen mit Hess und Göring die Verantwortung für die folgenden Ereignisse. Eine entscheidende Rolle spielt die Meldung,

Schleicher und Röhm seien mit dem französischen Botschafter François-Poncet zusammengekommen. Ein solches Zusammentreffen hat tatsächlich im Hause eines bekannten Finanzmannes stattgefunden. Schleicher war nicht ganz angenehm davon berührt; er wollte auf keinen Fall in falschen Verdacht geraten. Hitler behauptet, eine geheime Zusammenkunft habe stattgefunden; und wenn eine derartige Zusammenkunft mit einem fremden Staatsmann ihm derart verheimlicht werde,

«... dann lasse ich solche Männer totschiessen, auch wenn es zutreffend sein sollte, dass bei einer vor mir so verborgenen Beratung nur über Witterung, alte Münzen und dergleichen gesprochen worden sein soll.»

Also Hinrichtung ohne Schuldbeweis, auf blossen Verdacht hin. Es kann nicht mehr bezweifelt werden, dass Hitler, günstigstenfalls, das Opfer einer falschen Information geworden ist. Feierlich ist Schleicher rehabilitiert und seine Erschiessung als furchtbarer Fehlgriff zugegeben worden; dies geschah in einer Versammlung der hohen Reichswehroffiziere und höheren Parteiführer in der Linden-Oper zu Berlin am 3. Januar 1935. Ausdrücklich hat der Generalfeldmarschall von Mackensen bei einer Gedächtnisansprache ihn unter den Kameraden erwähnt, die in Ehren gestorben waren. Die Generäle kümmerten sich um den ermordeten General; um Röhm und Strasser kümmerte sich niemand, vielleicht wäre sonst auch ihre Schuld inzwischen widerrufen worden.

Doch ein merkwürdiges Anzeichen aus Frankreich liegt freilich vor. Der Minister des Äusseren, Louis Barthou, lässt im Gespräch verlauten, er habe sichere Nachrichten aus Deutschland, dass dort grosse Umwälzungen bevorstünden. Mit dem Unterton: es hat keinen Zweck, mit dieser Regierung noch zu verhandeln, ihr Sturz ist nahe.

Der Gefreite und die Generäle.

Und damit sind wir wieder beim Ausgangspunkt.

Hindenburg wird demnächst sterben. Dann braucht Hitler die Reichswehr zur Schilderhebung.

Zwei einflussreiche Gruppen wollen ihn, zum Teil bereits vorher, einschütern und lahmlegen: Schleicher auf der einen, Papen auf der anderen Seite. Beide aber – und das ist sein Glück – arbeiten gegeneinander.

Röhm hatte seinen besonderen Plan. Man braucht nicht zu zweifeln, dass er die SA einmal in Aktion treten lassen wollte, wahrscheinlich im Herbst. «Ihr seid die Garanten der nationalen Revolution», hatte Hitler den SA-Füh-

ern am 7. Mai 1933 in Kiel erklärt. «Die Stunde der Abrechnung ist gekommen, wir werden eiskalt die Konsequenzen ziehen, Auge um Auge, Zahn um Zahn!» Dies Versprechen schien den SA-Führern trotz Konzentrationslagern und Prügelkellern noch nicht eingelöst. Manche von ihnen waren Polizeipräsidenten geworden, einige waren schon wieder abgesetzt; andere steckten als Reichstagsabgeordnete oder beschäftigungslose Mitglieder von Görings «Staatsrat» tausend Mark im Monat ein – aber sie wollten mehr. Sie wollten die Ministerposten, sie wollten Bankdirektoren und Konzernleiter werden, Bürgermeister, Magistratsräte, Generaldirektoren von halbstaatlichen Wirtschaftsgesellschaften. In den Stäben und Wirtschaftsämtern dieser SA sassen genug verkrachte Kaufleute und junge Diplomvolkswirte, die auf Ernst Röhm gewettet und seinem Stern vertraut hatten; was war er aber? Reichsminister ohne Portefeuille, ohne Einfluss und Geschäftsbereich, während Göring in Preussen Staatsdomänen verschenkt, fette Posten austeilte und den hungrigen SA-Hauptlingen ein paar Staatsratmandate wie Almosen hinwarf. Die Zertrampelung der Marxisten war schliesslich nicht das Ziel des Lebens; wenn man sich dadurch eine bequeme Stellung in Staat und Gemeinde freimachte, war es ja gut, aber die grossen, wirklich einträglichen Positionen waren fest besetzt mit Herren, denen gegenüber Hitler die Konsequenzen Auge um Auge, Zahn um Zahn leider gar nicht zog; im Gegenteil, er verbat es sich, dass man «gute Wirtschaftler» absetzte, wenn der an deren Stelle tretende Nationalsozialist selber von Wirtschaft nichts verstehe. Das hatte er bereits Anfang Juli 1933 den SA-Führern und den Reichstatthaltern zugerufen und schon damals bedeutungsvoll hinzugefügt, er werde sich «rücksichtslos» gegen eine sogenannte zweite Revolution wenden. Unterm Schutz dieser Drohung sassen sie behaglich vor ihren Diplomatschreibtischen und in den Klubsesseln, jene Herren, denen die zu kurz gekommenen Klubsesselanwärter im braunen Hemd allgemein den Beinamen der «Reaktion» gaben.

«Gegen die Reaktion» wird der Schlachtruf der bei der «nationalen Revolution» zu kurz Gekommenen. Diese bereiten sich auf grosse Tage vor. Röhm soll nach Hitlers Angaben einen Kriegsschatz von zwölf Millionen Mark gesammelt haben. In der SA wiederum flüstert man von dem Bankkonto «Armin Huber» in der Schweiz. Auf beiden Seiten wird Proviant angehäuft. Röhm dachte offenbar an eine Aktion, zu der er Hitler auch wider dessen Willen mitreissen werde; er wusste, wie dieser Mann sich stets von vollzogenen Tatsachen imponieren liess. Vieles an Hitlers späterer Rechtfertigung im Reichstag ist unglauwbüdig, aber dieser Satz ist glaubhaft: «Die Notwendigkeit des eigenen Vorgehens der SA wurde begründet mit dem

Hinweis auf meine Entschlussunfähigkeit, die erst dann behoben sein würde, wenn Tatsachen geschaffen wären.» Röhm kannte seinen Führer.

In einer Unterhaltung mit höheren SA-Führern während dieser Wochen sagte er wörtlich: «Wenn der Adolf uns wieder einmal etwas vorweint – diesmal geben wir nicht nach!»

Wiederum unwahrscheinlich und unbewiesen ist der Plan einer gemeinsamen Aktion mit Schleicher. Denn das, was Röhm geplant haben kann, war das grade Gegenteil von dem, was Schleicher vorhatte und vorhaben konnte: die Beseitigung der «Lumpen und Verbrecher».

Ohne Schnörkel und Widerspruch aber nennt Hitler den tieferen Grund seiner eigenen Aktion:

«Ich habe», sagt er in seiner Reichstagsrede vom 13. Juli, «seit vierzehn Jahren unentwegt versichert, dass die SA nichts zu tun hat mit dem Heere. Es wäre eine Desavouierung meiner Politik gewesen, an die Spitze des Heeres nun den Führer der SA zu berufen... Mein dem Reichspräsidenten gegebenes Versprechen, die Armee als unpolitisches Instrument zu bewahren, ist für mich bindend aus innerster Überzeugung und aus meinem gegebenen Wort. Es wäre mir aber weiter eine solche Handlung auch menschlich unmöglich gewesen gegenüber dem Wehrminister des Reichs. Ich und wir alle sind glücklich, in ihm einen Ehrenmann sehen zu können vom Scheitel bis zur Sohle. Er hat die Armee aus innerstem Herzen versöhnt mit den Revolutionären von einst und verbunden mit der Staatsführung von heute... Es gibt im Staate nur einen Waffenträger: die Wehrmacht, und nur einen Träger des politischen Willens: dies ist die nationalsozialistische Partei... Ich kann von den Offizieren und Soldaten nicht fordern, dass sie im Einzelnen ihre Stellung zu unserer Bewegung finden, aber keiner von ihnen hat seine Stellung der Pflicht dem nationalsozialistischen Staate gegenüber verloren.»

Vierzehn Jahre Streit mit Röhm werden jetzt endlich blutig abgeschlossen. Wieder hat Hitler die Dinge schlittern lassen; wieder hat er Röhm gegen die eigene Überzeugung gewähren lassen; ist starr und stolz vor den braunen Kolonnen marschiert, ohne sich umzusehen, wie es hinter ihm unheimlich wuchs. Jetzt drängt eine Säule von drei Millionen SA-Männern hinter ihm her, und Gott weiss, wohin sie ihn drängen. Kommunisten und Sozialdemokraten sind in grosser Zahl darunter; manche Stürme heissen «Beefsteaks»: aussen braun und innen rot. Es werden Witze erzählt; zwei SA-Leute unterhalten sich: In unserm Sturm sind drei Nazis, aber die werden wir bald hinausgeekelt haben.

Zwischen dieser SA und dieser Reichswehr hat er zu wählen in dem Augenblick, in dem er sich auf den Kampf um die Reichspräsidentschaft vorbereiten muss. Die SA ist nationalsozialistisch – aber was ist das? Hat denn Hit-

ler selbst in diesen vierzehn Jahren es ein einziges Mal fest und bestimmt definieren können? Die Reichswehr ist nicht nationalsozialistisch; er sagt es selbst – aber sie wird zu Hitler halten, wenn er jetzt zu ihr hält.

Die Steine, die man noch so hoch in die Luft wirft, kommen doch endlich einmal herunter. Hitler hat nie zwischen verschiedenen Möglichkeiten wählen wollen; hat immer versucht, alle Möglichkeiten zugleich zu ergreifen. Die Folge ist, dass er im entscheidenden Augenblick nur noch zwischen zwei Fehlern wählen kann. Er muss entweder die SA zerschlagen oder mit der Reichswehr brechen.

Die Reichswehr – das ist der Herr Präsident. Hitler trifft die Wahl seines Lebens.

Auf des Messers Schneide.

Und wenn man schon zuschlägt, dann schlägt man richtig zu. Röhm und seine Kumpane waren keine Leute, die man verwahrt, wo weder Mond noch Sonne sie bescheint. Mit ihnen brechen, hiess mit Männern brechen, die vor keiner Rache zurückschreckten; vor Mord nicht und vor vielleicht noch Schlimmerem nicht: vor Enthüllungen aus der Vergangenheit. Gelang es einem Röhm, jemals wieder zu entkommen, dann war Adolf Hitler ihm ausgeliefert; hatte Röhm doch sogar zu Schleicher geplaudert.

Nein: «Meutereien bricht man nach ewig gleichen eisernen Gesetzen.» Der Führer wird der Weltgeschichte ein Beispiel liefern.

Denn es geschehen erschreckende Dinge. Am 20. Juni lässt Göring seine in Schweden verstorbene erste Frau in einem Prunkgrab in dem staatlichen Jagdrevier Schorfheide, das er praktisch für sich persönlich in Beschlag genommen hat, beisetzen. Er macht aus dieser Familienangelegenheit eine grosse Staatsfeier. Hitler macht mit. Von einer Besprechung mit Himmler fährt er am Nachmittag in die Schorfheide hinaus. Himmler sitzt neben ihm im Fond des Wagens, und zwar wider die Etikette rechts. Am Ziel tritt ein junges Mädchen an den Wagen, um dem Führer einen Blumenstrauss zu überreichen, den nun Himmler in Empfang nehmen muss. Er beugt sich hinaus, im selben Augenblick fällt ein Schuss, Himmler ist am Arm getroffen. Sofort wird nach dem Schützen gesucht, aber man findet ihn nicht. Das junge Mädchen hat mit der Sache offenbar nichts zu tun. Nur soviel ist klar: der Schuss, der sicherlich Hitler galt, kam aus nächster Nähe, der Schütze ist zweifellos ein Nationalsozialist, und zwar nicht der erste beste. Die aus SA

bestehende Stabswache Görings wird aufgelöst und durch einen SS-Sturm aus Unterfranken ersetzt. Hitlers Gemütszustand lässt sich erraten.

Am 24. Juni scheint die Entscheidung gefallen zu sein. Seit dem 25. Juni sind Reichswehr und SS im Alarmzustand. Karl Ernst, der Berliner Gruppenführer, erfährt davon; telefoniert Blomberg und Göring an: ob etwas Besonderes los sei? Zweimalige Antwort: Nein.

Hitler ist an diesem Tage in Oberbayern und besichtigt den Bau der ihm besonders am Herzen liegenden Autostrasse durch die Alpen. Scheinbar tiefster Friede.

Am gleichen Tage aber auch ein letzter Versuch zur Versöhnung mit Röhm. Rudolf Hess – also der andere Hitler hält eine merkwürdige Rede über den Kölner Sender. Er wollte sie ursprünglich schon am Tage zuvor in Essen halten; ein Platzregen hat das angeblich verhindert. Wahrscheinlich musste die Rede noch im letzten Augenblick auf die politische Lage abgestimmt werden. Hess sagte:

«Es wird derjenige, der lange in der Bewegung des Führers zu stehen die Ehre hat, grosszügig sein gegenüber menschlichen Eigenarten und Schwächen bei Führern des Nationalsozialismus, wenn sie Hand in Hand gehen mit grossen Leistungen. Und er wird mit den grossen Leistungen die kleinen Schwächen verzeihen.»

Wie denn? «Ihr Leben war so schlecht geworden...» Ja, nach dem 30. Juni hiess es so. Aber am 25. waren es erst «kleine Schwächen». Und wären es geblieben, wenn Röhm besser auf Hess' Warnung gehört hätte: «Revolutionen in Staaten mit komplizierten modernen Wirtschaftsleben können nicht nach dem Muster der alljährlichen Revolutiönchen kleiner exotischer Republiken gemacht werden.» Hörst du es, Oberstleutnant aus Bolivien? Gib deinen Plan auf, unterwirf dich dem General von Blomberg – vielleicht kommst du damit um die Unterwerfung vor dem General Göring noch einmal herum. Vielleicht wirst du dann wieder deines Führers alter Kumpan auf du und du, den zum Freund zu haben ein Glück ist. Man hat den Eindruck: Blomberg und Göring haben den Untergang Röhm's schon beschlossen, aber Hitler möchte ihn noch einmal retten.

Am 28. und 29. Juni hielt Hitler sich in Westfalen und im Rheinland auf. In Essen liess er sich zusammen mit Herrn Krupp von Bohlen und Halbach fotografieren. Abends sitzt er zu Godesberg am Rhein im Hotel seines Freundes und Kriegskameraden Dreesen. Arbeitsdienstmänner bringen ihm einen Fackelzug, der die Form eines riesigen Hakenkreuzes hat.

Am nächsten Tag, also am 30. Juni, wird bei Röhm in Bad Wiessee eine Besprechung der höheren SA-Führer aus ganz Deutschland stattfinden. Hit-

ler ist zu dieser Besprechung angemeldet. Röhm erwartet ihn in aller Harmlosigkeit; zu einem Mitarbeiter, der am 29. abreist, sagt er: «Bleiben Sie doch bis morgen, der Chef kommt auch.»

Für den Nachmittag des 30. Juni hat Heines eine Dampferfahrt mit Hitler auf dem Ammersee vorbereitet, und auf den Abend hat Röhm ein Bankett im Hotel «Vier Jahreszeiten» in München anrichten lassen, wobei ein vegetarisches Menu für Hitler nicht vergessen ist. Bei einem Maler hat Röhm ein Exlibris bestellt, das er Hitler bei diesem Mahl überreichen will; es zeigt das Buch «Mein Kampf», darauf liegt ein Schwert, und darüber schliessen sich zwei Hände ineinander.

Nach Putsch oder auch nur erregter Aktion sieht das nicht aus. Allerdings hat der Flieger Udet von Röhm eine versiegelte Order erhalten, am 2. Juli zu öffnen; zu dieser Öffnung ist es nicht mehr gekommen, Udet hat das Kuvert den Siegern des 30. Juni abgeliefert. Später zeigt ihm Hitler den Inhalt, der besagte, dass Udet sich mit dem Flugzeuggeschwader der SA bereithalten solle. Wozu? Wenn Röhm wirklich einen Bürgerkrieg wollte, dann war ein Flugzeuggeschwader wohl die ungeeignetste Waffe.

Hitler selbst brüdet, wie er angibt, schon seit einigen Tagen an dem Plan, Röhm bei seiner Ankunft mittags zwölf Uhr zu verhaften, ihm aber sonst vorläufig nichts zu tun. Draussen stehen die Arbeitsdienstmänner mit ihren Fackeln.

Da erhält er nachts um ein Uhr in Godesberg «aus Berlin und München zwei dringendste Alarmnachrichten», wie er sagt. Nämlich: In Berlin sei Alarm für die SA angeordnet, um fünf Uhr nachmittags wolle Ernst die Regierungsgebäude überfallen und besetzen. In München sei die SA bereits für den 29. abends neun Uhr alarmiert.

Der Überbringer dieser Nachrichten war Goebbels, der aus Berlin im Flugzeug gekommen war. Nun fällt die letzte Entscheidung. Der als Nachfolger Röhm's ausersehene Lutze, der mit seiner Familie zu der von Goebbels und seiner Gattin planmässig aufgebauten Hausfreundschaft Hitlers gehört, wird, ebenfalls im Flugzeug, aus Hannover herbeigeholt.

Hitler widerspricht sich.

Von hier ab kommt man den Vorgängen nur noch durch Kritik und Analyse bei; anders ist ein Durchfinden durch die Widersprüche nicht möglich.

Röhm hatte seine wichtigsten Unterführer: Heines, Hayn, von Heyde-

breck, von Krausser, Schneidhuber und viele andere auf den Vormittag des 30. Juni nach Bad Wiessee in den bayrischen Bergen bestellt. Am gleichen Tag wollte er angeblich Revolution machen. Also während in Berlin, in Breslau, in Dresden und überall ringsum im Reich die SA marschieren sollte, sassen ihre Führer zehn, zwölf, ja sechzehn Stunden entfernt in einem oberbayrischen Nest. Dies allein ist schon ein Beweis, dass wenigstens am 30. Juni Röhm keine Aktion geplant haben kann.

Ein weiterer Widerspruch: Nach dem amtlichen Bericht vom 1. Juli soll die Münchner SA alarmiert worden sein unter der Parole: Der Führer ist gegen uns, heraus auf die Strasse! Nach Hitlers Darstellung im Reichstag sei dagegen in Berlin die Losung ausgegeben worden: Wir müssen den Führer befreien, die Aktion ist für Hitler. Es wäre also ein Putsch mit zwei entgegengesetzten Parolen an zwei verschiedenen Orten gewesen. Das spricht zum Mindesten nicht für planmässige Vorbereitung.

Dritter Widerspruch: Nach der amtlichen Darstellung hat Röhm seine Unterführer nach Wiessee bestellt, um von dort aus mit ihnen Revolution zu machen. Nach Hitlers Darstellung im Reichstage ist Ernst aus demselben Grunde gerade nicht nach Wiessee gefahren, sondern in Berlin geblieben – auch um Revolution zu machen. Ein höherer SA-Führer konnte also in jenen Tagen sowohl nach Wiessee fahren wie auch ruhig zu Hause bleiben; in jedem Falle war es ein Zeichen, dass er meutern wollte. Mussten wir oben eine einheitliche Handlung mit zwei entgegengesetzten Zielen annehmen, so finden wir in dieser Version zwei gegensätzliche Handlungen mit angeblich demselben Ziel.

Vierter Widerspruch: Die ganze deutsche Presse meldet am 1. Juli, Ernst sei in Bremen zusammen mit seiner Frau verhaftet worden, als er gerade eine Reise nach Madeira antreten wollte. Über diese Verhaftung, die tatsächlich nicht in, sondern bei Bremen stattfand, liegen so viele Berichte vor, dass an Ernsts Reise nach Bremen kein Zweifel ist. Selbst wenn man nun annehmen wollte, dass Ernst vielleicht das Misslingen des Putsches erkannt und im letzten Augenblick die Flucht ergriffen habe, so wäre diese Reise nach Bremen das denkbar unwahrscheinlichste. Denn auf einem deutschen Schiff war Ernst immer noch auf deutschem Boden, und ein drahtloser Verhaftbefehl konnte den Kapitän in wenigen Minuten erreichen.

Fünfter Widerspruch: Nach dem amtlichen Communiqué ist Schleicher von Kriminalbeamten erschossen worden, als er sich seiner Verhaftung mit der Waffe widersetzen wollte. Hitler dagegen hat im Reichstag behauptet, er habe Schleicher «totschiessen» lassen, weil er sich mit François-Poncet über das Wetter und über alte Münzen unterhalten habe.

Sechster Widerspruch: Hitler hat im Reichstag erklärt, er habe noch bis

zum 30. Juni morgens ein Uhr Röhm nur verhaften, aber nicht erschossen wollen. Zugleich behauptet er aber, Göring habe «schon vorher» den Auftrag bekommen, «im Falle der Aktion» seinerseits sofort «die analogen Massnahmen» in Berlin und Preussen durchzuführen. Die analogen Massnahmen bestanden in sofortiger Erschiessung. Göring selbst hat sich deutlicher ausgedrückt als sein Führer. In einer Konferenz vor der deutschen Presse sagte er am 1. Juli 1934: «Vor Tagen hat er mir den Befehl gegeben, auf sein Stichwort hin zuzuschlagen und mir damit vollziehende Gewalt übertragen.» Es ist also erwiesen, dass die Erschiessungen schon «vor Tagen» geplant waren und nicht erst am 30. Juni morgens ein Uhr beschlossen wurden, wie Hitler das behauptet.

Unter den Alarmnachrichten der Nacht vom 29. Juni war offenbar auch die, dass Röhm Hitler verhaften und sogar ermorden lassen wolle. Woher diese Meldung stammt und ob er selbst sie geprüft hat, gibt Hitler nicht an. In seiner Reichtagsrede behauptet er nur, der Standartenführer Uhl habe wenige Stunden vor seinem Tode seine «Bereitwilligkeit zur Durchführung eines solchen Befehls» gestanden. Wem Uhl das gestanden haben soll, sagt Hitler nicht; wie er überhaupt in der ganzen Rede keinen einzigen Beleg, kein Zeugnis, kein Dokument, ja nicht einmal eine einzige konkrete Schilderung irgendeines Vorgangs mit Zeitangabe, mit Anführung der Beteiligten, der Augen- oder Ohrenzeugen produziert hat. Er hat nicht einmal das Einfachste anzugeben vermocht, z.B. wann er eigentlich seine letzte Aussprache mit Röhm gehabt hat.

Jedenfalls: auf Nachrichten hin, die falsch waren, fasste Hitler den letzten Entschluss zur grauenhaften Tat. Er wusste, dass sie falsch waren, sehr wahrscheinlich schon, als er die Tat beging; er wusste es bestimmt, als er sie später rechtfertigte.

Adolf Wagner verhaftet.

Um zwei Uhr nachts am 30. Juni fliegt Hitler plötzlich vom Flugplatz Hangelaar bei Bonn ab. Bei ihm sind: Goebbels, Lutze, Otto Dietrich und seine Adjutanten Brückner, Schaub und Schreck. Gleichzeitig hat ein Telegramm eine Anzahl von Gauleitern nach München gerufen. Um vier Uhr landet Hitler auf dem Flugplatz Oberwiesenfeld. Dort herrscht völlige Ruhe. Der erste amtliche Bericht behauptet, die SA sei in München auf der Strasse gewesen; Hitler hat im Reichstag erklärt, sie habe in ihren Quartieren gelegen – was ist Wahrheit?

«In dieser entscheidenden Stunde standen mir nur ganz wenige Menschen

zur Verfügung.» behauptet Hitler. Abermals falsch. Die ganze Reichswehr war aufgeboten, Himmler stand mit ausgesuchten Kommandos der SS bereit. Göring hatte in Berlin und im übrigen Preussen ein dichtes und haltbares Netz um die Gegner gelegt, gross genug, um auch noch private Feinde zu fangen, die mit der Sache überhaupt nichts zu tun hatten.

Zwei Aktionsgruppen haben sich in den letzten Tagen gebildet. In München ist der entscheidende Kopf der Innenminister Adolf Wagner, ein gebürtiger Lothringer; neben ihm der SS-Führer und Stadtrat Christian Weber und Hitlers Gefährte aus der Frühzeit, Josef Berchtold. Der Statthalter von Epp ahnt nichts.

In Berlin leiten Göring, Himmler und der SS-Gruppenführer Josef Dietrich, Führer der sogenannten Leibstandarte Hitlers.

Beide Gruppen handeln nach eigenem Gutdünken und anfangs über Hitlers Kopf hinweg. Bis in die amtlichen Berichte ist das zu erkennen. Wagner ist «aus eigenem Entschluss» vorgegangen, Göring hat seine «Aufgabe erweitert». Wenn Hitler, woran nicht zu zweifeln ist, im Wesentlichen mit der nun kommenden Schlächtereier einverstanden war, so ist er doch mehr in sie hineingerissen worden, als dass er sie aus freiem Entschluss begonnen hätte.

Die Gruppe Wagner-Weber-Berchtold, zu der sich der bewährte Schläger aus grauer Parteivergangenheit Emil Maurice gesellt, hält heute fürchterliche Abrechnung mit ihren Feinden. Es ist derselbe Pferdehändler Christian Weber, der Hitler einmal wegen ein paar tausend Mark Schulden die Autos pfänden liess, später das Kraftfahrwesen der Partei auf lange Zeit in seine Hand brachte und heute, gefürchtet wie ein Negerkönig, das gesellschaftliche Leben Bayerns und namentlich Münchens regiert, grosser Geschäftemacher, Beschützer des Rennsports, des Karnevals, des Theaters, aller heiteren Künste, Künstler und namentlich Künstlerinnen, mit seiner Fassfigur und seinem Pferdehändlerschnurrbart eine Art Bier-Göring für Bayern.

Der Obergruppenführer der SA und gleichzeitige Münchner Polizeipräsident, der Oberst a. D. August Schneidhuber, hat an diesem Abend des 29. Juni eine Vorstellung des Komikers Karl Valentin besucht. Beim Weggehen sagt er, der Minister Wagner habe ihn noch für den Abend ins Innenministerium bestellt, er wisse selbst nicht, warum. Er erfährt es bald im Innenministerium, einem alten, verwinkelten Gebäude neben der Theatinerkirche mit vielen Treppen und Gängen, aber dafür umso weniger Türen. Wagner teilt ihm mit, dass er verhaftet sei. Das Gleiche erfährt dort der Pressechef der SA, Wilhelm Schmidt. Der bleibt gelassen, hält alles für einen Irrtum oder faulen

Witz und bittet, ihm Zigaretten zu holen; als er in seinem Etui noch fünf findet, meint er, das lange eigentlich, bis er wieder frei sei.

Ahnungslose! Sie glauben, es sei ein Tag wie viele andere, weil sie selbst von keinen Plänen wissen. Sie stellen sich nicht vor, was Wagners «eigener Entschluss» bedeutet.

Mit Panzerwagen und Pistole.

Diese «eigenen Entschlüsse» beherrschen die ganze Aktion des 30. Juni. Überall, im ganzen Reiche werden sie gefasst; in Berlin von Göring und Himmler, in Sachsen vom Statthalter Mutschmann, anderswo von Lutze, von dem Gruppenführer von Jagow; bis hinab zu Emil Maurice und Christian Weber in München, den alten Komplizen von 1923. Überall haben sie heute Schiessfreiheit, die dunkeln Gesellen auf hohen und niedern Posten. Überall werden heute alte Rechnungen beglichen. Wer zuerst in Führers Namen die Pistole hebt, der lebt und hat recht gegen einen Toten. Wer schießt, ist treu, und wer zuerst schießt, der Treuere.

Der befohlene Mord rast durch Deutschland.

Blitzschnell und fast lautlos fällt das Netz im Morgengrauen.

Um vier Uhr landet Hitler auf dem Flugplatz Oberwiesenfeld. Zuerst fährt er zu Berchtold und weint sich buchstäblich an der Brust des alten Kämpfers aus; dann weiter ins Innenministerium. Der amtliche Bericht verzeichnet, dass Hitler dort persönlich Schneidhuber und Schmidt die Achselstücke abbriss; ein Zeuge berichtet, Schneidhuber, der alte Oberst, habe seinen Führer angeschrien, er könne ihn erschiessen, möge aber gefälligst seine dreckigen Finger von seiner Person lassen.

Die Szene im Innenministerium ist nach einer knappen Stunde zu Ende. Um vier Uhr hat Hitler den Boden Münchens betreten; um halb sieben ist er schon wieder auf der Landstrasse, unterwegs nach Wiessee. In langer Autokolonne fahren: Hitler, Goebbels, Gruppenführer Lutze, der schon ernannte Nachfolger Röhm's, Otto Dietrich, Major Buch, der Vorsitzende des Untersuchungs- und Schlichtungsausschusses, also des höchsten Parteigerichts. Namentlich aber: Emil Maurice und Christian Weber. Dieser Quälgeist von einst ist heute Treuester der Treuen, dick und gefährlich in seiner schwarzen SS-Uniform mit dem drohenden Totenkopf; daneben Maurice, trübe Erinnerung an Geh Raubal; mager, schwarzer Schnurrbart, mit lauerndem Blick.

Ein Panzerwagen der Reichswehr ist in der Kolonne. Durch schlafende Dörfer braust sie nach Süden in den heraufdämmernden Morgen hinein. Links

schimmert die silbergraue Fläche des Tegernsees. Die Umrisse des Hirschbergs und des Wallbergs steigen grünschwarz auf. Ein wunderschöner letzter Wochentag blaut heran. In langer Autokolonne fährt der Tod. Hitler schweigt.

Auch Josef Goebbels und Otto Dietrich fahren mit nach Wiessee. Sie sollen alles sehen, es soll ihnen nichts erspart bleiben. Sie sollen beobachten und berichten; verschweigen, was sich nicht für die Öffentlichkeit eignet, verkünden, was die bevorstehende Tat rechtfertigen kann. Ein unheimlicher Mensch ist Hitler. Er fährt zu einem Gemetzel und vergisst nicht, seinen Propagandachef und seinen Pressechef mitzunehmen.

Ausserdem ist es vielleicht gut, wenn Goebbels mit eigenen Augen sieht, wie es Verrätern geht. Wird man einmal nach Jahren in einem echten Tagebuch lesen, was Goebbels an diesem entsetzlichen Morgen wirklich gedacht hat?

Im Nebenbau des Sanatoriums Hanselbauer liegt noch alles im tiefen Schlaf. Hitler dringt mit den Seinen ein. Als erster wird der Standartenführer Graf Spreti verhaftet. Der junge Graf wird Hitler gegenübergestellt; er macht eine Bewegung nach der Tasche, als wolle er zur Pistole greifen. Da hebt Hitler die Nilpferdpeitsche und schlägt das eisenbeschlagene dicke Ende dem Grafen Spreti auf den Kopf, drischt ihm blindwütend ins Gesicht, bis Graf Spreti zusammenstürzt.

Diese Szene wird von einem zuverlässigen Gewährsmann berichtet. Nach verschiedenen Aussagen Unbeteiligter scheint die Verhaftung im Übrigen ohne grossen Lärm vor sich gegangen zu sein. Der amtliche Bericht bemerkt, dass Röhm kein Wort gesagt habe, als Hitler persönlich in sein Zimmer drang und ihm seine Verhaftung mitteilte. Hotelgäste und andere Hausbewohner haben berichtet, sie hätten überhaupt nichts von der Verhaftung bemerkt, nur später im Freien einige Schüsse gehört. Es muss alles sehr rasch und unauffällig vor sich gegangen sein; um acht Uhr war nach dem offiziellen Bericht alles zu Ende.

Da steht Ernst Röhm im Schlafanzug vor Adolf Hitler, der gestiefelt, gegürtet, peitschenbewehrt ihm Sturz und Tod ankündigt. Die Szene würde in der deutschen Geschichte bleiben, wenn wir sie kennten; aber nur vier Augen sahen sie, von denen zwei wenige Stunden später von den Kugeln des Exekutionskommandos herausgeschlagen werden. Da steht der Schöpfer der gewaltigen Waffe, die für Adolf Hitler die Macht erkämpfte; da steht der Münchner Reichswehrhauptmann, der aus seinen Soldaten die Partei schuf für diesen verräterischen Freund vor ihm; da steht der Fürchterliche, der für sich und für Adolf Hitler Hunderte von Menschen in den Tod geschickt; da steht der Tor, der wähnte, dass gemeinsames Verbrechen auf immer binde und blutige Hände

sich nie voneinander lösen würden; da steht er, wehrlos, von seiner Kreatur überlistet, im morgenhellen Schlafzimmer, ein armer, dicker, verschlafener Mensch – und weiss: alles war ein Irrtum, alles ist zu Ende.

Auf Homosexuelle wird geschossen.

«In dem unmittelbar gegenüberliegenden Zimmer von Heines», sagt der amtliche Bericht, «bot sich ein schamloses Bild. Heines lag mit einem homosexuellen Jüngling im Bett. Die widerliche Szene, die sich dann bei der Verhaftung von Heines und seinem Genossen abspielte, ist nicht zu beschreiben. Sie wirft schlagartig ein Licht auf die Zustände in der Umgebung des bisherigen Stabschefs.»

Ja, hat denn dieser Berichterstatte den Obergruppenführer Heines erst im Bett überraschen müssen, um ein «Licht» über die Zustände um Röhm zu erhalten? Dieser Heines ist von dem Reichsstatthalter von Preussen durch seinen Stellvertreter zum Polizeipräsidenten in Breslau eingesetzt worden. Der Reichsstatthalter aber ist Adolf Hitler selbst, und sein Stellvertreter und Ministerpräsident heisst Hermann Göring.

Als Breslauer Polizeipräsident hat der Mörder Heines seine politischen Gegner und ausserdem die Breslauer Juden noch schlimmer foltern, noch mehr von ihnen totschiessen lassen als selbst Streicher in Nürnberg. Seine rechte Hand war ein Standartenführer namens Schmidt, der allgemein den Spitznamen «Fräulein Heines» führte. Dieser Schmidt hat Breslauer Gymnasiasten gezwungen, ihm und dem Heines zu Willen zu sein. Hitler wusste das.

Hitler wusste schon, als er Heines zum Präsidenten machte, dass es so werden würde. 1927 hat er ihn zum ersten Mal aus der Partei ausgeschlossen; nicht wegen sittlicher Verfehlungen, sondern weil Heines ihn persönlich wegen politischer Schlappeit beschimpft hatte. Hitler wusste aber, als er Heines zum ersten Mal aus der Partei stiess, dass sowohl er wie Röhm im Sinne des § 175 des Strafgesetzbuches strafbar waren. Damals, Mai 1927, sagte er vor Hunderten von SA-Leuten im Münchner Hirschbräukeller:

«Die Clique vom Bratwurstglöckl sind alle Hundertfünfundsiebziger: Heines, Röhm, Zentner und wie sie alle heissen. Und von solchen Leuten soll ich mir etwas vorwerfen lassen!» Zentner war der Wirt der Gastwirtschaft Bratwurstglöckl an der Münchner Frauenkirche.

Im Jahre 1932, als Heines bereits Gruppenführer der SA in Schlesien war und dort die ihm anvertrauten jungen Burschen verdarb, gab ein schlesischer

Stahlhelmführer eine Broschüre heraus, in der er sein Treiben aufdeckte. Es kam zu einem Prozess. Heines schwor als Zeuge einen Eid, dass er sich nie im Sinn des § 175 strafbar gemacht habe. Es war ein Meineid.

Hitler wusste, dass Heines einen Meineid geschworen hatte. Aber diesmal stiess er ihn nicht aus der Partei, denn diesmal hatte ja Heines gegen ihn persönlich sich korrekt verhalten; dass er die Ihm anvertrauten SA-Jungens verdarb, interessierte Hitler damals nicht. Diesen meineidigen Mörder und Jugendverderber machte er vielmehr in voller Kenntnis der Umstände zum Polizeipräsidenten einer der grössten deutschen Städte und lieferte Hunderttausende von Bürgern seiner verbrecherischen Laune aus. Aber freilich – Heines war auch nicht schlimmer als Dutzende anderer, erotisch normaler nationalsozialistischer Würdenträger, die nur bisher so vorsichtig waren, den Respekt vor Hitler nicht offen zu verletzen.

Vor einigen Jahren hat vor dem «Ushla» ein Streit zwischen zwei nationalsozialistischen Führern stattgefunden. Der eine bringt gegen den andern vor: «Der Junge ist ja schwul!» Darauf erwidert der Ausschussvorsitzende Major Buch nur: «Na, und wenn schon!»

Heute, im Schlafzimmer von Heines, erhält der Major Buch von Hitler den Befehl «zur rücksichtslosen Ausrottung dieser Pestbeule». So ändern sich moralische Auffassungen, wenn die Politik sich ändert.

Es hat immer zu den grossen Kunststücken der nationalsozialistischen Propaganda gehört, den Hass des Volkes auf eine Minderheit zu lenken und damit von den entscheidenden Tatsachen abzuziehen. Diese Minderheit waren bisher die Juden. Jetzt werden es für einige Wochen die Homosexuellen. Die Propaganda zur Rechtfertigung des 30. Juni breitet die «Unmoral» der Opfer vor dem Volke aus. Ein Sumpf wird aufgedeckt, der von Leichen starrt. Schuldige erheben sich über Schuldige zu Richtern, die Lebenden werfen ihren Schmutz auf die Toten. Joseph Goebbels und Otto Dietrich gehen an die Arbeit. Der Sumpf verleugnet den Sumpf.

Der 30. Juni 1934 ist der blutigste Vorgang der neueren deutschen Geschichte. Durch seine heuchlerische Rechtfertigung wird er auch zum ekelhaftesten. Er ist in Wahrheit: die Ermordung von Mördern durch Ihre Komplizen.

Heines wird hinausgeschafft. Es scheint, dass er sofort von Maurice und Weber im Auto erschossen worden ist. Röhm, sein Adjutant Reiner, Sprei werden nach München abtransportiert. Das alles vollzieht sich in einer halben Stunde. Röhm's SA-Leibwache kommt gegen acht Uhr auf Lastwagen angerollt, als glanzvolle Staffage zu der angesagten Führerkonferenz. Ein paar Worte Hitlers, die Lastwagen wenden und fahren die Leibwache nach

München zurück. Hitler folgt im Wagen. Bis auf die paar Schüsse hat man in Wiessee so gut wie nichts von diesem Drama, das die Welt erschüttern wird, gemerkt.

Eine kleine Autokolonne fährt unauffällig wieder nordwärts durch den auf steigenden Vormittag. Elegante Wagen kommen entgegen: das sind die SA-Führer, die ahnungslos zur Konferenz nach Wiessee wollen. Ein Zuruf, Halten, Meldung bei Hitler. Die Böcke werden von den Schafen geschieden. Die Verdächtigen werden sofort von Lutze, Buch, Weber und Maurice dingfest gemacht, die Unverdächtigen erhalten Befehl, den Wagen zu drehen und hinter Hitler nach München weiterzufahren. Auto um Auto wird so angehalten, Hitlers kleine Karawane wächst und wächst. Starr und schweigend sitzt er im Wagen neben dem Fahrer Schreck, der nicht zu reden wagt. Schweigend schleppt er seine Gefangenen zur Richtstätte.

Legende und Wirklichkeit.

Röhm mag fassungslos im Wagen sitzen. Uns aber sind die Vorgänge dieses Morgens nach dem, was wir bereits wissen, nicht mehr rätselhaft.

Es steht fest, geht aus Hitlers eigener Darstellung hervor und ist durch anderweitige Zeugnisse belegt: dass die Konferenz von Wiessee mit Wissen und Willen Hitlers einberufen war. «Ich entschloss mich, zu einer nach Wiessee angesetzten SA-Führerbesprechung persönlich zu fahren» (Hitler); «bleiben Sie doch bis morgen, der Chef kommt auch» (Röhm). Diese Konferenz war einberufen worden, um die SA-Führer auf einen Schlag in einem Korb zu fangen! Diejenigen, die Röhm nicht selbst nach Wiessee herbeitelegraphiert hat, lässt Hitler selbst heranzitieren. Beweis: bereits am Mittag des 30. Juni hält er in München vor den dorthin zusammengerufenen Gauleitern und höheren SA-Führern eine Rede über die Vorgänge, nachdem er vorher hat verhaften lassen, was ihm gut schien. Der Gauleiter und Oberpräsident Kube hat in einem Zeitungsartikel geschildert, wie er auf ein plötzliches Telegramm hin nach München eilte und wie er im Zuge auf SA-Führer traf, die dem Repräsentanten der «verhassten» Gauleiter giftige Blicke zuwarfen. In München werden die Unglücklichen bereits auf dem Bahnsteig verhaftet.

Der amtliche Bericht vom 30. Juni sagt darüber: «... fuhr der Führer die Strasse Wiessee-München zurück, um eine Reihe weiterer schwer belasteter SA-Führer, die unterwegs zu der befohlenen SA-Führerbesprechung waren, auf der Strasse zu verhaften... Eine Reihe anderer an der Meuterei beteiligter

SA-Führer wurde auf dem Hauptbahnhof in München aus den Zügen heraus in Haft genommen.... Dann sprach der Führer vor den versammelten SA-Führern im Braunen Hause.»

Wurden wirklich nur «beteiligte» SA-Führer auf dem Münchner Bahnsteig verhaftet? Unter ihnen ist auch der pommersche Gruppenführer Peter von Heydebreck, der bloss deshalb nach München fährt, weil er mit Röhm und dem Reichsschatzmeister Schwarz eine Kassenangelegenheit seiner pommerschen SA besprechen will. Bevor er das nachweisen kann, ist er erschossen.

Also: die Konferenz von Wiessee war mit Wissen Hitlers einberufen: Hitler selbst hat noch weitere Teilnehmer herbeirufen lassen. Die Erschiessungen waren aber zugestandenermassen schon «vor Tagen» geplant.

Demnach: «Es wurde eine zweite Revolution vorbereitet, aber gemacht wurde sie durch uns gegen diejenigen, die sich verschworen haben» (Göring vor der deutschen Presse in Berlin, 1. Juli 1934).

Somit: Die SA-Führer sind in eine Falle gelockt worden, um erschossen zu werden.

Das ist das, was nach dem Zeugnis Hitlers, Görings und der amtlichen Berichte über die Vorgeschichte des 30. Juni feststeht.

An der Mauer.

Im Hof des Strafgefängnisses von Stadelheim sehen die höchsten Führer von Hitlers brauner Armee zum letzten Mal das Licht. Major Buch leitet die Hinrichtung.

Eine Salve: es fällt August Schneidhuber, Obergruppenführer der SA, Major a.D., Polizeipräsident von München.

Eine Salve: es fällt Fritz Ritter von Krausser, Obergruppenführer der SA, Hauptmann a. D., Inhaber des Militär-Max-Joseph-Ordens, der höchsten bayrischen Tapferkeitsauszeichnung im Weltkrieg.

Eine Salve: es fällt Hans Hayn, Gruppenführer der SA in Sachsen, alter Freund des «Nationalhelden» Albert Leo Schlageter, Freikorpskämpfer in Oberschlesien und an der Ruhr.

Eine Salve: es fällt Hans Peter von Heydebreck, Gruppenführer der SA in Pommern, verlor im Kriege einen Arm, stürmte in Oberschlesien 1921 den Annaberg, eine Stadt Oberschlesiens trägt ihm zu Ehren seinen Namen.

Eine Salve: es fällt Gruppenführer Wilhelm Schmidt... Salve: es fällt Stabsadjutant Oberleutnant a.D. ReinerSalve: es fällt Oberführer Koch. ...

Salve: es fällt Gruppenführer Lasch. ... Salve: es fällt Brigadeführer Kopp.
Salve: es fällt Standartenführer Uhl. Salve: ... Salve Salve... es fällt... es fällt...
es fällt.

Ausgesuchte Abteilungen der SS schiessen nach den Menschen an der Mauer. Das Kommando lautete: «Der Führer will es. Heil Hitler! Feuer!» Stundenlang dauert dieses Töten. Acht Mann schiessen jeweils; in vier Gewehren sind Platzpatronen, damit niemand weiss, ob gerade seine Kugel töten wird. Die Abteilungen müssen immer wieder ausgewechselt werden; niemand hält es länger als einige Minuten aus, kaltblütig nach Brust und Kopf zu zielen und Mann um Mann an der Mauer fallen zu sehen.

In einer Zelle des weitläufigen Gebäudes von Stadelheim sitzt Ernst Röhm. Vor zehneinhalb Jahren sass er schon einmal hier – für seinen Freund Adolf, nach dessen zusammengebrochenem Putsch vom 9. November 1923. Hals über Kopf war Hitler, der Führer, im Auto geflohen und hatte alles im Stich gelassen; Göring, der Befehlshaber, war geflohen; Röhm, eingekreist und verlassen, hatte mit militärischen Ehren schliesslich auf Zureden des Freundes Epp kapituliert. Dann sass er in Stadelheim, dichtete humoristische Hexameter auf die «übelduftende Zelle» und verlor den Mut nicht. Er hatte es ja mit den Gerichten der demokratischen Republik zu tun.

Aber heute.... Ein Revolver liegt vor ihm. Man hat es ihm als letzte Gnade bewilligt, sich selbst zu erschiessen. Aber er weigert sich.

«Wenn Adolf mich totschiessen will, soll er es selber tun!», sagt er.

Man hat Röhm zehn Minuten Bedenkzeit gelassen. Dann öffnet sich die Tür, und von aussen wird solange in die Zelle hineingefeuert, bis Ernst Röhm, Schöpfer der SA., wichtigster Mitbegründer der Partei, Freund Adolf Hitlers, Schmied des nationalsozialistischen Staates, tot ist. Im Hof des Gefängnisses wird er eingescharrt, sein Grab ist unbekannt.

Ein grosses amerikanisches Nachrichtenbüro meldet allein aus München 122 Tote.

Inzwischen haben Göring und Himmler in Preussen zugegriffen.

Am Morgen des 30. Juni tritt die neue Stabswache aus Unterfranken vor dem Palais Göring in der Prinz-Albrechtstrasse an. Göring hält eine kurze Ansprache, es sei heute ein ganz besonderer Tag der Geschichte; er zitiert Friedrich den Grossen. Darauf lässt er zwei Motorradfahrer antreten und befiehlt ihnen, schnellstens zur ehemaligen Kadettenanstalt nach Lichterfelde zu fahren. Dort liegt die «Landespolizeigruppe General Göring» unter dem Befehl des Polizeiobersten Wecke. Die beiden haben sich bei Wecke zu melden und ihm das Stichwort «Kolibri» zu überbringen. Zur Sicherheit fahren zwei weitere Motorfahrer hinterher.

Bei Wecke angekommen, kann sich der eine Motorfahrer nicht mehr an Kolibri erinnern und stottert «Kolumbus». Zu seinem Glück versteht Wecke trotzdem: «Sie meinen wohl Kolibri?» – «Jawohl!» Die «Polizeigruppe General Göring» fährt nun auf Lastwagen, einen Umweg über Tempelhof nehmend, zur Prinz-Albrechtstrasse. Dort wird die Stabswache eingereicht, und auf neun Wagen donnert die Kolonne zur Tiergartenstrasse, wo das Stabsquartier der Gruppe Berlin-Brandenburg der SA liegt. Als Göring eintrifft, hat Wecke das Gebäude schon besetzt. Maschinengewehre in die Gänge stellen lassen, und in den Zimmern stehen die SA-Führer mit erhobenen Händen. Göring geht rasch durch die Zimmer, wirft einen Blick auf jeden und ruft: «Verhaften... verhaften...!» Die Verhafteten werden nach Lichterfelde abgeführt.

Die Vorbereitungen zur Massenhinrichtung werden getroffen.

Inzwischen hat Göring den Vizekanzler von Papen zu sich ins Ministerium bitten lassen und ihm gesagt, es werde ein etwas aufgeregter Tag werden, es gehe um das Schicksal von Volk und Reich; man wisse nicht, was passieren könne. Er bitte Papen dringend, in seiner Wohnung zu bleiben. Papen versteht die Bitte sehr wohl, bleibt zu Hause und wird nicht belästigt; offenbar hat er es unterlassen, seine Mitarbeiter zu warnen. Vom nächsten Tage ab schützt ihn eine Reichswehrwache.

Von den Erschiessungen in Lichterfelde hat ein Augenzeuge und unmittelbar Beteiligter einen Bericht gegeben, dem die folgende Schilderung entnommen ist:

Etwa hundertundfünfzig Todesopfer, durchweg höhere SA-Führer, warteten in einem schmutzigen Kohlenkeller auf das Hinausrufen. In kurzen Abständen ertönten jeweils vier Namen; das bedeutete: Exekution.

Die Stimmung der Gefangenen war nach dem Bericht der tragischen Lage würdig: sehr fieberhaft, vom Gefühl für die Bedeutung der letzten Stunde brennend, bisweilen fast lustig, dann wieder weihevoll gedämpft, aber fast nirgends eigentlich niedergeschlagen. So wenigstens haften diese vierundzwanzig Stunden in der Erinnerung eines Mannes, der selbst in dieser Zeit dauernd mit dem Tode rechnete.

Die Gefangenen wussten nicht, dass sie auf Befehl Hitlers erschossen werden sollten; sie glaubten, auch ihr oberster Führer werde von der «Reaktion», zu der sie Göring und Goebbels zählten, irgendwo gefangen gehalten oder sei vielleicht schon tot. Karl Ernst, Gruppenführer von Berlin, sehr wahrscheinlich Brandstifter des Reichstages, fiel darum mit dem Ruf «Heil Hitler!»

Die Männer im Kohlenkeller haben einen merkwürdigen Instinkt für die Unwägbarkeiten des Schicksals. Sie raten, wer beim nächsten Namensaufruf

drankommen werde; in drei oder vier Fällen trifft es ein. Durch ein Kellerfenster sehen die Zurückbleibenden den Gefährten nach, wie sie über den Hof an die hintere Mauer gehen. Die Gehenden halten die Augen auf das Kellerfenster gerichtet. In stiller Verabredung sehen die drunten denen droben fest in die Augen, um sie durch ihre Blicke auf dem letzten Gang zu stärken.

Dann stehen die Opfer in einer Reihe zu vierten an der Mauer. Ein SS-Mann öffnet ihnen das Hemd über der Brust und zeichnet ihnen mit Russkohle um die linke Brustwarze einen schwarzen Kreis: Zielscheibe. Nur fünf bis sechs Meter entfernt steht das Peloton der acht SS-Leute mit seinen Karabinern, von denen vier angeblich blind geladen sind.

Auch hier lautet das Kommando: «Der Führer will es. Heil Hitler! Feuer!»

Die Geschosse zerreißen auf die Entfernung von fünf Metern das Fleisch grausam. Namentlich die Ausschussstelle wird zu einem breiten Loch, und das herausfliegende Blei zerrt die inneren Teile mit. So kommt es, dass man nach dem Umsinken der Gestalten blutige Fleischteile und namentlich die dunkleren Herzstücke erkennen kann, die an der Mauer kleben. Da die Exekutionen in kurzen Abständen aufeinander folgen, ist die Mauer bald buchstäblich mit Blut und Menschenfleisch bedeckt.

Fast alle Opfer gingen aufrecht und gefasst in den Tod. In einem internen, für die SA bestimmten Bericht hat Goebbels gesagt, die SA-Führer seien bleich und zitternd zur Hinrichtung geführt worden. Die vorliegende Darstellung wendet sich nachdrücklich gegen diese Behauptung; die Haltung der meisten sei bis zuletzt fest gewesen.

Dagegen hielten die Nerven der schießenden SS-Leute der Belastungsprobe nicht lange stand. Namentlich bei den späteren Exekutionen trafen viele Schüsse schlecht, so dass die Opfer zwar getroffen am Boden lagen, aber noch lebten. Dann trat der befehlshabende SS-Führer heran und gab dem Liegenden mit dem Revolver den «Fangschuss» in den Kopf.

All das war vom Kellerfenster aus zu sehen.

Auf diese Weise starben in Lichterfelde gegen hundertundfünfzig Menschen, d.h. fast alle in dem erwähnten Keller steckenden Gefangenen. Da aber auch an den folgenden Tagen noch Schüsse gehört wurden, muss die Gesamtzahl grösser sein.

Von Zeit zu Zeit wurden die Leichen auf einen mit Blech ausgeschlagenen Karren geworfen, der einer Metzgerei gehörte und sonst zu Fleischtransporten benutzt wurde. Wohin sie gefahren wurden, vermag der Bericht nicht zu sagen.

Gehrt.

Unter den Männern im Kohlenkeller war der Standartenführer Gehrt, im Kriege Hauptmann bei den Fliegern, wegen hervorragender Tapferkeit mit dem höchsten preussischen Orden, dem «Pour le Mérite», ausgezeichnet. Gehrt hatte im Felde zufällig zu Görings Fliegerstaffel gehört.

Ein Adjutant ruft Gehrt hinaus; es ist nicht der übliche Aufruf zum Tode. Gehrt wird auch nicht über den Hof geführt. Hat das Schicksal eingegriffen, persönliche Freundschaft ihn gerettet?

Nach zwei Stunden kommt Gehrt wieder in den Keller, völlig gebrochen, und erzählt Folgendes:

Der Adjutant hatte ihm gesagt: «Gehen Sie nach Hause, waschen und rasieren Sie sich, legen Sie grosse Uniform mit allen Orden an und melden Sie sich dann beim Ministerpräsidenten Göring!»

Gehrt glaubt sich frei, fährt übergücklich nach Hause, tut, wie ihm geheissen und meldet sich dann mit Uniform und Orden bei Göring, um ihm für die Freiheit zu danken.

Göring empfängt den ehemaligen Kriegskameraden, umgeben von seinem Stabe. Er tritt an Gehrt heran, greift ihm an den Hals, reisst ihm den Pour le Mérite herunter, reisst die andern Orden von der Brust und sagt zu den Umstehenden:

«Ich habe das Schwein persönlich kommen lassen, weil er im Felde zu meiner Staffel gehörte. Abführen!»

Gehrt wird in den Kohlenkeller zurücktransportiert. Von da ab, sagt der Bericht, sei er der Einzige gewesen, der ganz zusammengebrochen sei und auf dem Wege zur Hinrichtung habe gestützt werden müssen.

von Dettens Abschiedsrede.

Die geistig beherrschende Persönlichkeit scheint in diesen schaudervollen Stunden der Gruppenführer von Detten gewesen zu sein. Er hielt den Kameraden im Kohlenkeller eine Abschiedsrede, die ihnen gleichsam ein Tor in eine bisher unbekannte Welt öffnete. Man sei auf dem falschen Wege gewesen. Was kommen müsse und kommen werde, reiche weit über Deutschland hinaus: ein Bund der tausend besten Männer aller Völker, aller Stände und Konfessionen, der die Geschicke der Welt in die Hände nehmen und dem Erdball den Frieden schenken werde. Hitler hatte in diesen Todesgedanken keine Stelle; Detten nannte ihn eine ungeheure Enttäuschung und sprach geringschätzig von ihm.

Die Worte von Dettens schlugen die Zuhörer stark in Bann. Der Bericht spricht von einer weihevollen Stimmung, manchem sei das Sterben leichter geworden. Ihm sei es vorgekommen, sagt der Berichterstatter, als ob Detten ein heimlicher Freimaurer gewesen sei. Tatsächlich war er Katholik.

Der engere Kreis der um Röhm gruppierten höheren SA-Führung wird von Zugehörigen mit etwa sechzig Personen angegeben. Von diesen sechzig wurden rund fünfundfünfzig ausgerettet.

Göring und der Prinz.

Der Prinz August Wilhelm hat eine Aufforderung erhalten, sich bei Göring zu melden. Unruhig geht er ins Ministerium.

Aus Görings Zimmer kommen Männer, die der Prinz kennt; es sind meist höhere und hohe SA-Führer. Manche werden nach links abgeführt, andere nach rechts. Dem Prinzen wird bald klar: das eine bedeutet Tod, das andere Leben.

Endlich wird er vorgelassen. Göring sieht ihn verächtlich an und sagt: «Sie haben wirklich das dämlichste Gesicht, das ich je gesehen habe.»

Der Prinz hält es für besser, nichts zu sagen. Darauf zeigt ihm Göring jene Kabinettsliste, auf der der Prinz als Reichsverweser steht und fragt: «Sie waren doch mit Ernst befreundet?» – «Ja.» – «Wann haben Sie zuletzt mit ihm gesprochen?» – «Dann und dann.» – «Wo und wie?» – «Am Telefon.» – «Worüber?» Der Prinz sagt, dass Ernst sich nur vor seiner Reise nach Madeira verabschieden wollte. Darauf Göring:

«Ihr Glück, dass Sie die Wahrheit gesagt haben...» lässt eine Grammophonplatte laufen, und der Prinz hört von der Platte sein eigenes Telefongespräch mit Ernst.

Göring fährt fort: «Ich glaube ja nicht, dass Sie für die Kabinettsliste etwas können. Aber Sie haben natürlich doch den Wunsch, jetzt auf ein paar Tage in die Schweiz zu gehen.» Der Prinz antwortet, dass er diesen Wunsch eigentlich nicht habe.

Göring: «Ich sagte Ihnen doch schon, dass Sie das dämlichste Gesicht der Welt haben! Natürlich wollen Sie auf einige Zeit in die Schweiz gehen!»

Der Prinz begreift und nimmt den nächsten Zug.

Das Blutbad.

Haarscharf hat die Sense vorbeigeschnitten. Andere trifft sie mitten aufs Haupt. Sechs Männer in Zivil fahren am Vormittag des 30. Juni vor der Villa des Generals von Schleicher vor, klingeln, drängen sich rasch durch die Tür und schießen den General vor den Augen seiner Frau über den Haufen. Er ist sofort tot. Ein Schuss trifft Frau Elisabeth von Schleicher, die nach einer halben Stunde verröchelt. Die sechs Mörder fahren im Wagen wieder weg.

Schleichers alter Mitarbeiter General von Bredow wird abends in seiner Wohnung mit dem Wagen geholt. Er scheint bereits auf der Fahrt getötet worden zu sein.

Kurz nach dem 30. Juni besucht der ehemalige Chef der Heeresleitung, der General von Hammerstein-Equord, den Reichswehrminister von Blomberg. Hammerstein hatte als einziger Offizier an dem Leichenbegängnis Schleichers teilgenommen. Er erhebt bei dem Reichswehrminister Klage wegen der Ermordung Schleichers. Darauf Blomberg: «Was wollen Sie, er war ein Verräter...» Später sieht Blomberg seinen Irrtum ein.

Gregor Strasser wird am Mittag des 30. Juni von fünf Beamten der Geheimen Staatspolizei Görings in seiner Privatwohnung abgeholt. Er hat seit Anfang 1933 ein unpolitisches Dasein als Direktor der chemischen Werke Schering-Kahlbaum geführt. Die Beamten fahren mit Strasser in sein Büro, wo sie angeblich eine Haussuchung wegen Verdachts hochverräterischer Umtriebe vornehmen wollen. Dort übergeben sie ihn einem SS-Kommando, das ihn im Auto mitnimmt. Was dann geschah, steht nicht genau fest – bis zum nächsten Sonntag. Da erhält Frau Else Strasser eine mit Asche gefüllte Urne, die die Nummer 16 und folgende Aufschrift trägt: Gregor Strasser, geb. 31. V. 92 zu Geisenfeld, gest. 30. VI. 34. Geheimes Staatspolizeiamt Berlin.

Gregor Strasser hatte zwei Söhne, deren Taufpate Adolf Hitler ist. Sie sind Mitglieder der Hitlerjugend. Ein in Berlin lebender Franzose, Hausnachbar der Familie Strasser, sieht kurze Zeit darauf den einen der beiden Söhne auf der Strasse, spricht ihm sein Beileid aus und fragt ihn, was er jetzt über Hitler denke. Der Junge schluckt, sieht starr und sagt: «Und er ist doch unser Führer!»

Mit Strasser muss auch sein Anwalt Dr. Voss sterben, bei dem offenbar belastende politische Dokumente vermutet werden. Am Montag erkundigt sich seine Braut bei der Gestapo nach ihrem verschwundenen Bräutigam; man antwortet ihr: «Ja, glauben Sie denn, der lebt noch?»

Der Ministerialdirektor Erich Klausener, der politische Führer der Katho-

liken Berlins, sitzt gegen Mittag des 30. Juni in seinem Büro im Reichsverkehrsministerium. Zwei SS-Leute dringen ein und erklären ihn für verhaftet. Klausener hält die Verhaftung offenbar für ein Missverständnis, das sich auf der Polizei aufklären werde, nimmt seinen Hut, um mitzugehen – da treffen ihn zwei Schüsse in den Hinterkopf. Mit dem Hut auf dem Kopf stürzt Klausener zu Boden, liegt auf dem Gesicht, bis er verblutet ist. Die Mörder versiegeln das Zimmer, zwei SS-Leute bleiben als Wache davorstehen. Der Minister Eltz von Rübenach hat die Schüsse gehört, stürzt herbei und schreit die SS-Leute an, sie sollten ihn sofort ins Zimmer lassen; darauf wird ihm bedeutet, wenn er nicht alsbald verschwinde, werde es ihm ebenso gehen wie Klausener. Dessen Leiche wird später im Wagen abgeholt und verbrannt.

Denn alle Getöteten werden zu Asche gemacht. Die Angehörigen sollen die furchtbar entstellten Leichen nicht sehen.

Warum musste Klausener sterben? Er hatte dem Regime loyal gedient, hatte die Hand gehoben und «Heil Hitler!» gesagt. Aber er arbeitete mit Papen zusammen.

Rings um Papen wird ein ganzer Kranz seiner Mitarbeiter weggeschossen; nur er bleibt stehen, ein trauriger Kegelkönig.

Warum muss Edgar Jung sterben? Er ist einer der Hauptverfasser der Marburger Rede.

Warum muss Oberregierungsrat von Bose sterben? Er ist Papens Bürochef und besitzt eine gefährliche Kartothek aller möglichen politischen Persönlichkeiten. Er sitzt in seinem Büro in der Vizekanzlei Ecke Wilhelmplatz-Vossstrasse; in dem Hause, das Papen heute auf Görings Warnung nicht betritt. Bei Bose sind zwei Industrielle zu Besuch, es ist ein Geschäftstag wie gewöhnlich. Unangemeldet treten drei SS-Leute herein und bitten Bose ins Nebenzimmer. Er folgt ihnen, nebenan fallen einige Schüsse, und die SS-Leute entfernen sich. Bose ist tot.

Warum müssen Herr von Detten und Fritz Beck sterben? v. Detten war kurz zuvor durch Papen an die Spitze eines eigens geschaffenen, zwischen der nationalsozialistischen Partei und den Kirchen eingeschalteten Büros gestellt worden, das den bezeichnenden Titel «Amt für konfessionellen Frieden in Deutschland» führte.

Fritz Beck war Schöpfer und Leiter des Münchener «Studentenhauses», das Tausende von armen Studenten nährte, kleidete, ihnen Wohnung, Bücher, Stipendien und notfalls Arbeit verschafft. Man warf ihm Verbindung mit der «katholischen Aktion» vor; ein anderes Verbrechen war, dass er jüdische Studenten unterstützte – in seinem Heim, das er zum guten Teil mit freiwillig mitarbeitenden jüdischen Studenten und jüdischen Stiftern aufgebaut hatte! Er wurde am Nachmittag des 30. Juni durch einen telefonischen

Anruf in seiner Wohnung festgehalten und wenig später von zwei SS-Leuten abgeholt. Am Montag fand man im Walde bei Pasing seine Leiche; sie war nur noch an einem päpstlichen Orden zu erkennen, den er am Halse trug. Das Gesicht war eine unkenntliche Masse.

Sie alle erleiden einen schrecklichen Tod. Ihr Führer Papen lebt – und dient Hitler weiter.

Warum muss der dreiundsiebzigjährige Gustav von Kahr sterben? Seit elf Jahren ist er ein stiller Mann. Schon einmal hat er vor Hitlers Pistole gestanden. Damals hat er gesagt: «Herr Hitler, Sie können mich totschiessen lassen, Sie können mich auch selbst totschiessen, Sterben oder Nichtsterben ist bedeutungslos...» Ein paar Jahre hat er noch, vor der Welt verborgen, als Präsident des bayrischen Verwaltungsgerichtshofs geamtet, dann ist er in Pension gegangen. Einige Tage nach dem 30. Juni wird die entstellte Leiche im Dachauer Moor gefunden. Er war nicht erschossen, sondern mit Hacken totgeschlagen worden.

Kahr war Protestant. Er gehörte nicht zum Kreis der «Jesuiten».

Warum muss Dr. Fritz Gerlich, der ehemalige Chefredakteur der «Münchener Neuesten Nachrichten», sterben? Er hat 1932 als Herausgeber einer Wochenschrift eine Anzahl von Geheimnissen der NSDAP, die namentlich Göring betrafen, veröffentlicht. Seit 1933 sass er als Gefangener in der Münchener Polizeidirektion.

Warum musste der Musikkritiker der «Münchener Neuesten Nachrichten», Dr. Willy Schmidt, sterben? Nur weil er Willy Schmidt hiess. Man verwechselte ihn mit dem SA-Gruppenführer Wilhelm Schmidt; bevor der Irrtum aufgeklärt wurde, waren «vorsichtshalber» beide an der Mauer von Stadelheim erschossen worden.

Warum musste der frühere Hieronymitenpater Professor Stempfle in München sterben? Dieser in vielen weltlichen Geschäften bewanderte Geistliche, langjähriger rechtsstehender Journalist, Leiter des Miesbacher Anzeigers, war nicht, wie anderwärts irrig dargestellt worden ist, ein Gegner des Nationalsozialismus; im Gegenteil. Er leitete als Archivar lange Zeit jene schon erwähnte Sammlung Rehse, die eine Art geheimes Privatarchiv Hitlers darstellte. Stempfle hat tief in Hitlers Privatangelegenheiten hineingeblickt, doch ist damit nicht gesagt, dass Hitler persönlich seinen Tod veranlasst hat. Im Walde bei Harlaching wurde Stempfle gefunden, mit einer schweren Waffe ins Genick geschlagen und dann durch drei Herzschüsse getötet. Er war von fünf jungen Leuten in Zivil nachts aus seiner Wohnung geholt und im Auto weggeführt worden.

An den folgenden Tagen erkundigen sich Hunderte von Angehörigen Verschwundener angstvoll bei der Polizei. Regelmässige Antwort: «Wir

können keine Auskunft geben.» Einige Tage später erhält der oder die Betreffende ein amtliches Kuvert; darin liegt ein Zettel mit einer Nummer und folgender Mitteilung: «Gegen die Ablieferung dieser Nummer erhalten Sie die Asche des X.X. ausgefolgt.» Auf der Polizeidirektion stehen weinende Frauen Schlange an einem Schalter, an dem sie Urnen mit der Asche ihrer Angehörigen erhalten.

Warum muss der Rechtsanwalt Dr. Alexander Glaser in München sterben? Er hatte es im Frühjahr 1934 gewagt, gegen Max Amann, Adolf Hitlers Verleger und Geschäftsführer, einen Prozess zu führen und sogar zu gewinnen. Sein Mandant war der Verleger Josef Huber in Diessen am Ammersee, der Streitgegenstand waren gewisse nationalsozialistische Schriften, auf deren Verlag Amann ein Monopol zu haben behauptete. Huber, ein Freund Röhm's, wurde durch diesen vorläufig vor Belästigungen geschützt; Glaser, ein ehemaliger Mitarbeiter des jetzt machtlosen Gregor Strasser, wurde nach gewonnenem Prozess von der politischen Polizei verhaftet und erst durch das Dazwischentreten Fricks wieder frei. Am 30. Juni aber gab es keinen Schutz mehr vor der losgelassenen Meute. Huber kann noch grade flüchten, verbirgt sich mehrere Monate und wird allgemein für tot gehalten. Den Dr. Glaser schiessen am Abend des 30. Juni drei SS-Leute in der Tür seiner Wohnung in der Amalienstrasse nieder; der Schwerverletzte stirbt im Schwabinger Krankenhaus und wird durch seine Angehörigen beerdigt. Vierzehn Tage später zitiert man den Bruder des Dr. Glaser zur Gestapo und übergibt ihm eine Büchse mit Asche – dies sei die Asche seines Bruders. Die angebliche Asche eines Mannes, der seit vierzehn Tagen in der Erde lag! Es war in Wahrheit die Asche des unbekanntenen Deutschen, der der entfesselten «Elite der Nation» zum Opfer gefallen war.

Ende mit Schrecken.

Die Privatrache mordet. Die Cliquenpolitik mordet. Die Angst mordet.

Denn nachdem Hitler einmal den Befehl zum Schiessen gegeben hat, muss ein treuer Hitlermann so schnell und so viel schiessen, wie er kann. Wehe dem, der zurückzuckt! «Meine Ehre ist Treue», steht auf den Koppelschlössern der schwarzen SS. Diese Treuen haben jetzt die Feinde des Führers auszurotten. Wer den Befehl nicht versteht, ihn nicht aufs Weitesten auslegt und ihn nicht sofort vollzieht, der bricht die Treue und verfällt selbst dem blutigen Gesetz, das seit dem Morgen des 30. Juni über Deutschland regiert. Wer nicht schießt, wird erschossen.

Was schiert den Treuen da noch Schuld oder Unschuld? Den Führer schiert es auch nicht.

Er gibt selbst zu, dass Unschuldige getötet wurden. Über die frischen Gräber hinweg schreit er: «Meuternde Divisionen hat man zu allen Zeiten durch Dezimierung wieder zur Ordnung gerufen. Ich habe nicht zu untersuchen, ob und wem von diesen Verschwörern, Hetzern, Destrukturen und Brunnenvergiftern der deutschen öffentlichen Meinung und im weiteren Sinne der Weltmeinung ein zu hartes Los zugefügt wurde!»

Und Rudolf Hess, das andere Ich, sagt es kühl und deutlich: «Ich glaube, dass der eine oder andere nur in tragischer Verkettung der Umstände schuldig wurde. In den Stunden, da es um Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes ging, durfte über die Grösse der Schuld des Einzelnen nicht gerichtet werden. Bei aller Härte hat es einen tiefen Sinn, wenn bisher Meutereien bei Soldaten dadurch gesühnt wurden, dass jeden zehnten Mann, ohne die geringste Frage nach schuldig oder nicht schuldig, die Kugel traf.»

Der tiefe Sinn der Tötung Unschuldiger!

Man sage nicht, Hitler habe der Welt die Gründe für die Tötung so vieler Menschen noch immer nicht genannt. Er hat alles gesagt. Sie starben unschuldig, und mehr «hat er nicht zu untersuchen».

Wieviele es waren? Siebenundsiebzig hat er angegeben. Darüber hinaus «eine Anzahl von Gewalttaten, die mit dieser Aktion in keinem Zusammenhang stehen». Vielleicht ist der Mord an Kahr bei diesen geheimnisvollen Gewalttaten, vielleicht der an Klausener. Die «ordentlichen Gerichte» sollten diese Gewalttaten aburteilen – so versprach Hitler. Man hat nie wieder etwas davon gehört.

Die Frage nach der Zahl ist nicht zu beantworten. Dreihundert zum Mindesten sind wahrscheinlich, tausend nicht unmöglich. Es starben, man weiss nicht, wieviel; sie starben, man weiss nicht, warum.

Man frage lieber, warum die Mörder mordeten.

Die einen mordeten, weil ihnen ein bestimmter Mord befohlen war. Die andern mordeten, weil sie Angst hatten, oben zu missfallen, wenn die Strecke nicht reichlich genug ausfiel. Eine dritte Kategorie schliesslich mordete einfach, weil sie durfte.

Die Losung des 30. Juni heisst: «Schlagt sie tot, es ist erlaubt!» Der grosse Minderwertige hat eine Pistole in der Hand und den Jagdschein in der Tasche. Mehr braucht es nicht für ein Blutbad. Angstzitternde Reichsminister aber unterschreiben am 3. Juli ein Gesetz, diese Morde seien «als Staatsnotwehr rechtens». Ihr Wortführer ist jener Justizminister Gürtner, der Adolf Hitler wie ein stiller Schutzengel durchs ganze Leben begleitet.

Gebt hundert beliebigen Menschen ein wehrloses Menschenkind in die Hand, sprecht: «Ihr dürft ihn morden, es geschieht euch nichts»; unter den Hundert wird sich ein Mörder finden. Sagt aber: «Mordet ihn, ihr werdet dafür belohnt» – schon werden es mehrere Mörder sein. Und nun wählt nicht hundert Beliebige, sondern Hundert, denen seit vierzehn Jahren gepredigt wurde: Es müssen Köpfe rollen – das «wundervolle Wort, das uns allen aus dem Herzen gesprochen ist, die erhabene Verheissung der Entsühnung», so hat der Nationalsozialist von Leers diesen grauenhaften Ausspruch Hitlers gefeiert; nehmt hundert Menschen, die vierzehn Jahre lang scharf und wild gemacht wurden: vernichtet die Verderber Deutschlands, rottet die Untermenschen aus, Bartholomäusnacht, Nacht der langen Messer, Verräter verfallen der Feme! Rüstet diese Hundert, die es dem Adolf Hitler geschworen und ihm die Hand gereicht haben, mit Karabinern aus, und das Ergebnis ist zwangsläufig ein 30. Juni in allen seinen Spielarten. In Lichterfelde zerschmettert das Blei auf kurze Entfernung die Köpfe zu unkenntlichen Massen, im Walde bei Dachau und Harlaching tröpfelt es aus hingestürzten Menschenleibern rot auf den Waldboden.

Und das alles geschieht für Ohm Paul Krüger, für Ade, für Alf, für den böhmischen Gefreiten, für diesen fliegenden Dämon über Deutschland. Der restlos die Verantwortung für alles trägt, auch diesmal:

«In dieser Stunde war ich verantwortlich für das Schicksal der deutschen Nation und damit des deutschen Volkes oberster Gerichtsherr!»

Welche Verantwortung trägst du, Adolf Hitler? Etwa die Verantwortung, von der du die Deinen los und ledig gesprochen hast? Für was und vor wem trägst du sie?

Für nichts und vor niemandem. Deine Verantwortung ist ein Phantom.

Denn – und das allein entscheidet über Verantwortung und Verantwortungslosigkeit – wer vermag dich überhaupt zur Verantwortung zu ziehen? Wer darf von dir Rechenschaft für das unschuldige Blut fordern? Der sterbende Hindenburg vielleicht, dessen Amt du demnächst usurpieren wirst und dessen gefälschtes Testament wahrscheinlich schon in der Schublade bereit liegt?

Denn deshalb hat diese Clique dich ja zu ihrem Führer erkoren. Sie werden die Ämter an sich reißen, die Gelder des Staats und das Hab und Gut ihrer Opfer in die Tasche stecken, ihre Feinde zu Tode prügeln, von Zeit zu Zeit ein Blutbad anrichten – und sie erwarten, dass du ihnen die Verantwortung dafür abnehmen und zum Schutt der Gesetze werfen wirst. Du darfst ihnen sogar die strengsten Befehle dazu geben, aber lass es dir nicht einfallen, ihnen etwas anderes zu befehlen. Du bist ihr Führer zum Erlauben, nicht zum Verboten.

Wenn ein Teil der Clique zu reissend und gefährlich wird, magst du den willfährigeren Teil gegen ihn jagen, deine Anhänger durch deine Anhänger totschiessen lassen und dir so von Katastrophe zu Katastrophe Luft zu schaffen. Fühlst du dich wohl bei deinem Regime, das von Aderlass zu Aderlass lebt?

Erschiesse von den deinen soviel du willst; die Nachrückenden werden immer dieselben sein. Sie werden tun, was ihnen beliebt, solange einer die Verantwortung dafür trägt, den niemand zur Verantwortung ziehen kann. Solange...

Der Blick auf die Fahne.

Am Abend des 30. Juni erwarten auf dem Flugplatz Tempelhof Frick, Himmler und der damalige Gruppenführer Josef Dietrich, Befehlshaber von Hitlers Leibstandarte, Ihren Führer. Himmler trägt den Arm noch vom Attentat auf der Schorfheide in der Binde. Die drei erstatten Hitler Bericht über die Blutarbeit des Tages; sie erwähnen den Tod Klauseners, Boses und der Frau von Schleicher. Hitler begreift sofort den Fehler, spürt schon die Wirkung im Volk und im Ausland, ahnt wohl auch, was Privatrache sich hier erlaubt hat, und beginnt zu rasen; minutenlang schallt seine Stimme über das Flugfeld. Dann fährt er ab; in der Reichskanzlei soll die Auseinandersetzung weitergehen. Himmler sagt, er sei dieser Aufregung nicht mehr gewachsen, mit seinem verwundeten Arm brauche er heute abend Ruhe. Josef Dietrich – der den ganzen Vorgang später am Biertisch erzählt hat – erklärt sich bereit, Hitler zur Ruhe zu bringen. In der Reichskanzlei trifft er seinen Führer, der abermals zu toben anfängt – «ihr ahnt nicht, was ihr angerichtet habt...» usw. Dietrich hat bei Hitler eine Vorzugsstellung und darf sich einiges erlauben; so ist er davon entbunden, ihn mit «mein Führer» anzureden. Als Hitler nicht aufhört, die Stimme schallen zu lassen, wird Dietrich gleichfalls laut und ruft:

«Herr Hitler, ich bin mit meinem Kopf für Ihr Leben verantwortlich. Wer solch eine Verantwortung trägt, muss auch einmal das Recht haben, über die Schnur zu hauen.»

Hitler ist sofort ruhig, schweigt einen Augenblick und sagt dann gelassen: «Sie haben recht, Herr Obergruppenführer!»

In der Tat wird ein paar Tage darauf die Erhebung Dietrichs zum Obergruppenführer bekannt gegeben. Das Grauen endet bei den Fahnen, den Orden und den Sternen. Auch Lutze, Weber, Maurice werden befördert, und der Reichspräsident von Hindenburg dankt Hitler telegraphisch für das vergossene Blut.

An einem der nächsten Tage erscheint Hitler nach Mitternacht erschöpft und aufgelöst in der Reichskanzlei, schreit: «Ich habe bis morgen mittag zu arbeiten, niemand hat mich zu stören,» und verschwindet in seinem Zimmer. Schon nach einer Viertelstunde ist seine Stimme wieder zu hören; er will plötzlich ein Flugzeug haben. Um die gleiche Stunde wie damals in Bonn startet er nach München. Vom Flugplatz Oberwiesenfeld fährt der Wagen im dämmernden Morgen zum Braunen Hause. Mit langen Sprüngen eilt Hitler die Stufen hinauf in die Ehrenhalle, wo Fahnen und Standarten hängen, vor allem die «Blutfahne» des 9. November 1923. Schweigend starrt er eine Weile die Fahnen an, läuft wieder hinab zum Wagen und fährt zum Flugplatz zurück.

Ende.

Band 2

EIN MANN GEGEN EUROPA

Denn ein vollkommener Widerspruch
bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Toren.

Goethe.

22. Der Mord an Dollfuss

Der österreichische Emigrant

«... der arme Junge hatte sich einst gelobt, nicht eher in das liebe väterliche Dorf zurückzukehren, als bis er etwas geworden wäre.» Adolf Hitler schreibt das in «Mein Kampf» von seinem Vater. Melancholisch fährt er fort: «Allein ihm selber war das Dorf fremd geworden.»

In diesen Worten verbirgt sich die Tragik des Mannes, der sie schrieb. Er spricht von seiner eigenen Heimat. Als Schiffbrüchiger ist er von ihr abgesprungen, voller Hass und scheinbar ohne Treue; er hat sie verachtet, beschimpft, ihr den Dienst mit der Waffe versagt und sie dazwischen dennoch geliebt; hat seine verworrenen Gefühle zu sortieren versucht und dem reinen deutschen Blut im Gewirr der habsburgischen Nationalitäten nachgespürt; hat Wien als «Stadt der Blutschande» verworfen und dem Deutsch-Österreicher nachgerühmt, dass er «mehr als gross dachte»; hat, um vor der Heimat einen Standpunkt zu haben, erst zwischen Staat und Volk und später zwischen Volk und Rasse unterscheiden gelernt; fühlte, der Armenhändler von Wien, sich voll Stolz als Glied eines Herrenvolkes über Sklavenrassen; war bereit zu lieben, sofern er herrschen konnte, und knirschte, wenn er und sein Volk den Platz mit andern teilen mussten, Heimatliebe als Besitzfreude und Patriotismus als Herrenstolz, wesentliche Merkmale des Kolonial-Deutschtums im ganzen nahen Osten, füllen und prägen das politische Weltgefühl dieses jungen Österreichers. Aus dieser Heimat bringt er seine Vorstellungen von geborener Elite und privilegierter Rasse in ein Deutschland mit, das in gesunden Zeiten für diesen hysterischen Streitruif weder Mund noch Ohr hatte. Um den verquollenen Komplex von Vaterlandsliebe und Heimathass in sich selbst auf-

zulösen und eine Jugendlast loszuwerden, lernte Adolf Hitler seine Gefühle nach den Vorschriften der Rasselehren Gobineaus und Chamberlains einteilen. Sein Nationalsozialismus ist der Selbstrost eines verunglückten österreichischen Patrioten.

Im Lichte der Tatsachen ein sehr falscher Trost.

Denn als er nach langem Wege in höchstem Masse «etwas geworden war» und endlich eine im Lichte der frühen Erkenntnisse und neuen Erfolge verklärte Heimat wiederzufinden hoffte, da war «das Dorf ihm fremd geworden». Hitler, der Österreicher und Herr über Deutschland, klopft als Diktator vergebens an das alte Tor. Auch dort sind neue Dinge im Werden, alten Streit hat die Geschichte gelöscht. Deutsch ist das Land, aber europäische Verantwortung hängt an seinem Schicksal. Die Kräfte eines Erdteils treffen auf die Wünsche eines österreichischen Auswanderers, und das ewige deutsche Verhängnis, europäisch sein zu müssen, ohne das zu begreifen und zu wollen, findet diesmal den Vollstrecker im Jugendgroll eines Heimatlosen.

Die Politik der deutschen Diktatur gegen Österreich ist ein Ausbruch gekränkter Jugendgefühle eines einzelnen Mannes. Keine noch so stolze Phrase, sei es von Volkstum oder von Machtraum-Politik, kann das beschönigen. Abgetrennte deutsche Volkstümer gab es noch an zahllosen anderen Stellen; vom Machtstandpunkt aus aber war ein Angriff auf Österreich ein zweckloses Wagnis, denn er provozierte die Grossmacht, deren Hilfe Hitler aufs Innigste erstrebte, nämlich Italien. Nein, das Kapitel, das wir jetzt aufschlagen, enthält Hitlers eigenste und persönlichste Angelegenheit in der ganzen Weltpolitik, wofür die Beweise geliefert werden sollen; kaum jemals ist in neuerer Zeit Völkerschicksal so sehr dem Gelüste eines Machthabers geopfert worden.

Ein christlicher Ständestaat

Drei Tatsachen hielten das schwache Staatswesen Österreich am Leben: der Wille benachbarter grosser und mittlerer Mächte, der Wunsch der katholischen Kirche und schliesslich ein langsam aus dem Zusammenbruch von 1918 wiederaufkeimendes österreichisches Selbstbewusstsein. Die Mächte, die die Existenz Österreichs wünschten, taten es aus verschiedenen und zum Teil entgegengesetzten Gründen; waren doch unter ihnen so scharfe Gegner wie Frankreich und Italien, Italien und die Länder der Kleinen Entente. Frankreich wünschte ein selbständiges Österreich, um allgemein eine Stärkung Deutschlands zu verhindern; Italien wünschte nicht die deutsche Macht un-

mittelbar an seiner Grenze zu sehen, vor der Österreich wie ein dämpfendes Kissen lag; die Länder der Kleinen Entente wünschten im Bereich Deutsch-österreichs keine grosse Macht, die ihrer Existenz gefährlich werden konnte, und namentlich wünschten sie kein Wiedererstehen des alten Österreich auch nur der Idee nach, denn dessen Untergang war ihre Geburt gewesen und sein Wiederaufleben musste ihr Tod sein.

Für die katholische Kirche ist Österreich eins jener Länder, in denen praktisch so gut wie keine Glaubenspaltung besteht, also ein in Form und Wesen katholisches Land. Das untergegangene habsburgische Reich «seiner apostolischen Majestät» war die stärkste Machtposition der Kirche in Europa gewesen; das kleingewordene Österreich blieb ihr als katholische Republik nahe und stets wichtig, doppelt nach der Kirchenverfolgung durch die deutschen Nationalsozialisten.

Der eigene Wille zur Selbständigkeit Österreichs musste mit natürlicher Kraft aus der tausendjährigen stolzen Geschichte wieder hervordringen, sobald die Trümmer der Revolution von 1918 einigermassen beiseite geräumt waren. Er hing naturgemäss eng zusammen mit dem Kaisergedanken, mit der Sehnsucht nach einer Rückkehr des Hauses Habsburg; er hing ebenso eng zusammen mit der Kirche. Die Politiker der lange mächtigen christlich-sozialen Partei, die ihn pflegten, suchten ihn langsam mit neuen Ideen zu verschmelzen. Dem bedeutenden christlich-sozialen Bundeskanzler Dr. Ignaz Seipel gelang das noch nicht; grösseren Erfolg hatte, als neue politische Bewegungen wie die faschistische Heimwehr die alten Parteien zersetzten und schliesslich wegspülten, der gleichfalls aus der christlich-sozialen Partei hervorgegangene Bundeskanzler Dr. Engelbert Dollfuß. Er verband den Gedanken des selbständigen Österreich mit dem des christlichen Ständestaates und erhob die päpstliche Enzyklika «Quadragesimo anno», der der Ständegedanke entnommen war, zur Grundlage der Landesverfassung.

Wille der Mächte, Stütze der Kirche und österreichische Idee waren also die drei Tragpfeiler der österreichischen Selbständigkeit, die nun mit Hitler in Kampf geriet. Die drei Pfeiler ergänzten einander schlecht und hatten in sich Risse.

Der Wille der Mächte und der österreichische Gedanke in der Kaiserform widersprachen einander aufs Bestimmteste; namentlich die Kleine Entente, ihres Ursprungs aus den Trümmern des Hauses Habsburg eingedenk, widersetzte sich der Rückkehr dieses Hauses nach Österreich mit bewaffneter Drohung. Sie wollte ein selbständiges Österreich, aber sie verweigerte ihm die stärkste denkbare Stütze; Tschechoslowakei, Jugoslawien und Rumänien waren hierin gleichmässig unnachgiebig. Die Kraft der Kirche in Österreich

war geschwächt durch jahrzehntealte Kirchenfeindschaft breiter Intellektuellenschichten, erklärbar aus der Absolutheit der geistigen Kirchenherrschaft. Diese sogenannte «Los von Rom»-Bewegung war kirchenfeindlich und zugleich antisemitisch, hatte dabei demokratisch-freiheitliche Züge; die österreichischen Nationalsozialisten waren aus ihr hervorgegangen, Hitler war eine Zeitlang in ihrer Schule gewesen. Eben diese Bewegung hatte seit Jahrzehnten den Anschluss der deutschen Teile Österreichs an Deutschland verlangt; in diesem Punkt erhielt sie nach dem Zusammenbruch 1918 eine gewaltige Verstärkung durch die mächtige, kurze Zeit allmächtige Sozialdemokratie. Diese hatte das völlige Verschwinden Österreichs und seinen Anschluss an Deutschland zu einem ihrer Ziele gemacht; nur der Machtspruch der Sieger des Weltkrieges verhinderte die Durchführung, die schon als vollzogene Tatsache in die Verfassung beider Staaten aufgenommen war. Je länger Deutsch-Österreich, ein herzlos zusammengeschnittener Rest eines einst grossen Reichsgefüges, unter schwersten Bedingungen existierte, desto härter drückte es wirtschaftliche Not; die wieder aufkeimende Erkenntnis, dass das Gebiet der alten Donaumonarchie auch bei Selbständigkeit der einzelnen Teile einer wirtschaftlichen Reorganisation bedürfe, wurde nicht zur Tat.

Grosse Teile des Volkes sahen die wirtschaftliche Rettung im Anschluss an Deutschland; eine kaum begründbare Rechnung, doch suggestiv in ihrer Einfachheit. In Deutschland legten wichtige Wirtschaftskreise auf die Angliederung Österreichs wenig Wert, und so blieb der Zug von beiden Seiten zu einander herzlich, aber platonisch; ein 1931 mehr aus politischen als wirtschaftlichen Gründen unternommener Versuch zur Zollunion wurde vor dem Einspruch der Mächte schnell wieder aufgegeben. Eben in jener Zeit begann der Gedanke einer eigenen politischen Sendung Österreichs festere Gestalt anzunehmen und gegen den Anschlussgedanken in breitere Volkskreise zu dringen; die Macht der weltpolitischen Tatsachen und die Zurückhaltung in Deutschland machten ihm Bahn.

Aufs Neue aber gewann der Zug zum Reiche Kraft, als in Deutschland eine neue Machtpolitik einsetzte, die zunächst in ihrem Gefühlsantrieb sich um die aussenpolitischen Realitäten beider Länder wenig kümmerte, mit den alten Methoden der innenpolitischen Propaganda nach einem grossen aussenpolitischen Triumph im sprachverwandten Nachbarland trachtete und sich auch von wirtschaftlichen Bedenken nicht hemmen liess, nach dem Grundsatz: «Auch wenn diese Vereinigung wirtschaftlich gedacht, gleichgültig, ja selbst wenn sie schädlich wäre, sie müsste dennoch stattfinden. Gleiches Blut gehört in ein gemeinsames Reich» (Hitler, «Mein Kampf», S. 1). Die deutsche Diktatur begann um die Seelen der Österreicher zu werben, die Selbst-

ständigkeit Österreichs zu untergraben, und die Souveränität seiner Regierung wurde überhaupt nicht anerkannt. Werkzeug dieses Wühlens war die über die Staatsgrenze hinüberreichende nationalsozialistische Partei. Sie konnte es sich ersparen, von dem verfänglichen Anschluss zu sprechen; sie verlangte nur die Gleichschaltung, die Herrschaft der Partei über Österreich. Hitler führte den Kampf um Österreich offiziell nicht als Reichskanzler, sondern als Parteiführer.

Angedrohter Einmarsch

Die österreichischen Nationalsozialisten, viel älter als die deutsche Partei, haben vor und neben dieser jahrzehntelang ein meist unbeachtetes Dasein geführt. 1926 erscheinen sie, ein Grüppchen, endgültig als Teil der deutschen Partei, Hitler absolut gehorchend wie irgendein reichsdeutscher Parteigau. Im Nationalsozialistischen Jahrbuch von 1934 ist Österreich als Gau 33 der Partei verzeichnet, und die österreichische SA untersteht als Obergruppe VIII der Münchner Führung. Zwar der Gauleiter ist ein Österreicher, Frauenfeld in Wien, der wirkliche Leiter aber wird im Juli 1931 ein Mann namens Theodor Habicht, Reichsdeutscher, bis dahin Stadtverordneter in Wiesbaden. Mit dem klingenden Titel eines «Landesinspektors» leitet Habicht von Linz aus die Politik der österreichischen Partei; der wahre Leiter befindet sich freilich zunächst in München und später in Berlin.

Die Grundsätze dieser österreichischen Partei haben auch für andere Auslandsorganisationen des Nationalsozialismus, je nach den Umständen mehr oder weniger abgewandelt, ihre Bedeutung; darum mögen sie hier stehen. In dem von Habicht 1932 herausgegebenen Dienstbuch der NSDAP Österreichs heisst es:

«Die NSDAP mit allen ihren Neben-, Unter- und Sonderorganisationen bildet innerhalb des heutigen Systems vergleichsweise einen Staat für sich. Der Parteistaat unterscheidet sich von dem gegenwärtigen Staat nur dadurch, dass er 1. noch nicht alle Staatsbürger umfasst, beziehungsweise einen Teil bewusst ablehnt, 2. noch nicht alle öffentlichen Körperschaften, Vereine und Organisationen erfasst hat, 3. noch nicht im Besitze der staatlichen Machtmittel ist. Mit dem Augenblick der vollen Machtergreifung treten die Organe der Partei an die Stelle der Organe des heutigen Staates, beziehungsweise übernehmen diese. Partei und Staat werden eins.»

Ein deutscher Parteiführer hatte also auf dem Boden eines fremden Lan-

des seinen eigenen Staat; ein Ausländer kündigte die bevorstehende Ergreifung der Macht an. Doch würde er nie zugeben haben, dass es ein fremdes Land sei. Nie? War ihm doch «das Dorf fremd geworden»; eine entschlüpfte Bemerkung freilich, auf die er kaum achtgab.

So stand es schon, als Hitler in Deutschland noch um die Macht kämpfte. Wie brach er erst gegen Österreich los, als er sie in Deutschland hatte!

Er zögerte fast keinen Tag. Zwischen dem 8. und 17. März 1933 triumpierte die sogenannte nationalsozialistische Revolution in Deutschland und nimmt sich die letzten widerstehenden Kommandohöhen, so die über Bayern. Bereits am 18. März beginnt von hier aus der Angriff auf Österreich. Hitlers persönlicher Freund, Rechtsberater und von ihm ernannter Reichsjustizkommissar Dr. Frank, nebenher auch Justizminister in Bayern, richtet vom Münchner Sender – nach dem Text des deutschen Wolff-Büros zitiert – einen wilden Gruss «an seine unterdrückten Parteigenossen in Österreich, die unter der ihm unbegreiflichen Unvernunft ihrer Regierung den letzten Terror und die letzte Unterdrückung ausstehen hätten. Österreich sei jetzt der letzte Teil Deutschlands, in dem man es noch wagen könnte, das deutsche nationale Wollen zu unterdrücken. Er möchte die österreichische Regierung in aller Freundschaft und bundesbrüderlicher Zuneigung davor warnen» – und nun ein bedeutungsschwerer Satz, brutal wie ein erhobener eisenbeschlagener Stiefel – «...davor warnen, etwa die Nationalsozialisten im Reiche zu veranlassen, die Sicherung der Freiheit der deutschen Volksgenossen in Österreich zu übernehmen». Welche Worte von Land zu Land, von Minister zu Minister! Das Nachbarland ein Teil Deutschlands, das Nachbarland regiert von Unvernunft, Terror und Unterdrückung. Und dann klar und kalt: wir werden marschieren!

Dr. Dollfuss, der Bundeskanzler eines kleinen Landes, wollte mit diplomatischen Mitteln auskommen. Er liess seinen Berliner Geschäftsträger protestieren. Dem sagte im Auswärtigen Amt ein Geheimrat, er könne sich nicht äussern, da ihm die Rede Franks unbekannt sei, werde sich aber den Text beschaffen. Dann drei Wochen Schweigen. Am 12. April gellt, voller Geduld, der Gesandte Tauschitz selber in die Wilhelmstrasse. Hier trifft er den Ministerialdirektor Köpke; der hat sich, peinlich zu sagen, immer noch keinen «authentischen» Text der Rede besorgen können. Rede eines Kabinettsmitgliedes, gehalten am amtlichen Sender, veröffentlicht vom amtlichen Nachrichtenbüro. Tauschitz hat seine Gedanken über deutsche Zustände. Von Entschuldigung natürlich kein Wort.

Die 1'000-Mark-Sperre

Hitler und Frank haben nämlich ihren eigenen Stil der Antwort. Am 13. Mai steigt unerwartet Frank auf dem Flugfelde Aspern bei Wien aus einem deutschen Flugzeug, wie es heisst, um mit den Wiener Nationalsozialisten die Befreiung Wiens von den Türken vor einem Vierteljahrtausend zu feiern. Die Wiener Regierung existiert für diesen hochgestellten Besucher überhaupt nicht; er hat sich nicht bei ihr gemeldet, und noch immer hängt seine nicht zurückgenommene Einmarschdrohung über den Beziehungen beider Länder. Ein ungebetener Gast kam, und gerade dieser musste es sein. Offenbar wollte Hitler die Wiener Regierung mit Gewalt provozieren. Dollfuss liess Frank noch auf dem Flugfelde sagen, sein Besuch sei nicht erwünscht; Frank liess den Polizeivertreter auf dem Flugfeld stehen, nahm seine Ausladung nicht zur Kenntnis, reiste durch Österreich und hielt Reden. In Graz sagte er am nächsten Tage, er sei als Stellvertreter des Reichskanzlers gekommen, und die österreichische Regierung habe in seiner Person den Reichskanzler beleidigt. Den Kanzler Dollfuss verhöhnnte er, auf dessen kleine Gestalt anspielend, wiederholt als «kleinen Metternich». Darauf liess Dollfuss – immer noch höflich und überkorrekt – auf dem Wege über Berlin «den Dr. Frank ersuchen, Österreich so rasch wie möglich zu verlassen. Mit etwas polizeilicher Nachhilfe geschah das.

Nun war Hitler beleidigt, Tauschitz bekam es zu hören. Schon am 10. Mai hatte ihm der Kanzler persönlich, voller Grimm, die «probeweise Verhinderung jedes reichsdeutschen Besuches in Österreich auf ein Jahr angedroht, wirtschaftlichen Aushungerungskrieg also. Schon fast zwei Monate waren damals seit Franks Drohrede vergangen, sein Besuch und seine Ausweisung aus Österreich folgten gerade in jenen Tagen; endlich liess sich jetzt die letzte Instanz zu einer Art Erklärung herbei, was es mit dem angedrohten Einmarsch in Österreich auf sich habe. Hitler empfängt Tauschitz am 18. Mai und spricht das Führerwort: «Er könne nicht jedem Redner nachlaufen». Mit «jedem Redner» meinte er seinen Reichsjustizkommissar.

Der Wiener Regierung bemächtigte sich ernste Sorge. Sie hatte es also entweder in den Nationalsozialisten mit einem Haufen zu allem bereiter und ausserdem führerloser Gewalttäter zu tun – oder mit einem ebenfalls zu allem bereiten Führer, dessen Worten nicht zu glauben war.

Hitler wollte Österreich mit Gewalt holen, doch in der Methode der Gewalt schwankte er. Am 27. Mai sass das Reichskabinett beisammen, verstärkt durch Sachverständige und sogenannte Spezialisten. Der älteste Kampfgefährte Hitlers, Hermann Esser, jetzt bayrischer Minister, vor allem aber Führer

und Grossinteressent des deutschen Fremdenverkehrs, verlangte, dass man den deutschen Fremdenverkehr nach Österreich sperre. Eine märchenhafte Konjunktur, namentlich für die bayrischen Gebirgsorte, musste die Folge sein. Hitler erkannte die Zweischneidigkeit des Vorschlags, liess sich aber nach stundenlanger Beratung überstimmen. Es wurde beschlossen: für Reisen nach Österreich mussten Deutsche fortan eine Erlaubnisgebühr von tausend Mark bezahlen. Reisesperre also für Hunderttausende; der fröhliche Strom deutscher Reisender in Automobilen, auf den Donaudampfern, der Karwendel- und Tauernbahn stockte fortan an der Grenze, die Hotels, Dorfgasthäuser und Berghütten standen lange halb leer, die Wirtschaft litt, die Unzufriedenheit wuchs. Das war die Absicht; die armen Bergbauern von Tirol, mit wenig Einblick in die Zusammenhänge, spürten die wachsende Not und gaben zunächst der eigenen Regierung die Schuld. Der Schlag konnte aber mit der Zeit pariert werden. Die österreichischen Fremdenorte kamen in Frankreich und namentlich England in Mode; Besuche des damaligen Prinzen von Wales und späteren Königs Edward VIII. lockten grosse Scharen seiner englischen Landsleute nach Österreich.

Legionäre am Maschinengewehr

Der Diplomatenkampf ging weiter.

An jenem selben 27. Mai erschien in Wien der deutsche Gesandte Dr. Rieth im Bundeskanzleramt und machte eine kleine geschäftliche Mitteilung: die Gesandtschaft habe einen «Presse-Attaché» erhalten, einen gewissen Herrn Theo Habicht; dieser habe noch einen Hilfsarbeiter namens Cohrs. Als Mitglieder der Gesandtschaft mussten sie diplomatischen Schutz und die üblichen Vorrechte geniessen; durften von der Polizei nicht belästigt werden, ihre Post und Ihr Gepäck gingen unkontrolliert über die Grenze, und was dergleichen diplomatische Vorteile mehr sind.

Das war vielleicht die kränkendste aller bisherigen Provokationen. Der Herr des illegalen nationalsozialistischen Staates im Staate, der Führer einer revolutionären Partei sollte von der Regierung Dollfuss als Diplomat respektiert und geschont werden. Österreich sagte sofort nein.

Es hatte allen Grund dazu. Der neue Diplomat und sein Hilfsarbeiter versahen ihre österreichischen Freunde mit Bomben und Höllenmaschinen. Am 11. Juni schoss der Nationalsozialist Werner von Alversleben auf den Tiroler Politiker Dr. Steidle und verletzte ihn am Arm; am 12. Juni platzten in ganz

Österreich Bomben, harmlose und gefährliche. In Wien wurde ein Juwelier Futterweit getötet. Gerichtliche Untersuchung wies nach, dass die österreichische SS im ganzen Bundesgebiet die Anschläge vorbereitet und ausgeübt hatte. Die Polizei griff zu und verhaftete am 13. Juni mehrere nationalsozialistische Führer, darunter Habicht und Cohrs; sie wurden über die Grenze geschafft.

In Berlin schlug die Polizei zurück und verhaftete ihrerseits den Presse-Attaché der österreichischen Gesandtschaft Dr. Wasserbäck; auch er musste Deutschland verlassen. Am 19. Juni löste Dollfuss die nationalsozialistische Partei in Österreich auf. Nun war offener Krieg.

Das Wort Krieg war ernst zu nehmen. Deutschland stellte ein Heer auf, gebildet aus österreichischen Nationalsozialisten, die ins Reich geflohen waren: die sogenannte österreichische Legion. Ihre Stärke dürfte in ihrer besten Zeit gegen fünfzehntausend Mann betragen haben. Die Legionäre trugen SA-Uniform und waren ausgerüstet mit Stahlhelm, Mausergewehr samt Bajonett, Tornister und Spaten. Ihre Standquartiere waren zunächst das Lager Lechfeld bei Augsburg, wo 4800 Mann lagen, ferner Weiden und Aibling. Im Lager Lechfeld leiteten im Oktober 1933 etwa 50 Reichswehr-Offiziere die Ausbildung; eine der Hauptübungen war Mauerklettern, um das Erstürmen von Häusern zu lernen. Die österreichische Regierung erhielt zahlreiche Meldungen über Zahl, Aufenthaltsort und Tätigkeit dieser Legion; sie bekam Fotos und Entlassungsscheine zu sehen. In Dutzenden von Berichten erzählten österreichische Heimkehrer, die sich freiwillig in ihrer österreichischen Heimat den Behörden stellten, von den militärischen Vorbereitungen: «Ausbildung an der Waffe (Gewehre, Maschinengewehre, Maschinenpistolen, Handgranaten). Die höheren Führer sind fast ausschliesslich Reichsdeutsche...» «Im Lager Lechfeld», sagt ein Bericht, «wurden Spezialtrupps (Maschinengewehre, Minenwerfer, Pionierabteilungen) zusammengestellt. Jede Kompanie war in sechzig Mann Stosstrupp und sechzig Mann Infanterie geteilt. Letztere war wie die Reichswehr mit deutschem Infanteriegewehr, Bajonett und deutschem Tornister mit hundert Stück Patronen ausgerüstet; die Stosstrupps mit Stahlhelm, Handgranate, Seitengewehr und grosser, 32-schüssiger Parabellumpistole, ferner Patronentaschen mit Pistolenmunition... Während meines Aufenthaltes im Lager wies ein Sturmbannführer in einer Rede darauf hin, dass viele von uns ihre Heimat nicht mehr sehen werden, weil sie bei der Befreiung Österreichs ihr Leben lassen müssten.»

Krieg kostet Geld. Es wurde zum Teil den wohlhabenderen in Deutschland lebenden Österreichern abgepresst; das Mittel dazu war eine zweite Organisation: der «Kampfring der Deutsch-Österreicher im Reiche». Der Kampfring

organisierte auch eine illegale Propaganda nach Österreich durch sogenannte «Privatbriefe». Als Tauschitz, unermüdlicher Briefträger für Proteste, Dezember 1933 im Auswärtigen Amt auch gegen diesen Kampfring protestierte, erhielt er die klassische Antwort: nach der Auffassung des Reiches läge nur dann ein Verstoß gegen das Völkerrecht vor, wenn der Kampfring etwa in Österreich einen Umsturz auf kommunistischer Grundlage beabsichtigte. Sechs Wochen später hatte sich das Auswärtige Amt einen andern Standpunkt ausgedacht; da sagte es den Österreichern, der Kampfring sei überhaupt niemals durch deutsche Behörden gefördert oder unterstützt worden. Das war am 1. Februar 1934. Aber gerade am 31. Januar hatte das Verordnungsblatt der Reichsleitung der NSDAP eine Anordnung verbreitet, in der alle Dienststellen der Partei aufgefordert wurden, die Bestrebungen des Kampfringes weitestgehend zu unterstützen. Es sei nur «darauf zu achten, dass der Eindruck vermieden wird, dass der Kampfring von der reichsdeutschen NSDAP aufgezogen werde... Diese Information ist vertraulich.» Darunter stand der Name Bouhlers, Geschäftsführers der Partei, persönlichen Freundes des Reichskanzlers; dieser war sein Trauzeuge gewesen.

Fünftehtausend Legionäre bereiten sich an ihren Minenwerfern und Maschinengewehren zum Kriege vor. Ihre Landsleute finanzieren durch steuerähnliche Abgaben den geplanten bewaffneten Einmarsch. Das bedauerenswerte Auswärtige Amt muss vor diese Pläne einen fadenscheinigen Schleier diplomatischer Höflichkeit legen, der nichts verbirgt und die Bedrohten nur erbittert. Wenige Monate der Regierung Hitler hatten genügt, die einst so herzlich verbundenen Länder auseinander zu reißen. In der Tat waren früher die Beziehungen zwischen Berlin und Wien nicht von der üblichen diplomatischen Art gewesen; zwei Länder deutscher Sprache und Kultur waren zwar voneinander getrennt gewesen, hatten sich aber enger verstanden, besser gekannt und inniger geliebt also sonst wohl Länder in Europa; ein Bruderverhältnis, das manche Wechselfälle und selbst Missverständnisse während fünfzehn Jahren überdauert hatte. Der österreichische Auswanderer musste in Berlin zur Macht kommen, um diese Herzlichkeit zu zerreißen, den Brand an die Grenze zu legen, ihn mit Hass zu nähren, den Krieg der Legionäre vorzubereiten. Der in der Natur von Person und Zeitalter begründete Widerspruch zwischen Wort und Tat, Absicht und Erfolg hat auch hier den Flüchtling aus dem österreichischen Dorf, den Gescheiterten aus dem Wiener Asyl, den grossen Karrieristen der deutschen Politik wie einen Keil in alte, feste Beziehungen hineingetrieben und sie so zertrennt. «Gleiches Blut gehört in ein gemeinsames Reich» – nie war dies Wort der Erfüllung ferner, als seitdem sein Urheber in Deutschland regierte.

Viele Gesichter hat der moderne Krieg. Während auf dem Lechfeld die Legion an den Minenwerfern übt, wühlt Habicht das Volk von Österreich gegen seine Regierung auf. Eine wunderbare Waffe ist der Rundfunk, eine wunderbare auch das Flugzeug; beide namentlich gegen einen schwächeren Feind, der wenig grosse Sender und immer noch zu viel Behutsamkeit in deren Benutzung hat.

Der Breslauer und namentlich der Münchner Sender eröffneten eine Belagerung des österreichischen Aethers, die vielleicht für künftige Kämpfe von Land zu Land als Muster gelten wird. Die Pressestelle des bayrischen Rundfunks kündigte an, die Sendungen sollten die Hörer in Österreich über die Lage unterrichten; nach Österreich geschmuggelte Flugblätter forderten auf, den Münchner Sender zu hören. In vierundachtzig Agitationsvorträgen forderte dieser Sender den Sturz der Regierung Dollfuß; Habicht, der nunmehr in München residierte, hielt davon einundzwanzig. Er spricht am 5. Juli 1933 einen «Aufruf an das deutsche Volk Österreichs ins Mikrophon»; am 10. August ruft er die Bevölkerung Österreichs zum Kampf gegen ihre Regierung auf, die er dabei aufs Schwerste beschimpft; am 19. Februar 1934 ermuntert er, die Aufregung des Landes über die blutige Niederwerfung der Sozialdemokratie durch die Heimwehr ausnützend, über alle deutschen Sender die österreichische Wehrmacht, ihrer Regierung den Gehorsam zu verweigern. Der unglückliche Tauschitz muss protestieren und sich im Auswärtigen Amt verhöhnen lassen; eine Note der Reichsregierung vom 1. Februar 1934 bedeutet ihm: «Die Behauptung der österreichischen Regierung, dass im deutschen Rundfunk eine Verhetzungskampagne betrieben werde, ist nicht richtig. Die Vorträge des Rundfunks richten sich an die reichsdeutschen Hörer und unterrichten diese über die Entwicklung in Österreich.» Die gedruckten, stenographierten, auf Schallplatten genommenen Beweise des Gegenteils lagen in den österreichischen Akten und Registraturen.

Gleichzeitig stiegen von Bayern Flugzeuge auf und warfen Flugblätter über die österreichischen Grenzstädte. Kufstein, Salzburg, Reutte, Hallein, Zell am See und andere Orte wurden durch die Propaganda beregnet. Es waren manchmal ganze Flugzeuggeschwader.

Die Erfahrungen, die Tauschitz mit seinen Protesten im Auswärtigen Amt zu machen schon gewohnt ist, sind diesmal besonders lehrreich. Zuerst erfährt er, dass die bayrischen Behörden von Propagandaflügen nach Österreich nichts wüssten. Dann lässt sich der Staatssekretär von Bülow selbst herbei, zu

erklären, es hätten mit grosser Umsicht und Gründlichkeit Erhebungen stattgefunden; von keinem öffentlichen Flugfeld Bayerns sei ein solches Flugzeug gestartet. Alle Privat- und Sportflugzeuge in Bayern hätten ihr Alibi nachweisen können. Somit war alles in bester Ordnung bis auf die Kleinigkeit, dass die Flugzeuge geschwaderweise über Österreich erschienen waren; auf den abgeworfenen Blättern war zum Steuerstreik und zur Abhebung der Spareinlagen aufgefordert worden.

Bülow meinte weise, das seien eben der Behörde unbekannte Flugzeuge, und sie seien vielleicht von irgendeiner Wiese aus gestartet. Tauschitz hätte erwidern können, die stille Wiese sei vermutlich das Lager Lechfeld, und wenn der Flugzeugpark der österreichischen Legion den deutschen «Behörden» unbekannt sei, so sei das nur eine von den neuen zu den vielen alten Erfahrungen über deutsche Zustände seit dem 30. Januar 1933.

So wanden sich die Leiter und die Puppen der deutschen Politik zwischen Standpunkten und Ausflüchten hin und her. Die Erklärungen und Beschönigungen wechselten; treu blieben sie sich in der dauernden Entfernung von der objektiven Wahrheit. Tatsache blieb der gewaltsame Kampf einer hinter Unwahrheiten verschleierte Macht gegen den kleinen Nachbar. Dauerhaft blieb der Hass des Ausgewanderten.

Dollfuss schreibt an Tauschitz

Dollfuss, im Gefühl guten Rechts und grosser Schwäche, macht sich einen tapferen, aber unmöglichen Plan für die Auseinandersetzung mit Hitler zu recht. Grundgedanke: der Nationalsozialismus soll seiner eigenen Widerlegung in Gestalt der Existenz Österreichs zustimmen. Dollfuss weiss: der erste Punkt des Nationalsozialistischen Programms heisst Grossdeutschland; ihm ist bekannt, was der erste Absatz von «Mein Kampf» fordert: «Gleiches Blut gehört in ein gemeinsames Reich.» Dennoch erwartet er ernsthaft von Hitler, dass er sich in Österreich nicht einmische.

«Das Grundübel des Zwistes», schreibt er am 18. Juli 1933 an Tauschitz, «müssen wir und mit uns der überwiegende Teil der öffentlichen Meinung in der Welt darin erblicken und erkennen, dass das nationalsozialistische Regime in Deutschland zugestandenermassen Österreich als seine höchsteigene und ausschliessliche Domäne betrachtet, in der es nach gleichen Methoden wie im Reiche frei schalten und walten zu können glaubt.» Das ist genau und richtig.

Der Bundeskanzler ist mutig genug, von diesem bedenklichen Gegner sein Recht zu verlangen, nämlich: dass Deutschland die Selbständigkeit der österreichischen Republik achte, auf jede innere Einmischung endgültig verzichte, die österreichischen Nationalsozialisten sich selbst überlasse; er macht sich stark dafür, dass seine Regierung «nicht gesonnen ist, sich von aussen oder auch von innen her eine wie immer geartete Änderung ihres Regierungssystems aufzwingen zu lassen». Das soll Tauschitz allen deutschen Stellen bei jeder Gelegenheit sagen.

Dollfuss hat aus dem bereits blutgefärbten Wust der deutschösterreichischen Beziehungen den Kern mit logisch klarem Schnitt herausgehoben: die Gleichschaltung Österreichs durch den Nationalsozialismus bei scheinbarer Erhaltung der bisherigen Selbständigkeit nach dem Muster der süddeutschen Länder – das ist es, was Berlin erstrebt; das ist es, was Wien ablehnt. Die innenpolitische Gleichschaltung würde den Donaustaat auf dieselbe Stufe wie die langsam verschwindenden ehemaligen süddeutschen Bundesländer herabdrücken, ihn als Faktor aus Europa löschen und tatsächlich Krieg in Mitteleuropa entfesseln. Denn das plumpe Doppelspiel der zentralistischen Parteidiktatur bei scheinbarer Erhaltung bestehender Staatsformen, das in Deutschland glückte, würde in Österreich von den Nachbarn nicht hingenommen werden: «... andererseits», sagt Dollfuss in seinem Brief an Tauschitz, «muss aber auch im Interesse des europäischen Friedens auf die unabsehbaren Folgen aufmerksam gemacht werden, die eine von der gesamten Weltmeinung – angesichts der Verneinung eines selbständigen österreichischen Staates durch den Nationalsozialismus – mit Recht als Vorstufe zum Anschluss aufgefasste derartige Angleichung des österreichischen Regierungssystems an das reichsdeutsche nicht nur für Österreich, sondern auch für Deutschland und Europa im Allgemeinen nach sich ziehen müsste.»

Kein verantwortungsbewusster Staatsmann kann die Dinge auf diese abschüssige Bahn laufen lassen. Unabhängigkeit Österreichs und Gleichschaltung durch den Nationalsozialismus widersprechen einander völlig; nur das eine oder andere ist möglich. Dollfuss will die Unabhängigkeit Österreichs, er glaubt an die, wie er sie nennt, österreichische Idee. Aber – und das bleibt sein Irrtum – er hofft doch, durch Standhaftigkeit und unaufhörliche Überredung Hitler schliesslich von seiner Chimäre abbringen zu können. Es klingt selbst chimärisch, wenn der Bundeskanzler sich sogar auf Hitlers Ideologie einlässt und doch ihre Konsequenzen vermeiden will: «Es muss von der führenden deutschen Macht erwartet werden, dass sie sich nicht länger der richtigen Erkenntnis der wahren Interessen des Gesamtdeutschtums, die allein in der naturgegebenen Freundschaft der beiden selbständigen

deutschen Staatswesen liegen, verschliesse und dem aussichtslosen Bruderkampf gegen Österreich ein Ende setze.»

Die Antwort lässt nicht auf sich warten. Als Tauschitz Dollfuss' Botschaft dem Referenten für Österreich im Berliner Auswärtigen Amt übermittelt, antwortet dieser schroff: Österreich sei für die Nationalsozialisten nicht Ausland. Ihre Propaganda mache vor den aufgezwungenen Grenzen nicht halt. Das sei, nach dem Standpunkt der Partei, keine Einmischung in die Angelegenheiten eines fremden Staates; das sei nur der Kampf einer Opposition gegen ihre derzeitige Regierung. Drei Sätze, drei Brutalitäten. Der deutsche Diplomat schloss mit einer vierten, der schwersten: der Kampf finde sein Ende erst, «wenn sich Österreich entschliesse, die Grösse der Ausstrahlung des nationalsozialistischen Sieges in Deutschland auf Österreich zu ermes- sen.» Was meint dies Rätselwort? «... dies könne nur durch neue Wahlen erfolgen...» Was Hitler einst von Papen, Schleicher und Hindenburg verlangt hatte, das will jetzt der deutsche Reichskanzler von dem österreichischen Bundeskanzler erpressen.

Dollfuss ist doch klüger als seine deutschen Vorgänger; er kommt nicht auf den Gedanken, hier nachzugehen. Er sieht nun, dass Hitler Österreichs Unabhängigkeit nicht anerkennt, im fremden Lande wie im eigenen befehlen will – «parallelschalten» nennt der Bundeskanzler das. Er ist Hitler nicht wehrlos ausgeliefert, falls er Mut hat; und er hat Mut. Hinter dem kleinen Österreich stehen Mächte, von denen jede einzelne allein seine Unabhängigkeit verbür- gen könnte, würden nicht bei jeder querlaufende und abweichende Interessen an andern Weltecken diese Bürgschaft zu drei Vierteln wieder aufheben. Italien wird Hitlers Einmarsch in Österreich nicht dulden, aber Italien wird dennoch Hitler sonst nicht dämpfen, denn er ist ein willkommenes Gegenge- wicht gegen den alten Erbfeind Frankreich. Die Länder der kleinen Entente, zumal die Tschechoslowakei und Rumänien, können Hitlers Einmarsch nicht dulden, aber sie wünschen auch keine Erstarkung Österreichs; kein Spiessen neuer Ideologien, namentlich keine Rückkehr der habsburgischen Monarchie, denn aus den Trümmern des alten habsburgischen Österreich sind ihre neuen Staaten erbaut. Frankreich kann den Einmarsch Hitlers ebenfalls nicht dulden, aus eigener Furcht nicht und aus Sorge um die Bundesgenossen in Prag und Bukarest nicht; aber könnte man diese Sorge nicht zunächst Italien überlassen, das sie schliesslich näher angeht? Kurz, Dollfuss hat viele Freunde ringsum, die eine grosse Gefahr sind; nämlich dann, wenn man von ihnen mehr erwar- tet, als sie halten werden, und sich entsprechend auf Wagnisse einlässt. Auch ist keiner dieser Freunde selbstlos; das gibt es in der Politik nicht. Immerhin war Dollfuss' Spiel nicht arm an Figuren und Hilfen; die beste Hilfe indessen

war der feste Wille in der eigenen Brust. Auch war er aus dem Stoff gemacht, der grossen Aufgaben standhält. Klein von Gestalt, zierlich an Gesichtszügen und Gliedern, weder in Wort noch Schrift eben ein Meister, war er doch ein geborener Menschenführer, der das berühmte Fluidum und auch den politischen Blick für das Notwendige und das Mögliche hatte. Im Ganzen gewogen, war er einem Hitler kein unebenbürtiger Gegenspieler.

Er nimmt den Kampf auf, der ihm eine blutige Siegerkrone und ein Grab bringen wird.

Fiasko der Diplomaten

Für Hitler ist dieser Kampf der erste grosse Probeschritt aufs europäische Gelände. An der österreichischen Pulsader tastet er ab, wie tief er das europäische System ohne Widerstand anschneiden darf. Der Griff nach Österreich fordert Italien und Frankreich direkt heraus und weckt die Sorge Englands, das Verwicklungen in Mitteleuropa immer fürchtet (denn so entstehen Kriege), sie aber kaum je wirksam hindert (denn so wird man in den Krieg hineingezerrt). Aus dreiviertel Einsicht und halben Entschlüssen entwickelt sich eine diplomatische Komödie, deren Ergebnis, weit über Österreich hinaus, eine Ermunterung für Hitler und eine bittere Lehre für Dollfuss ist.

Frankreich fordert von der Welt einen Protest zum Schutze Österreichs; England lässt sich zum Mittun bewegen. Dagegen Italien, über den nationalsozialistischen Terror in Österreich vielleicht am meisten erbittert, betrachtet das Donauland so sehr als eigene Domäne, dass es sich nicht einmal in deren Schutz mit andern teilen will; vor allem aber will es zwar Hitler aus Österreich hinausmanövrieren, doch nur, damit er sich umso wilder auf das übrige Europa stürze und Italiens alten Feind Frankreich kräftig in Schach halte. Darum lehnt es die Teilnahme an dem gemeinsamen Protestschritt der Mächte ab, der in den ersten Augusttagen des Jahres 1933 reif wird.

Eilig und den andern zuvorkommend begab sich der italienische Botschafter am 5. August ins Auswärtige Amt und «lenkte in freundschaftlicher Weise die Aufmerksamkeit...». Auf diesen Protest – sein sehr begütigender Gedanke war etwa: ihr könnt sonst in allem auf uns zählen, aber von Österreich habt ihr die Finger zu lassen – erhielt der Italiener eines der so oft und so gern gegebenen Versprechen: sowohl die Rundfunkpropaganda wie die Propagandaflüge werde die deutsche Regierung verbieten; den übrigen Terror

bedauere sie und wünsche, obwohl sie die Verantwortung ablehnen müsse, dass er eingestellt würde. Die Italiener leiteten diese Versprechungen sofort nach Paris und London weiter mit dem Zusatz: die Engländer und Franzosen möchten doch nunmehr einen eigenen Protest unterlassen, er sei ja nach solchen Zusagen überflüssig.

Paris war weniger vertrauensvoll und bestand auf seiner Demarche; London liess sich, nur halb willig, noch gerade mitziehen. Einen gemeinsamen Schritt bewilligte es den Franzosen schon nicht mehr; der französische Vertreter überreichte seine Note am 7. August vormittags, der englische am Nachmittag. Die ganze Aktion, zur Löschung des Feuers unter einem europäischen Pulverfass erster Ordnung unternommen, hatte als wirkliches Ergebnis, die Uneinigkeit unter den ehemaligen Alliierten des Weltkrieges schallend zu verkünden. Dies ist die geschichtliche Bedeutung der Schritte vom 5. und 7. August 1933, und man muss feststellen, dass Hitler sie sofort erkannt hat. Er nützte seinen Vorteil. Ein amtliches Communiqué über den französisch-englischen Schritt und seine Zurückweisung, das offenkundig von ihm persönlich stilisiert war, sagte:

«Der französische Botschafter hat heute vormittag unter Bezugnahme auf den Viermächtepakt zur Sprache gebracht, dass nach Auffassung der französischen Regierung die deutsche Propaganda mit Bezug auf Österreich in gewissen, in der letzten Zeit vorgekommenen Fällen mit den bestehenden vertraglichen Bindungen nicht vereinbar sei. Dem Botschafter wurde erwidert, dass der Reichsregierung eine Anwendung des Viererpaktes in dieser Form nicht angebracht erscheine, dass auf deutscher Seite Vertragsverletzungen irgendwelcher Art nicht vorlägen und dass Deutschland daher diese Einmischung in die deutsch-österreichischen Auseinandersetzungen nicht für zulässig halte.

Der englische Geschäftsträger, der nachmittags in der gleichen Angelegenheit vorsprach, erhielt denselben Bescheid.»

Unhöflich bis in die Form und skrupellos in der Ablehnung weltbekannter Tatsachen, sagt dies Communiqué den Alliierten, dass Hitler ihnen die Einmischung in Österreich verbiete und sie sich selbst Vorbehalte. Die Betroffenen empfanden die Niederlage und nahmen sie hin. Zum Trost beriefen sie sich darauf, dass Hitler ihnen ja durch den italienischen Kanal künftige Achtung der österreichischen Unabhängigkeit zugesagt habe. Als bald eine neuerliche, diesmal nicht amtliche, aber noch gröbere Erklärung Berlins am 19. August: weder England noch Frankreich sei etwas zugesagt worden. Man habe zwar mit Italien freundschaftliche Besprechungen gehabt, aber diese gingen England und Frankreich nichts an; deren Protest sei und bleibe zurückgewiesen.

Mit diesem diplomatischen Triumph begann eine Serie aussenpolitischer Erfolge Hitlers, die alle auf der Grundeinsicht beruhen, dass in der Politik ei-

ner mehr ist als drei Halbe. Es begann zugleich die Serie jener wirksamen Versprechungen, die dem nationalsozialistischen Regime lange Zeit soviel Zugeständnisse und zuletzt soviel Misstrauen eingetragen haben. In Österreich glaubten die Nationalsozialisten die Bahn jetzt frei.

Bomben

Sie zeigen rasch, aus welchem Stoff sie gemacht sind. Rundfunk und Flieger waren nur ein Vorspiel, von jetzt ab wird scharf geschossen. Nach den ersten Explosionen im Juni und Juli haben die Nationalsozialisten in grossen Mengen eine teuflische Waffe aus Deutschland herübergeschmuggelt, die sogenannten Papierböller, gewissermassen die Bombe des kleinen Mannes. Das waren einfache Pappdeckelhülsen, ursprünglich mit Schwarzpulver gefüllt; später taten die Verfertiger stärkere Pulversorten hinein (sogenannte brisante Böller) und verwendeten Weisskreuz-Gashandgranaten, eine Waffe aus dem Weltkrieg, die Atmungsorgane und Schleimhäute angriff. Zuletzt benutzten sie den tückischen, hochexplosiven Chlorat-Sprengstoff, den sie mit Lehm vermischten und zu kleinen Kugeln formten, auf der Strasse verstreuten oder in Häuser schmuggelten. Bei unvorsichtiger Berührung explodierten die Kugeln; einmal wurden drei Kinder verletzt. Die Böller hatten zuweilen auch die Form von Stielhandgranaten.

Anfangs verging kein Tag, an dem es nicht irgendwo in Österreich knallte; später folgten die Explosionen noch weit dichter aufeinander. Gut ausgerüstete Bombenwerfer auf Motorrädern, oft genug im Bunde mit unteren Polizeiorganen, tauchten da und dort unversehens auf, warfen ihre knallende Fracht und verschwanden eilig; Vorsichtiger legten unauffällig und unbemerkt ihre Chloratkugeln. Ein Bauernaufmarsch zu Wien im Januar 1934 wurde mit einem Trommelfeuer von Explosionen überschüttet. Das Land zitterte und fieberte unter dem steigenden Schrecken, und die Absicht war klar: die Nerven der Regierung sollten reissen.

Dass die Sprengstoffe aus Deutschland kamen, konnte die Polizei durch Konfiskation feststellen. Im Lager Lechfeld wurde die österreichische Legion weiter am Maschinengewehr ausgebildet.

Hitler übernimmt die Verantwortung

Am 12. September gab Dr. Dollfuss im alten Kaiserlichen Schloss zu Schönbrunn ein Gala-Diner zu Ehren des päpstlichen Kardinal-Legaten Lafontaine. Selbstverständlich war auch der deutsche Gesandte Dr. Rieth geladen, den Dollfuss nur zuweilen noch dienstlich sah; persönlicher Kontakt zwischen den Männern, die beide Katholiken waren und zur selben politischen Familie gehörten, bestand nicht mehr. Zum Erstaunen des Bundeskanzlers trat gegen elf Uhr abends der Deutsche auf ihn zu und sagte:

«Herr Bundeskanzler, wir müssen zu einem Frieden kommen, das geht so nicht weiter! Ich bin entschlossen, alles meine dazu zu tun.» Sicher sagte der Gesandte das nicht ohne Weisung von Berlin. Dollfuss verstand es so, als wolle Hitler ihm entgegenkommen. Aber das war ein Irrtum, sondern Hitler hielt Dollfuss nach den Höllenmaschinen für mürbe. Darum konnte er von der Antwort nicht befriedigt sein, die Dollfuss sofort gab: Friede sei nur unter drei Bedingungen möglich: Deutschland müsse die Anschläge einstellen, Österreichs Unabhängigkeit anerkennen und sich schliesslich damit abfinden, dass eine Partei, die ihre Führung und ihre Direktiven vom Ausland empfangt, in Österreich nicht existieren könne.

Die Gegenantwort waren neue, stärkere und häufigere Explosionen.

Nach abermals zwei Monaten Beschiessung machte Berlin einen neuen diplomatischen Versuch mit an die Rippen gesetztem Messer. Diesmal war es Frick, der Reichsinnenminister, der Tauschitz – Gespräch am 15. Dezember 1933 – eine Botschaft im jähzornigsten Stile Hitlers übermittelte:

«Wir haben den Kampf aufgenommen. Sie werden wohl im Laufe Ihrer Tätigkeit die Überzeugung gewonnen haben, dass wir jeden Kampf, den wir einmal aufgenommen haben, kompromisslos zu Ende führen. Sie können auch überzeugt sein – und ich kann Ihnen versichern, dass ich in vollkommener Übereinstimmung mit meinem Führer spreche – dass auch dieser Kampf, wie er begonnen wurde, so weh er unsern deutschen Herzen tut, bis zum Schluss durchgeführt wird.»

Und dann die listige Wendung, die der ganze Zweck des Einschüchterungsversuchs war: Tauschitz möge doch einmal mit Habicht selber sprechen.

Dollfuss, dem sein Gesandter sofort Meldung machte, spürte die Beleidigung und erkannte die Gefahr. Mit Habicht verhandeln hiess die deutsche Einmischung in Österreich anerkennen, hiess praktisch auf irgendeine Art die Zugehörigkeit Österreichs zum nationalsozialistischen Parteistaat anerkennen.

Normalerweise durfte es nur ein Gespräch zwischen dem Gesandten und dem deutschen Aussenminister oder seinem Stellvertreter geben, im feierlichen Fall auch zwischen dem Bundeskanzler und dem Reichskanzler; nie aber mit dem Führer der Bombenwerfer. Aber Dollfuss glaubt erstens eine Gelegenheit zum Frieden nicht versäumen zu dürfen; zweitens glaubt er einen klugen Streich zu machen, indem er zurückfragt: ob Herr Habicht denn im Auftrage des Reichskanzlers verhandeln könne. Durch die voraussichtliche Antwort will er Hitler auf Habicht festlegen; er will eine diplomatische Bestätigung, dass Hitler für alles verantwortlich ist, was Habicht tut, und dass Hitler dies selbst zugibt.

Die Deutschen lassen sich gar nicht lange bitten. Als Tauschitz am Neujahrstag 1934 bei Neurath vorspricht, enthüllt dieser mit einem Satz das längst offenbare Geheimnis der deutschen Politik. Er sagt: «Der Reichskanzler hat sich in der österreichischen Frage sämtliche Entscheidungen vorbehalten.»

Wahrlich, mehr hätte Dollfuss nicht zu wissen brauchen. Hier war eine geschichtliche Verantwortung festgestellt worden. Hitler hatte alle Entscheidungen; für den Krieg im Frieden trug und bekannte er die Verantwortung. Mit diesem Bescheid hätte Dollfuss vor sein Volk, vor die Welt und vor die Geschichte treten können.

Er tat es nicht. Dies war der Fehler, der ihm wahrscheinlich zuletzt das Leben gekostet hat.

Schon vorher hatten Vermittler ihm nahe gelegt, doch gar nicht erst durch Tauschitz mit Habicht zu verhandeln; warum solle nicht der Bundeskanzler einmal selber mit Habicht sprechen? Der Mann war aus Österreich ausgewiesen, hatte dort nach Begriffen und Gesetzen aller Kulturstaaten schwere Verbrechen begangen, war von hoher Strafe bedroht; mit diesem sollte der österreichische Regierungschef verhandeln! Dollfuss, immer schlau sein wollend, wies den unmöglichen Vorschlag nicht sofort zurück, und so war denn auch Tauschitz schon vorbereitet und hörte geduldig zu, als Neurath an jenem Neujahrstage fortfuhr: persönlich könne Hitler sich nicht einmengen, aber Habicht sei in der österreichischen Frage nach wie vor sein absoluter Vertrauensmann; Habicht, der Bombenwerfer! Er wollte Hitler sofort fragen, ob es ihm recht sei, dass Habicht mit Dollfuss spreche.

Ein paar Stunden später, kurz nach sechs Uhr, klingelt bei Tauschitz das Telefon. Neurath ist am Apparat. Er hat mit Hitler gesprochen, Hitler ist mit allem einverstanden. Neurath sagt wörtlich: «Die Aussprache, die Habicht mit Dr. Dollfuss wünscht, würde mit Wissen, Willen und Ermächtigung des Herrn Reichskanzlers erfolgen.»

Beide Gegner glaubten einander in der Schlinge zu haben. Dollfuss ahnt den Streich nicht, den der absolute Vertrauensmann des Reichskanzlers für ihn vorbereitet. Er erfährt nur, dass Hitler noch am selben Abend nach München abgereist ist, um den Vertrauensmann zu instruieren.

Zerschossener Friede

Selbstverständlich war der ganze Verständigungsversuch in tiefes Geheimnis gehüllt. Keiner von beiden Teilen konnte, falls es ihm mit der Verständigung ernst war, ein Durchsickern an die Öffentlichkeit wünschen; Hitler musste vor dem wütenden Widerspruch seiner Leute in Österreich besorgt sein, Dollfuss hätte die ganze Welt gegen sich misstrauisch gemacht. In aller Stille verhandelten Tauschitz und Köpke über die Formalitäten; zu diesen gehörte ein österreichisches Papier, das Habicht freies Geleit nach Österreich sicherte, denn dort verfolgte den absoluten Vertrauensmann des Reichskanzlers noch immer ein Steckbrief.

Diesen Geleitschein liess Habicht sofort fotografieren und Kopien in grosser Anzahl herstellen. Die Absicht war offenbar, die Fotografien unter den österreichischen Genossen zu verbreiten als Beweis dafür, dass der Bundeskanzler vor dem steckbrieflich gesuchten Bombenwerfer kapituliert habe. Diese Fotografie verstärkt den Eindruck, als sei es zum Mindesten Habicht persönlich mit der Verständigung gar nicht ernst gewesen, als habe er Dollfuss nur aufs Glatteis locken wollen. Wieviel der Reichskanzler von einem solchen Plan seines absoluten Vertrauensmannes wusste, wird man wohl erst später erfahren. Auch sonst begann der Friedensschluss merkwürdig.

Denn an demselben Neujahrstage, an dem Tauschitz und Neurath so friedlich miteinander telefonierten, begannen in Österreich wieder die Böller zu krachen. Eine neue Terrorwelle lief an. Sie erreichte ihren Höhepunkt am 7. Januar. Tags darauf flog Habicht nach Wien. Dollfuss, durch die neuen Anschläge aufs Tiefste empört, fasste einen jähren Entschluss. Er sagte die Besprechung ab. Habicht, dessen Flugzeug schon auf österreichischem Gebiet war, wurde durch Funk verständigt; das Flugzeug drehte nach München zurück.

Ein paar Tage später drang die Wiener Polizei in die Wohnung Frauenfelds, des österreichischen Gauleiters, ein und verhaftete dort eine illegale Versammlung. Unter den Konspiratoren war der Erbprinz Josias zu Waldeck-Pyrmont, Legationsrat im Auswärtigen Amt zu Berlin, als Diplomat heimlich

in Österreich. Man fand bei ihm eine der Fotografien von Habichts Geleitbrief; spöttisch hiess es, die Polizei könne noch fünfzig davon haben.

So endete der Versuch, mit Hitler zum Frieden zu kommen. Dollfuss hat ihn nicht erneuert.

Der Krieg der Nationalsozialisten gegen Österreich nahm jetzt seine wildesten Formen an. Er erhielt furchtbare Nahrung durch die tragischen Ereignisse des Februar 1934 in Wien.

Noch während der Februarschlacht in Wien verkündete Habicht im Rundfunk einen «Waffenstillstand» zwischen Nationalsozialisten und Regierung, der er eine Art Ultimatum stellte. Als seine Bedingungen nicht angenommen wurden, nahm er den Kampf wieder auf; auf dem flachen Lande gelang es den Nationalsozialisten teilweise, erbitterte und enttäuschte Sozialdemokraten an sich zu ziehen. Die Sozialisten wurden nicht einmal Nationalsozialisten, sondern waren eben nur bereit, sich selbst mit dem Teufel zu verbünden, um die Regierung niederzukämpfen. Die Nationalsozialisten wurden nach dem Verschwinden der Sozialdemokratie Kristallisationspunkt und konkrete Hoffnung der im Lande weitverbreiteten Oppositionsstimmung. Das steigerte die Kraft ihres Angriffs, die Zuversicht auf den Sieg und die Fürchterlichkeit ihrer Methoden.

Mussolini irrt sich

Dollfuss braucht und sucht einen grossen Beschützer. 1933 war er noch zum Völkerbund gegangen, aber was hatte die verzettelte und misstrauische Intervention der drei Grossmächte genützt? Von allen beschützt, heisst im entscheidenden Augenblick von jedem verlassen werden. Man muss eine Wahl treffen und sich an einen halten; man wird leider erst nach und nach erfahren, wie fragwürdig stets die Freundschaft der Grossen ist.

In der zweiten Januarhälfte, kurz nach der Absage an Habicht und kurz vor der Kanonade gegen die sozialdemokratischen Gemeindehäuser besuchte der Unterstaatssekretär Suvich, damals nächst Mussolini Leiter der italienischen Aussenpolitik, Dollfuss in Wien. Der Besuch war eine Geste gegen Deutschland, und eine öffentliche Erklärung Suvichs vom 21. Januar rasselte wie eine Drohung:

«Die Bedeutung Österreichs gemäss seiner Lage im Herzen Mitteleuropas und im Donauegebiet übersteigt bekanntlich bei Weitem seine territoriale Bedeutung und seine Bevölkerungszahl. Damit es erfolgreich und im Interes-

se aller seine ihm durch eine mehrhundertjährige Tradition und seine geographische Lage zugewiesene Mission erfüllen kann, müssen vor allem die normalen Bedingungen seiner unabhängigen und friedlichen Existenz gesichert sein. Das ist der Standpunkt, den Italien seit Langem auf Grund unabänderlicher Direktiven sowohl in politischer wie wirtschaftlicher Hinsicht vertritt.»

Das war ein Wort Italiens, ohne Dunkel und Versteckspiel. Zwei Monate später war dies Wort zu einem Vertrag geworden, der seitdem die Grundlage der österreichischen Aussenpolitik bildet. Am 18. März 1934 unterzeichneten in Rom Mussolini, Dollfuss und der ungarische Ministerpräsident Gömbös jene berühmten Protokolle, deren erstes und wichtigstes mit den Worten beginnt:

«Der Chef der italienischen Regierung, der österreichische Bundeskanzler, der ungarische Ministerpräsident, beseelt von der Absicht, zur Aufrechterhaltung des Friedens und zum wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas auf der Grundlage der Achtung der Unabhängigkeit und der Rechte jedes Staates beizutragen...»

Mussolinis Name stand also unter einem Dokument, das die Achtung der Unabhängigkeit und der Rechte jedes Staates somit die Unabhängigkeit Österreichs zur «Grundlage» hatte. In ein paar weiteren kurzen, aber bedeutungsgeladenen Sätzen sagte das Protokoll, die drei Länder wollten eine gemeinsame Politik führen und sich jedesmal gemeinsam beraten, wenn wenigstens eines von ihnen das verlangte. Das Protokoll enthält in seinen wenigen Worten noch zahlreiche Seitengänge und Ausblicke, deren Erörterung hier zu weit führen würde; für Österreichs Schicksal ist ein Passus bedeutungsvoll, der die oben zitierte Präambel unmittelbar fortführt:

«... beizutragen und überzeugt, dass die Zusammenarbeit zwischen den drei Regierungen die tatsächlichen Voraussetzungen für eine breitere Zusammenarbeit mit anderen Staaten schaffen kann...»

Die Verständigung mit Hitler blieb also immer noch offen und eine Aufgabe. Während Mussolini die Hand auf Österreich legte, wollte er keineswegs Hitler auf dem ganzen weltpolitischen Plan entgegentreten; im Gegenteil, wie um ihn von Österreich abzulenken, versprach er ihm überall sonst Förderung und hetzte ihn zur Gewalttätigkeit. Am selben Tag, an dem er die römischen Protokolle unterzeichnete, hielt er im Opernhaus zu Rom eine Rede, erwähnte flüchtig den Besuch von Dollfuss und Gömbös und sagte dann:

«Dass die Abrüstungskonferenz gescheitert ist, ist jetzt vollkommen klar; es ist sogar die einzige vollkommen klare Tatsache. Es ist rein unmöglich, einem Volk wie dem deutschen eine Verteidigungsausrüstung zu bestreiten. Vielleicht ist das schon durch die Tatsachen überlebt.» (Grosse Heiterkeit.)

So versuchte Mussolini Österreich zu schützen, ohne Hitler zu bändigen. Den Nationalsozialismus ganz verkennend, ahmte er in grösserem Massstab Dollfuss' Versuch nach, Hitler von seinen Doktrinen zu trennen; wählend, mit diesem geistig ganz anders gearteten, in den Methoden aber ihm ähnlichen Gewaltmenschen den gemeinsamen Gegner Frankreich an den Rand des europäischen Bretts spielen zu können.

Eine allzu künstliche Politik; sie endete in der Katastrophe. Wenn Dollfuss als Märtyrer für Österreich starb, so auch als Opfer römischer Verblendung.

Höhepunkt des Terrors

Der Falle Habichts ist Dollfuss gerade noch entgangen; umso furchtbarer gerät er jetzt in das Trommelfeuer des enttäuschten Gegners. Nie zu vergessen: dieser Gegner, der sich in der österreichischen Sache alle Entscheidungen vorbehalten hat, ist ein bedenkenloser Kämpfer, und ihm ist «der Erfolg der einzige irdische Richter über Recht und Unrecht». Stets zu bedenken: dieses Gegners absoluter Vertrauensmann spielt um Kopf und Karriere, hat einen soeben erlittenen Misserfolg auszuwetzen und weiss, dass ihm nur der Enderfolg angerechnet wird, nicht die dazu gebrauchten Mittel.

Und so explodierten in den nächsten Monaten wieder die Bomben, flogen Elektrizitätswerke in die Luft, wurden Bahnkörper aufgerissen und politische Feinde erschossen, Hochspannungsmaste umgelegt, Telefon- und Telegraphendrähte durchschnitten. Österreich lebt zum guten Teil vom Fremdenverkehr; die Fremden flüchteten, und gerade das war die Absicht. Die wirtschaftliche Not sollte steigen. Darum proklamierten die Nationalsozialisten sogar einen Raucherstreik. Der Tabakverkauf ist in Österreich Staatsmonopol; Flugblätter riefen: «Fünfundsechzig Prozent verdient der Staat an diesem Glimmstengel. Darum rauche nicht, warte, bis den andern der Atem ausgeht!»

Und dazu immer wieder die Bomben. In Klagenfurt wurden an das Regierungsgebäude, in Salzburg an das Palais des Fürsterzbischofs Höllenmaschinen gelegt. In Kufstein wollten die Terroristen sogar die Wasserleitung, von der die Stadt lebt, im heissesten Hochsommer zerstören. Und stets kamen die Bomben aus Deutschland; nicht nur das, sie kamen nachgewiesenermassen von der Reichswehr. Die österreichische Polizei hat bei Telfs in Tirol Transportkisten mit Zündern beschlagnahmt, denen Zettel bei-

lagen mit folgendem Text: «Bei Beanstandungen von Brennzündern 24 mit Übungsladungen 24 ist Schachtel mit ganzem Inhalt oder Rest des Inhaltes an Reichswehrministerium Heereswaffenamt, Prüfwesen 5, Charlottenburg 2, Fasanenstrasse 87, zu senden. Bericht über Beanstandungen R.w.M. In. 5 auf Dienstweg vorlegen.»

Bei einem deutschen Nationalsozialisten in Kufstein, dicht an der bayrischen Grenze, fand die Polizei sechs Flaschen mit Säuren und 63 Kilogramm Ekrasit, einem der gefährlichsten Sprengstoffe der Welt.

Der bewaffnete Aufstand war vor der Tür; Dollfuss täuschte sich über die Zeichen nicht.

Hitler in Venedig

Eine letzte Hoffnung tauchte Anfang Juni auf. Hitler bat den Beschützer Mussolini um eine persönliche Begegnung.

Dem Italiener lag an dieser Zusammenkunft nicht viel; der Deutsche wollte – das geht aus den späteren italienischen Berichten über das Treffen hervor – einen faschistischen Block in Mitteleuropa zusammen bringen, um dem Ring der Pakte zu entgehen, an dem die Russen damals mit ihrem Plan eines östlichen Locarno schmiedeten. Hitler kam also als der Bittende, und Mussolini hat versucht, diese Position auszunützen.

Der Ort der Zusammenkunft war Venedig, ihr Datum der 14. Juni. Gerade in diesem Augenblick lief eine neue Terrorwelle über Österreich. Dollfuss hatte alles belastende Material gesammelt und es unmittelbar vor dem Treffen der beiden Diktatoren dem Unterstaatssekretär Suvich überreichen lassen, mit dem Hinzufügen, Österreich leide durch die Unruhe immer mehr wirtschaftlichen Schaden, und die Durchführung der römischen Protokolle werde ihm vielleicht unmöglich gemacht. Trotzdem unterliess Dollfuss schärfere Massnahmen gegen seine Gegner, da er, mindestens während des Staatsaktes in Venedig, Ruhe erwartete. Und in der Tat, wie mit einem Zauberschlag brachen am 14. Juni die Terrorakte ab – so sicher hatte Hitler seine Österreicher in der Hand.

Hitler hatte nach Venedig ein Flugzeug mit einer Schar von Detektiven vorausgesandt, darunter waren Sepp Dietrich, Führer der Leibstandarte und berühmter Scharfschütze, und ein Boxer namens Dürr. Als er selbst am 14. aus dem Flugzeug stieg, erwartete Mussolini ihn an der Spitze einer prächtigen Faschistschar, er selbst in grosser Uniform; Hitler trug Zivil, sein heller Mantel fiel auf. Beim ersten Anblick des Gastes soll der italienische Staatschef zu seiner Umgebung die Worte haben fallen lassen: «Non mi pia-

ce»; einen Augenblick standen die beiden in kurzer Entfernung einander gegenüber und massen sich mit den Blicken. Dann schritt Mussolini auf Hitler zu, hob die Hand zum faschistischen Gruss, Hitler hob die seine. Die ganze Szene war ernst und steif. Beide bestiegen ein Motorboot und fuhren zum Markusplatz; Mussolini erläuterte dem Gast die Sehenswürdigkeiten. Am Nachmittag gingen sie im Garten der Villa Pisani in Stra spazieren, allein und selbst ohne Dolmetscher, da Mussolini deutsch sprach. Das eigentümliche und Mussolini offenbar erstaunende Gespräch war nach einer späteren nichtamtlichen italienischen Darstellung «fast ausschliesslich ausgefüllt von einem äusserst allgemein gehaltenen Vortrag des Führers. Er betonte die Gemeinsamkeit der Ideen zwischen Faschismus und Nationalsozialismus». Mussolini hat in einer öffentlichen Rede am folgenden Tag zu Venedig gesagt, er und Hitler seien nicht zusammengekommen, um die «Landkarte Europas zu verändern und die Unsicherheit zu vergrössern, sondern um Wolken zu zerstreuen, eine gefährliche Alternative zu vermeiden und jenes Minimum politischer Einheit zu finden, ohne das Europa untergehen werde. Sein Schwiegersohn Graf Ciano, damals Propagandaminister, später Minister des Äusseren, teilte am gleichen Tag in Rom den Journalisten mit, unterzeichnete Abmachungen seien nicht zustande gekommen. Man habe vereinbart, persönlich Föhlung zu halten und sich Briefe zu schreiben. Man sei sich einig geworden über die Unabhängigkeit Österreichs. Keiner der beiden Partner garantiere diese Unabhängigkeit, doch werde Deutschland den Terror nicht unterstützen. An einer anderen Stelle seiner Erklärung formulierte Graf Ciano dies etwas anders: Man habe sich darauf geeinigt, Österreich auf der Grundlage voller Anerkennung seiner Unabhängigkeit die Möglichkeiten zum Existieren zu verschaffen – also wirtschaftliches Entgegenkommen. Die unsicheren Wendungen der Italiener zeigten deutlich, was vorgegangen war: lange Gespräche ohne Klarheit – das bereits geschichtsnotorische Ergebnis aller Verhandlungen mit Hitler.

Politisch betrachtet hatte die grosse Staatsaktion dieses Besuches ein für alle peinliches Ergebnis, das peinlichste wohl für den Besucher. Der österreichische Emigrant und der Reichskanzler stritten sich in seiner Brust; wollte dieser den bewunderten italienischen Regierungschef in sein seit Jahren ausgedachtes Bündnissystem hineinbringen, so verdarb der Österreicher ihm alles durch seine nicht bezähmten Geföhle; ein innerer Widerspruch, der seinem Gespräch mit Mussolini die politische Linie nahm und sie für die Augen des Italieners zu einem spritzenden Klecks richtungslosen Fanatismus zerdrückte. Es ist glaubhaft, dass Mussolini sein persönliches Urteil in das Wort «deficiente» zusammenfasste.

Nur in einem Punkt, dem Ende des Terrors, glaubten die Italiener ein bindendes Versprechen in der Hand zu haben. Als ein Journalist den Grafen

Ciano fragte, ob wirklich Deutschland den Verzicht auf jeden Terror versprochen habe, sagte einer der italienischen Beamten lachend: «Sie werden sehen, es wird nichts mehr passieren.»

Der Plan des Aufstandes

Das geschichtliche Phänomen der Wiederholung ist oft ein Hinweis auf einen zunächst nicht erkennbaren oder nicht beweisbaren Zusammenhang. Der nationalsozialistische Aufstand in Österreich am 25. Juli 1934 wiederholt ein früheres wichtiges Ereignis der nationalsozialistischen Parteigeschichte so auffallend, dass die gewissermassen stilistische Ähnlichkeit einer Enthüllung gleichkommt.

Im Laufe des Juli wurde in München der Putschplan ausgearbeitet. Durch einen Zufall ist er bekannt geworden. Am 26. Juli fiel der österreichischen Zollwache an der Grenze bei Kollerschlag ein deutscher Kurier, der stellenlose Hotelsekretär Franz Heel in die Hand. Man fand in seinem Hemd und in den Schuhen versteckt zwei Dokumente, von denen eines einen vollständigen Aufstandsplanung das andere einen Chiffre-Schlüssel enthielt. Die erste Zeile dieses Chiffre-Schlüssels lautete:

Dollfuss † alte Besteckmuster eingetroffen.

Der Tod von Dollfuss war also geplant, vorgesehen oder erwartet; er stand, das lässt sich mindestens sagen, an der Spitze aller Erwartungen.

Das zweite Dokument, der eigentliche Aufstandsplan, wurde etwas zerfetzt aus den Schuhen Heels herausgeholt, so dass einige wenige Worte unkenntlich geworden waren. Der Sinn ist aber deutlich geblieben. Das Schriftstück begann:

- «1. Es besteht die Möglichkeit, dass die Regierung Dollfuss eines Tages zum Rücktritt gezwungen... wort «Sommerfest». Entweder wird eine neue Regierung ernannt oder es entspinnt sich ein Kampf um die Nachfolge.
2. In jedem Falle entsteht auf gewisse Zeit, wenigstens eine Stunde, ein gewisses Vakuum. Die Exekutive gehorcht nicht mehr der alten Regierung, sie hat aber auch noch keine Befehle der neuen Regierung und ist infolgedessen in ihren Entschlüssen und in ihrer Tatkraft gelähmt.
3. Dieser tote Punkt muss ausgenützt werden. Auf die Nachricht vom Rücktritt Dollfuss' unternimmt die SA überall sofort selbständig «unbewaffnete Propagandamärsche», offiziell, um für die Neuwahlen zu demonstrieren, in Wahrheit, um sofort in den Landeshauptstädten und Be-

zirksamtsitzen die öffentlichen Gebäude und Ämter zu besetzen und die Macht zu ergreifen...»

Ein blitzartiger Hinweis: Neuwahlen, scheinbare Propagandamärsche hierfür, in Wahrheit gewaltsame Machtergreifung. Ein hoher deutscher Diplomat, der Referent für Österreich in jenem Auswärtigen Amt zu Berlin, das sich nie in österreichische Verhältnisse einmischte, hatte von Tauschitz Neuwahlen verlangt; das Kollerschlager Dokument erläuterte nun, dass Neuwahlen das geheime Stichwort für den bewaffneten Aufstand waren. Doch damit ist die Bedeutung des Dokuments lange nicht erschöpft. An einer späteren Stelle sagte es:

«Das Motto lautet: Ein freies, selbständiges Österreich, ebenso unabhängig vom Reich wie von Italien, aber Wiederherstellung wahrhaft verfassungsmässiger, gesetzlicher Zustände. «Die Gemessenheit dieser Formulierung sagt mehr als ein wilder Ausbruch; sie macht deutlich, dass die Instruktionen nicht von heissblütigen Rebellen, sondern von einer sorgsam prüfenden und namentlich auch die aussenpolitischen Hemmnisse Deutschlands berücksichtigenden Stelle stammen. Dass diese Stelle ein kluger und in Rebellionen erfahrener Kopf sein musste, ging aus den folgenden beiden Sätzen hervor:

«Hierbei ist weder für noch gegen einen etwa neu ernannten Bundeskanzler Stellung zu nehmen. Dieser ist vielmehr zu ignorieren, so dass es nach aussen hin fraglich bleibt, ob nicht die Machtübernahme mit seiner Billigung erfolgt.»

Das Dokument fasst dann zwei Möglichkeiten ins Auge: dass die neue Regierung sich entweder den Nationalsozialisten fügte, oder dass sie Widerstand leistete. Für diesen Fall befahl es Kampf um die Macht «mit allen Mitteln». Diese Mittel waren seit Langem vorbereitet, die Stichworte schon früher ausgegeben, das Dokument bedeutete nur eine letzte Mahnung zur Bereitschaft: «Kurz gesagt, aus dem «Sommerfest» entwickelt sich spontan das «Preisschiessen» mit «italienischer Nacht», wie es bereits vorbereitet ist.»

Den Bürgerkrieg nannten sie Preisschiessen und die Abschlachtung ihrer Gegner italienische Nacht. An einer Stelle hiess es: «Führende, uns feindlich gesinnte Köpfe aus Regierung und den Wehrverbänden sind umgehend festzusetzen, bei Widerstand unschädlich zu machen.» Dieser Befehl kam aus Deutschland; er macht das Folgende erst ganz verständlich.

Interessant ist die Taktik dieser Nationalsozialisten gegen ihre marxistischen Gegner: «In Durchführung dieses Erlasses sind alle Gefangenen sofort zu befreien, auch die Roten... Gegen die Roten Neutralität, solange sie uns nicht schädigen.» Abermals offenbart sich hier eine taktische Klugheit, neben

der alle angeblichen Prinzipien schnell gemäss ihrer wahren Natur zu Vorwänden verblassen.

Und schliesslich die strategische und politische Krönung des Plans: «Über die Rückkehr der Legion ergeht besondere Weisung, sie wird schnellstens nach Wien geführt.»

Dieser Feldzugsplan ahmte genau die Taktik der deutschen Nationalsozialisten in den Tagen der sogenannten nationalen Erhebung des März 1933 nach. In kritischer Stunde marschiert die SA, und zwar scheinbar nur zum Vergnügen; in Wirklichkeit nimmt sie sich die Macht. Praktisch ist dieser Plan nicht durchgeführt, sondern, offenbar in letzter Minute, durch einen andern, abenteuerlicheren ersetzt worden.

Eine historische Parallele

Am 23. Juli kam der österreichische Gesandte in Rom, Dr. Anton Rintelen, nach Wien und stieg im Hotel Imperial ab. Dr. Rintelen war bis vor Kurzem einer der mächtigsten Politiker Österreichs gewesen, ein Mann von dämonischer Willenskraft und dämonischem Ehrgeiz. Es spricht für die Fähigkeiten Dollfuss', dass er sich im Kampf mit Rintelen als der Stärkere erwiesen hatte; freilich vermochte er ihn nicht völlig auszuschalten, sondern konnte ihn nur als Gesandten nach Rom verbannen. «Ich kann Rintelen», sagte er zu einem Freunde, «nur im Ausland brauchen oder in Wollersdorf» dem österreichischen Konzentrationslager. Rintelen, Dollfuss' erbitterter Feind, setzte fast naturgemäss auf die Karte von dessen Gegnern; also forderte er seit Langem den Friedensschluss mit den Nationalsozialisten, und die Nationalsozialisten sahen in ihm ihren künftigen Kanzler, gewissermassen den österreichischen Papen, den Wegbereiter und Mann des Übergangs. Wie tief Rintelen mit den Nationalsozialisten im Komplott gewesen ist, konnte auch in einem späteren Prozess nicht ganz ermittelt werden; aber im Komplott war er.

Am 24. Juli taucht eine zweite, mindestens ebenso wichtige und sehr geheimnisvolle Persönlichkeit in Wien auf. Zu einer ungewöhnlichen Stunde, um 4 Uhr morgens, erschien im Schloss-Hotel Cobenzl ein Fremder, durch einen deutschen Pass legitimiert als Rudolf Williams aus London. Um 9 Uhr vormittags verschwand er wieder, kam erst nachts um 1 Uhr zurück, verliess andern Tags, also am 25. Juli, um 7 Uhr morgens das Hotel und wurde nie wieder gesehen. Die Wiener Polizei hat herausbekommen, dass dieser Rudolf Williams in Wirklichkeit Dr. Rudolf Weydenhammer hiess, von Beruf

Bankier war, einstmals eine leitende Stelle bei einer deutschen Grossbank bekleidet hatte, zur Zeit aber Chef im Stabe Habichts in München war; sie beobachtete ihn bei Konferenzen mit dem Rechtsanwalt Dr. Wächter und einem gewissen Glass, die als die geheimen Führer der Wiener Nationalsozialisten galten, und sie sieht in Weydenhammer-Williams den Mann, der für alles nun Kommende verantwortlich ist.

Es kann als erwiesen gelten, dass Weydenhammer und Rintelen einander seit Langem kannten; dass der Vertraute Habichts den österreichischen Gesandten oft in Rom besucht hatte, und dass er auch am 24. Juli in Wien bei ihm im Hotel Imperial war. Rintelen hat zwar alles bestritten, doch ist seine Aussage wenig glaubwürdig, zumal da er sich vor Gericht auf geschwächtes Gedächtnis berief. Was die beiden unter vier Augen miteinander besprochen haben, lässt sich nur vermuten; man darf annehmen, dass Rintelen der in Aussicht genommene Bundeskanzler von Habichts Stabschef, damit wohl auch der Kandidat von Habicht selbst und infolgedessen auch von einem dritten war. Die Zusammenkünfte Weydenhammers und Rintelens sind durch eidliche Aussagen von Zeugen, darunter Rintelens römischem Kammerdiener Ripoldi, bestätigt.

Wir sind unmittelbar vor der letzten Zündung angelangt. Am 24. Juli ist Weydenhammer in Wien gesichtet worden. Am 24. Juli sollte, wie die späteren Prozesse ergeben, der Schlag fallen. Rintelen war in Wien, der Stichtag des Kollerschlagers Aufstandsplan schien angebrochen. Weydenhammer mag damit gerechnet haben, dass Rintelen nun irgendwie Dollfuss zu Boden manövrieren und sich selbst zum Bundeskanzler machen werde. Aber es geschah nichts, Rintelen unternahm nichts. Darauf plötzliches Umwerfen des Plans. Nicht mehr wird der Umschwung, der sich in den Höhen der strengsten Legalität vollziehen sollte, abgewartet. Stattdessen wird beschlossen, durch einen tollkühnen Handstreich das ganze Kabinett, das am 24. Juli bei Dollfuss im Bundeskanzleramt versammelt sein würde, gefangen zu nehmen und so die Bahn frei zu machen; anscheinend immer noch die Bahn für Rintelen. Es sieht so aus, als hätten die Urheber des Plans Rintelen vorwärtstreiben wollen; ihm «den Absprung erleichtern», wie Hitler das einmal in einer sehr ähnlichen Situation elf Jahre zuvor genannt hat.

Hier liefert die Erinnerung eine merkwürdige und aufschlussreiche Parallele. Wie war es vor elf Jahren? Am 6. November 1923 beschloss Hitler mit seinem Berater Scheuener-Richter, in den kommenden Tagen die SA zusammen zu ziehen, mit ihr am 11. November einen Propagandamarsch durch München zu machen, dabei unter der Hand die strategisch wichtigen Punkte zu besetzen und gleichzeitig in freundschaftlichen Verhandlungen mit der

Regierung Kahr sich von dieser die Macht übertragen zu lassen. Drei Tage vor dem geplanten Stichtag aber stürzte er das ganze Projekt um und beschloss, die Regierung, die dank einem günstigen Zufall in einem wenig geschützten Lokal in voller Stärke versammelt war, durch einen kühnen Handstreich gefangen zu nehmen; auf den Propagandamarsch der grossen Massen verzichtete er.

Der österreichische Putsch vom Juli 1934 zeigt in seinem ausgeführten wie im nicht ausgeführten Teil fast die gleiche Anlage wie der Hitlerputsch vom November 1923. Auch hier gemäss dem Plan zuerst eine Überschwemmung des Landes mit bewaffneten Massen unter friedlichem Vorwand; auch hier, beim plötzlichen Auftauchen einer unerwarteten Gelegenheit, rasche Preisgabe des ursprünglichen Projekts und stattdessen der improvisierte Handstreich mit unzureichenden Mitteln. Man darf hinzufügen, dass in beiden Fällen der Aufstand vielleicht geglückt wäre, hätten die Rebellen an ihrem ersten Plan festgehalten.

Ein verhängnisvoller Zettel

Ein nationalsozialistischer Überläufer erzählte am Nachmittag des 24. Juli einem Polizeikommissar, dass am gleichen Tage seine Parteigenossen den versammelten Ministerrat im Bundeskanzleramt überrumpeln, gefangennehmen und eine Regierung Rintelen ausrufen wollten. Die Wiener Polizei hielt die Nachricht für eine der vielen Falschmeldungen dieser erregten Wochen. Immerhin verständigte sie das Polizeikommissariat der inneren Stadt, das Kommissariat verständigte die Wache am Ballhausplatz zwecks Erhöhung der Aufmerksamkeit. Die Regierung verständigte niemand.

Aber auch der Nachrichtendienst der Rebellen arbeitete. Aus reinem Zufall verschob die ahnungslose Regierung ihre Zusammenkunft auf den nächsten Tag; die Nationalsozialisten wussten es sofort. Es kam nie heraus, wie und durch wen. Geduldig verschoben auch sie ihren Aufstand um vierundzwanzig Stunden.

Auch dieser zweite Plan wurde verraten, und auch diesmal hat es nichts genützt. Die Rebellen hatten in ihren Reihen viele Beamten, Soldaten und Polizisten; ein hoher Beamter der Polizeidirektion, Hofrat Steinhäusl, war von ihnen als Polizeipräsident ausersehen; mehrere andere Offiziere und hohe Beamte der Polizeidirektion gehörten zu ihnen. Bei dieser Mischung der Mannschaften war es kein Wunder, dass sich immer wieder auf beiden Seiten Verräter fanden. Der Nationalsozialist, der den zweiten Plan der Rebellen

kurz vor Ausführung verriet, war Revierinspektor der Polizei. Seit acht Uhr morgens des 25. Juli bemühte dieser Mann sich, sein verhängnisvolles Wissen an die Regierung gelangen zu lassen; es ist tragisch, wie schwer ihm das gemacht wurde und wie langsam die Unheilsbotschaft lief. Seit acht Uhr morgens hatte er Nachricht von der Rebellenleitung, dass ihm in wenigen Stunden ein – schriftlicher Alarmbefehl für die Rebellion in seine Wohnung zugehen werde. So formenstreng waren diese österreichischen Revolutionäre, aber nicht weniger formenstreng war die Abwehr. Von Instanz zu Instanz – das hiess hier: von Kaffeehaus zu Kaffeehaus – trachtete der reuige Rebell und Revierinspektor seine Regierung zu verständigen; es war ein langer und mit Zufällen besäter Weg. Doch wusste immerhin um halb elf Uhr der Sicherheitsminister Fey aus dem Munde des Hauptmanns Mayer, Kommandant des 5. Wiener Heimatschutzregiments, dass ein «phantastisches Komplott» geplant sei. Kurz nach elf Uhr hatte Feys Adjutant, Gendarmeriemajor Wrabel, im Bundeskanzleramt am Ballhausplatz durch ein Mitglied des Heimatschutzes genaueren Bericht erhalten. Währenddessen hatte im gleichen Hause der um vierundzwanzig Stunden verschobene Ministerrat begonnen. Den nationalsozialistischen Polizeiinspektor aber, die eigentliche Quelle der eigentlichen Meldung, hatte bis dahin noch keiner gesehen; immerhin, der Inhalt des Komplotts war Fey wenigstens kurz nach elf Uhr bekannt. Und was geschah? Fey schickte seinen Adjutanten Wrabel in das Café, wo der Polizeiinspektor angstvoll und schweren Herzens sass; Wrabel schickte aus dem Café den Polizeiinspektor nach Hause, damit er von dort den schriftlichen Alarmbefehl seines nationalsozialistischen Führers hole – nicht auszudenken, wie lange diese Regierungsleute noch gezauert hätten, wenn die Nationalsozialisten ihre Aufstandsbefehle nur mündlich statt schriftlich durchgegeben hätten. Der Revierinspektor fuhr in seine entlegene Vorstadt hinaus, holte den Befehl und brachte ihn in ein Wirtshaus, wo ein paar von Wrabel mitgeschickte Heimwehrleute auf ihn warteten; diese fuhren in das Café Central zurück, wo Wrabel auf sie warten sollte, aber inzwischen wieder verschwunden war; vom Café Central fuhren sie zum Bundeskanzleramt, fanden dort endlich Wrabel und erzählten ihm, was sie auf dem Zettel gelesen hatten. Wrabel teilte sein neues Wissen Fey mit; Fey ging zum Zimmer, wo die Minister tagten, liess Dollfuss heraufrufen und berichtete. Der Wortlaut deszettels war:

«89 – ¼ 1 Uhr, Siebensterngasse Nr. 11, Bundesturnhalle – nicht über die Breitengasse in die Siebensterngasse gehen. Steiner.»

Das war der Alarmbefehl. Die Ziffer 89 bedeutete, wie sich später herausstellte, das Stichwort für den Putsch. Steiner war innerhalb der SA der Vorgesetzte des reuigen nationalsozialistischen Polizeiinspektors; die Turnhalle war

der Sammelplatz. Inzwischen war es zwölf Uhr geworden; in einer Viertelstunde mussten die Rebellen versammelt sein.

Gegen die auf so langem Wege und nur durch mündlichen Bericht herangetragene Alarmmeldung war auch Dollfuss skeptisch. Aber er handelte. Der Ministerrat wurde sofort nach Hause geschickt, vorläufig bis nachmittags 4 Uhr; dem Staatssekretär für das Heerwesen, General Zehner, befahl der Kanzler, in sein Ministerium zu eilen und das Bundesheer in Bereitschaft zu setzen. Es war nun etwa zehn Minuten nach zwölf Uhr. Dollfuss blieb im Bundeskanzleramt, bei ihm blieben der Minister Fey und der Staatssekretär für das Sicherheitswesen Karwinsky.

Dollfuss gab also Befehle, die richtig waren, aber er selbst beging einen schweren Fehler. Er hätte wie seine Minister das Bundeskanzleramt verlassen müssen, statt als Beute des bevorstehenden Angriffs dort zu bleiben. Anscheinend hielt ihn falsch verstandenes Ehrgefühl.

Wettlauf mit dem Mord

Die drei Männer warten auf den Tod oder die Rettung; hoffend, dass die in Gang gesetzte Rettung schnell genug kommen werde. Inzwischen haben vor der Turnhalle ihre Mörder sich in grossen Scharen zu sammeln begonnen; in Militäruniform, Pistolen und Patronen an den Gürteln, Stahlhelm auf den Köpfen; acht Lastkraftwagen stehen bereit. Ein Polizeimann vom normalen Revierdienst sieht sich das eine Zeitlang ganz ruhig an, getäuscht von der Uniform, die in jenen Tagen das Kleid aller möglichen und unmöglichen Wehrverbände ist; selbst diesem harmlosen Sicherheitsorgan wird die Sache «allmählich bedenklich». Während der Aufruhr sich sammelte und waffnete, lag im Bundeskanzleramt eine Wache mit – wie später festgestellt wurde – ungeladenen Gewehren. Seit einer Stunde wussten die Zuständigen, dass der Angriff bevorstand; seit einem Tage war die Wache von der Polizeidirektion zu erhöhter Aufmerksamkeit gemahnt worden, – niemand dachte daran, ihre Gewehre laden zu lassen. Das ganze Drama des 25. Juli presst sich in die Dreiviertelstunde zwischen 12.10 und 12.53 Uhr zusammen. Diese dreiundvierzig Minuten sind erfüllt von dem Wettlauf zwischen Rebellen und Exekutive, zwischen den Mördern und den Verteidigern von Dollfuss.

Um 12.15 Uhr geht Karwinsky ans Telefon und ruft den Polizeipräsidenten an: er solle erstens einen Wagen mit Kriminalbeamten nach der Turnhalle in der Siebensterngasse schicken, wo der Mord sich in Hundertschaften sammelt und waffnet; zweitens für die erhöhte Sicherheit des Bundeskanz-

leramts sorgen. Kriminalbeamte – auch Karwinsky scheint Grösse und Nähe der Gefahr nicht voll geahnt zu haben. Andere taten es noch weniger. Eine Viertelstunde später telefonierte Karwinsky abermals an die Polizei und will wissen, ob seine Befehle durchgeführt sind. Sie sind es nicht. Der Polizeipräsident hat nämlich eine andere Auffassung der Lage; ein Spitzel hat ihm mitgeteilt, der Angriff der Rebellen werde auf dem Michaelerplatz stattfinden, und dorthin hat der Polizeipräsident seine ganze Macht geworfen. Wenn dieser Spitzelbericht eine absichtliche Irreführung war, hat er seinen Zweck zweifellos erreicht. Karwinsky wird heftig und verlangt, dass seine Befehle ausgeführt werden. Gerade läuft wieder eine Alarmmeldung ein: die Lastwagenkolonne bei der Turnhalle hat sich um vier Fahrzeuge vermehrt. Mitten in Wien sammelt sich ein kleines Heer von Rebellen; nicht nur falsche, sondern auch richtige Soldaten und richtige Schutzleute sind dabei – die ganze dagegen aufgebotene Staatsmacht aber besteht nunmehr aus drei beobachtenden Polizisten.

Die ganze Zeit über liegt das Bundeskanzleramt in tiefer Ruhe. Drinnen die Wache mit ihren ungeladenen Gewehren; draussen fährt ein einsamer Polizeikommissar auf einem Motorrad beobachtend um das Gebäude und sieht selbstverständlich nichts Verdächtiges. Oben die drei Männer, im Vorzimmer der Gendarmeriemajor Wrabel. Um 12.35 Uhr läutet Karwinsky nochmals beim Polizeipräsidium Sturm, erreicht den Präsidenten nicht und befiehlt einem andern Beamten, einen Zug der Alarmpolizei nach der Turnhalle zu senden, einen zweiten Zug aber zum Bundeskanzleramt. Dies war der erste ernsthafte Versuch, Dollfuss zu schützen. Dann gab Karwinsky Befehl zum Schliessen der Tore.

Und erst jetzt – es war nun 12.40 Uhr geworden – entschloss das Polizeipräsidium sich, wenigstens den ersten, vor fast einer halben Stunde gegebenen Befehl des Staatssekretärs auszuführen und Kriminalbeamte nach der Turnhalle zu schicken; auch eine Militärabteilung wurde endlich aufgeboten, freilich immer noch nicht direkt zum Bundeskanzleramt, sondern zur Hofburg. Als die Kriminalbeamten zur Turnhalle kamen, war der Aufmarsch der Rebellen eben beendet; die Beamten sahen gerade noch acht Lastwagen mit Soldaten davonfahren. Die Polizisten glaubten wirklich und immer noch, es seien Soldaten; erst bei einer Untersuchung der leeren Turnhalle kamen sie darauf, «dass der Transport mit einer gesetzwidrigen Aktion in Zusammenhang stehen müsse». Im Augenblick dieser Erleuchtung aber hatte die gesetzwidrige Aktion bereits ihr blutiges Ziel erreicht.

Noch immer fuhr der einsame Kommissar auf seinem Motorrad um das Bundeskanzleramt herum und sah nichts Verdächtiges. Er stieg ab und trat

ins Tor des Gebäudes; es war trotz aller Befehle offen. Gerade war eine Abteilung jener Sicherheitswache mit den ungeladenen Gewehren einmarschiert, um ihre Kameraden abzulösen. Wie im tiefsten Frieden rollten die Formalitäten ab, mit Habtacht, Front und Meldung. In diesem Augenblick donnern vier Lastwagen mit Schwerbewaffneten durch das Tor. In diesem Augenblick auch kommt von oben ein Beamter, um Karwinskys Befehl auszuführen und das Tor zu schliessen. Eine volle Viertelstunde musste an diesem Mittag des Alarms und der Angst verstreichen, bis der lebenswichtige Befehl ausgeführt wurde; als es endlich geschah, war es buchstäblich um eine Sekunde zu spät. Es ist gerade 12.43 Uhr. Achtunddreissig Minuten haben die Rebellen gebraucht, um sich zu sammeln, zu bewaffnen, durch Wien zu fahren und in das Bundeskanzleramt einzudringen. Zwei Stunden dagegen hatten der Staatsmacht zur Verfügung gestanden, den Überfall zu verhindern. Es gelang ihr nicht.

Dollfuss verblutet

Die Rebellen springen von ihren Lastwagen und haben die unbewaffnete Wache im Nu überwältigt. Ein anderer Trupp dringt in das Gebäude und sucht nach Dollfuss. Vor ihm her läuft der Türhüter Hedvicek, der den Bundeskanzler warnen will. Der tritt gerade mit Fey und Karwinsky aus seinem Arbeitszimmer in einen anstossenden, von Säulen getragenen Saal, um zu hören, was der Lärm bedeutet. Fey läuft mit einigen Begleitern zur Saaltüre, dort starren ihm bereits Pistolen und Karabiner entgegen. Karwinsky ergreift Dollfuss am Arm, ruft: «Komm, Kanzler, in den dritten Stock, dort bist du sicher!» und will ihn durch eine andere Tür hinausbringen. In diesem Augenblick stürzt Hedvicek herbei. Er hat einen andern Plan; er packt den Arm des Kanzlers, läuft mit ihm durch den Säulensaal zurück in dessen Arbeitszimmer und von da in ein anstossendes Eckzimmer, aus dem ein vielleicht noch unbesetzter Weg in die Präsidentschaftskanzlei und schliesslich ins Freie führt. Aber vor den Rebellen gibt es kein Entrinnen. Sie haben diesen Überfall seit Monaten vorbereitet und an Bauplänen des Bundeskanzleramts eingeübt. Als Dollfuss und Hedvicek durch das Eckzimmer laufen, bricht durch die entgegengesetzte Tür aus dem Treppenhaus ein neuer Haufe herein.

Der Anführer dieses Trupps war der vierunddreissigjährige Handelsangestellte Otto Planetta, ein grosser, bullenhafter Mensch mit energischem Gesicht und wuchtigem Kinn, seit vielen Jahren Anhänger Hitlers, viele Jah-

re auch Bundessoldat, bis er 1932 wegen politischer Betätigung aus dem Heere entlassen worden war. Planetta war der typische Nationalsozialist, seinem Führer gläubig und blind ergeben, die Feinde wie den Teufel hassend, durch vierundachtzig Rundfunkreden aus München völlig davon überzeugt, dass Dollfuss die Pest von Österreich sei. Er sprang auf den Kanzler zu, hob die Pistole und mochte sich gerade an den Satz aus dem Kollerschlagers Aufstandsbefehl erinnern: «Führende uns feindlich gesinnte Köpfe aus der Regierung sind bei Widerstand unschädlich zu machen.»

Der Kanzler hielt beide Hände vors Gesicht, im selben Augenblick fielen zwei Schüsse. Dollfuss brach zusammen. Die eine Kugel war durch Hals und Wirbelsäule gedrungen und bis zur rechten Achselhöhle durchgegangen; der zweite Schuss blieb in der linken Halsseite stecken. Keiner der beiden Schüsse war tödlich. Mit leiser Stimme rief Dollfuss zweimal: «Hilfe!»

Die übrigen Begleiter von Dollfuss: Fey, Karwinsky, der Türhüter Hedvick und andere wurden indessen in dem benachbarten Säulensaal zusammengetrieben und bewacht. Die Rebellen, geführt von einem achtundzwanzigjährigen Elektrotechniker namens Holzweber, der sich den Kriegsnamen «Hauptmann Friedrich» beigelegt hatte, besetzten das Haus vom Erdboden bis zum Dach. Vor allem aber blieben sie dreiviertel Stunden lang, von 1 bis 1.45 Uhr, mit dem sterbenden Dollfuss allein in dem Eckzimmer, wo er zusammengesunken war. Die Mörder liessen ihn – nach der später im Prozess gegebenen Darstellung – zunächst etwa zwanzig Minuten bluten; dann legten sie Watte auf die beiden Halswunden, einen nassen Umschlag auf Kopf und Stirn, trugen den Sterbenden auf einen Divan und deckten eine Tischdecke über ihn. Dabei redeten sie auf ihn ein, sagten ihm, das Volk, das Heer, die Polizei habe sich gegen ihn erhoben; legten ihm nahe, noch in seiner Todesstunde einen Nachfolger zu bestimmen. Dollfuss nannte den Namen Rintelens, ob als Kanzler, ob nur als Vermittler, ist umstritten. Gegen dreiviertel zwei Uhr liess man zwei gefangene Polizisten, die zur Besetzung des Bundeskanzleramts gehörten, zu dem Sterbenden. Dollfuss war bewusstlos geworden; es gelang den beiden Polizeileuten, ihn wieder zu sich zu bringen. Nun kam einer der Anführer der Rebellen hinzu; Dollfuss bat mehrmals, man möge einen Priester und einen Arzt holen oder ihn ins Krankenhaus bringen. Die Mörder reagierten nicht.

Dagegen brachte ihr Anführer Holzweber nach einiger Zeit den Minister Fey ins Zimmer. Der hatte bis dahin vom Schicksal des Kanzlers nichts gehört und war niedergeschmettert. Fey versuchte sich mit Dollfuss zu unterhalten; dieser sprach aber schon so leise, dass Fey sich mehrmals über ihn

beugen musste, um ihn zu verstehen. Fey hat über das Gespräch aus der Erinnerung Folgendes berichtet:

«Der Kanzler klagte darüber, dass er sich nicht bewegen könne. Dann dankte er mir für meine Mitarbeit und bat mich, man möge für seine Familie sorgen. Falls dies nicht mehr möglich sei, möge Mussolini für seine Frau und seine Kinder sorgen ...» Der Sterbende, offenbar mit dem Sieg der Nationalsozialisten und der ganzen Unbarmherzigkeit dieser Sieger rechnend, empfahl die Seinen der Hilfe des italienischen Diktators. Fey berichtet weiter:

«Dann fragte er nach den andern Herren, insbesondere nach Minister Dr. Schuschnigg, der ihn vertreten solle. Dann sagte der Kanzler, dass jedes weitere Blutvergiessen vermieden werden möge. Ich tröstete Dr. Dollfuss und versprach ihm, dass alles nach seinen Wünschen geschehen werde. Inzwischen drängte die Eskorte auf Abkürzung des Gespräches und forderte den Kanzler nachdrücklich auf, zu sagen, was er noch zu sagen habe. Hierauf wiederholte der Kanzler, dass er kein Blutvergiessen wünsche und dass Dr. Rintelen Frieden machen solle.» Fey meint, die Rebellen hätten dem sterbenden Kanzler zugesetzt, damit er den Namen Rintelen nennen möge; doch sei von einer Kanzlerschaft Rintelens nicht die Rede gewesen. Wichtiger ist in ihrer Knappheit die Feststellung Feys:

«Ich wollte noch weitere Erklärungen des Kanzlers haben und verlangte auch, dass ein Arzt geholt werden solle, wurde aber abgeführt.»

Dollfuss blieb wieder allein mit seinen zwei Polizeibeamten. Er flüsterte ihnen zu: «Kinder, ihr seid so lieb zu mir, warum sind die andern nicht auch so? Ich habe nur den Frieden haben wollen, wir haben nie angegriffen, wir mussten uns immer wehren, der Herrgott soll ihnen vergeben.» Dann bat er Frau und Kinder zu grüssen. Um dreiviertel vier Uhr starb er, nach fast dreistündigem Todeskampf, ohne Arzt und Priester, verblutet. Die Schüsse waren nicht tödlich gewesen. Er hätte gerettet werden können.

Miklas und Schuschnigg

Inzwischen hatte ein anderer Rebellentrupp das Rundfunkgebäude der «Ravag» gestürmt. Der Sender musste die Meldung durchgeben: «Die Regierung Dollfuss ist zurückgetreten. Dr. Rintelen hat die Regierungsgeschäfte übernommen.» Die zwei Sätze brachten ganz Österreich zur Explosion und erschütterten die Welt. Sie wären nicht gesprochen worden, hätten die Behörden rechtzeitig bedacht, dass in modernen Revolutionen ein Sender wichtiger

ist als ein Bahnhof. An eine Bewachung des Ravag-Gebäudes war überhaupt nicht gedacht worden.

Jubelnd antwortete München auf den Gruss aus Wien. Der Münchner Sender verkündete, das deutsche Volk in Österreich habe sich gegen seine Unterdrücker erhoben.

Etwas daran war wahr. Nicht nur in Wien, sondern in ganz Österreich standen die Nationalsozialisten auf und tauchten das Land in einen blutigen Bürgerkrieg. Aber die Rumpfregierung, im Gebäude des Verteidigungsministeriums versammelt, kapitulierte nicht. Ihre Führung übernahm der Justizminister Dr. Schuschnigg; der Bundespräsident Miklas, nach der Verfassung wenig einflussreich, bewährte sich in diesen kritischen Stunden durch seine Energie. In seinem Urlaub in Kärnten telefonisch verständigt, rief er durch den Draht nach Wien, er denke nicht daran, irgendwelche Bedingungen der Aufrührer anzuerkennen. Nur er habe die Regierung einzusetzen. Er fragte Schuschnigg, ob er die Stellvertretung von Dollfuss übernehmen wolle. Schuschnigg bat um eine Minute Bedenkzeit und richtete eine knappe Frage an die Kollegen; schon nach einer halben Minute ging er wieder ans Telefon und rief zurück: ja. Miklas antwortete: «Sie haben sogleich mit Einsetzung aller Machtmittel des Staates die gesetzliche Ordnung wieder herzustellen, die Aufrührer zur Verantwortung zu ziehen und vor allem die am Ballhausplatz eingeschlossenen Mitglieder der Regierung zu befreien, sie heil und gesund herauszubringen.»

Kapitulation der Rebellen

Nun marschierten Heer, Polizei und regierungstreue Wehrverbände. Sie kreisten das Bundeskanzleramt ein.

Die Eingeschlossenen bedienten sich darauf ihrer Gefangenen als Geiseln. Sie liessen Fey, links und rechts von Bewaffneten begleitet, auf den Balkon treten und die Belagerer von oben bitten, mit Rücksicht auf das Leben der Geiseln nicht zu stürmen; Fey berief sich auch auf Dollfuss und kündigte Rintelens Vermittlung an. Damals lebte Dollfuss noch. Nach dessen Tode zwang Holzweber den Minister Fey mehrmals, Erlasse «an die Exekutive und Bevölkerung Österreichs» zu schreiben, in denen Rintelen als Kanzler genannt wurde. Diese Zettel wurden den Belagerern übermittelt, an die Regierung weitergeleitet und richteten keinen Schaden an. Rintelen war bereits gegen halb fünf Uhr aus seinem Hotel in das Verteidigungsministerium gebracht und dort festgesetzt worden.

Nun entspannt sich zwischen Belagerten und Belagern ein stundenlanges Parlamentieren über Kapitulation und Abzug; Fey diente als Geisel und Dolmetscher. Die Belagerten verlangten natürlich freien Abzug, der gefangene Fey, vom Balkon herab oder durch vergitterte Fenster rufend, riet zum Entgegenkommen, der ihm politisch nahestehende Minister Neustädter-Stürmer gab von draussen ein Ehrenwort, freilich ohne von dem Tode Dollfuss' zu wissen.

Die Bedingungen der Regierung lauteten: «Über Befehl des Herrn Bundespräsidenten werden die Aufrührer aufgefordert, innerhalb einer Viertelstunde das Ballhausgehäude zu räumen. Wenn kein Menschenleben auf Seite der widerrechtlich ihrer Freiheit beraubten Mitglieder der Regierung zu beklagen ist, erklärt die Regierung, den Aufrührern freien Abzug und Überstellung über die Grenze zuzusichern. Wenn die gestellte Frist fruchtlos verläuft, werden die Machtmittel des Staates eingesetzt werden.» Also freier Abzug an die Grenze, wenn es keine Toten gegeben hat.

Diese Zusage war nach dem Tode von Dollfuss hinfällig. Neustädter-Stürmer sagte als Zeuge vor Gericht, ein Ehrenwort gebe man Soldaten, Mörder aber seien keine Soldaten.

Inzwischen telefonierte Holzweber mit der deutschen Gesandtschaft und bat den Gesandten Dr. Rieth an den Apparat. Er rief: «Hier Oberrebellenfürher Hauptmann Friedrich»; der Putsch sei misslungen, Fey und Karwinsky seien aber in seiner Gewalt. Er wünsche Bereitstellung von Autos und Abtransport seiner Leute nach der deutschen Grenze binnen zwanzig Minuten.

Wusste der Gesandte von dem Putsch? Jedenfalls ging er sofort zum Bundeskanzleramt. Vor dem Tor traf er Neustädter-Stürmer und fragte, ob die Regierung seine Intervention wünsche. Der Minister antwortete ziemlich schroff, er halte es nicht für empfehlenswert, dass sich der deutsche Gesandte durch Verhandlungen mit den Rebellen «anpatze».

Es war etwa sieben Uhr geworden, die Rebellen waren müde, verzweifelt und bewachten ihre Gefangenen schlecht. Fey konnte sich in einem unbe wachten Augenblick durchs Tor stehlen; Karwinsky ging vor den Augen des protestierenden Holzweber hinaus – Zeichen der gesunkenen Stimmung bei den Rebellen. Draussen stiess Karwinsky auf Rieth, der trotz Neustädter-Stürmers Warnung seine Vermittlung fortsetzte. Rieth ging durch das Tor, aus dem der Staatssekretär entschlüpft war, und begann drinnen ein langes Gespräch mit den Aufrührern. Karwinsky stand draussen, wurde ungeduldig und klopfte mit dem Stock an das Tor: «Exzellenz, wir müssen die Sache endlich beenden!» Sofort brach Rieth seine Unterhaltung ab, kam heraus, ging schweigend einige Schritte mit Karwinsky und sprach dann die Worte: «Tolle Sache das!»

Karwinsky: «Ich finde es äusserst merkwürdig, dass Sie für dieses furchtbare Ereignis keine andern Worte finden. Die Blutschuld lastet jenseits unserer Grenze.» Damit liess er den Gesandten ohne Gruss stehen.

Bald darauf, um halb acht Uhr, öffneten die Rebellen freiwillig das Haupttor. Die Polizei drang ein und verhaftete sie.

Andern Tags fand man im Hof an der Stelle, wo die Aufrührer am Abend vorher von der Polizei zusammengetrieben worden waren, eine Brieftasche mit fünfhundert Schilling. Es war die Brieftasche Dollfuss'.

Rintelen greift zur Pistole

Erst einen Tag später schlugen die Rebellen im Lande los. Schon einen Tag vorher hatte der Münchner Sender es gewusst. Der Aufstand misslang auch hier wegen der Planänderung am Hauptpunkt in der letzten Stunde. Als die Nationalsozialisten in den Bundesländern sich erhoben, waren sie in Wien schon besiegt, ihre Frontführer gefangen, ihr Generalstab geflohen. Weder Weydenhammer noch Wächter noch Glass wurden gefunden. Holzweber und Planetta standen zwei Tage lang vor dem Militärgericht; ihre persönliche Schuld wurde erwiesen, ihre Hintermänner nannten sie nicht. Sie wurden am 29. Juli gehängt.

Rintelen, seit dem Nachmittag des 25. Juli im Verteidigungsministerium festgehalten, sollte in der Nacht nach Dollfuss' Tod abgeführt werden; als sein Wächter, Oberst Pohl, ihm das Übliche sagte, nämlich dass zwei Herren ihn zu sprechen wünschten, stand er vom Bett auf, wo er angekleidet lag, und versprach sofort zu kommen. Zwei Minuten später hörten Pohl und die beiden Kriminalbeamten vom Vorzimmer aus einen Schuss. Rintelen sass mit durchschossener Brust am Schreibtisch. Einer der Kriminalbeamten rief: «Herr Minister, was machen Sie?» Rintelen antwortete: «Weil man mich so behandelt...» Die Kugel war nahe am Herzen vorbeigegangen. Rintelen genas nach langem Krankenzustand; er war nur noch ein Schatten seiner früheren Persönlichkeit. Auch vor Gericht blieb er dabei, dass er mit dem Aufstand nichts zu tun gehabt habe, doch sprachen zu viele Zeugnisse und Indizien gegen ihn. Er erhielt acht Jahre schweren Kerker.

In Kärnten lautete der Aufstandsbefehl, der bei einem Aufständischen gefunden wurde: «Funken an alle! Österreich und Münchner Stationen. Brigade Kärnten beginnt Elementarereignis 12 bis 13 Uhr. Karlin.» Die Nationalsozialisten konnten die Städte Wolfsberg, St. Veit an der Glan und Feldkirchen besetzen; sie beherrschten Oberdrauburg, Greifenburg, Millstatt, den Bahn-

hof von Bleiburg und den Schlossberg in Markt Griffen. Das Bundesheer musste mehrere dieser Punkte mit der Waffe in der Hand stürmen. Es gab viele Tote auf beiden Seiten. Einige Tausend Nationalsozialisten flohen schliesslich über die Grenze nach Jugoslawien. Die Belgrader «Politika» nannte als einen ihrer Führer einen Reichsdeutschen des einleuchtenden Namens Dr. Müller.

Fast noch wilder waren die Kämpfe in Steiermark. Um die Rebellen aus Leoben hinauszuerwerfen, feuerte das Heer mit Minenwerfern. In dieser Gegend herrscht ein berühmtes, von der deutschen Schwerindustrie kontrolliertes Erzberg- und Hüttenwerk, die Alpine Montangesellschaft; ihre Leitung hatte die Nationalsozialisten seit Langem begünstigt. Diese verschanzten sich, aus der Stadt vertrieben, auf den umliegenden Höhen; als die Minenwerfer arbeiteten, schickten sie Parlamentäre. Im ganzen Lande waren die Aufständischen gut bewaffnet; Tausende von Gewehren wurden ihnen abgenommen, viele Zehntausende von Schussmunition, mehrere hundert Maschinengewehre. Ein Teil der Waffen war deutschen Ursprungs. In Eibiswald in der südlichen Steiermark verhafteten die Nationalsozialisten Regierungsanhänger als Geiseln; als Militär anrückte, zwangen die Aufständischen die Geiseln, im Schussfeld vor ihnen herzugehen. Gelegentlich versuchten die Behörden, durch Verhandlungen und Versprechen von Straffreiheit die Aufständischen zum Frieden zu bringen. Am hartnäckigsten war der nationalsozialistische Widerstand in den Arbeiterbezirken, wo sie vielfach ehemalige Sozialisten in ihren Reihen hatten.

In Oberösterreich überschritten Legionäre an mehreren Stellen in stärkeren Trupps von Bayern her die Grenze. In Haselbach nahmen sie die Zollwache gefangen und schleppte sie nach Deutschland. Bei Kollerschlag drang ein mit Handgranaten und Maschinenpistolen ausgerüsteter Trupp von etwa 40 bis 50 Mann unter Führung eines Hauptmanns Geister über die Grenze und eroberte das Zollgebäude. Auf einen österreichischen Zollinspektor namens Hölzl eilte ein Legionär mit ausgebreiteten Armen zu, rief: «Wir sind ja Freunde!» und stach ihn mit einem Dolch in den Leib; Hölzl starb an der Wunde.

Im Gebiet von Salzburg kam es zu kleineren Zusammenstössen; die übrigen Teile Österreichs blieben verhältnismässig ruhig. Die Regierungstruppen und -milizen verloren bei den Kämpfen im Ganzen fünfundneunzig Tote, die Aufständischen wohl gegen zweihundert.

Österreich in Flammen, sein Kanzler verblutet, das Land mit Toten besät, und die Legion mit deutschen Waffen an die Grenze pochend: das war der Zusammenbruch einer Politik, die einer der meistbewunderten Staatsmänner Europas mit zu viel Feinheit und zu wenig Kenntnis seines Gegenspielers getrieben hatte. Jetzt hatte Mussolini kein anderes Mittel mehr als die gepanzerte Faust. Er sprach kein öffentliches Wort, aber in diesem Schweigen rollten italienische Divisionen an die österreichische Grenze. Dies war eine Sprache, die Hitler verstand.

Die italienische Presse liess über den Sinn der Grenzbesetzung keinen Zweifel. Der römische «Messaggero», offensichtlich inspiriert, schrieb am 29. Juli:

«Nur zu oft sind die Versprechungen der deutschen Regierung nicht eingehalten worden. Wir werden nicht auf dem Fuss moralischer Gleichberechtigung mit Leuten verhandeln, die mit solchem Zynismus die Beachtung der Ehrengesetze unterlassen. Jede Regierung in der Welt hat heute das Recht, ihre volle Freiheit hinsichtlich Deutschlands in Anspruch zu nehmen» – das heisst: es mit den Waffen niederzuschlagen; und kein Völkerbund, kein Kelloggspakt und auch nichts, was vielleicht in Venedig und Stra gesprochen wurde, wird Italien nötigenfalls daran hindern.

Aus diesen Sätzen sprach offenbar die persönliche Verachtung Mussolinis für den Mann, den er in Venedig kennen gelernt hatte. Ein anderes Blatt schrieb, zweifellos ebenfalls mit Billigung des Regierungschefs, die Nationalsozialisten seien «Mörder und Päderasten». Frau Dollfuss flüchtete mit ihren Kindern nach Italien; in Riccione empfing Frau Mussolini sie auf dem Bahnhof.

Das alles war bitter genug. Aber schlimmer war die Drohung mit Krieg. In dem Augenblick, in dem Italien gegen Hitler die Waffen hebt, muss dieser mit dem Überfall der ganzen Welt rechnen, denn keiner der von ihm ständig Bedrohten wird sich diese Gelegenheit zum einmaligen und endgültigen Schlussmachen entgehen lassen.

Hitler, in gefährlichen Situationen immer ein Mann von schnellem und bedenkenlosem Entschluss, kapituliert auf der Stelle und leugnet alles; leugnet mit einer Wucht, die schon fast wieder eine Herausforderung der doch Bescheid wissenden Gegner ist. Zunächst wird Habicht davongejagt, und die Begründung ist kühn. Man habe, sagt eine amtliche Mitteilung aus Berlin vom 26. Juli, untersucht, ob irgendeine deutsche Stelle an den österreichischen Vorgängen direkt oder indirekt beteiligt sei. Nein, keine Stelle stehe in irgendeinem Zusammenhang mit den Ereignissen. Man habe die Grenzen ge-

sperrt und sogar «den Insassen der Anhaltelager der österreichischen Flüchtlinge und Emigranten jedes Verlassen der Unterkünfte untersagt. Hier wird wahrhaftig so getan, als sei die österreichische Legion mit ihren Maschinengewehren und Bajonetten ein Gefängnis gewesen, in dem die Reichswehroffiziere offenbar Gefängniswärter waren; der bei einem Putsch selbstverständliche Alarmzustand einer solchen Armee soll gar das Zeichen friedlicher Absichten gewesen sein. Nur einen «einzigsten Fall» konnte die Reichsregierung bei «schärfster Prüfung» entdecken, durch den ein vielleicht gegenteiliger Eindruck hätte erweckt werden können. Dieser einzige Fall war der Jubel des Münchner Senders über die «Erhebung des deutschen Volkes in Österreich». Nicht die Waffentransporte nach Österreich, nicht die Bombenanschläge vieler Monate, nicht die gefälschten Pässe, nicht der Kollerschlag Aufstandsbefehl, nicht die Anweisung, feindliche Köpfe aus der Regierung «unschädlich zu machen», und nicht der als «altes Besteckmuster» angekündigte Tod von Dollfuß kosteten Habicht seinen Posten, sondern nur der «einzigste Fall» des Münchner Senders. Ausdrücklich und wie zum Hohn schränkt das amtliche Communiqué die Verantwortung von Hitlers absolutem Vertrauensmann auf das bisschen Nachrichtendienst im Rundfunk ein: «Der für die über den Münchner Sender ergangenen Meldungen verantwortliche Landesinspekteur Habicht wurde daraufhin heute vormittag zehn Uhr seines Postens als Landesinspekteur enthoben und zur Disposition gestellt.»

Wessen absoluter Vertrauensmann war dieser Habicht gewesen? Wer hatte sich in der österreichischen Frage alle Entscheidungen vorbehalten? Von welcher Partei bildeten die österreichischen Nationalsozialisten den Gau 33, und ohne wessen Wissen und Willen geschah in dieser Partei nichts? Wer hatte seine Macht über diese Partei noch eben bewiesen, als er vor seinem Besuch in Venedig den Terror in Österreich mit einem Schlage stillstehen hiess? Wer also trug wirklich die Verantwortung?

Es war eine Verantwortung nach der Regel: wenn du getan hast, leugne!

War die moralische Wendung kläglich, so war die politische Drehung gründlich. Eine ganz neue Politik Hitlers in Österreich beginnt an diesem 26. Juli. Der Ausgewanderte verzichtet nicht auf die Heimkehr, aber er schlägt fortan einen anderen Weg ein. Hat die Festung sich nicht der Gewalt geöffnet, so tut sie es vielleicht eines Tages der diplomatischen List. Das Werkzeug der neuen Methode wird Papen, bisher Vizekanzler und Frondeur, am 30. Juni politisch erledigt und inmitten eines Haufens erschossener Freunde aus Schonung stehen geblieben. Papen wird als Hitlers persönlicher Gesandter nach

Wien gehen, Frieden schliessen und mit vielleicht sehr langer Geduld die Österreicher zu freiwilliger Unterwerfung überreden. Das missglückte Eingreifen des unglückseligen Rieth gibt den Vorwand zu diesem Personalwechsel.

Von Bayreuth aus schreibt Hitler – alles noch am 26. Juli – folgenden Brief:

«Sehr verehrter Herr von Papen! Im Verfolg der Ereignisse in Wien habe ich mich gezwungen gesehen, dem Herrn Reichspräsidenten die Enthebung des deutschen Gesandten in Wien, Dr. Rieth, von seinem Posten vorzuschlagen, weil er auf Aufforderung österreichischer Bundesminister beziehungsweise der österreichischen Aufständischen sich bereit finden liess, einer zwischen diesen beiden getroffenen Abmachung bezüglich freien Geleits und Freiheit der Aufständischen nach Deutschland ohne Rückfrage bei der deutschen Reichsregierung seine Zustimmung zu geben. Der Gesandte hat damit ohne jeden Grund das Deutsche Reich in eine interne österreichische Angelegenheit hineingezogen. Das Attentat gegen den österreichischen Bundeskanzler, das von der deutschen Reichsregierung auf das Schärfste verurteilt und bedauert wird, hat die an sich schon labile politische Lage Europas ohne unsere Schuld noch weiter verschärft. Es ist daher mein Wunsch, wenn möglich zu einer Entspannung der Gesamtlage beizutragen und insbesondere das seit Langem getrübe Verhältnis zu dem deutsch-österreichischen Staat wieder in normale und freundschaftliche Bahnen geleitet zu sehen.

Aus diesem Grunde richte ich die Bitte an Sie, sehr verehrter Herr von Papen, sich dieser wichtigen Aufgabe zu unterziehen, gerade weil Sie seit unserer Zusammenarbeit im Kabinett mein vollstes und uneingeschränktes Vertrauen besessen und besitzen.

Ich habe daher dem Herrn Reichspräsidenten vorgeschlagen, dass Sie unter Ausscheiden aus dem Reichskabinett und Entbindung von dem Amt als Saar-Kommissar für eine befristete Zeit in Sondermission auf den Posten des deutschen Gesandten in Wien berufen werden. In dieser Stellung werden Sie mir unmittelbar unterstehen.

Indem ich Ihnen auch heute noch einmal danke für alles, was Sie einst für die Zusammenführung der Regierung der nationalen Erhebung und seitdem gemeinsam mit uns für Deutschland getan haben, bin ich Ihr sehr ergebener

Adolf Hitler.»

Wir lesen nochmals die Worte: «... ohne jeden Grund... interne österreichische Angelegenheiten... hineingezogen ohne unsere Schuld...»

23. Völker und Gewalten

Der Mann der Zeit

Betäubend und verdunkelnd rauschen die grossen Ereignisse über unsere Generation hinweg. Eine Überfülle von Weltgeschichte, in Quelle, Lauf und Ziel wohl erst späteren Generationen erkennbar, wird von den Deutern der Epochen meist als riesenhafte Zerstörung begriffen. Untergang des Abendlandes, Ende des Kapitalismus, Aufstand der Massen, Abfall des Geistes, Aufstieg der tellurischen Kräfte – in Wort und Schrift dieser Jahre wird viel verzweifelt, geflohen oder weltmännisch gelogen. Dann werden in dem granatenhaften Weltsturz überlebensgrosse und brutale Figuren sichtbar; ein wütendes Handeln, Marschieren, Schlagen, Brechen, Zusammenballen und Auseinanderreißen an vielen Punkten der Erde macht den Eindruck, als wolle jemand einem Vulkanausbruch mit Streichhölzern nachhelfen. Bald wird der innige Zusammenhang der neuen Erscheinungen mit der Weltgeschichte unverkennbar. Leidenschaftlich scheiden sich die Meinungen darüber, ob hier das Chaos in Menschengestalt am Werke sei oder der Genius der Menschheit sich rettend offenbare. Erfolgreiche Machtpolitiker fühlen sich als Beginner oder Vollstrecker von Geschichte. Ihre Losungen sind Drohungen, ihre Taten Zerstörung. Selbst was sie Bleibendes errichten, scheint nur bestimmt, im Untergang Untergang zu bringen. Dennoch schlägt oft ein glühender Liebeshauch aus der Masse diesen Gestalten entgegen. Dennoch stehen sie da wie erhabene Wegweiser in die Zukunft, obwohl niemand sich diese Zukunft vorzustellen vermag. Sie bieten nicht Gedanken, sondern Taten. Wenn sie nicht die Männer sind, die Geschichte machen, so sind sie bestimmt Männer, die die Geschichte machte; die echten Söhne und berufenen Repräsentanten dieser Zeit.

Ob sie wissen, was sie tun, ist zweifelhaft. Es würde ihnen auch wenig anstehen. Ihre Pläne und Geschichten, auf eine Summe gebracht, bedeuten nur eine Verewigung der menschlichen Tragödie von Triumph und Unterwerfung, Fressen und Gefressen werden; und sofern Pessimisten dies für unvermeidlich halten, würde eine solche Zukunft jedenfalls den ganzen Aufwand

von Geist, Kraft und Leid nicht lohnen. Man könnte dann dem Weisen, der an der Erfindung eines neuen Sprengstoffes zur Vernichtung des Erdballs arbeitet, nur möglichst raschen Erfolg wünschen; und wer ausser ihm noch handelte, wäre ein Narr. Aber Konsequenz ist häufiger eine Tugend des Kritikers als des Handelnden.

Wille, Gedanke und selbst Glaube der neuen Weltführer mögen reizen oder abstossen, neugierig machen oder gleichgültig lassen – zu sagen haben sie nichts. Zu sagen haben nur ihre Taten; nicht, weil sie erfolgreich oder gefährlich sind, sondern weil der Geist der Zeit aus ihnen spricht. Sie sind prophetische Lettern, die die Geschichte in den weichen und zitternden Stoff der Menschheit gräbt.

Das Studium der Diktaturen ist die Selbsterkenntnis einer Generation. Man kann sie sich so sehr als Ausdruck ihrer Zeit vorstellen, dass sie aufhören, Persönlichkeiten zu sein. Der vollendete Mann seiner Zeit ist kein Mensch mehr. Irrige Vorstellungen vom Wesen der Persönlichkeit verleiten oft zur falschen Beurteilung historischer Gestalten und zu ungerechten Vergleichen mit Zeitgenossen. Die Cäsar-Legende wirft ihren zweitausendjährigen Schatten über sie; das Napoleon-Idol, von der Höhe eines Jahrhunderts fast widerspruchsloser Bewunderung herabblickend, scheint sie alle zu überragen. Aber die Gerechtigkeit gebietet, Zeitgenossen nur an ihrer eigenen Zeit zu messen.

Der Mann, mit dem sich dieses Buch beschäftigt, ist von ihnen allen der

Widersprüche

Die merkwürdige Gespanntheit zwischen Überschwang und Unterwerfung erzeugt die den Diktaturen in jedem Hauch eigentümliche Atmosphäre des Widerspruchs. Die Geschichte der letzten Jahre ist ein einziger Beweis. Seitdem die Regierungssysteme der sogenannten Ordnung in die Weltpolitik eingegriffen haben, ist Europa dem Chaos näher gekommen als je. Seitdem die neuen Mächte die Welt vor dem Bolschewismus schützen, ist dieser Bolschewismus erst zu einem wirklichen Weltproblem geworden. Keiner der europäischen Staaten ist im letzten Jahrzehnt so gewalttätig vorgegangen wie diejenigen, die von der Welt stets Gerechtigkeit fordern. Die Rettung der abendländischen Zivilisation ist ein Programmpunkt gerade der Mächte, die eingeständenermassen eine revolutionäre Neuordnung der Machtverhältnisse in diesem Erdteil anstreben. Die Rettung der Familie wird verkündet, und seelisch wie körperlich werden die Kinder den Eltern weggenommen; der

Atheismus wird bestraft und die Kirche verfolgt; die Unsittlichkeit geschmäht und die freie Liebe gepredigt; der Eigennutz verurteilt, aber der Herrenmensch in der Wirtschaft gepriesen; in allen technischen Wissenschaften wird geistiges Schöpfertum verlangt, in den Fragen der Gesellschaft aber das selbständige Denken verboten.

Das sind keine Widersprüche zwischen Theorie und Praxis, sondern Widersprüche in der Praxis selbst. Die Diktatur handelt nicht anders als sie spricht, sondern sie handelt heute anders als gestern, und hier anders als dort. Dies ist tief im Wesen des reinen Handelns um seiner selbst willen begründet. Die Diktatur hat keine Theorie; alle Versuche, ihr eine zu unterlegen, sind müßige Spielereien. Die Diktatur ist nichts als eine Praxis der Herrschaft, und ihre Widersprüche sind nur die Methode, mit den Widersprüchen des beherrschten Stoffes fertig zu werden. Nachgewiesene Unlogik ist nie eine Widerlegung der Macht, denn diese disputiert nicht.

Herrschaft an sich ist der Inhalt der Diktatur. Wo diese sich scheinbar auf Argumentieren, auf Überreden oder gar auf Logik einlässt, ist es immer nur ein Versuch, mit einem scheinbar geistigen Mittel Herrschaft zu stützen. Darum sind den Diktaturen so leicht Widersprüche nachzuweisen – so leicht und doch so vergeblich. Die Überzeugungskraft ihrer Kundgebungen fließt nicht aus der Schlüssigkeit des Gesagten, sondern aus der hypnotischen Zurschaustellung ihrer Macht in Gestalt des rechthaberischen Wortes. Doch nicht die etwaigen Schnitzer ihrer Beweisführung, die Irrtümer oder bewussten Unrichtigkeiten ihrer Behauptungen stellen den eigentlichen Widerspruch ihrer Existenz dar, sondern vielmehr die Tatsache, dass sie Gewalt üben und sie gleichzeitig zu rechtfertigen suchen.

Unamunos Verzweiflung

Der spanische Philosoph Unamuno, ein liberaler Geist und repräsentativer Kopf seines Landes in dieser Zeit, hat die Königsherrschaft stürzen helfen und sich dennoch 1936 der Aufstandsbewegung der Generale angeschlossen. Er ist dann von diesen trotzdem seines Postens als Rektor der Universität Salamanca entsetzt worden und hat – abermals trotzdem – ein Manifest für seine Absetzer veröffentlicht. In diesem Schriftstück offenbart sich die Ausweglosigkeit, in die ein an sich die Konsequenz liebender Geist durch die pressenden Widersprüche der Diktatur getrieben wird. Unamuno beginnt:

«Sobald die Rettungsbewegung des Generals Franco entstand, schloss ich mich ihr an, weil es vor allem darauf ankam, die westliche christliche Kultur zu retten und mit ihr die nationale Unabhängigkeit.» Eine klare Stellungnahme. Aber dann: «Wir müssen die Hoffnung bewahren, dass die Regierung von Burgos – das sind die Generale – stark genug sein wird, sich denen zu widersetzen, die eine andere Terrorherrschaft errichten wollen.» Das klingt schon verzagt. Weiter: «Im Anfang hatte es einen guten Sinn, zu sagen, dass diese Rettungsbewegung keine Parteibewegung und auch keine Militärbewegung, sondern etwas tief volkstümliches ...» Unamuno fährt fort: «Dennoch bestehen die Parteien weiter nebeneinander fort: Spanische Erneuerung, verfassungsmässige Monarchisten, Traditionalisten, ehemalige Carlisten und schliesslich die Phalangisten, die nichts anderes sind als der italienische Faschismus...» Hier unterbricht Unamuno sich beim Vorlesen seines Manifestes und sagt zu seinen Gästen, den Brüdern Tharaud: «Ah, ich hasse den Faschismus!» Dann fährt er fort: «Weil ich die Sorge geäussert habe, dieser Parteiengegensatz könne den Terror noch vermehren; weil ich gesagt habe, dass überwinden nicht überzeugen und beherrschen nicht bekehren bedeutet, hat der spanische Faschismus die Regierung von Burgos, die mich auf Lebenszeit wieder in mein Rektorat eingesetzt hat, dazu gebracht, mich ungehört und ohne Erklärung wieder abzusetzen. Das lässt mich begreiflicherweise deutlich erkennen, was vorgeht.» Und deutlich ist auch die Erklärung. Dennoch, Unamuno ist nicht zu Ende: «Ich betone, dass die Bewegung, an deren Spitze der General Franco steht, den Sinn hat, die westliche christliche Kultur und die nationale Unabhängigkeit zu retten... Aber» – qualvoller Kreuzgang durch die Rippen der Widersprüche – «aber man hat die Pflicht, einen Frieden der Überzeugung und der Bekehrung zu bringen und zur moralischen Einigung aller Spanier zu kommen, um ein Vaterland wieder herzustellen, das man im Begriff steht, mit Blut zu überschwemmen, seines Blutes zu berauben, indem man es zerstört, vergiftet und vergewaltigt. Darum müssen wir die Reaktionäre verhindern, sich über Recht und Menschlichkeit hinwegzusetzen ... Wie traurig wäre es, versuchte man, diesem barbarischen, antisozialen und unmenschlichen bolschewistischen Regime ein anderes, ebenso barbarisches, antisoziales und unmenschliches Regime der totalen Sklaverei folgen zu lassen! Nein, weder das eine noch das andere, denn im Grunde sind beide dasselbe!»

Der unglückliche Unamuno ist bald nach seinen verzweifelt prophetischen Worten gestorben; in offenem Zwist mit denen, die er einen Augenblick lang als Retter der Zivilisation begrüsst hatte; aus dem Amt gejagt nach einer scharfen Auseinandersetzung mit einem der militärischen Machthaber vor

versammelten Massen auf offenem Platz zu Salamanca. Er lebte gerade noch lange genug, um zu sehen, wie nicht nur Klöster und Kirchen brannten, sondern auch die Hauptstadt des Landes in Brand geschossen wurde.

Die Kinder der Gewalt

Es war um dieselbe Zeit, dass Papst Pius XI. eine leidenschaftliche Weihnachtsbotschaft gegen den Kommunismus erliess, doch zugleich den weltlichen Gewalthabern der Gegenseite die Fähigkeit zur Abwendung dieser Gefahr bestritt. Indessen mass der Papst nicht mit gleichem Masse; er sah den Widerspruch, aber wohl nicht seine Tiefe.

Denn langsam erst erkennen die Völker und ihre Hirten diesen Widerspruch, der dem Kampf zwischen Kommunismus und Faschismus zugrunde liegt. Er ist heftiger und folgenreicher als dieser Kampf selbst; er besteht darin, dass beide Gegner einander erst erzeugen müssen, um einander vernichten zu können.

Die Agitation des Kommunismus hat erst den Faschismus auf den Plan gerufen; die Drohung des Faschismus schlägt erst aus der revolutionären Glut aller Völker die kommunistische Flamme. Die Schlagworte Faschismus und Kommunismus können hier, wo zwei politische Massensuggestionen beschrieben werden sollen, in dem Sinne gebraucht werden, wie die Polemiker auf beiden Seiten es tun. In Wirklichkeit sind längst nicht alle revolutionären Bewegungen des Erdballs kommunistisch, und die sich so nennen, sind es oft nur dem Namen nach; in Wirklichkeit ist aber auch nicht jede antimarxistische Gewaltbewegung faschistisch.

Doch gerade das Schlagwort weckt den Feind, den es ruft, und bisweilen ist das Absicht und keine unerwartete Folge. Wo Gewalt geübt werden soll, muss ein Gegner sein, der als ihr Opfer dient. Der Vernichtungstrieb, den Unamuno für ein wesentliches Merkmal der spanischen Seele und für eine der Erklärungen des spanischen Bürgerkrieges hielt, herrscht heute in ganz Europa, und die Lust an der Vernichtung und an der Selbstvernichtung mischen sich grausig. Die Freude an der Selbstvernichtung steckt scheinbar in dem Massenschrei nach Unterwerfung, nach Disziplin und nach Opfer, der eine Massenreligion zu werden scheint, vielmehr ein Massenrausch, in dem aufgebroschene Urtriebe verhältnismässig billig und verhältnismässig gefahrlos ausgelebt werden. Denn der moderne Mensch ist in Wahrheit ein sehr auf Selbsterhaltung bedachtes Wesen, ein am Diesseits hängender Glücksjäger,

und für den aus Vätertiefen heraufsteigenden Trieb der Selbstzerstörung schafft er sich komfortable Gelegenheiten der Illusion, des Rausches und der verdorbenen Abart dieses Triebs, nämlich der Selbstbelügung. Die Gewalt, ob erlitten oder ausgeübt, ist das grosse Märchen unserer Zeit, ihr Zauber und ihr Götze; während im Privaten niemand sie leiden will und der Einzelne gegen sie empfindlicher ist als jemals früher, werden ihr in der Politik Tempel und Bühnen errichtet. Denn dort ist sie ein Schauspiel, und der Staatsbürger rechnet fest darauf, dass sie ihn in seinem Privatleben nicht behelligen werde. Dass eine Zeit lockerster Sitten und grösster privater Ungebundenheit das politische Ideal der Unterwerfung und Disziplin gewissermassen neu erfindet, gehört ebenso zu den Widersprüchen der Epoche wie die moralische Mutlosigkeit der Gewalt, die sich trotz allen Glanzes doch hinter einem Schleier von Suggestion und Propaganda verleugnet.

Gewalt, die sich nicht zu bekennen wagt; Diktatur, die sich Demokratie nennt; Suggestion im Namen der Willensfreiheit – kein Merkmal der aufkommenden neuen Staatsformen, das nicht den Widerspruch in sich trüge. Aus Widerspruch sind sie erzeugt, und nur Widerspruch können sie erzeugen. Als Generale, Armeen und Bombenwerfer sich gegen den tumultuarischen Kommunismus der Anfangsjahre des Sowjet-Regimes erhoben, gaben sie den bolschewistischen Machthabern erst die Mittel und teilweise sogar erst den Willen zu jenem Terror, der schliesslich Russland in das Gefüge der Diktatur brachte und damit dem Gedanken der Weltrevolution reales Leben gab. Umgekehrt waren es erst die heftigen, aber völlig unzulänglichen weltrevolutionären Versuche der kommunistischen Internationale, die in Mittel- und Westeuropa faschistische Gegenbewegungen erzeugten, grosse Teile des Bürgertums hineintrrieben und aus früher beschriebenen Ursachen diesem Faschismus den Sieg fast aufdrängten. Dann wiederum ist es der Faschismus gewesen, der den Kommunismus hochbrachte; der putschähnliche Versuch der französischen Rechtsligen am 6. Februar 1934 löste jene grosse Gegenbewegung aus, die schliesslich in den Kammerwahlen von 1936 die Kommunisten zu einer der grössten Parteien des Landes machte. Wie immer im Juli 1936 die innerpolitische Kräfteverteilung in Spanien gewesen sein mag, so hat erst der Aufstand des Generals Franco den Kommunisten ein wirkliches Stück Macht und der Sowjet-Union einen zeitweiligen Einfluss auf das Land in die Hände gespielt. Schliesslich hat die deutsche Diktatur das selbstmörderische Trugbild einer Zwangswahl zwischen Nationalsozialismus und Kommunismus erfunden; hat mit ihrer Behauptung: ohne Nationalsozialismus gibt es nur Kommunismus – das deutsche Volk wider Willen gewissermassen auf die

kommunistische Nachfolge vorbereitet; hat durch die Drohung eines Angriffs auf die Sowjet-Union deren Regime im russischen Volke befestigt und die Sowjets erst zu jener Militärmacht emporgesteigert, kraft deren der bis dahin in der Welt nur hier und dort dünn flackernde Kommunismus mindestens scheinbar zu einem europäischen Problem gemacht werden konnte.

Ewige Idee

Aus dem Wesen der Gewalt stammen die Widersprüche dieser Art; sie bedarf ihrer zur Existenz. Sie verdrängt aus der Politik die Idee der Vernunft und der Fruchtbarkeit, der berechneten Konstruktion, des dienenden Nutzens, kurz alle Betrachtungsweisen, die den in Freiheit handelnden Menschen voraussetzen und ihm den Staat als Werkzeug und die Politik als Methode unterordnen. Stattdessen erhebt die Gewalt, das heisst der in ein Verhältnis von Ursache und Folge gesetzte Wechseltrieb des Menschen zur Unterwerfung und Selbstunterwerfung den Staat zum Herrn des Menschen, die Politik wird ein unfruchtbares, planloses, für die Menschheit wertloses Verhältnis von Freund zu Feind, die Welt verwandelt sich aus einer Menschheitsaufgabe in eine Kluft zwischen Ideologien und Lagern. Dies Ringen zwischen Gewalt und Idee, ewiges Thema der Geschichte, bald auch Kampf um Freiheit oder Fortschritt genannt und stets dasselbe bedeutend, hat auf der Erde Tausende von Schauplätzen, kennt jeden Grössenmassstab vom Familienzwist bis zur Volkserhebung, kann sich einen Professorenstreit oder einen Weltkrieg als Ausdrucksform wählen, dort zur symbolischen Entscheidung führen und hier im Blutsumpf der Unentschiedenheit versickern. Von Zeit zu Zeit ersteigt es einen Gipfel der Weltgeschichte; die französische Revolution ist ein solcher gewesen, unsere Zeit ist es wieder. Der Glaube an die Gestaltbarkeit des Menschenschicksals durch die planende Vernunft freier Völker hat jene Revolution beflügelt; das Gewalttätige an ihr, ohne das es keine Geschichte gibt, war damals nur Mittel und Methode. Heute dagegen bilden zynischer Wille zur Gewalttat und resignierte Bereitschaft zum Gewalterleiden den Inhalt des Geschehens, Ideen und Programme aber sind auf die Stufe von Mitteln zum Zweck hinabgesunken. Gewalt ist zum Selbstzweck geworden, eine eingestandenermassen ideenlose Praxis der Herrschaft bemächtigt sich der Völker.

Denn die Gewalt will herrschen, nicht helfen; niederdrücken, nicht ordnen; Ruhe, nicht Blüte. Die produktiven und spontanen Kräfte der Völker haben sich oft unter ihr, aber selbst dann in ihren besten Trieben gegen sie

geregt; die hellsten und dauerndsten Zierden des Augusteischen Zeitalters, die Seneca und Tacitus, die Pascal, Melière und Voltaire dachten und wirkten gegen, nicht durch die herrschenden Mächte ihrer Zeit. Die misstrauische, abseitige oder geplagte Stellung dieser geistigen Repräsentanten der Menschheit zu den Gewalthabern ihrer Zeitalter zeichnet und versinnbildlicht das Verhältnis zwischen Idee und Macht; in den grossen revolutionären Epochen der Machtzertrümmerung treten die grossen Ideen im Bewusstsein der Menschheit, mögen sie sich je nach der Beschaffenheit des Jahrhunderts Glaubensfreiheit, bürgerliche Gleichheit, Sozialismus nennen. In der gegenläufigen Epoche des Machtaufbaus gerinnen dann die Ideen, stückweise und getrübt, zu politischer Substanz; wie sich denn, in modernen Begriffen ausgedrückt, sagen lässt, dass in der Geschichte immer die Linke die Ideen erzeugt, aber die Rechte mit ihren Trümmern Politik macht. Das Schicksal des Sozialismus in unsern Tagen ist ein Beispiel, das dennoch nur dann richtig verstanden wird, wenn man sich klar macht, dass das Schicksal einer echten Idee sich nie in ihrem Missbrauch erschöpft, sondern dass sie selbst wie eine Säure die vergewaltigenden Hände ergreift, auch die stärkste Panzerung zersetzt und schliesslich über die Gewalt triumphieren muss. Denn die Gewalt ist in der Geschichte immer das Produkt einer zufälligen Fügung von Umständen, die Idee aber ist die geistige Spannung, die sich aus der ewigen Schichtung von Herrschaft und Freiheit ergibt.

Der Ursprung der Gewalt aus der zufälligen Verteilung von Umständen und Kräften, Verteilung, die sich von der ewigen geschichtlichen Spannung der Prinzipien deutlich unterscheidet, erzeugt die leidvolle Tragödie des ewigen Kampfes zwischen Gewalt und Idee. Denn die Gewalt, vom Augenblick gezeugt und bis zum Übermass gesteigert, muss mit ihm bald wieder verschwinden, muss einer neuen, aus neuer Konstellation geborenen Gewalt weichen; die Idee aber, dauernd den Widersprüchen und Stössen vorübergehender Konstellationen ausgesetzt, muss diese dennoch dank ihrer Herkunft aus dem ewigen Kampf der Prinzipien überdauern. Dass dieses Schema des Gegensatzes zwischen wechselnder Gewalt und ewiger Idee in der Geschichte sich niemals rein darstellt, ist die ewige Schwierigkeit für das Verständnis selbsterlebter Geschichte.

Kapitulation vor der Gesellschaft

So gehört zu den grossen und in gewissem Sinne leisen Ereignissen der Gegenwart die Bildung gewaltiger Kontinente, riesiger und übernationaler geographischer Einheiten nach gemeinsamen politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Grundsätzen. Überschattet und übertost aber wird dieser Vorgang durch die gewalttätige Regung eines explosiven Nationalismus in allen Kammern und Winkeln unserer alten Kulturwelt. Dieser gewalttätige moderne Nationalismus, mit dem nationalen Freiheitsgefühl unterdrückter Nationen im vorigen Jahrhundert nicht vergleichbar, gehört ebenfalls zu den nur aus dem Wesen der Gewalt erklärbaren Widersprüchen einer Epoche, deren geistige und technische Voraussetzungen einer politischen Gesamtorganisation der Welt zudrängen.

Denn allen Widersprüchen dieser Zeit liegt der grosse Hauptwiderspruch zugrunde, der den modernen Menschen zwischen Natur und Gesellschaft verzweifelt herumirren lässt: es ist auf der einen Seite die ausserordentlich verfeinerte und immer mehr vervollkommnete Herrschaft des Menschen über die Natur durch das Mittel der Technik, und auf der andern Seite die immer mehr versagende Herrschaft des Menschen über die Gesellschaft durch das Mittel der Politik. Das ist der tiefe Grund für die soziale Neurasthenie des Zeitalters, mag sie sich als Krieg, Klassenkampf, Revolution oder Diktatur äussern: die Hilflosigkeit des Menschen vor der Gesellschaft, die sich als ein kaum erforschtes, gänzlich ungezwungenes Meer vor ihm auftut, mit kümmerlich abgetasteten Küsten und nie befahrenen Horizonten. Wenn einmal nach vielen Jahrtausenden eine soziale Geschichte der Menschheit geschrieben werden wird, dann wird der bisher von uns überschaute Geschichtsabschnitt wie ein dürftiges und kaltes soziales Steinzeitalter erscheinen, in dem die gesellschaftliche Gestaltungskraft des Menschen sich traurig und armselig neben seinen bemerkenswerten technischen Leistungen ausnehmen wird. Was für technische Wunder auch der Zukunft noch vorbehalten sein mögen, so stellen doch zweifellos bereits heute die Schienennetze, Riesenstädte, die Flugzeuge und die dienstbar gemachten Ätherwellen Siege der Technik über die Natur dar, neben denen die menschliche Ohnmacht zur Hervorbringung und Sicherung einer auch nur dürftigen Spur sozialen Glücks für die grosse Mehrzahl der Menschen eine traurige Kapitulation des Individuums vor der wilden und zertrümmernden Kraft der Gesellschaft bedeutet. Der Witz der Philosophen und Soziologen hat meist nur zu einem herzlosen Pessimismus ausgereicht, der die Unvollkommenheit der menschlichen Dinge feststellte, oft genug sogar pries, ihre Last aber möglichst dem Mitmenschen zuschob und auflud; denn für die eigene Person verzichtete selbst der Weiseste unter

diesen Denkern selten auf das möglichst grosse Glück, leugnete es nur für die möglichst grosse Zahl. Während das Streben nach persönlicher Vollkommenheit als Ethik, Religiosität oder Philosophie gepriesen wird, verhöhnen diese Strebenden den edlen Drang nach der vollkommenen Gesellschaft als Utopie, Wolkenjägerei oder, noch schlimmer, als «flache Glückseligkeitslehre»; die möglichst grosse Not der möglichst grossen Zahl aber verherrlichen sie als Gelegenheit zu einer sachlichen oder heroischen Lebensauffassung – Gelegenheit, wie billig, möglichst für die andern.

Die Wehen unserer Zeit künden den Durchbruch einer neuen Erkenntnis an: dass das grosse, in seiner Totalität heute entstehende Reich der Gesellschaft die Menschheit ebenso wie das Reich der Natur vor eine Aufgabe stellt, die in unsern Tagen zum ersten Mal in den Umrissen erkannt wird, weil sie uns zum ersten Mal nahe kommt. Dass das erste Gefühl dafür ein grosser Schrecken ist, ist begreiflich; doch alle unzeitgemässe Kapitulationsstimmung wird bald genug verfliegen, wenn das Problem erst so dicht über uns ist, dass der natürliche Selbsterhaltungstrieb des Menschen ihm instinktiv in den Rachen greift, um ihm die Zähne auszubrechen.

Die Integration der Menschheit

Die Besonderheit und Einzigartigkeit des weltgeschichtlichen Augenblicks besteht darin, dass heute die gesamte Menschheit bis auf unbedeutende Reste zu einer Gesamtgesellschaft sich vereinigt; es ist der Integrationsmoment der Menschheit. Es gibt keine von einander unabhängigen Machtkreise und Kulturreiche mehr; die Welt ist umschlossen von dem so gut wie lückenlosen Netz der immer noch so genannten europäischen Zivilisation, jener gewaltigsten Leistung des technischen Menschengenies. Ein wimmelnder Austausch von Wirtschaftsleistungen, Lebensformen, Bedürfnissen und Idealen bedeckt den Erdball; längst ist das Stadium überwunden, in dem entgegengesetzte Erdteile einander nur nährten und kleideten. Schon tauschen und verschmelzen sie miteinander Formen und Ziele des Begehrens, des Genusses, der Liebe und der Angst. Die Filme der Weissen und die Musik der Wilden ergötzen die ganze Erde; Asien nimmt von Europa die Kleidung an und sendet ihm religiöse Ideen; technische Schöpfungen der weissen Rasse, wie das Automobil, liefern oft erst unter der virtuosen Hand des afrikanischen oder orientalischen Bedieners die erstaunlichste Leistung. Die Symptome

einer Einheitszivilisation der menschlichen Gesamtgesellschaft, von romantischen Beobachtern als Untergang origineller Altkulturen beklagt, verraten den Beginn eines grossen Prozesses, der die nächsten Jahrzehnte ausfüllen wird: die Integration der Menschheit, die Vollendung der menschlichen Gesamtgesellschaft.

Diese gewaltige Einheit kann nicht existieren und funktionieren, wenn sie in gleichem Masse dem Zufall überlassen bleibt wie die bisherigen Gesellschaften. Dieser Tatsache ist sich der moderne Mensch vor seiner Gesellschaft bewusst; sie erschreckt ihn, und die Folgen dieses Schreckens sind unsere Zustände. Eine gewaltige und gefährliche Lücke des Tempos klafft zwischen dem technischen und dem gesellschaftlichen Fortschritt, wenn man zaghafte soziale Gehversuche überhaupt als Schritte bezeichnen will.

Dem Individuum ist sein Schrecken zu verzeihen, denn nie war die Menschheit vor einer unheimlicheren und unabweislicheren Aufgabe. Mit dem einen Fuss auf der hohen und soliden Säule der modernen Technik stehend, tastet der moderne Mensch, verrenkt und schief, mit dem andern ins Leere nach dem sozialen Stützpunkt, den es in dieser Höhenlage noch nicht gibt. Der Arbeitslose des zwanzigsten Jahrhunderts verfügt über mehr Komfort, als ihn vor Kurzem noch Könige besaßen; und doch ist er, sind Millionen seinesgleichen, sind Hunderte von Millionen ein klein wenig Bessergestellter ihrer Meinung noch elender daran als breite Massen vergangener Jahrhunderte. All unser geschichtliches Wissen widerlegt, soweit das rein Materielle in Frage kommt, diese traurige Illusion. Nicht nur ist das persönliche Behagen heute grösser als je, es ist auch dauernder; das Durchschnittsalter des modernen Europäers übertrifft, selbst Kriege mitgerechnet, bei Weitem das der Menschen irgendeiner andern Zeit und irgendeines andern Landes. Trotzdem hat der moderne Mensch – nicht nur, was selbstverständlich ist, subjektiv, sondern auch sozial Recht in seiner Unzufriedenheit. Während die von der Technik bearbeitete Natur eine vor wenigen Jahrzehnten noch nicht vorstellbare Ergiebigkeit für den Menschen erreicht hat, ist die von der Politik bearbeitete Gesellschaft nicht viel produktiver als ein Urwald, fast so blüten- und fruchtlos wie das Meer; die Menschheit ist im Genüsse des technischen Fortschritts entscheidend gehindert durch das Zurückbleiben des gesellschaftlichen Fortschritts. Das menschliche Glück hängt nicht allein von materiellen Genüssen ab, aber es ist ein würdeloser Zustand, dass eine Menschheit mit den technischen Hilfsmitteln der heutigen an ihrem Glück durch das Verzichtemüssen auf materielle Genüsse gehindert wird. Die Menschheit ist sachlich reif genug, sich höheren Sorgen als denen um leibli-

che Wohlfahrt zu überlassen; dass leibliche Wohlfahrt noch ein Anlass zur Sorge statt eine Selbstverständlichkeit ist, das ist auf dem heute erreichten Niveau nicht mehr traurig, sondern beschämend. Es ist beschämend, dass die grosse Mehrzahl der Menschen heute noch in Not lebt; es ist beschämender, dass währenddessen eine Minderheit ohne Selbstvorwurf zu geniessen vermag; es ist das Beschämendste, dass geistige Führer dieser Minderheit diesen Zustand richtig und angebracht finden. Das Gefühl für die Unsittlichkeit dieses Zwiespalts hat, wohl zum ersten Mal, um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts die Menschen breit und mächtig ergriffen; der Ausdruck dieser geschichtlichen Gewissensregung hiess und heisst Sozialismus. Er hat das Verdienst, das Gesicht der Menschheit für ihr Problem, das Gewissen für ihre Pflicht geschärft zu haben, und alle Irrtümer in den Doktrinen, alle Missgriffe in der Tat nehmen ihm das Verdienst nicht. Er ist damit zu der Frage der Gegenwart geworden und wird es bis zur Lösung bleiben. Schwäche vor der erkannten Pflicht, schlechtes Gewissen vor dem ungetanen Notwendigen trieben den modernen Menschen auf den Aus- und Irrweg der Verantwortungslosigkeit und Unterwerfung; aber auf allen Irrwegen erjagt ihn schliesslich doch der Zwang der Tatsachen, und unaufhörlich schallt der grosse Gewissensappell durch den Raum des 20. Jahrhunderts.

Die Dichter und die sozialen Ankläger der Zeit verweisen immer wieder auf das schauerliche Beispiel des verbrannten Weizens bei gleichzeitigem Hunger in den Grossstädten; und dieser beklagte und gezeisselte, aber eben doch hingenommene Fall sozialer Ohnmacht ist nur ein besonders grelles Symptom für den mörderischen Gegensatz zwischen der Höhe unserer naturwissenschaftlichen und der kümmerlichkeit unserer sozialen Technik.

Zwar zu allen Zeiten hat der Tempounterschied des technischen und des sozialen Fortschritts Krisen und Umwälzungen erzeugt. Aber erst das Heranreifen der Gesamtgesellschaft erzeugte ein soziales Denken, das die Gesellschaft als Objekt vom Menschen als Subjekt sondert und das soziale Planen aus dem Reich der Projekte in das der Praxis führt.

Die soziale Organisation der ganzen Menschheit auf die gleiche Höhe wie die technische zu bringen, ist die heute zum ersten Mal in dieser Klarheit gestellte Aufgabe; eine Aufgabe für Jahrhunderte, die auch nicht ohne Blut und Tränen gelöst werden wird. Es ist menschlich, davor verlegen zu werden und zurückzuweichen. Wie vor den Wundern der Natur der Mensch in den Aberglauben flüchtete, so flüchtet das Individuum des zwanzigsten Jahrhunderts vor seiner gewaltigen sozialen Verantwortung eine Zeitlang in die Verantwortungslosigkeit, resigniert und ergeben das Schicksal der Gesellschaft

und damit das eigene denen überlassend, die kühn oder frech genug sind, es in ihre scheinbar starken und in Wahrheit viel zu schwachen Hände zu nehmen.

Dies ist unser Thema. Hiervon handelt dies Buch.

Die Natur ist als Ganzes nicht zu enträtseln und nicht zu bezwingen. Wir wissen es und lassen uns doch nicht hindern, so viel davon uns dienstbar zu machen, als unsere Kräfte vermögen. Erfahrung hat uns gelehrt, dass die Kräfte mit den Erfolgen wachsen. Der Mensch wird mit seinem Kampf gegen die Natur nicht ans Ende kommen; aber er kommt weiter.

Mut! Die Gesellschaft liegt vor ihm; er suche sie zu bezwingen. Auch in diesem Kampf wird er nicht ans Ende kommen. Aber er kommt höher.

24. Hindenburgs Testament

Prätendenten

Am 31. Juli des Jahres 1934 beschlagnahmte die Staatspolizei in Berlin die amtliche Zeitung des mächtigen Reichsbauernführers Darré, die «Deutsche Zeitung»; der Chefredakteur wurde verhaftet und sofort aus dem Journalistenstande gestossen. Das Blatt hatte geschrieben: es müsse ausgesprochen werden, dass der Tod des Reichspräsidenten von Hindenburg sehr nahe bevorstehe. Man möge nun keine überflüssigen Betrachtungen über seinen eventuellen Nachfolger anstellen. Das Schicksal des deutschen Volkes und damit jeder Entschluss ruhe in einer einzigen Hand – der des Führers. Durch diese Zeitungsnotiz hätte die deutsche Öffentlichkeit erfahren können, dass etwas Ungewöhnliches bevorstand, was erheblich über den in der Tat zu erwartenden Tod Hindenburgs hinausging. Die Schlächterei des 30. Juni war gerade seit einem Monat vorbei, Hitler erwiesenermassen Herr über Leben und Tod in Deutschland. Dennoch liefen wieder die Gerüchte; sie nannten als künftigen Reichspräsidenten den Herzog Ernst August von Braunschweig, den Schwiegersohn des ehemaligen Kaisers; ferner den Generalfeldmarschall von Mackensen; sogar Oskar von Hindenburg, den Sohn. Auch der Name des früheren Kronprinzen tauchte auf, wie immer bei solchen Gelegenheiten. Alles offenbar Kombinationen; sie bewiesen aber, wie wenig selbstverständlich dem Volke noch schien, was Hitler zweifellos plante.

Hitler am Sterbebett

Am Mittag des 1. August erfuhr Deutschland zum ersten Mal etwas von dem, was bevorstand. Vom Krankenlager Hindenburgs im fernen Ostpreussen gelangte folgende Depesche in die Blätter:

Neudeck, 1. August, 8.30 Uhr. D.N.B. Trotz ruhiger Nacht nimmt die Schwäche zu. Der Herr Reichspräsident ist bei klarem Bewusstsein und fieberfrei. Puls schwächer.

Für die behandelnden Ärzte: Prof. Sauerbruch.

Ein zweites Communiqué von mittags 12.20 Uhr meldete, dass die geistige Frische anhalte und gegen Mittag geringe Nahrungsaufnahme stattgefunden habe. In dem Bulletin von 18.20 Uhr abends stand schon der Satz:

Benommenheit beginnt, die Herzkraft lässt nach.

Hitler war tags zuvor noch in Bayreuth gewesen und hatte sich dort den Festspielen hingegeben. Der Mord an Dollfuss durch die Wiener Nationalsozialisten war ihm am 25. Juli nach der Festspielstadt gemeldet worden; er hatte sich nicht entfernt. Entschlüsse von Weltbedeutung waren zu fassen, italienische Divisionen marschierten am Brenner auf; Hitler blieb in Bayreuth, beharrte von dort aus auf seiner Unschuld an dem Putsch seines absoluten Vertrauensmannes, berief Papen als Sondergesandten nach Wien, und die zitternde und verkleckste Unterschrift unter der Ernennungsurkunde war Hindenburgs letzte Amtshandlung. Jetzt, am 31. Juli, blieb Hitler nicht in Bayreuth.

In den Abendstunden des 1. August meldete das amtliche Nachrichtenbüro, dass Reichskanzler Adolf Hitler sich heute vormittag 10.15 Uhr nach Neudeck begeben habe. Über diesen Besuch liegen zwei verschiedene Versionen vor. Zunächst sagt ein weiterer amtlicher Bericht:

Neudeck, 1. August, 13.45 Uhr. D.N.B. Reichskanzler Adolf Hitler stattete heute in Neudeck dem erkrankten Reichspräsidenten und Generalfeldmarschall von Hindenburg einen Besuch ab und gab an dessen Krankenlager seinen und des ganzen deutschen Volkes Wünschen für die Genesung des verehrungswürdigen Reichsoberhauptes herzlichen Ausdruck.

Über die Dauer des Besuches wird in diesem Bericht nichts gesagt. Tags darauf spricht Hitler in einem Beileidstelegramm an Oskar von Hindenburg von der «unvergesslichen Minute, in der ich zum letzten Male unseren Generalfeldmarschall sehen und sprechen durfte». Danach wäre also Hitler nur für einen Augenblick ins Krankenzimmer getreten; von einer wirklichen Unterhaltung, gar von einem politischen Gespräch könnte keine Rede gewesen sein.

Dagegen glaubt der «Manchester Guardian» etwas anderes berichten zu können. Sein Berliner Korrespondent meldet am 1. August, Hitler habe fast eine Stunde mit Hindenburg gesprochen, und zwar ohne Zeugen. Jedenfalls kam Hitler erst am Abend nach Berlin zurück. Um 9.30 Uhr hielt das Reichskabinett eine Sitzung ab; es ist eine der wichtigsten Sitzungen der deutschen Geschichte. Ein ebenso eigentümlicher wie weittragender Entschluss wurde dort gefasst.

Es folgen in der deutschen Presse drei Meldungen, deren Reihenfolge und Datum bemerkenswert sind. Der Wortlaut möge sprechen:

Neudeck, 2. August. D.N.B. Reichspräsident Generalfeldmarschall von Hindenburg ist heute früh 9 Uhr in die Ewigkeit eingegangen.

Berlin, 2. August. D.N.B. Der Tod des Herrn Reichspräsidenten Generalfeldmarschall von Hindenburg, der gestern nachmittag bald nach dem Besuch des Reichskanzlers Adolf Hitler in Schlaf gefallen war und seither das volle Bewusstsein nicht wieder erlangt hat, trat heute früh 9 Uhr ein. Wenige Minuten später war die Nachricht von dem Tode des Feldmarschalles in Berlin bekannt. Um 9.15 Uhr ging auf dem Hause des Reichspräsidenten in der Wilhelmstrasse die Standarte auf Halbmast. Zur gleichen Stunde versammelte Staatssekretär Dr. Meissner die Beamten und Angestellten des Reichspräsidenten im Gartensaal des Reichspräsidentenhauses zu einer kurzen Gedenkfeier.

Und nun springt der Kalender plötzlich um einen Tag zurück, und zwar bei einer Meldung von höchster Bedeutung:

Berlin, 1. August. D.N.B. Die Reichsregierung hat das folgende Gesetz beschlossen, das hiermit verkündet wird:

§ 1 Das Amt des Reichspräsidenten wird mit dem des Reichskanzlers vereinigt. Infolgedessen gehen die bisherigen Befugnisse des Reichspräsidenten auf den Führer und Reichskanzler Adolf Hitler über. Er bestimmt seinen Stellvertreter.

Soweit der Paragraph eins, der schon für sich allein eine Untersuchung lohnte. Aber er wird noch interessanter durch das, was folgt:

§ 2 Dieses Gesetz tritt mit Wirkung von dem Zeitpunkt des Ablebens des Reichspräsidenten von Hindenburg in Kraft.

Hindenburg lebte also noch, als seine Minister ihm schon einen Nachfolger gaben. Es geschah elf Stunden vor seinem Tode. Die Reichsverfassung schrieb freilich vor, dass der Reichspräsident vom Volk gewählt werden müsse; doch hatte Hitler zu Beginn des Jahres von einem gehorsamen Reichstag seinem Kabinett die Vollmacht erteilen lassen, «neues Verfassungsrecht zu setzen».

Hier wurde eine grosse Gelegenheit versäumt, das neue Regime, tatsächlich oder scheinbar, auf den freien Willen des ganzen Volkes zu gründen. Konnte es diesen Machthabern schwer fallen, alle grossen und kleinen Führer des Landes zu einer gewaltigen öffentlichen Bitte zu bringen, Adolf Hitler möge als berufener Erbe das Amt Hindenburgs antreten? Alle Minister, alle Richter, Generale und Priester, Hochschullehrer, Arbeiterführer, Schrift-

steller und Künstler, Grossindustrielle und Bauernführer – man denke sich eine mit Zehntausenden von Unterschriften bedeckte Adresse, aus dem in Partei, Berufskammern und Vereinen organisierten deutschen Volk binnen höchstens drei Tagen herausgeholt und dem Reichskanzler überreicht mit der Bitte, als unumschränkter Herr fortan Deutschland zu regieren! Und dann Hitlers Antwort: ich nehme an, aber nur nach freier und geheimer Wahl! Solch ein rührendes Massenzeremoniell von Volk zu Landesvater hätte dem pseudodemokratischen Stil des Systems wohl angestanden und aller Kritik für alle Zeit vorgebeugt.

Aber um auch nur drei Tage zu warten, war die Zeit zu kurz und die Lage zu gefährlich. Der 30. Juni lag einen Monat zurück, die Ermordung Dollfuss' gerade acht Tage. Das Regime war gefürchtet, hatte Autorität und war im Ganzen von keiner ernstlichen Gegnerschaft bestritten. Aber es hatte sich als ein Quell der Unruhe gezeigt, selbst als das angebetete und gefürchtete Greisenhaupt des Feldmarschalls noch über den neuen Herren ragte; was musste man erst befürchten, wenn die von Schleicher so titulierten «Räuber und Verbrecher» vollends unter sich waren? Ein wahrhaft unabhängiges, über allen Parteien und selbst über dem Nationalsozialismus stehendes Reichsoberhaupt war die geheime Sehnsucht vieler, auch solcher, die Hitler verehrten; und durfte man auch an eine vom Nationalsozialismus unabhängige Staatsspitze vorläufig nicht denken, so wäre doch wenigstens ein Symbol in Gestalt eines neutralen Reichsverwesers begrüsst worden. Darum die Gerüchte über den Braunschweiger, über Mackensen und Oskar von Hindenburg. Darum Hitlers rasches Handeln und sein Verzicht auf den Ruf aus Volkes Mitte. Darum – und noch aus einem ganz besondern Grunde.

Verwirrung der Titel

Am Mittag des 2. August weiss das deutsche Volk nicht nur, dass Hindenburg tot, sondern auch, dass Hitler sein Nachfolger ist. Schon haben die Soldaten der Wehrmacht dem neuen Reichsoberhaupt ihren Eid geleistet:

«Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, dass ich dem Führer des deutschen Reiches und Volkes Adolf Hitler, dem Oberbefehlshaber der Wehrmacht, unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen.» Nach der Vereidigung wurde auf Befehl des Reichswehrministers Blomberg ein Hurra auf den neuen Befehlshaber ausgebracht, und «die beiden Nationalhymnen» wurden gespielt; also auch das Horst-Wessel-Lied.

Hitler ist Oberbefehlshaber der Wehrmacht.

In einem gleichzeitigen Aufruf an die Wehrmacht sagt Blomberg, der tote Hindenburg habe für das neue Deutschland die Tore geöffnet und «dadurch der Sehnsucht von Jahrhunderten deutscher Geschichte die Erfüllung gegeben». Man schreite in die deutsche Zukunft voller Vertrauen auf den Führer des deutschen Reiches und Volkes Adolf Hitler.

Es ist kaum zu verkennen: die Armee hat sich ihren Präsidenten gewählt. Mit dem Eid der Soldaten war eine Machtfrage entschieden. Das alte Rezept Luegers: bestehende mächtige Einrichtungen sich geneigt zu machen, war abermals befolgt worden und hatte sich wieder in seiner ganzen mächtigen Bedeutung bewährt. Fünfzehnjähriges Werben und Ringen um die Gunst des Herrn Präsidenten war überwältigend belohnt worden: man war selbst Herr Präsident. Wie sehr Blomberg sich als Königsmacher fühlte, beweist ein kleiner Zug: er hatte Hitler, ohne ihn zu fragen, aus eigenem Willen einen neuen Titel verliehen. Auf den Führer des deutschen Reiches und Volkes haben die Soldaten geschworen; dem Führer des deutschen Reiches und Volkes will Blomberg laut Aufruf in die deutsche Zukunft folgen.

Hitler aber hat für sich einen anderen Titel beschlossen: er will Führer und Reichskanzler heissen. Darin scheint zu liegen, dass er als Reichskanzler zwar der Führer der Reichsgeschäfte, als Führer jedoch nicht nur überparteiliches Oberhaupt des ganzen Reiches und Volkes, sondern immer noch auch Führer seiner Bewegung ist. So schreibt er am 2. August an Frick, den Reichsminister des Innern:

«Herr Reichsinnenminister! Die infolge des nationalen Unglücks, das unser Volk getroffen hat, notwendig gewordene gesetzliche Regelung der Frage des Staatsoberhauptes veranlasst mich zu folgender Anordnung: 1. Die Grösse des Dahingeshiedenen hat dem Titel Reichspräsident eine einmalige Bedeutung gegeben. Er ist nach unser aller Empfinden in dem, was er uns sagte, unzertrennlich verbunden mit dem Namen des grossen Toten. Ich bitte daher, Vorsorge treffen zu wollen, dass ich im amtlichen und ausseramtlichen Verkehr wie bisher nur als Führer und Reichskanzler angesprochen werde. Diese Regelung soll in Zukunft gelten...»

Die Soldaten sind also auf ein Staatsoberhaupt vereidigt worden, das es titelgemäss gar nicht gibt. Der groteske Zwischenfall passt zu dem ganzen Bild eines Regierungssystems, dessen Nationalflagge – damals – nicht in der Reichsverfassung vorgesehen ist, das zwei Nationalhymnen führt und dessen staatsrechtlicher Herkunft von einem durch gesetzwidrige Gewalt seiner Rechte beraubten Parlament abgeleitet ist, nämlich dem Rumpfreichstag vom 23. März 1933.

Usurpation und Plebiszit

Hitler ist sich der rechtlichen Fragwürdigkeit seiner neuen Macht anscheinend bewusst. Er schreibt weiter an Frick:

«2. Ich will, dass die vom Kabinett beschlossen und verfassungsrechtlich gültige Betrauung meiner Person...» Wie eigentümlich das klingt, wenn ein Staatsoberhaupt betonen muss, dass seine Stellung und seine Regierungsakte verfassungsrechtlich gültig sind! Die Gültigkeit genügt ihm jedenfalls nicht, darum fährt er fort, in eiligem Deutsch und mit unkorrigierten grammatischen Fehlern: «...meiner Person und damit das Reichskanzleramt an sich mit den Funktionen des früheren Reichspräsidenten die ausdrückliche Sanktion des deutschen Volkes erhält. Fest durchdrungen von der Überzeugung, dass jede Staatsgewalt vom Volke ausgehen und von ihm in freier und geheimer Wahl bestätigt sein muss, bitte ich Sie, den Beschluss des Kabinetts mit den etwa noch notwendigen Ergänzungen unverzüglich dem deutschen Volke zur freien Volksabstimmung vorlegen zu lassen.

gez. Adolf Hitler, Deutscher Reichskanzler.»

Dieser Brief, staatsrechtlich ein Dokument ersten Ranges und dazu eine Fundgrube von Widersprüchen, Lücken und Interpretationsmöglichkeiten, leitet eine gewaltige Stimmungspropaganda ein. Das Volk soll Hitler bestätigen, denn von ihm geht, wie wir nunmehr aus dem neuen Dokument wissen, auch im nationalsozialistischen System die Staatsgewalt aus. Und doch haben wir nur zwei Zeilen vorher gehört, dass Hitler bereits ohne Volkes Zustimmung verfassungsrechtlich gültiges Staatsoberhaupt ist. Die Wahrheit ist also, dass das Volk gar keine Staatsgewalt von sich ausgehen lassen, sondern sie höchstens anerkennen kann. Tatsächlich ging die neue Staatsgewalt vom Heere aus, und ihre Geburtsstunde war der Abend des 1. August, Geburtsstätte die Reichskanzlei.

Es entsprach dem gewaltsamen Zustande der neuen Dinge, wenn das Propagandaministerium am Abend des 2. August eine Order an die ganze deutsche Presse erliess, über das Nachfolgesetz dürfe in den Zeitungen nicht diskutiert werden. Dass nichts dagegen gesagt wurde, verstand sich ohnehin; aber die Zeitungen sollten es auch nicht verteidigen, es sollte so rasch wie möglich vergessen und der neue Zustand als selbstverständlich hingenommen werden.

Das verschwundene Testament

Inzwischen begann ein Raunen: ob Adolf Hitler wohl just der Nachfolger sei, den der sterbende Hindenburg sich gewünscht habe? Es war anzunehmen, dass Hindenburg hierüber irgendwie seine Meinung geäußert hatte; sei es mündlich zu den ihm Nahestehenden, seinem Sohne, Meissner, Papan, dem alten Januschauer, dem alten Herrn von der Osten-Warnitz – sei es zu Hitler selbst oder auch dem ihm näher stehenden Göring. Die sehr verschiedenen Wärmegrade der Beziehungen Hitlers und Görings zum Hause Hindenburg lassen sich schon aus den Beileidstelegrammen an den Sohn Oskar ablesen. Hitler depeschiert zwei Sätze, Göring sendet zwei lange Telegramme, das eine Mal als Luftfahrtminister, das andere Mal als preussischer Ministerpräsident. Er lässt nähere Beziehungen zu Hindenburg durchblicken, «der in so grosser Güte auch mir immer beigestanden hat».

Was mochte Hindenburg also gewollt haben? Wenn es sein klarer, vor glaubwürdigen Zeugen ausgesprochener oder sonstwie nachweisbar dokumentierter Wille war, dass Hitler sein Nachfolger werden solle, dann brauchte dies dem Volke nur mitgeteilt zu werden, dann brauchte das Kabinett nicht in eiliger Nachtsitzung «verfassungsrechtlich gültige» Beschlüsse zu fassen und das Erbe eines noch nicht Toten zu verteilen; dann brauchte kein in der Eile falsch stilisierter Treueid wie ein Blitzschlag im Morgengrauen auf die Reichswehr herabzufahren, brauchte das Volk nicht in freier Wahl sich in das Unabänderliche zu fügen. Nein, dann konnte man getrost mit dem letzten Willen Hindenburgs vor Deutschland treten; es würde keine Opposition und keine Gefahr gegeben haben.

Aber von einem solchen Willen Hindenburgs schien niemand etwas zu wissen; wenigstens wurde der Öffentlichkeit nichts mitgeteilt. Dennoch war bekannt, dass ein politisches Testament Hindenburgs existierte; noch vor dem Beginn der Diktatur war im Reichstag davon gesprochen worden. Die Angehörigen und die politischen Berater hätten davon wissen müssen. In Deutschland durfte niemand eine Frage wagen; das Ausland bekam folgende Auskünfte:

«Berlin, 3. August. Reuter. Eine Mitteilung, dass Hindenburgs Testament nicht gefunden werden kann, wurde dem Korrespondenten von Reuter heute Abend von einem gewöhnlich verlässlichen Gewährsmann gemacht. Danach hat Dr. Meissner, Präsident Hindenburgs Staatssekretär, heute fieberhaft in dem Berliner Palais des Präsidenten gesucht, aber das Testament nicht gefunden; auch in Neudeck hat man keine Spur davon entdeckt.

Berlin, 5. August. Reuter. Das Geheimnis um das Testament von Hindenburg

burg schied sich heute abend in zwei Teile: 1. Das persönliche Familientestament. Das Vorhandensein dieses Dokuments wurde heute Abend dem Reuter-Büro offiziell bestätigt. Es wurde erklärt, dass es jetzt im Besitz des Obersten von Hindenburg, des Sohnes des Präsidenten, sei; es wird jedoch nie veröffentlicht werden, da es als reine Familienangelegenheit betrachtet wird. 2. Das sogenannte «politische Testament». Das Vorhandensein dieses Dokuments wird jetzt in allen offiziellen Kreisen entschieden bestritten. Jedoch viele Leute in Deutschland glauben fest, dass Präsident Hindenburg ein solches Testament niedergeschrieben hat, und erinnern daran, dass auf sein Vorhandensein offen in einer Reichstagssitzung angespielt wurde, bevor Herr Hitler noch zur Macht kam. Dieses zweite Dokument ist offenbar dasjenige, das jetzt in gewissen Kreisen als «verloren» bezeichnet wird, während es in andern heisst, es habe überhaupt niemals existiert.»

Und nun noch eine letzte negative Spur. Am 7. August gab Papen eine öffentliche Erklärung ab, und er gab sie ebenfalls an Reuter. Sie bezog sich zwar auf seine neue Mission als Sondergesandter des Reiches in Österreich, enthielt aber eine versteckte Anspielung auf die Testamentsfrage:

«Die letzte Unterschrift des verewigten Feldmarschalls von Hindenburg ist unter ein Schreiben an mich gesetzt, in dem es heisst: «Wenn ich Sie nunmehr als diplomatischen Vertreter des Reiches nach Wien entsende, so geschieht es in der aufrichtigen Hoffnung, dass es Ihnen gelingen möge, normale und herzliche Beziehungen mit dem stammverwandten österreichischen Volke herzustellen. Meine besten Wünsche begleiten Sie bei der Durchführung dieser verantwortungsvollen Aufgabe.» Dieser Befehl – fügt Papen hinzu – ist zugleich ein Vermächtnis, dem nichts hinzuzufügen ist. Heil Hitler!

gez. Papen.»

Am 7. August wusste also auch Papen noch nichts von einem politischen Testament Hindenburgs, sonst hätte er dessen kurzen Brief kaum als Vermächtnis bezeichnet. Oder – er wollte jedenfalls nichts wissen; wie auch Oskar von Hindenburg und Meissner am 3. und 5. August angeblich nichts gewusst hatten.

Halten wir uns zunächst an die offizielle Version, so wissen die drei politisch Nächststehenden von einem politischen Testament nichts; der eigene Sohn weiss nichts; der kleine Personenkreis, der den eigentlichen politischen Willen des Reichspräsidenten darstellt, weiss nichts. Und sonst hat sich kein Wissender gemeldet, kein Sekretär, keine Schreibkraft. Da Hindenburg nicht Maschine schreiben konnte, wissen wir also – natürlich immer nach der amt-

lichen Version – mit einer jeden Zweifel ausschliessenden Sicherheit: wenn ein politisches Testament Hindenburgs existiert, dann ist es ein von ihm mit eigener Hand heimlich hergestelltes Schriftstück.

Falsche Nachfolge

In der Testamentsfrage spitzt sich das Verhältnis Hitler-Hindenburg zu einer moralischen Entscheidung zu. Es ist die Auseinandersetzung eines Toten mit einem Lebenden, des traditionellen, konservativen und historischen Deutschland mit dem abenteuerlichen, widersprechenden und zerstörenden neuen. Das Bündnis der beiden hatte ihren Kampf umschlossen; er war nicht ausgezogen, als der Tod eingriff und dann brutales Zupacken rasch entschied. In der Tat ist Hitler als Träger von Hindenburgs Vermächtnis schon rein innerlich nicht zu denken. Er ist ihm gegenüber der Ablehner, Veneiner, Widersprecher und Zerstörer; auflösend, wo jener zusammenfügen wollte; unerbittlich, wo jener Versöhnung wünschte; abenteuernd, wo jener auf Sicherheit bestand. Dieser Hitler hatte schon 1923 die Einheitsfront des deutschen Volkes im Ruhrkrieg gesprengt; er hatte später Südtirol an Italien und zuletzt den Korridor samt Oberschlesien an Polen preisgegeben; er hatte den von allen Parteien bejahten und von Hindenburg geförderten Grenzschutz im Osten sabotiert; er hatte gegen das Verlangen aller anständigen Leute und zuletzt sogar Hindenburg zum Trotz Männer wie Streicher und Röhm in seinen Reihen geduldet und beschirmt; er hatte die gemeinen Mörder von Potempa «meine Kameraden» genannt und hatte schliesslich all dem die Krone aufgesetzt, als er – September 1932 – in öffentlicher Rede sich auf Hindenburgs Tod Hoffnung machte.

Dies wollte der Nachfolger Hindenburgs sein. Dieser wagte sich auf Hindenburgs Willen zu berufen. Diesem sollte ein Volk, das Hindenburg mit grosser Mehrheit gewählt hatte, nunmehr einstimmig die Macht übergeben. Welch ein Sprung!

Denn Hindenburg war, wie sehr sein Charakter auch sonst schwankte, doch ein Typ des Ausgleichs gewesen, der Beharrung und der Ruhe; Hitler aber verkörperte jene eigentümliche Abart der Willenskraft, die aus dem Widerspruch entspringt, aus der Überraschung ihre Kraft zieht, und deren Erfolg die Überwindung einer scheinbaren Selbstverständlichkeit ist. Der Widerspruch als Prinzip des Handelns ist schon ein Charakterzug des jugendlichen Adolf Hitler, mit äusserstem Stolz auf den autobiographischen ersten

Seiten von «Mein Kampf» immer wieder gerühmt. Er wird dann zur Leuchtmарke des politischen Agitators, die weit über den schmalen Machtbereich der ersten Jahre hinaus blendet und ihren Träger aus dem Gemenge der dunklen Rivalen hervorhebt. Widerspruchsgeist und politische Reklame sind ein zur Ehe von Natur bestimmtes Paar; man könnte ebensogut sagen, dass dieser stets Widersprechende Agitator werden musste, wie dass er nicht Agitator bleiben konnte, ohne stets zu widersprechen.

Ein von den Umständen reproduzierter Wille, eine von fremden Einflüssen abgeleitete Initiative, ein gereiztes Handeln, ein Antworten und Zurückschlagen – das ist Bild und Summe von Hitlers Taten. Planmässiges Anderssein, Instinkt für die geschichtliche Fragwürdigkeit des Normalen, in fast jeder Lage Witterung für das sogenannt Unmögliche, und dann der triumphierende, erfolgssichere Griff danach – hier offenbart sich ein gewaltiger Zerstörer.

Diesem Zerstörer hat jetzt die deutsche Armee bei Gott einen heiligen Eid geschworen. Er versenkt den Toten im Feldherrnturm zu Tannenberg, ruft ihm nach: «Toter Feldherr, geh ein in Walhall!» Seine Macht hat er sich genommen, den Rest von Macht, der ihm zur eigenen noch fehlte. Den Rest von Kontrolle, der in Deutschland noch bestand, hat er vernichtet. Das Volk soll dies am 20. August an der Urne gutheissen. Das Volk fragt sich, ob der Tote das gewollt hat.

Die Sensation

Acht Tage gehen ins Land, das Testament scheint vergessen. Da, vier Tage vor der Abstimmung, am 16. August morgens, lesen die Deutschen in ihren Zeitungen:

«Obersalzberg, 15. August. DNB. Vizekanzler a.D. von Papen überbrachte im Auftrage des Obersten a. D. von Hindenburg dem Führer und Reichskanzler Adolf Hitler ein Schreiben, welches das politische Testament des verewigten Herrn Reichspräsidenten Generalfeldmarschall von Hindenburg enthielt. Im Auftrag des Führers übergibt Herr von Papen hiermit das Dokument der Öffentlichkeit.

Der vom Reichspräsidenten versiegelte Umschlag des Schreibens trägt die Aufschrift:

«Dem deutschen Volke und seinem Kanzler.

Mein Testament.

Dieser Brief ist durch meinen Sohn dem Herrn Reichskanzler zu übergeben.»

Die sensationelle Meldung, dass Hindenburgs Testament plötzlich gefunden wurde, stammt also vom Sommersitz Hitlers bei Berchtesgaden. Der ausländischen Presse wurden ein paar winzige Kleinigkeiten mehr gesagt: der Umschlag des Testaments sei gross gewesen und habe mehrere Siegel getragen.

Das Testament, von dem am 7. August niemand etwas wusste, über dessen Vorhanden- oder Nichtvorhandensein seitdem nichts mehr verlautete, erweist sich also am 15. August plötzlich als gefunden. Die Welt ist alarmiert. Die Londoner «Times» spricht, ohne sich ein Wort des Zweifels zu erlauben, mit eherner Miene von einem Ereignis, «ebenso wichtig wie der Reichstagsbrand».

Das Unglaubliche

Das jähe Auftauchen des Testaments vier Tage vor der Abstimmung, die unwirsche Knappheit der Mitteilung über die Vorgeschichte der Veröffentlichung und das sofort danach einsetzende völlige Schweigen über Auffindung wie Inhalt des Dokuments mussten in der Tat misstrauisch machen.

Am 7. August stand fest, dass möglicherweise, in einem unbekanntem Winkel ein von Hindenburg heimlich mit der Hand hergestelltes Schriftstück sich verbarg. Es stand weiter fest, dass das Vorhandensein eines solchen Schriftstückes wenigstens einer beschränkten Öffentlichkeit bekannt war, dass aber Hindenburgs Sohn, ferner sein persönlicher Staatssekretär und sein politischer Vertrauensmann es weder gesehen hatten noch aus dem Munde des Toten etwas wussten. So widerspruchsvoll stellte sich die amtliche Version bereits am 7. August dar, wenn man sich die Mühe nahm, sie zu analysieren.

Wo, wie und von wem die verlorene Handschrift dann aufgefunden wurde, ist der Welt nie mitgeteilt worden. Wer sie auch immer gefunden hat, müsste sie, der aufgeschriebenen Adresse gehorchend, zunächst Oskar von Hindenburg ausgehändigt haben – falls dieser nicht selbst der Finder gewesen ist. In der nunmehr erfolgenden Veröffentlichung ist das Testament aus Berlin datiert, es hat also wahrscheinlich in Berlin gelegen. Aber einerlei, ob es sich hier oder in Neudeck befand, man muss entweder annehmen, dass im Hause Hindenburgs ungewöhnliche Unordnung herrschte, oder dass der alte

Mann sein Testament absichtlich versteckt habe. Das Letzte ist unwahrscheinlich, denn nach der Aufschrift wünschte er gerade, dass es durch seinen Sohn in die Hände des Reichskanzlers gelange; unordentlich aber war Hindenburg, wie man aus seiner Lebensgeschichte weiss, ganz gewiss nicht. Das durch die offiziellen Mitteilungen gezeichnete Bild von der langen und vergeblichen Suche ist also in sich widerspruchsvoll und darum nicht glaubwürdig. Es könnte nur gerettet werden durch eine nachträgliche Aufklärung, die spätestens bei dem plötzlichen Auftauchen des Testaments, dreizehn Tage nach dem Tode, erfolgen müsste. Sie erfolgte nie. Man darf einschalten, dass das Testament, sofern die Sache überhaupt mit rechten Dingen zuzuging, erst unmittelbar vor seiner Veröffentlichung gefunden worden sein kann; denn wer hätte es wagen dürfen, ein Vermächtnis Hindenburgs, das die Adresse «dem deutschen Volke...» trug, diesem deutschen Volke auch nur eine Stunde vorzuenthalten?

Gerade die späte Auffindung aber ist unwahrscheinlich, nein, unmöglich. Der Widerspruch bleibt, und als seine Folge bleibt das Misstrauen, oder, positiv gewendet, die Gewissheit: mit dem Testament ist etwas nicht in Ordnung. Vielleicht gibt sein Inhalt in dieser Richtung einigen Aufschluss.

Oskar von Hindenburg sollte laut Vermächtnis das Testament dem Kanzler übergeben; Papen tat es tatsächlich. Der Wille Hindenburgs wurde also in diesem Punkte nicht geachtet, was durch die Natur der Beziehungen zwischen Oskar von Hindenburg und Hitler vielleicht erklärt, wenn auch nicht gerechtfertigt ist. Hitler ist nunmehr im Besitz der Handschrift.

Ist es wirklich eine Handschrift? Die amtliche Mitteilung sagt darüber nichts, ausseramtliche wurden niemals gemacht. Es hätte das deutsche Volk sicherlich gerührt und beschäftigt, wenn es das Vermächtnis seines toten Präsidenten irgendwann einmal in fotografischer Reproduktion gesehen hätte, sei es auch nur teilweise. Als Papen am 7. August, von dem Testament angeblich noch nichts wissend, Hindenburgs Ernennungsbrief in der österreichischen Angelegenheit veröffentlichte und ein Vermächtnis nannte, liess er auch eine Fotografie des Briefes veröffentlichen; sie ist in der deutschen Presse erschienen. Mit dem viel wichtigeren Testament geschieht das nicht.

Der Wortlaut

Und nun der Wortlaut dieses Testaments, wie ihn das Deutsche Nachrichtenbüro gibt:

«Dem deutschen Volke und seinem Kanzler! 1919 schrieb ich in meinem Vermächtnis an das deutsche Volk:

«Wir waren am Ende! Wie Siegfried unter dem hinterlistigen Speerwurf des grimmen Hagen, so stürzte unsere ermattete Front. Vergebens hatte sie versucht, aus dem versiegenden Quell der heimatlichen Kraft neues Leben zu trinken. Unsere Aufgabe war es nunmehr, das Dasein der übriggebliebenen Kräfte unseres Heeres für den späteren Aufbau des Vaterlandes zu retten. Die Gegenwart war verloren. So blieb nur die Hoffnung auf die Zukunft.

Heran an die Arbeit!

Ich verstehe den Gedanken an Weltflucht, der sich vieler Offiziere angesichts des Zusammenbruchs alles dessen, was ihnen lieb und teuer war, bemächtigte. Die Sehnsucht, «nichts mehr wissen zu wollen» von einer Welt, in der die aufgewühlten Leidenschaften den wahren Wertkern unseres Volkes bis zur Unkenntlichkeit entstellten, ist menschlich begreiflich, und doch – ich muss es offen aussprechen, wie ich denke: Kameraden der einst so grossen, stolzen deutschen Armee! Könntet ihr vom Verzagen sprechen? Denkt an die Männer, die uns vor mehr als hundert Jahren ein innerlich neues Vaterland schufen ! Ihre Religion war der Glaube an sich selbst und an die Heiligkeit ihrer Sache. Sie schufen das neue Vaterland, nicht es gründend auf eine uns wesensfremde Doktrin, sondern es aufbauend auf den Grundlagen freier Entwicklung des Einzelnen in dem Rahmen und in der Verpflichtung des Gesamtwohles ! Diesen selben Weg wird auch Deutschland wieder gehen, wenn es nur erst einmal wieder zu gehen vermag.

Ich habe die feste Zuversicht, dass auch diesmal wie in jenen Zeiten der Zusammenhang mit unserer grossen, reichen Vergangenheit gewahrt und, wo er vernichtet wurde, wiederhergestellt wird. Der alte deutsche Geist wird sich wieder durchsetzen, wenn auch erst nach schwersten Läuterungen in dem Glutofen von Leiden und Leidenschaften. Unsere Gegner kannten die Kraft dieses Geistes, sie bewunderten und hassten ihn in der Werkfähigkeit des Friedens, sie staunten ihn an und fürchteten ihn auf den Schlachtfeldern des grossen Krieges. Sie suchten unsere Stärke mit dem leeren Worte «Organisation» ihren Völkern begreiflich zu machen. Den Geist, der sich diese Hülle schuf, in ihr lebte und wirkte, den verschwiegen sie ihnen. Mit diesem Geiste und in ihm wollen wir aber aufs Neue mutvoll wieder aufbauen.

Deutschland, das Aufnahme- und Ausstrahlungszentrum so vieler unerschöpflicher Werte menschlicher Zivilisation und Kultur, wird so lange nicht zugrunde gehen, als es den Glauben behält an seine grosse weltgeschichtliche Sendung.

Ich habe das sichere Vertrauen, dass es der Gedankentiefe und der Gedankenstärke der Besten unseres Vaterlandes gelingen wird, neue Ideen mit den kostbaren Schätzen der früheren Zeit zu verschmelzen und aus ihnen vereint dauernde Werte zu prägen, zum Heil unseres Vaterlandes.

Das ist die felsenfeste Überzeugung, mit der ich die blutige Walstatt des Völkerkampfes verliess. Ich habe das Heldenringen meines Vaterlandes gesehen und glaube nie und nimmermehr, dass es sein Todesringen gewesen ist.

Gegenwärtig hat eine Sturmflut wilder politischer Leidenschaften und tönender Redensarten unsere ganze frühere staatliche Auffassung unter sich begraben, anscheinend alle heiligen Überlieferungen vernichtet. Aber diese Flut wird sich wieder verlaufen. Dann wird aus dem ewig bewegten Meere völkischen Lebens jener Felsen wieder auftauchen, an den sich einst die Hoffnung unserer Väter geklammert hat und auf dem fast vor einem halben Jahrhundert durch unsere Kraft des Vaterlandes Zukunft vertrauensvoll begründet wurde: das deutsche Kaisertum! Ist so erst der nationale Gedanke, das nationale Bewusstsein wieder erstanden, dann werden für uns aus dem grossen Kriege, auf den kein Volk mit berechtigterem Stolz und reinerem Gewissen zurückblicken kann als das unsere, solange es treu war, sowie auch aus dem bitteren Ernst der jetzigen Frage sittlich wertvolle Früchte reifen. Das Blut aller derer, die im Glauben um Deutschlands Grösse gefallen sind, ist dann nicht vergeblich geflossen. In dieser Zuversicht lege ich die Feder aus der Hand und baue fest auf dich – du deutsche Jugend!»

Diese Worte schrieb ich in dunkelster Stunde und in dem vermeintlichen Bewusstsein, am Abschluss eines Lebens im Dienste des Vaterlandes zu stehen. Das Schicksal hatte anders über mich bestimmt. Im Frühjahr 1925 schlug es ein neues Kapitel meines Lebens auf. Noch einmal sollte ich an dem Geschick meines Volkes mitwirken.

Nur meine feste Zuversicht zu Deutschlands unversiegbaren Quellen gab mir den Mut, die erste und zweite Wahl zum Reichspräsidenten anzunehmen. Dieser felsenfeste Glaube verlieh mir auch die innere Kraft, mein schweres Amt unbeirrt durchzuführen.

Der letzte Abschnitt meines Lebens ist zugleich der schwerste für mich gewesen. Viele haben mich in diesen wirren Zeiten nicht verstanden und nicht begriffen, dass meine einzige Sorge die war, das zerrissene und entmutigte deutsche Volk zur selbstbewussten Einigkeit zurückzuführen.

Ich begann und führte mein Amt in dem Bewusstsein, dass in der inneren und äusseren Politik eine entsagungsvolle Vorbereitungszeit notwendig war. Von der Osterbotschaft des Jahres 1925 an, in der ich die Nation zu Gottesfurcht und sozialer Gerechtigkeit, zu innerem Frieden und zu politischer Sauberkeit aufrief, bin ich nicht müde geworden, die innere Einheit des Volkes und die Selbstbesinnung auf seine besten Eigenschaften zu fördern. Dabei war mir bewusst, dass das Staatsgrundgesetz und die Regierungsform, welche sich die Nation in der Stunde grosser Not und innerer Schwäche gegeben, nicht den wahren Bedürfnissen und Eigenschaften unseres Volkes entspreche. Die Stunde musste reifen, wo diese Erkenntnis Allgemeingut wurde. Daher erschien es mir Pflicht, das Land durch das Tal äusserer Bedrückung und Entwürdigung, innerer Not und Selbsterfleischung ohne Gefährdung seiner Existenz hindurchzuführen, bis diese Stunde anbrach.

Symbol und fester Halt für diesen Aufbau musste die Hüterin des Staates, die Reichswehr sein. In ihr mussten die altpreussischen Tugenden der selbstverständlichen Pflichttreue, der Einfachheit und Kameradschaft als festes Fundament des Staates ruhen.

Die deutsche Reichswehr hat nach dem Zusammenbruch die Fortsetzung der hohen Tradition der alten Armee in mustergültiger Art gepflegt.

Immer und zu allen Zeiten muss die Wehrmacht ein Instrument der obersten Staatsführung bleiben, das, unberührt von allen innerpolitischen Entwicklungen, seiner hohen Aufgabe der Verteidigung des Landes gerecht zu werden trachtet.

Wenn ich zu meinen Kameraden dort oben, mit denen ich auf so vielen Schlachtfeldern für die Grösse und Ehre der Nation gefochten habe, zurückgekehrt sein werde, dann rufe ich der jungen Generation zu:

Zeigt euch eurer Vorfahren würdig und vergesst nie, dass, wenn ihr den Frieden und die Wohlfahrt eurer Heimat sicherstellen wollt, ihr bereit sein müsst, für diesen Frieden und die Ehre des Landes auch das Letzte herzugeben. Vergesst nie, dass euer Tun einmal Tradition wird.

All den Männern, die den Aus- und Aufbau der Reichswehr vollzogen haben, gilt der Dank des Feldmarschalls des Weltkrieges und ihres späteren Oberbefehlshabers.

Aussenpolitisch hatte das deutsche Volk einen Passionsweg zu durchwandern. Ein furchtbarer Vertrag lastete auf ihm und drohte in seiner steigenden Auswirkung unsere Nation zum Zusammenbruch zu bringen. Lange verstand die uns umgebende Welt nicht, dass Deutschland nicht nur um seiner selbst willen, sondern als der Fahnenträger abendländischer Kultur auch um Europas willen leben musste.

Nur schrittweise, ohne einen übermächtigen Widerstand zu erwecken, wa-

ren daher die Fesseln, die uns umgaben, zu lockern. Wenn manche meiner alten Kameraden die Zwangsläufigkeit dieses Weges damals nicht begriffen, so wird doch die Geschichte gerechter beurteilen, wie bitter, aber auch wie notwendig im Interesse der Aufrechterhaltung deutschen Lebens mancher von mir gezeichnete Staatsakt gewesen ist.

Im Gleichklang mit der wachsenden inneren Wiedergesundung und Erstarbung des deutschen Volkes konnte auf der Basis eigener nationaler Ehre und Würde eine fortschreitende und – so Gott will – segensreiche Mitarbeit in den ganz Europa bewegenden Fragen erstrebt bzw. erzielt werden.

Ich danke der Vorsehung, dass sie mich an meinem Lebensabend die Stunde der Wiedererstarbung hat erleben lassen. Ich danke all denen, die in selbstloser Vaterlandsliebe an dem Werke des Wiederaufstiegs Deutschlands mitgearbeitet haben.

Mein Kanzler Adolf Hitler und seine Bewegung haben zu dem grossen Ziele, das deutsche Volk über alle Standes- und Klassenunterschiede zur inneren Einheit zusammenzuführen, einen entscheidenden Schritt von historischer Tragweite getan.

Ich weiss, dass vieles noch zu tun bleibt, und ich wünsche von Herzen, dass hinter dem Akt der nationalen Erhebung und des völkischen Zusammenschlusses der Akt der Versöhnung stehe, der das ganze deutsche Vaterland umfasst.

Ich scheidet von meinem deutschen Volk in der festen Hoffnung, dass das, was ich im Jahre 1919 ersehnte und was in langsamer Reife zu dem 30. Januar 1933 führte, zu voller Erfüllung und Vollendung der geschichtlichen Sendung unseres Volkes reifen wird.

In diesem festen Glauben an die Zukunft des Vaterlandes kann ich beruhigt meine Augen schliessen.

Berlin, den 11.5.1934. von Hindenburg.»

Nicht Hitler!

Dieses sogenannte Testament ist von Millionen und Abermillionen in Deutschland und auf der ganzen Welt mit Begeisterung, Hoffnung, Vorsicht, Misstrauen oder Empörung gelesen worden. Die unbegreifliche Vorgeschichte gab Anlass, seinen Inhalt zu durchspüren, den Stil zu beklopfen, den ersten Teil vergleichend gegen den zweiten zu halten, Widersprüche zu entdecken und das Dokument aus sich selbst heraus für unecht zu erklären.

Die erste Hälfte ist, wie festgestellt werden konnte, der Autobiographie Hindenburgs «Aus meinem Leben» entnommen; die zweite soll nach dem Datum am 11. Mai niedergeschrieben worden sein. In der ersten Hälfte hofft Hindenburg auf die Rückkehr der Monarchie; wenn also die zweite ein Vermächtnis zugunsten Hitlers sein soll, so müsste sie das monarchische Bekenntnis des ersten Teils widerrufen oder zum Mindesten abschwächen und einschränken. Dies tut sie nicht.

Die Kritik des Dokumentes hat den offen vor Augen liegenden Grundgedanken des ganzen Schriftstückes übersehen: es ist kein Testament zu Gunsten Hitlers. Nirgends wird von Hitler als Nachfolger gesprochen. Vielmehr liest sich die Formulierung «mein Kanzler Adolf Hitler» wie eine Verweisung des nationalsozialistischen Führers auf den ihm zustehenden Platz. Die Bemerkung, dass vieles noch zu tun bleibe und dass ein Akt der Versöhnung kommen müsse, klingt fast wie ein Ruf nach einem Vermittler.

Was wollte Hindenburg?

Die abenteuerliche Vorgeschichte setzt es so gut wie ausser Zweifel, dass bei dieser Testamentseröffnung etwas nicht in Ordnung ist. Für seine Echtheit scheint freilich Papen zu bürgen, aber gerade die Einschaltung dieses Gewährsmannes zwingt zu der Wiederholung der Frage, warum, entgegen dem ausdrücklich formulierten Willen des Toten, nicht Oskar von Hindenburg selbst die letzte Botschaft seines Vaters überbringt und beglaubigt.

Von allen beteiligten Personen lässt sich zum Mindesten sagen, dass sie in einer Atmosphäre allgemeinen Terrors leben – der 30. Juni liegt gerade sechs Wochen zurück – und in ihren Entschlüssen nicht frei sind, was sonst auch ihre Motive sein mögen. Während Papen nun gewissermassen die moralische Verantwortung für das Dokument übernimmt, das Hitler gar nicht als Staatsoberhaupt bestimmt, machte Oskar von Hindenburg sich, unter schweigender Übergehung des Dokumentes, zum Botschafter einer nicht näher formulierten mündlichen Äusserung seines Vaters, die nun doch auf Hitler als Nachfolger gelaftet habe. Am Abend des 18. August trat er an den Rundfunk mit einer kurzen Rede, die einen entscheidenden Satz enthielt: «Mein nunmehr verewigter Vater selbst hat in Adolf Hitler seinen unmittelbaren Nachfolger als Oberhaupt des deutschen Reiches gesehen.» Wann und mit welchen Worten sein Vater diese Meinung geäussert hat, sagte Oskar von Hindenburg nicht.

Die Wahl seiner Worte ist vielleicht nicht bedeutungslos. Dass Hinden-

burg in Hitler seinen Nachfolger gesehen hat, kann bedeuten: er wusste, dass er jedenfalls sein Nachfolger werden würde, auch wenn er es nicht wünschte. Hätte Hindenburg ausdrücklich einen solchen Wunsch ausgesprochen, so hätte der Sohn ihn wohl mit deutlicheren Worten formuliert.

Bleibt die Frage, warum Hindenburg in seinem schriftlichen Testament, das ausdrücklich als Testament bezeichnet wird, gerade diesen wichtigsten Punkt übergangen haben soll. Bleibt die weitere Frage, warum Oskar von Hindenburg nicht sofort nach seines Vaters Tode dessen Wunsch bekannt gegeben hat; das hätte vieles erleichtert. Bleibt drittens die Frage, ob denn Hindenburg seinem angeblich von ihm gewünschten und vorgesehenen Nachfolger diesen Willen niemals selbst eröffnet hat; ob er ihn auch keinem anderen als Oskar von Hindenburg, etwa Papen, Meissner, Blomberg oder Göring eröffnet hat. Bleibt als Folgerung aus all diesen Fragen die politische Hauptfrage, warum niemand sich auf diesen angeblichen mündlichen letzten Willen Hindenburgs berief, als am 1. August auf staatsstreichähnliche Art Hitler dem deutschen Volke als Nachfolger Hindenburgs aufoktroziert wurde. Wie einfach wäre es doch gewesen, damals zu verkünden: Hindenburg hat es gewollt. Aber freilich, das Einfache, Selbstverständliche und Glaubwürdige geschah in dieser ganzen Testamentsache zu keiner Zeit und in keinem Punkt.

Oskar von Hindenburg zog es jedenfalls vor, all diese Fragen nicht zu beantworten. In seiner Rundfunkansprache tat er, als ob das Testament überhaupt nicht vorhanden wäre; spielte mit keinem Wort auf das vor zwei Tagen veröffentlichte, angeblich an ihn adressierte Dokument an. Indem Papen das Testament vorlegte und Oskar von Hindenburg unter Umgehung des Testaments von der Nachfolgeschaft sprach, haben beide die Verantwortung für die Wahrheit von Hindenburgs letztem Willen gewissermassen unter sich verteilt.

Ergebnis: Hindenburg hat ein politisches Testament hinterlassen, in dem er Hitler nicht als seinen Nachfolger beruft, ihm den Auftrag zur Überleitung des Regimes auf neue Zustände erteilt, den von ihm gewünschten Zustand als Monarchie bezeichnet und im Übrigen die Trennung der Reichswehr vom Nationalsozialismus – «... unberührt von innerpolitischen Entwicklungen...» – ausdrücklich verlangt.

Die höhere Fälschung

Dieses Testament ist nicht im Faksimile nach dem Original veröffentlicht worden, was auf vorgenommene Korrekturen schliessen lässt, die bei einer solchen Veröffentlichung erkennbar geworden wären. Da der bekannt gegebene Wortlaut für Hitler nicht allzu günstig ist und ihn namentlich nicht als Nachfolger nennt, lässt sich annehmen, dass die Korrekturen keine Zusätze sind: denn dann wären die Formulierungen für den Usurpator schmeichelhafter. Wahrscheinlicher ist, dass Stellen weggelassen wurden, die das Regime in einem ihm unerwünschten Sinne verpflichteten und belasteten und jedenfalls dem deutschen Volk zu deutlich den Unterschied zwischen Hindenburgs Wünschen für ein überparteiliches System und der tatsächlichen Lage vor Augen geführt hätten.

Diese Vermutungen, die durch die Verheimlichung des faksimilierten Textes nahe gelegt werden, würden auch die wochenlange Intrige um das Schriftstück erklären. Es liesse sich denken, dass um die Korrekturen gestritten wurde, und dass die dem Toten Nahestehenden sich ihnen widersetzen; dass es notwendig war, ihre Zustimmung zu erlangen, vielleicht zu erzwingen, da ja bei dem Fehlen einer schriftlichen Verfügung Hindenburgs zu Gunsten Hitlers ein mündliches Vermächtnis durch den Mund dieser Personen doppelt bedeutungsvoll sein musste.

Das lange Hinauszögern der Veröffentlichung allein brauchte noch kein Zeichen einer Unregelmässigkeit zu sein. Eine frühe Veröffentlichung musste Zeit und Besinnung zu aufmerksamer Lektüre lassen, und dann konnte es vielen Stimmberechtigten nicht entgehen, dass hier eigentlich ein Testament gegen das Staatsoberhaupt Hitler vorlag. Darum wurde erst kurz vor der Wahl das Dokument, das gegen Hitler als Staatsoberhaupt sprach, in kühner Suggestion als Testament für das Staatsoberhaupt Hitler dem deutschen Volk eingeredet, und in den viermal vierundzwanzig Stunden bis zur Abstimmung hatte ruhige Prüfung in stiller Ecke keine Zeit mehr, die Suggestion aufzulösen.

Lässt sich also das Hinauszögern der Veröffentlichung als geradezu notwendiger, im Verhältnis zu andern Dingen harmloser Wahltrick erklären, so nicht die anfängliche Ablehnung, dass überhaupt ein Testament vorhanden sei. Zum Mindesten Oskar von Hindenburg muss schon beim Tode von dem an ihn adressierten Testament gewusst haben. Die Regierung, Hitler eingeschlossen, muss die Frage nach seinem Vorhandensein gestellt haben, und es ist weder annehmbar noch irgendwie zu begründen, dass der Sohn auf klare Fragen falsche Auskunft gegeben haben sollte. Die massgebenden Männer des Reiches müssen also bestenfalls wenige Tage, wahrscheinlich wenige

Stunden nach dem Tode und noch wahrscheinlicher schon beim Tode vom Vorhandensein des Testaments gewusst haben; trotzdem wurde dies Vorhandensein offiziös abgeleugnet. Dies ist der Beweis dafür, dass in den ersten Tagen nach dem Tode keine Klarheit, vielleicht keine Einigkeit darüber bestand, wie das Testament zu behandeln sei; mag nun die Unklarheit sich auf die Frage der Veröffentlichung überhaupt oder auf Zurechtmachung, Beschneidung, Erweiterung des Textes bezogen haben; mag die Uneinigkeit zwischen Mitgliedern der Regierung oder zwischen Regierung und Familie bestanden haben.

Das deutsche Volk hatte anscheinend seine Zweifel, denn bei der Abstimmung am 19. August lehnten fast 5,2 Millionen Hitler ab, 38,3 Millionen waren freilich für ihn. Da die meisten Wähler überzeugt waren, die Wahl sei nicht geheim, Neinsager würden entdeckt und schwer bestraft werden, muss man den 5,2 Millionen Gegnern ein Gewicht zubilligen, das ihre Zahl erheblich überwiegt.

Für die Tatsachen blieb das vorläufig bedeutungslos. Die Armeeführung hatte bereits am 1. August gewählt, elf Stunden vor Hindenburgs Tode.

25. Hitler über Deutschland

Begeisterung und Polizei

Hitler hat das deutsche Volk erobert.

In jedem Sinne ist dies richtig. Seine Reden begeistern Millionen, seine Person stand selbst für Murrende lange über der Kritik, sein politisches Werk hat dem deutschen Volk ein grösseres Selbstbewusstsein gegeben. Auf dem Nürnberger Parteitag 1936 sagte er, dass nicht nur die Deutschen ein Volk seien, sondern dass Führer und Geführte der nationalsozialistischen Bewegung den Mitgliedern einer grossen Familie glichen.

Und dennoch wurde diese Familie mit Gewalt geschaffen. Dennoch liegt auf ihr die Eisenlast des furchtbarsten Polizeiapparates der Welt, von dem sein Schöpfer Heinrich Himmler rühmte, dass er die russische GPU übertreffe. Nach dem Erlass, den Göring als preussischer Ministerpräsident im Auftrag des Führers am 10. Februar 1936 herausgab, und nach einer auslegenden Entscheidung des preussischen Oberverwaltungsgerichts, fällt die Geheime Staatspolizei (Gestapo) ihre Entscheidungen ohne Kontrolle der Gerichte, führt sie Untersuchungen in allen Angelegenheiten, die sie als Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates erklärt, müssen die höchsten Beamten, Ober- und Polizeipräsidenten ihren Weisungen folgen. Die Gestapo ist praktisch personengleich mit dem Sicherheits-Hauptamt der SS und: «Von hier aus», sagt ein offiziöser Bericht über diese unheimliche Maschine (Völkischer Beobachter vom 30. Januar 1936), «wird das gesamte politische Geschehen in allen Einzelheiten und auf allen Lebensgebieten nach nationalsozialistischen Grundsätzen überwacht und beurteilt. Gegen alle und jeden, der gegenüber Führer und Nation ein schlechtes Gewissen haben muss, baute die Schutzstaffel in diesen Jahren die Organisation.»

Der Widerspruch von Massenjubel und Polizeiherrschaft ist eines der Geheimnisse der Diktatur, die die Vermutung nahelegen, der Jubel gelte der Polizeiherrschaft selbst; diese schaffe ein Glücksgefühl, wo der urteilende Verstand nur Bedrücktheit suchen würde. Die Entlastung von Verantwortlichkeit, in der Tat ein wesentlicher Bestandteil des Massenglücks, bedeutet viel in der Diktatur, aber doch nicht alles. Das innere Verhältnis der Polizei

zum Volk und die tiefere Natur des Jubels in grossen Quantitäten sollen noch untersucht werden; Tatsache bleibt, dass hier ein scheinbar vernichtender Widerspruch vorliegt, der dennoch die Lebenskraft des Ganzen eher zu erhöhen scheint. Enthüllt sich hier wieder einmal etwas von der Unlogik alles Seienden? Berühren wir hier das Geheimnis der Selbstvernichtung, tiefe Sehnsucht des Lebens? Denn der Widerspruch ist nicht damit abzutun, dass entweder der Jubel gefälscht oder die Polizei überflüssig sein müsse; nein, es wird wirklich gejubelt, und dennoch ist ein unbarmherziger Polizeidruck notwendig, soll das Ganze nicht in Jubel untergehen; und andererseits hemmt der Polizeidruck, wie schwer er auch auf dem Gemüte jedes Einzelnen lastet, die Begeisterung der Massen nicht.

Erschlichene Macht

Die Eroberung des Volkes geschah auf krummem Wege. Hitler liess sich durch Hindenburg und die Reichswehr als Kanzler einsetzen; versprach, keine Diktatur zu errichten; versprach, mit den Führern der bürgerlichen Parteien zusammen zu arbeiten; versprach, die Verfassung nicht anzutasten. Die erste politische Probe des Reichskanzlers Hitler war die Anrufung eines Volksentscheides, die berühmte Reichstagswahl vom 5. März 1933. Das Volk konnte, als der Wahlkampf begann, noch frei entscheiden. Aber Hitler liess durch seine SA die Wahlversammlungen seiner Gegner blutig auseinandertreiben, auch eine des ehemaligen Reichskanzlers Dr. Brüning; er liess Tausende von gegnerischen Wahlagitatoren verhaften; er duldete nicht, dass vor den Wahllokalen andere Werber standen als seine und die der ihm verbündeten Parteien. Als das noch nicht genug schien, brannte am 27. Februar 1933 der Reichstag; Hitler und Göring verkündeten, sie hätten die Beweise, dass Sozialdemokraten und Kommunisten gemeinsam diesen Brand angestiftet hätten. Die Beschuldigung der Sozialdemokraten wurde bald nach der Wahl fallen gelassen (Erklärung des Untersuchungsrichters Vogt); die Beweise für die Schuld der Kommunisten sind nie vorgelegt worden, auch in dem berühmten Reichstagsbrandprozess vor dem Reichsgericht nicht. Trotz der gewaltsamen Unterdrückung der Wahlfreiheit erlangten die Nationalsozialisten im Reichstag nicht die Mehrheit (288 von 647 Stimmen); darauf liess Göring etwa hundert gegnerische Abgeordnete verhaften oder drohte ihnen mit der Verhaftung, falls sie sich zeigten. Auch dieses Manöver reichte noch nicht aus, den Nationalsozialisten und ihrem Anhang eine ausreichende,

nämlich verfassungsändernde Mehrheit im Reichstag zu sichern. Da gebrauchte Hitler einen letzten Griff: er versprach den bürgerlichen Parteien (namentlich dem katholischen Zentrum), sie würden erhalten bleiben und mit ihm zusammenarbeiten können, wenn sie dem von ihm vorgelegten verfassungsändernden Ermächtigungsgesetz zustimmten und ihm damit die Vollmachten einer bereits ziemlich unbeschränkten Herrschaft gäben; er versprach sogar, sein Versprechen schriftlich zu fassen. Der Brief kam nicht. Schon sass der Reichstag zum Beschluss beisammen (23. März 1933); während der Sitzung ging der Zentrumsführer Dr. Kaas zu Hitler. Dieser sagte freundlich: der Brief sei schon geschrieben, aber der Innenminister Frick müsse ihn noch gegenzeichnen. Darauf Wanderung des Dr. Kaas zu Frick. Dieser, ebenso freundlich: er sei überlastet mit Unterschriften, aber der Brief liege schon in seiner Mappe, er würde schnellstens an ihn denken. Das war das letzte in dieser Sache, der Brief kam nie. Immerhin bindet auch ein mündliches Versprechen. Hitler flocht es nochmals mit gewundenen Worten in seine Regierungserklärung ein, gleichzeitig aber drohte er den Parteien mit – wie er sich ausdrückte – «Krieg», wenn sie ihm nicht zu Willen wären. Bereits damals hatte die SA im ganzen Lande Zehntausende von Gegnern ohne Gesetz und Kontrolle weggeschleppt, Tausende in den SA-Lokalen zu blutigen Massen geschlagen, ihnen Glieder zerbrochen, sie aus Fenstern geworfen, erschossen, gehängt und zum Teil auf noch furchtbarere Art zu Toten oder Krüppeln gemacht. Die eingeschüchterten Abgeordneten wussten also, was «Krieg» bedeutete; mussten sie doch bereits unter den Augen der schwerbewaffneten SA abstimmen, die Revolver und Patronentaschen an den Gürteln, den Rand und die Gänge des Parlamentssaals füllte. Die bürgerlichen Parteien, an ihrer Spitze das Zentrum, beugten sich und bewilligten Hitler seine Vollmacht.

Selbst diese erschlichene Vollmacht war überhaupt nur möglich durch eine sonderbare Bestimmung der damaligen Reichs Verfassung: die Verfassung konnte geändert werden, wenn zwei Drittel der Abgeordneten anwesend waren und von diesen wiederum zwei Drittel für die Änderung stimmten. Praktisch konnten also vier Neuntel, das heisst weniger als die Hälfte der sämtlichen Abgeordneten die Verfassung ändern. Indessen war das nur möglich, wenn eine Anzahl (bis zu einem Drittel) derjenigen Abgeordneten, die unbedingt gegen die Verfassungsänderung waren, fehlte, und Göring sorgte durch seine Verhaftungen dafür, dass sie fehlte.

Die Folge dieser Abstimmung war, dass die zustimmenden Parteien drei Monate später nicht mehr vorhanden waren. Die Deutschnationalen lösten sich am 28. Juni, das Zentrum am 5. Juli 1933 auf.

Stück um Stück, mit kleinen Schnitten immer an anderer Stelle, wurde die politische Selbständigkeit des deutschen Volkes verkleinert und war eines Tages nicht mehr da. Die absolute Gewalt des Diktators baut sich Anfang 1937 auf einer schlecht geordneten Masse von Einzelgesetzen auf, an der sich indessen die Geschichte dieses Machtaufbaues trefflich ablesen lässt. Der Referent für Verfassungsfragen im Reichsministerium des Innern, Staatssekretär Dr. Stuckart, hat am 29. Januar 1936 im «Völkischen Beobachter» diese mosaikartige Verfassung der Diktatur geschildert, die gewissermaßen aus einer Anzahl von Brüchen der alten demokratischen Verfassung zusammengesetzt ist. Zehn Gesetze und zehn ungeschriebene Verfassungsgrundsätze bilden nach Stuckart die Verfassung der Diktatur:

«Für die Frage, welche Verfassung ein Staat hat, kommt es nicht auf die Verfassungsurkunde, sondern auf die Verfassungswirklichkeit an. Nach der Machtübernahme hat der Führer bewusst davon Abstand genommen, dem Dritten Reich eine geschriebene Verfassung zu geben. Davon ausgehend, dass nicht entscheidend ist, welche geschriebene Verfassung ein Staat hat, sondern in welcher Verfassung, das heisst in welchem Zustande der inneren Einheit und Ordnung er sich befindet, hat er durch eine der Gesamtlage und dem jeweiligen Bedürfnis angepasste organische und legale Fortentwicklung den deutschen Einheits-, Führer- und Volksstaat entstehen lassen. So hat auch das dritte Reich heute bereits eine neue Verfassung, eine politische Grundordnung des deutschen Volkes im dritten Reich. Diese findet zwar nicht in einer Verfassungsurkunde ihren Ausdruck, sondern in einer Reihe von grundlegenden Gesetzen und vor allem in den zum Gewohnheitsrecht gewordenen staatsrechtlichen Grundanschauungen des Nationalsozialismus.

Zu den Staatsgrundsätzen gehören: das Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich (Ermächtigungsgesetz genannt), das Gesetz zur Sicherung der Einheit von Partei und Staat, das Gesetz über den Neuaufbau des Reiches, die Reichsstatthalter-Gesetze, das Gesetz über das Staatsoberhaupt des deutschen Reiches, die Wehrgesetze, das Reichsbürgergesetz, das Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre, die deutsche Gemeindeordnung und das Flaggengesetz.

Das gesamte Leben beherrschende und gestaltende, teils geschriebene, teils ungeschriebene Verfassungsgrundsätze sind:

1. Die nationalsozialistische Weltanschauung ist die weltanschauliche Grundlage der Existenz und damit der Organisation des deutschen Reiches. «Die nationalsozialistische Idee hat ihren organisatorischen Sitz in der Partei» (Hitler).

2. Das Reich ist das rechtlich geordnete und politisch geformte Volk. Die Nation ist Inhalt und Substanz des Reiches.
Sie ist Gegenstand aller Ordnung. Das von Gott geschaffene Volk ist als das Bleibende und Seiende der einzige Zweck alles menschlichen Handelns und aller staatlichen Einrichtungen.
3. Das Reich ist ein sozialistischer Staat: Gemeinnutz geht vor Eigennutz. Was der Volksgemeinschaft nutzt, ist recht, was ihr schadet, unrecht.
4. Das Reich ist ein völkischer Staat: Blut und Boden sind der immer wieder sich erneuernde Lebensquell des deutschen Volkes. Die Reinheit und Gesunderhaltung des deutschen Blutes ist die Voraussetzung des deutschen Volkes und Reiches.
Nur der deutsche oder artverwandte Mensch kann über Schicksal und Zukunft des deutschen Volkes mitbestimmen.
5. Das Reich ist ein Führerstaat: Grundlage des Reiches und seiner Führung ist das freiwillige Vertrauens- und Treueverhältnis der Gefolgschaft zum Führer.
6. Das Reich ist ein Einheitsstaat: es gibt nur noch eine Reichsstaatsgewalt und eine Reichshoheit; es gibt nur deutsche Staatsangehörige und Reichsbürger.
7. Das Reich ist ein Einpartei-Staat: «die Partei repräsentiert das politische Gewissen, die politische Auffassung und den politischen Willen der Nation» (Hitler), sie hat den Staat in den Dienst der nationalsozialistischen Weltanschauung gestellt. Sie hat auf allen Gebieten des Lebens die grossen Ziele zu setzen und das öffentliche Leben in Einklang zu bringen mit den völkischen Pflichten. Der Führer ist die Partei, und die Partei ist der Führer. Die Partei ist die letzte überwachende und entscheidende Instanz.
8. Die Partei hat in ihrer Organisation die zur politischen Führung fähigen Elemente der Nation zu sammeln, zu fördern und an den Staat zu seiner Führung und als seine Gefolgschaft abzugehen. «Sie muss dabei den Grundsatz vertreten, dass alle Deutschen weltanschaulich zu Nationalsozialisten zu erziehen sind, dass weiter die besten Nationalsozialisten Parteigenossen werden und dass endlich die besten Parteigenossen die Führung des Staates übernehmen» (Hitler). Sie hat vor allem dem deutschen Staat die oberste und allgemeine Führung gegeben.
9. Der Führer der Partei ist jeweils das Oberhaupt des Reiches und oberster Befehlshaber der Wehrmacht.
10. Partei und Wehrmacht sind die beiden tragenden, unlöslich miteinander verbundenen Säulen von Volk und Reich. «Die Partei gibt dem Heer das Volk, und das Volk gibt dem Heer die Soldaten, beide

gemeinsam aber geben damit dem Deutschen Reiche die Sicherheit der inneren Ruhe und die Kraft zu seiner Behauptung» (Hitler).

Diese Verfassungsgrundsätze haben bereits zum grössten Teil ihren Niederschlag in den vorerwähnten Staatsgrundgesetzen gefunden.»

Soweit Stuckart.

Die Laune der Geschichte

Was man auch von diesen Grundsätzen halten mag: vom Willen des Volkes ist in ihnen nicht die Rede. Es sei denn, man wolle ihn in der Anspielung von Grundsatz 5 auf das «freiwillige» Vertrauens- und Treueverhältnis der Gefolgschaft zum Führer entdecken. Historisch ist dieses Verhältnis zwischen Führer und Volk jedenfalls nicht freiwillig, sondern durch Gewalt und Täuschung entstanden; ob heute von Freiwilligkeit gesprochen werden kann, ist eine von der Welt immer wieder gestellte und verschieden beantwortete Frage. Die Fassung des Führerprinzips bei Stuckart verrät Unsicherheit über das Verhältnis von Partei und Volk und das Verhältnis beider zum Führer; die freiwillige Gefolgschaft soll wohl endlich das Volk sein, praktisch ist sie vorläufig die Partei. Tatsächlich hat sich das Führerprinzip zuerst in der Partei entwickelt, und langsam erst ist der Gedanke seiner Übertragung auf das Volk entstanden. Das Parteiprogramm kennt das Führerprinzip noch nicht, sondern ist parlamentarisch; Punkt 25 fordert: «Unbedingte Autorität des politischen Zentralparlaments über das gesamte Reich und seine Organisation im Allgemeinen. «Das Parlament war nach dem Sprachgebrauch von 1920 sicher als Wahlparlament gedacht, auch wird im Programm nichts anderes ausgesprochen. Für die Leitung der Partei hat Hitler noch in der ersten Auflage von «Mein Kampf» den Grundsatz der Führerwahl aufgestellt:

«Der erste Vorsitzende einer Ortsgruppe wird gewählt, allein er ist dann auch der verantwortliche Leiter derselben... Der gleiche Grundsatz gilt für die nächst höhere Organisation, den Bezirk, den Kreis oder den Gau. Immer wird der erste Vorsitzende gewählt, allein damit auch mit unbeschränkter Vollmacht und Autorität bekleidet. Und das Gleiche gilt endlich für die Leitung der Gesamtpartei. Der Vorsitzende wird gewählt, er aber ist der ausschliessliche Führer der Bewegung.»

Das war zu einer Zeit geschrieben worden, als Hitlers Autorität in der Partei zwar schon gross, aber immer noch umstritten war; als namentlich viele Anhänger ihn für einen glänzenden Agitator, aber seiner Unberechenbarkeit

und Sensibilität halber nicht für einen Führer hielten; als er selbst sich den «Trommler» nannte, es nicht bescheiden meinent, aber doch andere über die Höhe seines Ehrgeizes mit dem vieldeutigen Ausdruck täuschend.

In den späteren Auflagen seines Buches ist die Führerwahl verschwunden; die Stelle lautet dort:

«Der erste Vorsitzende einer Ortsgruppe wird durch den nächsthöheren Führer eingesetzt, er ist der verantwortliche Leiter der Ortsgruppe... Der gleiche Grundsatz gilt für die nächsthöhere Organisation, den Bezirk, den Kreis oder den Gau. Immer wird der Führer von oben eingesetzt und gleichzeitig mit unbeschränkter Vollmacht und Autorität bekleidet. Nur der Führer der Gesamtpartei wird aus vereinsgesetzlichen Gründen in der Generalmitgliederversammlung gewählt. Er ist aber der ausschliessliche Führer der Bewegung.»

So hat sich nicht nur die Partei, so hat sich auch Hitler geistig von der Demokratie zum Führergedanken hinentwickelt. Denn die vereinsgesetzlich vorgeschriebene Führerwahl der zweiten Fassung ist nur Schein, die uneingeschränkte und mit keiner Formalität begründete Führerwahl der ersten Fassung dagegen war Ernst. Die beiden Fassungen umschliessen ein Stück politische Geschichte; von der Zeit, da Hitler noch die Hilfsmittel der wirklichen Demokratie demagogisch benützte, bis zu jener Höhe, auf der das absolute Führerprinzip die Realität war und die demokratische Form nur eine Verhüllung.

Das Führerprinzip setzt gewissermassen eine Laune der Geschichte voraus, die den Führer auf seinen Platz stellte und jedes Mittel dafür gebrauchen durfte; Gewalt und Betrug gelten dann der verklärenden Geschichtsbetrachtung als Wunder, dessen die Vorsehung sich bediente. Der Abschluss des Prozesses aber oder vielmehr die Abschlüsse einer sich ewig erneuernden Reihe von Prozessen sind rauschende Zustimmungen des vom Führer «geordneten und geformten Volkes»; ohne Widerspruch und Zwischentöne, denn selbst halblaute Zweifel würden dieses einförmige Getöse wie Donner durchschneiden.

Suggestivfragen an das Volk

In den ersten vier Jahren seiner Herrschaft hat Hitler ausser der Reichstagswahl vom 5. März 1933 – drei Volksabstimmungen veranstaltet: am 12. November 1933, am 20. August 1934 und am 29. März 1936. Die Volksabstimmungen galten zweimal auch der Wahl eines neuen Reichstags. Die Ausdrücke Abstimmung und Wahl sind Ausdrücke; tatsächlich gibt es keine

Wahl zwischen verschiedenen Entscheidungen, und die Abstimmung ist zum Mindesten etwas anderes wie in demokratischen Staaten, aus denen der Begriff stammt. In den Reichstag wird eine geschlossene Liste von sechs- bis siebenhundert Männern gewählt, die die Regierung ausgesucht hat – es sind fast nur nationalsozialistische Funktionäre, die im Reichstag eine gut bezahlte Sinekure erhalten, während einer Legislaturperiode drei- oder viermal eine Rede des Führers anhören und sie durch Heilrufen billigen. Meist werden Reichstagswahl und Volksabstimmung über eine geschickt formulierte Frage miteinander verkoppelt; Hitler wählt hierfür am liebsten einen grossen ausserpolitischen Akt, dem auch Gegner des Regimes zustimmen. Die jedes Mal aus dem Wahlakt hervorgehende Zustimmung einer erdrückenden Mehrheit wird von den Regierungen als allgemeine Zustimmung zu Ihrem Regime betrachtet, während sie tatsächlich – wenn überhaupt – nur eine Zustimmung zu einer bestimmten ausserpolitischen Taktik ist. Zwar mag Hitler, falls neue ausserpolitische Erfolge anfallen und nicht durch Not im Innern überschattet werden, immer mehr auf den Generalkonsens zum System an sich hoffen; bisher war es nicht so.

Thema und Ergebnis der bisherigen Abstimmungen waren:

	Reichstagswahl 12. November 1933	Volksentscheid 1934 (Hitler wird Reichspräsident)	Reichstagswahl 29. März 1936
Gesamtzahl der Stimm- berechtigten	45 178 701	Gesamtzahl der Stimm- berechtigten	45 173 635
Abgegebenen Stimmen	43 053 473	Abgege- benen Stimmen	44 954 937
Ungültige Stimmen	3 398 249	Ungültige Stimmen	872 296
Gültige Stimmen (NSDAP)	39 688 224	Gültige Stimmen Ja-Stimmen Nein →	Gültige Stimmen (NSDAP)
		42 657 414 38 362 760 4 294 654	44 411 911

Bei allen diesen Abstimmungen erhielt das Regime eine erdrückende Stimmenmehrheit; sie schwankte zwischen neunzig und achtundneunzig Prozent.

Ist eine solche Mehrheit überhaupt glaubhaft? Bei der ersten dieser Abstimmungen, der vom November 1933, wurde der Fehler begangen, auch die Insassen der Konzentrationslager abstimmen zu lassen und die Ergebnisse bekannt zu geben. Und wirklich: auch diese zerschlagenen und gefolterten Opfer des Systems stimmten in grosser Mehrheit für es. Von Freiwilligkeit konnte da nicht mehr die Rede sein; es war eine Abstimmung der blassen Furcht, und die nächstliegende Schlussfolgerung war, dass auch an den erstaunlichen Stimmerngebnissen ausserhalb des Stacheldrahts, aber innerhalb der deutschen Grenzen und unter dem Stiefel der Gestapo die Furcht ihren unberechenbaren Anteil hatte. Verhältnismässig am stärksten war die Opposition gegen Hitlers Wahl zum Reichsoberhaupt. Nach der Reichstagswahl vom März 1936 wurde ausländischen Zeitungskorrespondenten gegenüber eine bestimmte Art der Stimmfälschung zugegeben: unbeschriebene Stimmzettel wurden als Ja-Stimmen gezählt, denn, so hiess es, Widerspruch hätte durch das geschriebene Wort «Nein» ausgedrückt werden müssen. Tatsächlich haben sicher die meisten Wähler, die einen leeren Zettel abgaben, auf diese Weise Opposition bekunden wollen; das Hinschreiben des Wortes «Nein» hätte vielleicht zur Entdeckung durch die Handschrift geführt.

Die Abstimmungen sind dennoch grosse Erfolge des Regimes, aber sie sind nicht im gleichen Masse Zustimmung des Volkes zu ihm. Erstens verlangt die Fragestellung diese Gesamtzustimmung nicht und schliesst sie sogar aus. Zweitens fehlt die Gegenfrage. Je grösser aber eine zum Entscheid aufgerufene Volksmasse ist, desto weniger kann nach den Regeln der Massenpsychologie erwartet werden, dass diese Masse aus sich heraus eine Gegenfrage und eine spontane Antwort auf sie formuliere. Die Unfähigkeit der Masse zum Fragenstellen widerlegt nicht die Bedeutung der Demokratie, deren Sinn es ja grade ist, die unbewusste und geheime Antwort der Masse auf wichtigste Fragen mit den feinsten Fragestellungen zu erkunden – was am besten immer noch durch die Wahl von Persönlichkeiten des Volksvertrauens (nicht einer das Volksvertrauen vergewaltigenden Parteibürokratie) geschieht. Das Volk antwortet richtig, wenn es richtig gefragt, drückt seinen wahren Willen aus, wenn sein wahrer Wille redlich erforscht wird. Eine Regierung aber, die wie ein Staatsanwalt im Kreuzverhör Fallenfragen stellt, vergewaltigt nicht nur den Volkswillen, sondern wird auch durch eine Antwort gestraft, die wie ein Ja aussieht, ihr aber nichts über die wahre Volksmeinung verrät.

Wie es keine Gegenfrage gibt, gibt es auch keine Gegenpropaganda. Durch eine in Ton und Schrift riesenhafte, nie aussetzende, den Einzelnen bis in den Schlaf verfolgende Propaganda von oben wird der Volkswille zerbrochen und neu geformt; in einem ungeheuerlichen Masse, von dem Hitler selbst zugege-

ben hat, «dass durch kluge und dauernde Anwendung von Propaganda einem Volk selbst der Himmel als Hölle vorgemacht werden kann und umgekehrt das elendeste Leben als Paradies» («Mein Kampf», S. 302). Diese Propaganda, von der man sich ausserhalb Deutschlands keine Vorstellung machen kann, bringt grosse Teile des Volkes in einen – im Sinne des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches – «die freie Willensbestimmung ausschliessenden Zustand»; es wird zugegebenermassen keine Frage an das Volk gerichtet, sondern eine Antwort suggeriert.

Zur Ausglättung des Ergebnisses bedarf es dennoch gröberer Mittel: Wahlterror und Stimmfälschung. Ihr Anteil an den Ergebnissen ist naturgemäss nicht zu kontrollieren; sicher ist nur, dass beide vorkommen, und zwar nicht selten. Ein einfaches Mittel des Terrors, zumal in ländlichen, von Fremden nicht kontrollierten Stimmbezirken, ist die offene Erklärung eines Wählers, vielleicht eines Parteifunktionärs, vor der Urne: ein guter Deutscher bekenne sich offen zu Adolf Hitler und brauche kein Wahlgeheimnis. Darauf gibt er seine Stimme offen ab, und sämtliche andern Wähler tun, um nicht in den Verdacht der Regierungsgegnerschaft zu geraten, dasselbe.

Die Frage, ob obendrein Abstimmungsergebnisse gefälscht werden, beantwortet sich durch die einfache Gegenfrage, ob in einem Staat, wo die Regierung vom Wähler das Vertrauen fordert und gleichzeitig absolute Gewalt über Leben und Tod hat, irgendein wirksames Hindernis gegen Wahlfälschungen besteht? Sicher ist: würde das Ergebnis trotz aller Anstrengungen nicht günstig ausfallen, so würde selbstverständlich gefälscht werden; der Wert der ganzen Abstimmung bemisst sich nach dieser unwiderlegbaren Tatsache. Sie hindert viele Gegner des Systems, das Risiko einer Neinstimme überhaupt auf sich zu nehmen, da nach ihrer Überzeugung eine Gegenstimme, wenn sie irgend ins Gewicht fiele, doch nicht gezählt würde. Nach jeder Abstimmung ist eine grosse Anzahl von Fällen bekannt geworden, in denen regierungsfeindliche Wähler in kleinen Stimmbezirken feststellen konnten, dass amtlich weniger Gegenstimmen gezählt wurden, als zuverlässig abgegeben worden waren. Nachprüfen lassen sich diese Angaben so wenig wie die Praktiken der Regierung, aber ihre Häufigkeit muss nachdenklich machen.

Welchen Anteil Trick, Gewalt oder Betrug immer haben: das Geheimnis dieser Abstimmungen besteht darin, dass niemand an sie glaubt, auch die Anhänger der Regierung nicht. Millionen mögen zu Hitler halten; dass aber die Abstimmung eine Abstimmung ist, nehmen auch sie nicht an. Sie sehen eine Demonstration und freuen sich, dass sogar heimliche Feinde wider Willen mitdemonstrieren müssen; dass die Abstimmung nicht frei ist, bedau-

ert diese Schicht nicht, sondern billigt es. Sie empfindet die Abstimmung als notwendigen und erfreulichen Akt der Unterwerfung eines widerstrebenden und verdächtigen Volksteils. Die Gegnerschaft dieses Volksteils aber wird sich im Allgemeinen nicht in Nein-Stimmen äussern. Die paar Millionen solcher Nein-Stimmen, die dennoch jedes Mal gezählt werden, gehören zu einer Elite, die sogar dem Durchschnitt der mit ihnen innerlich Sympathisierenden als Desperados gelten dürfte.

Das Fehlen einer wirklichen Entscheidung zwischen Parolen und Kandidaten, die allgemeine Überzeugung von der Missachtung des Wahlgeheimnisses durch die Regierung, die Gewissheit schwerster Verfolgungen im Falle einer Entdeckung und schliesslich das Bewusstsein der politischen Zwecklosigkeit, Nichtbeachtung und wahrscheinlichen Verfälschung einer etwaigen Demonstration durch Nein-Stimmen hält viele, unberechenbar viele Regierungsgegner von ehrlicher Abstimmung ab. Damit ist der Wert dieser Abstimmungen gekennzeichnet.

Heimliche Klassen

Es gibt bessere Stimmungsmesser als die Wahlen. Zu den grossen Anstrengungen des Regimes gehört das Winterhilfswerk, eine mit grösster Energie unternommene Geld- und Warensammlung zur Unterstützung Notleidender. Der ganze Apparat wird in dieser Sammelaktion eingesetzt, Minister sammeln persönlich auf der Strasse, und regelmässig werden in jedem Jahr mehrere hundert Millionen Mark aufgebracht, während allerdings die früher gezahlten festen Unterstützungen der Sozialversicherung sehr gekürzt worden sind. Die Resultate dieser Sammlung, die dabei festgestellte grössere oder geringere Gebelust des Volkes liefern gewisse Anhaltspunkte über die wirtschaftliche Kraft und die soziale Bereitwilligkeit im Lande. Sicherlich wird bei diesen Sammlungen viel Zwang angewendet; Hitler persönlich hat erklärt, der Einzelne solle wissen, dass es nicht seinem freien Entschluss überlassen sei, ob er geben wolle oder nicht. Neben dem Winterhilfswerk sind so gut wie alle andern karitativen Sammlungen verboten; das Winterhilfswerk ist also keine Neuschöpfung nationalen Opferwillens, sondern ein karitativer Konzentrationsvorgang, ein Monopol der Gewalt auf Liebestätigkeit.

Doch innerhalb dieses Zwangsrahmens lassen die Schwankungen der Gebereitschaft Rückschlüsse auf Unterschiede der politischen und sozialen Verfassung zwischen den Volksschichten zu. Ungeschminkte Berichte kom-

men naturgemäss selten an die Öffentlichkeit; sie zirkulieren aber zwischen den Parteistellen, die sich ja ein Bild von der Lage machen müssen. Einem solchen Bericht der Gauverwaltung Koblenz – Trier der Deutschen Arbeitsfront vom 11. Dezember 1936 sind hier einige Angaben entnommen.

«Den mangelnden Sozialismus des Bauern», heisst es da, «der doch tatsächlich den grössten Nutzen durch unsere Kommunistenabwehr hat, klagen viele Kreise in ihren Berichten an. So schreiben sie:

Kreis Neuwied: Weniger erfreulich war die Beobachtung, dass in den ländlichen Bezirken schlechter gesammelt wurde als bei der Sammlung im März. Die Mitglieder des Reichsnährstandes weigerten sich in den meisten Fällen, überhaupt ein Abzeichen zu nehmen, so dass es den Anschein hatte, als handle es sich um eine organisierte Opposition. – Kreis Baumholder: Eine grosse Anzahl Bauern im Kreis hat weder eine Plakette gekauft noch etwas gespendet. Als Weigerungsgrund wurde alles Mögliche angeführt. – Kreis Kochern: Die Bauernschaft versagte bald restlos. Jedermann behauptet, er habe kein Geld. – Kreis Kreuznach: Es gibt leider immer noch eine Schicht von Bauern, die den Sozialismus nicht lernen wollen... – Kreis St. Goar: Bei der Sammlung machten wir die Feststellung, dass die ländliche Bevölkerung im Verhältnis zum Arbeiter viel weniger opferte, sich sogar teilweise ablehnend verhielt.» In diesem Ton weiter durch ein halbes Dutzend Kreise: der Bauer versagt, der Bauer gibt nicht, der Bauer streikt.

Auch über die geringe Gebelust der Beamten beschwert sich der Bericht.

Dagegen: «Kreis Kochern: Gute Erfahrungen machten wir mit der Arbeiterschaft, die auch in diesem Jahre das Letzte für das Winterhilfswerk gab. – Kreis Kreuznach: Gerade die schlecht bezahlten Arbeiter zeigten sich im Opfern ganz gross. – Kreis Koblenz: Unsere armen deutschen Volksgenossen sind die bravsten Spender gewesen. – Kreis Simmern:... Dagegen in den Arbeiterkreisen sowie bei den kleineren Angestellten war das Ergebnis sehr gut.» Und so weiter.

Aus einem derartigen Bericht werden vielleicht Anhänger des Regimes den Schluss ziehen, dass die Arbeiterschaft sich dem Nationalsozialismus genähert hat; Gegner werden die Unzufriedenheit der Bauern feststellen. Die Wahrheit, die der Bericht enthüllt, ist aber von ganz anderer und tieferer Art. Die Winterhilfe ist ein soziales Werk zur Stützung der wirtschaftlich Schwachen, mögen ihre Formen von den gewohnten der Sozialpolitik auch abweichen. Der Arbeiter und Angestellte empfindet die Winterhilfe als eigene Sache, der Bauer als Last, von der nur eine fremde Schicht den Vorteil hat. Dementsprechend die Ergebnisse. Mag darüber hinaus Organisation und

Zwang in den Betrieben einen Zusatz herausholen, den die schwächere Massenformigkeit der bäuerlichen Organisation nicht ermöglicht, so bleibt doch ein wirklicher Unterschied der Gemütswärme zwischen den beiden Schichten unverkennbar. Schichten – sollte man nicht Klassen sagen? Hier zieht sich der wahre kritische Riss, den dieser Bericht wider Willen erkennen lässt; er drückt sich noch in Stil und Gedanken der für den Wortlaut verantwortlichen nationalsozialistischen Gewerkschafter aus. An anderer Stelle beschuldigen sie sogar den nationalsozialistischen Reichsnährstand der Sabotage. Die Winterhilfe offenbart einen Klassengegensatz, den das Regime beseitigt zu haben vorgibt.

Der Schrei nach Misshandlung

In jedem Falle ist das demokratische Mass ungenügend, um das Verhältnis des Nationalsozialismus zum deutschen Volke zu messen. Soweit er sich der Zustimmung des Volkes rühmt, muss er sich die Analyse dieser Zustimmung gefallen lassen. Aber – und das ist der innere Widerspruch des Systems diese Zustimmung ist eine suggerierte Liebe, ein noch bei grösster Hitze künstliches Gefühl; und an der Feinheit der Unechtheit misst sich der Erfolg. Die Diktatur will nicht ein beliebiges Volk; sie will ein von ihr «geordnetes und geformtes». Darum ist sie die Herrschaftsform dieses Zeitalters der Verantwortungslosigkeit, in dem viele Menschen selbst schlechte Behandlung dem eigenen Handeln vorziehen. Zu Ihren verhältnismässig gelinde davon gekommen Opfern gehörte ein berühmter Kunsthistoriker, Museumsdirektor einer süddeutschen Grossstadt; er wurde nur abgesetzt, durfte aber noch ausserhalb seines früheren Wirkungskreises sich äussern und sogar schreiben und benutzte das, um im Frühjahr 1934 in einer Wochenschrift von sich und Leidensgenossen zu sagen:

«Die Behandlung, die wir erfahren haben, war vielleicht nicht gerecht, aber sie war notwendig. Dies ist eine schwere, ernste Erkenntnis für die Betroffenen. Ist sie aber richtig, so kommt es nicht mehr darauf an, dass man uns nicht mit Samthandschuhen angepackt hat und dass wir persönlich falsch beurteilt, falsch verstanden zu sein glauben.» Auf seine Vergangenheit zurückblickend, klagte er: «Wir hätten geführt werden müssen.»

Die Frage an die Jugend

Geführt wird. Es gibt wohl keinen Deutschen mehr, der nicht irgendeiner staatlichen Organisation angehört und von ihr beschäftigt wird. Wenn er zur Auslese zählt, ist er Mitglied einer der drei grossen Parteigliederungen: SS, SA oder Politische Organisation. Hat er hier keinen Zutritt, dann gehört er sehr wahrscheinlich entweder zur Deutschen Arbeitsfront oder zum Reichsnährstand; ausserdem vielleicht zum Luftschtzbund und zur Organisation «Kraft durch Freude». Zählt er weniger als achtzehn Jahre, dann ist er bestimmt bei der Staatsjugend, die identisch mit der Hitlerjugend ist. Vom zwanzigsten Jahre ab wird er für zwei Jahre der Wehrmacht übergeben.

Der Geist der Ungleichheit, des Bessereins und des Aufstiegs über die Rücken von Neben- und Vordermännern hat sich die ältere Generation zum mehr oder minder verständnislosen Opfer erkoren, das sich mit dem Schicksal abfinden muss, von dieser Zeit überrannt zu sein. Es wurde geschildert, an welche natürlichen und sozial eingepflanzten Instinkte der nationalsozialistische Grundsatz der Differenzierung sich wendet; die Geschichte der letzten vier Jahre hat gezeigt, wieviele Hoffnungen dabei enttäuscht, wieviele Erwartungen betrogen, wieviele Versprechen gebrochen worden sind. Künste und Fertigkeiten, die einstmals zu Hoffnungen berechtigten, haben viel an Bedeutung verloren, seitdem Ellenbogen und kaltes Gewissen an Bedeutung gewonnen haben. Jeder Zeitablauf ändert geistige Ideale und gesellschaftliche Forderungen; körperliches Können wird heute mit Recht wieder höher geschätzt und belohnt als im 19. Jahrhundert, technisches Denken droht ein Übergewicht zu erhalten, das allmählich bis zur Urteilslosigkeit über allgemeine Dinge geht. Der Glaube an eine ein- für allemal fertige Gesellschaft, die nur noch Bedienung und nie mehr Fortschritt verlangt, ruft die mechanischen Geister auf den Plan, die sich einzufügen, in der Einfügung zu bewähren und in der Bewährung aufzusteigen hoffen. Das ist der Sinn des unendlichen Organisationsbaues, der über, um und durch das deutsche Volk gezogen wird. In seinen Winkeln verenden die Schichten und Lebensalter, die nicht mehr genügend umformbar sind. Die Jugend aber wird «geformt und geordnet».

Sie ist das Problem. Sie hat die These Hitlers, dass aus dem Menschen schlechthin alles zu machen sei, dereinst zu bestätigen oder zu verwerfen. Sie wird die Frage beantworten, ob der Mensch Stoff oder Person ist. Wie oft ist diese Frage von der Geschichte an die Völker schon gestellt worden, und wie verschieden wurde sie beantwortet! Denn die Geschichte ist durchzogen von einem Ebbe- und Flutwechsel der Freiheit.

Völker haben sich erhoben, gebeugt und wieder erhoben, und nie war die Erhebung die reine, rauschlose Vernunft, aber nie auch die Unterwerfung das völlige Zerbrechen eines Willens ohne eine Spur innerer Zustimmung. Das letzte Geheimnis von Freiheit und Knechtschaft ist das Leben der Gesamtheit, das sich unter allen Umständen behaupten will. Kann unter einem bestimmten Zustand überhaupt gelebt werden; welches sind, jenseits von Menschenwitz und -wille, die Bedingungen dieses Zustandes, sind sie, heute und hier, stärker oder schwächer als das Leben, müssen sie es brechen oder ihm weichen?

Danach ist zu forschen.

Die Vernunft der Jugend ist für die Älteren oft Mystik; aber es ist nicht alles Mystik, was man nicht versteht. Ein junger Mensch ist zu Opfern und Leiden imstande, und sie bereiten ihm vielleicht sogar Freude, nicht weil Opfern und Leiden an sich Freude wären, sondern weil sie – sein unbewusster Instinkt sagt es ihm – der Kaufpreis künftigen Glücks sind. Der zoologische Urtrieb zur Selbstvernichtung des Individuums im Interesse der Art bot sich uns als Erklärung für manche Massenerscheinungen unserer Tage an; doch die reine Hingabe beispielhafter Einzelner wird von den Massen aus schlichteren und selbstsüchtigeren Gründen nachgeahmt. Der durchschnittliche junge Mensch hat eine lange, ihm unendlich dünkende Existenz vor sich, ihn quält nicht die enteilende Zeit, er fühlt nicht den nervösen Drang, dem Dasein hastig Genuss abzukaufen und schnell zu ernten; er kann dem Leben scheinbar schenken und hat Zeit, auf das Gegengeschenk zu warten. Dies ist das gesunde Kapital der Jugend, ihre Dispositionsfähigkeit auf lange Sicht, ihre Fähigkeit zur scheinbar entgeltlosen Einlage der eigenen Person. Jugendlicher Idealismus ist im Grunde meist eine Verbindung von Drang zur Tat und Geduld zum Genuss. Dem Individuum ist die Verbindung nicht bewusst, der ganzen Generation ist sie ein kostbarer und sich wohl verzinsender Schatz, mag nun auf den Einzelnen schliesslich ein grösserer oder geringerer Gewinn treffen. Darum kommt auch für die glühendste Jugend der Tag, an dem sie nicht mehr hingibt, sondern fordert, und dies ist der Tag der Bewährung. Bewährung des reif gewordenen jungen Menschen, der seine Forderungen mit Leben, Fähigkeiten und Möglichkeiten in Einklang bringen muss; Bewährung – in unserm Falle – auch des Systems, das die Hingabe dieser Jugend annahm und sie nun zu vergelten hat. Mit dem eigenen Mass wird es an diesem Tage gemessen werden; wie es diese Jugend formte, so wird es sie wiederfinden. Ein neues Verhältnis des Einzelnen zur Gesellschaft kommt in der Welt heran, und die heute überall auftauchende nationalistische Form ist eine wichtige, aber doch vorübergehende Etappe in der Geschichte des entstehenden Sozialismus – dieser ist das grosse und bleibende Kennzeichen des

Jahrhunderts. Sicher ist nur, dass keine der bestehenden oder auch denkbaren Doktrinen diese Zukunft erfasst. Sicher ist aber auch, dass das nationalsozialistische System seiner Jugend einen wilden Geist gewalttätigen Aufstiegs, einen allgemeinen Trieb zur Herrschaft und zur Unterdrückung des Nebenmanns einpflanzt, den keine Gesellschaft je in dieser Allgemeinheit befriedigen kann; das System übernimmt in seine sozialistischen Formen grade die schlechtesten Inhalte des kapitalistischen Konkurrenzbetriebes. Ein Gärstoff wird in diese Jugend gesenkt, gegen den jede Autorität eines Tages so machtlos sein wird wie ein Korkpfropf gegen brennendes Pulver.

Es kann nicht oft genug gesagt werden, dass diese so wunderbar disziplinierte deutsche Jugend nicht die Hoffnung des nationalsozialistischen Systems ist, sondern seine grösste Gefahr. Nur ein neuer, reinerer und ehrlicherer Gedanke kann sie, das deutsche Volk und Europa retten.

Hitler rühmt sich

Wie sieht die Form aus, in die Hitler Deutschland binnen vier Jahren gebracht hat? Sie funkelt an vielen Stellen, ein mächtiges Skelett glänzender Punkte. Es ist dem Führer und Reichskanzler nicht zu verübeln, dass er auf jeden Einzelnen von ihnen stolz ist, denn eine gewaltige Anstrengung liegt gegen uns zugrunde. So zieht Adolf Hitler die Bilanz dieser vier Jahre:

«Was hat in diesen vier Jahren der Nationalsozialismus aus Deutschland gemacht? Wer von den Gegnern könnte die Stirn besitzen, auch heute noch gegen uns als Ankläger aufzutreten?

Wie hätten sie wohl gespottet, wenn ich ihnen am 30. Januar 1933 erklärt haben würde, dass nach vier Jahren Deutschland seine Erwerbslosen von sechs auf eine Million beseitigt haben wird; dass die Zwangseinteignung des deutschen Bauern beendet sein wird; dass die Einnahmen der deutschen Landwirtschaft höher sein werden als jemals in einem Jahre unserer Friedenszeit vorher; dass sich das gesamte Nationaleinkommen von 41 Milliarden auf jährlich über 56 Milliarden steigern wird; dass der deutsche Mittelstand und das deutsche Handwerk eine neue Blüte erleben würden; dass sich der Handel wieder erholen würde; dass die deutschen Hafenstädte nicht mehr toten Schiffsfriedhöfen gleichen und dass 19 3 6 auf den deutschen Werften sich allein über 640000 Tonnen Schiffe im Bau befinden würden; dass unzählige Fabriken ihre Arbeiterziffern nicht verdoppeln, sondern verdrei- und vervierfachen und dass zahllose andere in knapp vier Jahren neu aufgebaut

würden; dass eine Krupp-Fabrik wieder erzittern wird von dem Dröhnen und Hämmern der Maschinen des deutschen Wiederaufstiegs und dass aber all diese Unternehmungen als oberstes Gebot ihres Einsatzes den Dienst an der Nation und nicht mehr den skrupellosen Gewinn des Einzelnen erkennen würden; dass sich die stillen Automobilfabriken nicht nur beleben, sondern unerhört vergrössern und dass sich die Produktion der Kraftfahrzeuge von 45'000 des Jahres 1932 auf rund eine Viertelmillion steigern würde; dass in vier Jahren die Defizite unserer Länder und Städte beseitigt und dass das Reich ein Steuermehraufkommen von jährlich nahezu fünf Milliarden erhalten wird; dass die deutsche Reichsbahn endlich wieder ihre Sanierung erfährt, ihre Züge aber als die schnellsten der Welt fahren werden; dass das deutsche Reich Strassen erhält, wie sie, seit es eine menschliche Kultur gibt, in dieser Grösse und Schönheit noch nicht gebaut wurden, und dass von diesen projektierten ersten siebentausend Kilometern nach nicht einmal vier Jahren später schon über tausend Kilometer in Betrieb und über viertausend Kilometer in Bau sein werden; dass ungeheure neue Siedlungen mit Hunderttausenden an Häusern entstehen, in alten Städten des Reiches aber gewaltige neue Bauten emporwachsen werden, die mit als die grössten der Welt anzusprechen sind; dass sich Hunderte und Aberhunderte riesiger Brücken über Schluchten und Täler ziehen, und dass die deutsche Kultur so und in ähnlichen herrlichen neuen Leistungen ihren Ewigkeitswert bestätigen wird; dass die deutschen Theater eine Wiederauferstehung feiern werden, genau so wie die Darbietungen unserer Musik; dass dabei aber das deutsche Volk einen lebendigen Anteil nehmen wird an dieser umwälzenden geistigen Erneuerung, und dies alles, ohne dass auch nur ein Jude in dieser geistigen Führung des deutschen Volkes mehr in Erscheinung tritt!»

Eine Gegenbilanz

Das ist Adolf Hitlers Rechenschaftsbericht, geliefert auf dem Nürnberger Parteitag September 1936. Er mag in den tatsächlichen Angaben wenigstens teilweise richtig sein. Die Haltbarkeit dieser Erfolge, ihre Versicherung gegen Rückschläge und vielleicht gar Katastrophen lässt sich freilich gerecht nur beurteilen, wenn man die aufgewendeten Mittel ermisst, den Vorrat an diesen Mitteln kennt und sich somit vom künftigen Schicksal des unbestreitbaren Aufschwungs ein Bild machen kann.

Da ist festzustellen:

dass zwar die Zahl der Arbeitslosen fast wieder auf das Niveau des norma-

len Konjunkturjahres 1929 herabgedrückt ist, dass aber der Kapazitätsindex in den Produktionsgüter erzeugenden Industrien mit 73 Prozent über dem damaligen Stand von 67 Prozent, der Index der Verbrauchsgüter-Industrien dagegen mit 56 Prozent erheblich unter dem damaligen Stand von 67 Prozent liegt, dass somit die Erzeugung von Verbrauchsgütern noch längst nicht den normalen Stand erreicht, die Lebensbedürfnisse des deutschen Volkes also nicht im Umfange normaler Zeiten befriedigt werden, und zwar deshalb, weil mindestens ein Teil der normal Beschäftigten, dann aber die ehemaligen Arbeitslosen in Gestalt von Landhelfern, Wehr- oder Arbeitssoldaten unter dem Durchschnitt bezahlt werden und namentlich in der Konsumgüterindustrie (Textilien, Leder) grosse Arbeiterscharen nur an einigen Wochentagen arbeiten und entsprechend geringen Lohn erhalten.

Es ist weiterhin festzustellen, dass im Gegensatz zu Hitlers Behauptungen beispielsweise der deutsche Handel vieler Branchen stark zusammengepresst ist, vielfach die Rentabilität verloren hat und demgemäss heftig klagt; dass die Kosten der Autostrassen nach amtlichen Angaben sich auf rund eine Million Reichsmark pro Kilometer berechnen lassen, was etwa das Zehnfache einer normalen Kalkulation ist; dass schliesslich der sogenannte Aufschwung des deutschen Schiffsbaues auf Auslandsaufträge zur Ausnützung von Sperrmark-Guthaben, also auf die Ausplünderung der Auslandsgläubiger durch die Diktatur zurückgeht.

Es ist dann abermals festzustellen, dass das öffentliche Bauen sich 1935 gegenüber 1929 fast verdoppelt hat, der Wohnungsbau aber noch nicht die Hälfte der damaligen Leistung erreicht; dass die deutsche Erzförderung erheblich gestiegen ist (Eisengewinnung aus heimischen Erzen gegen 1932 etwa vervierfacht); dass aber beispielsweise eine einzelne grosse Gesellschaft für die Steigerung ihrer Erzproduktion auf weniger als das Doppelte, 1935 mehr als das Vierfache an staatlichen Hilfsgeldern empfangt; dass der Schiffsverkehr in den deutschen Seehäfen, den Hitler so hoch rühmte, zwar um etwa 10 Prozent gestiegen ist, aber immer noch stark unter dem Stand von 1929 liegt; dass nach den amtlichen deutschen, zweifellos bereits in der Grundlage zu günstig gefärbten Indexzahlen die Lebenshaltungskosten für Nahrungsmittel von 110 auf 124, für Kleidung von 106 auf 120, für Konsumgüter im Allgemeinen sogar von 109 auf 128 gestiegen sind und sich somit die Kosten der Lebenshaltung um fast ein Fünftel erhöht haben, während die Löhne nicht steigen durften und dürfen; dass indessen in andern Ländern die Lebenskosten gesunken sind; dass aber die wirkliche, unfrisierte Verteuerung der Lebenshaltung noch grösser sein muss, da beispielsweise die amtlichen deutschen Grosshandelspreise für Textilwaren zwischen 1933 und August 1936

von 119 auf 143 gestiegen sind; dass eine noch stärkere Verteuerung in der Ernährung stattgefunden haben muss, da landwirtschaftliche Verkaufswaren nach den amtlichen Zahlen in der gleichen Zeit von 74 auf 101, also um ein volles Drittel gestiegen sind; dass 1936 die billige $3\frac{1}{3}$ -Pfennig-Zigarette mit 58 Prozent des Gesamtverbrauches immer noch die weitaus meistgerauchte Zigarette ist, während sie gegen Ende der normalen Konjunkturperiode 1930/31 mit 2 Prozent so gut wie nicht gefragt war, weil die grosse Masse der damals weit kaufkräftigeren Bevölkerung 5-Pfennig-Zigaretten kaufte (56 Prozent); dass also im Resultat der Zustand der bisher Arbeitslosen sich in anerkennenswerter Weise verbessert hat, die durchschnittliche Lebenshaltung des Gesamtvolks aber gesunken ist und, wie wir sehen werden, weiter sinkt; dass Reich, Länder und Gemeinden von 1932/33 bis 1935/36 gewiss 5,1 Milliarden Mark mehr an Steuern eingenommen haben, nicht aber, wie Hitler behauptet, diese Summe in jedem Jahr herausholen; und dass es nicht schwer ist, fünf Milliarden mehr an Steuern aus einer Wirtschaft herauszuholen, in die mehr als zwanzig Milliarden Staatsgelder erst hineingepumpt worden sind.

Zur Finanzierung des Experiments ist festzustellen, dass der Wechsel- und Lombardbestand der Reichsbank, mit andern Worten die von der Reichsbank gewährten Kredite sich von Januar 1933 bis September 1936 fast verdoppelt haben, nämlich von 2,6 auf 4,9 Milliarden, und dass der grössere Teil dieser Wechselkredite dem Staat und nicht etwa der von Hitler gerühmten und geforderten freien Initiative der Privatwirtschaft gewährt worden ist; dass der Staat von Januar 1935 bis Juli 1936 durch Zwangsanleihen bei Sparkassen, Versicherungen, Banken (ein Teil davon wurde als «freie Zeichnungen» wahrheitswidrig frisiert) 3,3 Milliarden gepumpt hat und ausserdem mit einer schwebenden Schuld von über 30 Milliarden belastet ist; dass nach einem Monatsbericht des grössten deutschen Bankinstituts vom Februar 1936 in der Zeit von 1932 bis 1935 28,6 Milliarden Kapital in die deutsche Wirtschaft gesteckt worden sind, wovon nur 6,1 Milliarden durch normale Aktien und Obligationen, der Rest durch staatliche Finanzierung beschafft wurden, was ein dauerndes und steigendes Misstrauen der Unternehmer gegen den von Hitler geschilderten Wirtschaftsaufschwung beweist; dass dieser Wirtschaftsaufschwung zum Teil durch eine Zwangsanleihe finanziert wurde, die Deutschland dem Ausland auferlegte, indem es im sogenannten Clearingverfahren seine Lieferantenschulden nicht bezahlte, und dass die Höhe dieser Zwangsanleihe im April 1936 367 Millionen Mark betrug, so dass also die Autostrassen, Olympiabahnen und Führerpaläste auch mit diesen 367 Millionen sozusagen beschlagnahmten ausländischen Geldes erbaut worden sind;

dass diese Zahl aber nur ein Bruchteil ist, denn Deutschland, das 1933 noch jährlich 850 Millionen Mark Zinsen ans Ausland zahlte, hat durch einseitigen Beschluss bis 1935 diesen Betrag auf weniger als ein Drittel, nämlich auf 250 Millionen Mark herabgedrückt; dass die deutsche Ausfuhr mit Zwang und Lockung angestachelt wird, die Erlöse dafür aber dauernd sinken und die deutschen Erzeugnisse auf dem Weltmarkt teilweise schon verschleudert werden; dass Deutschland nicht mehr in der Lage ist, notwendige Rohstoffe und Lebensmittel einzukaufen, dass beispielsweise die Einfuhr von Textilrohstoffen zwischen dem ersten Halbjahr 1935 und dem ersten Halbjahr 1936 von 4,6 Millionen Doppelzentner auf 3,6 Millionen zurückging; dass die deutschen Getreidereserven von Juli 1935 bis Juli 1936 auf die Hälfte zusammenschmolzen, nämlich von 3,4 auf 1,7 Millionen Tonnen und dass die Einfuhr von Getreide- und Futtermitteln, Hülsenfrüchten, Gemüsen, Obst und Eiern zwischen dem ersten Halbjahr 1936 von 14,5 Millionen Doppelzentnern auf 6,9 Millionen Doppelzentner herabgedrückt werden musste, damit man wenigstens die Einfuhr an Fleisch, Fett, lebenden Tieren usw. von 11,3 auf 15,4 Millionen erhöhen konnte; dass Deutschland also auf rund 7,6 Millionen Doppelzentner notwendiger Lebensmittel verzichten musste, um sich 4 Millionen noch notwendigerer gestatten zu können.

Keine Initialzündung

Vier Grundtatsachen schälen sich aus diesem Wust der Symptome heraus:

1. Die von Hitler angerufene private Initiative hat bei dem Experiment im Wesentlichen versagt; der Staat trägt die Hauptlast eines nach Dutzenden zählenden Milliardenaufwands, den der Finanzminister von Schwerin-Krosigk selbst einen «Pumpe bei der Zukunft genannt hat.
2. Die private Initiative musste versagen, weil dieser Aufwand für unproduktive und somit unrentable Zwecke verwendet wurde und daher im wirtschaftlichen Sinne als verloren gelten muss.
3. Die Unrentabilität des Aufwands zeigt sich schon bei Beginn in unwirtschaftlich hohen Kosten, die ein Wegrinnen der Substanz verraten.
4. Das Volk spürt die Unwirtschaftlichkeit des Experiments durch gedrückte Lebenshaltung und Mängel der Versorgung. So erst kommen wir zu einer halbwegs wahren Bilanz. Glänzen in der stolzen Rede Hitlers die Spitzen der nationalsozialistischen Wirtschaftsleistung auf, so erscheinen in unserer Kritik einige Stücke des unsicheren Bodens, auf dem sie sich erheben. Das Wagnis ist kühn und gross; nicht als Wirtschaftler hat Hitler es unter-

nommen, sondern als ein Führer und Bezauberer der Massen, der, nach einem Wort des Wirtschaftsredakteurs Dr. Fritz Nonnenbruch vom Völkischen Beobachter, «im Notfall das Volk zu Opfern aufrufen kann, durch die der Automatismus der wirtschaftlichen Gesetzmässigkeiten gebrochen werden kann.»

Opfer des Volkes also sind die Kraft, die diesen Wirtschaftsaufschwung speist; gewaltige Opfer in der Zukunft, gewissermassen eine moralische Reserve, auf die eines Tages zurückgegriffen werden kann, grosse Opfer auch schon in der Gegenwart. Aber die Opferbereitschaft der Massen ist ein unter Umständen rasch erschöpfter Schatz; vorläufig werden die Opfer noch verkleidet, verteilt und verschoben, damit sie an der einzelnen Stelle möglichst wenig drücken. Zuerst hatte Hitler gehofft, grosse staatliche Aufträge würden der Wirtschaft den starken Stoss geben, die «Initialzündung», nach der sie von selbst weiterlaufen würde. Aber sie lief nicht von selbst weiter, wie der schmale Umfang der privaten Kapitalinvestition zeigt. Neuer Stillstand wurde verhindert und die deutsche Wirtschaft, zu eigener Aktivität lustlos, durch immer steigende Spritzen staatlicher Rüstungsaufträge in die willenlose und gehorsame Aktivität eines Schlafwandlers gebracht. Sie funktioniert heftig, ohne etwas zu tun; sie verzehrt und produziert Güter und beschäftigt Menschen, aber sie hört immer mehr auf, Wirtschaft zu sein, das heisst ein System, das dem Menschen mehr gibt, als es von ihm fordert. So ist der Zeitpunkt, an dem die Wirtschaft als Ganzes nicht mehr Erträge liefert, sondern forderte, die Reserven aufzuzehren begann und über den abwärts laufenden Hang hin bereits die Kante des Absturzes in Not und Hunger sichtbar werden liess, verhältnismässig schnell gekommen; vier Jahre haben genügt, in denen scheinbar so vieles glänzend ging. Noch fehlt es gewiss nicht an Auskunftsmitteln und Bremsen auf der Fahrt, aber es ist nicht zu sehen, mit welcher Kraft der Weg zurück und den Hang hinauf gefunden werden könnte. Weder Preissenkung noch Lohnerhöhung können an dem absoluten Gütermangel etwas ändern; eine Steuersenkung aber, von den Theoretikern stets gerne als Entlastung und Antrieb der Wirtschaft empfohlen, würde der staatlichen Wirtschaftsförderung und namentlich der Aufrüstung die Muskeln durchschneiden. Alle diese Aushilfsmittel, offen oder versteckt, sind denn von Hitler auch schroff abgelehnt worden. Er macht es sich damit nicht nur wirtschaftlich schwer; er muss namentlich den Arbeitern Opfer zumuten. Die Funktionäre der nationalsozialistischen Arbeiterorganisationen, mit der Stimmung in den Betrieben vertraut, durch Unruhen und gelegentliche Streiks erschreckt, drängen auf höhere Löhne. Dr. Ley, der Führer der Arbeitsfront, hat für sein Verlangen einen Theoretiker in dem Präsidenten des

Instituts für Konjunkturforschung Dr. Wagemann gefunden; er wollte ihn zum Nachfolger des Reichswirtschaftsministers Schacht machen. Wagemann war für Erhöhung von Löhnen und Preisen, also Inflation. Im Frühjahr 1936 taten die beiden einen Schritt bei Hitler und baten ihn, sich von Schacht zu trennen, der durch sein Festhalten am Inlandswert der Mark (im Ausland ist sie in Gestalt von unzähligen «Sperrmark»-Sorten längst entwertet) den Arbeiter zu dessen immer grösserer Unzufriedenheit in die schmerzende Zange von Lohn und Preis presse. Hitler erwiderte, Deutschland verdanke Schacht Unermessliches, und er werde sich von ihm nicht trennen.

Ersatz

Aber er tat es später doch; verabschiedete ihn wenigstens als wirtschaftlichen Ratgeber. Als die Rüstungskonjunktur sich am Mangel der Rohstoffe und Lebensmittel totzulaufen drohte, war ein neues Experiment fällig. Der Gedanke, abermals zu zaubern und nun von deutschen Erfindergehirnen sich auf künstlichem Wege die Rohstoffe besorgen zu lassen, die die erlahmende deutsche Wirtschaftskraft aus den natürlichen Quellen des Auslandes nicht mehr heranschaffen konnte, lag nahe. In einer Denkschrift warnte Schacht vor dem Experiment; zu seiner grössten Überraschung hörte er Hitler auf dem Nürnberger Parteitag 1936 einen Vierjahresplan zur Rohstoffgewinnung verkünden, der abermals einen unermesslichen Aufwand sicherstellte und vielleicht interessante, aber schwer berechenbare und jedenfalls noch teurere Ergebnisse als bisher versprach. Künstliches Benzin, künstlicher Gummi; Metalleersatz in Form von künstlichem Harz, künstliche Wolle und Baumwolle – auf der andern Seite Sparen an Nahrungsmitteln, an Stoffen, an Metallen, Autoreifen, Benzin, kurz an allem; Sammeln von altem Stanniol, Bucheckern, Lumpen, Spiralfedern, Haarnadeln, Küchenabfällen, Konservendosen, Glühbirnen, zerbrochenen Nähnadeln und verrosteten Nägeln – das sind ein paar Proben der grossen und kleinen Anstrengungen, aus denen der neue Vierjahresplan von Nürnberg sich zusammensetzt. Schacht wurde zu einer Art von internationalem Diplomaten der deutschen Wirtschaft gemacht und auf diese Art abgeschoben, Diktator dieser Wirtschaft im Innern wurde Göring. Er begann sein Amt mit einer Kapitulation, indem er das zu Beginn der Diktatur verkündete Programm der Unabhängigkeit Deutschlands von ausländischen Nahrungsmitteln zurücknahm: «Wir werden», rief er am 23. Oktober 1936 im Berliner Sportpalast, «versuchen, die heimische Erzeugung

weiter zu steigern, aber das wird nicht ausreichen, die Ernährung aus eigenem Boden im vollen Umfang zu sichern.»

Eine anscheinend neue Erkenntnis. Mit wirklichem Ernst war nicht vorgesorgt worden; zu genügenden Auslandskäufen war Deutschland nicht imstande, und Hitler hatte einige Tage vorher auf dem Bückeberg in Westfalen vor mehreren hunderttausend Bauern beklommen zugegeben: wäre die deutsche Ernte um zwanzig Prozent schlechter ausgefallen, dann wäre in Deutschland eine Katastrophe eingetreten.

Verbrennen der Vorräte

Diese Geständnisse rührten an die tieferen Ursachen der deutschen Wirtschaftsentwicklung unter der Diktatur, die ein grosses Werk technischer Organisation und ein schweres Versagen wirtschaftlichen Geistes darstellt. Mit bedeutender Kunst und Energie sind eingerostete Räder des wirtschaftlichen Apparates wieder in Bewegung gesetzt worden; aber nicht der natürliche Gesamtgang der Maschine treibt sie, sondern jedes Einzelne wird künstlich gestossen, läuft eine Weile und wird dann wieder gestossen. Dies ist das Bild einer staatlich organisierten kapitalistischen Wirtschaft ohne kapitalistisches Vertrauen, ohne kapitalistische Initiative und ohne kapitalistische Konjunktur. Die Stimmung des kapitalistischen Unternehmers war in dieser Periode ungleichmässig; ein Schwall direkter und indirekter staatlicher Aufträge zu guten und teilweise leichtsinnig hohen Preisen nahm ihm die Sorge des Absatzes, damit in gewissem Sinne die des Risikos, gab seinem investierten Kapital ohne grosse eigene Anstrengungen die Rentabilität zurück und liess ihm auch den Gewinn dieser mühelosen Konjunktur. Dies war gewissermassen das Äquivalent für sein Mittun bei einem System von jederzeit ungewisser Zukunft. Aber die Gewinne liessen sich im Grunde nicht realisieren; teils wurden sie durch Zwanganleihen weggesteuert, in jedem Fall wurde die Verfügung über sie durch Vorschriften eingeengt; sie wurden auf Gedeih und Verderb an die Staatskonjunktur gebunden und immer wieder in sie eingeschmolzen. Die einzige wirksame Form der Sicherstellung, nämlich Kapitalsanlage im Ausland, wird mit schweren Strafen und schliesslich mit dem Verlust des Kopfes geahndet. So blieb die vom Nationalsozialismus angerufene private Initiative furchtsam und still, und die Konjunktur blieb eine Staatskonjunktur. Die Beschäftigung der Arbeitslosen, der Bau von Kanonen und Palästen brachte der deutschen Wirtschaft, diese als ein ganzer und auf Jahre disponierender Körper betrachtet, keine Erträge, sondern zehrte ihren

Stoff weg; die Räder liefen, weil der Staat fortwährend stiess, nicht aus eigener Kraft. Wann die Kraft des Staates aufgezehrt sein würde, war schwer vorauszusehen; aber dass sie aufgezehrt wurde, brauchte nicht vorausgesehen zu werden, denn es sprach aus den amtlichen Statistiken.

Dies Verbrennen der Vorräte zur festlichen Beleuchtung war mehr als ein leichtsinniges Auskunftsmittel des Augenblicks. Die Diktatur vollzog mit ihm eine Politik grösseren Ausmasses, die sie nicht einmal begonnen, aber freilich zu einer Art Vollkommenheit gesteigert hatte: der verfehlt Versuch, in einer Zeit der Entstehung von Kontinentalwirtschaften aus Deutschland einen sich selbst genügenden wirtschaftlichen Zwergkontinent zu machen. Die Quelle dieses unseligen Experimentes ist die deutsche Landwirtschaft.

Der zehrende Acker

Im Wettbewerb mit der Welt nicht konkurrenzfähig, als Versorger des deutschen Volkes nicht einmal technisch ausreichend und vor allem zu teuer, kämpft die deutsche Landwirtschaft einen schweren Lebenskampf. Statt durch Selbstumbildung zu zeitgemässen Formen, durch Abstossen nicht haltbarer und durch Rationalisierung hochwertiger Teile sich einen wirtschaftlich gerechtfertigten Platz im Volke zu sichern benützte sie politischen Einfluss zur Eroberung einer Pfründe innerhalb der deutschen Wirtschaft auf deren Kosten und damit auf Kosten der Volkskraft.

Dem einzelnen Landwirt war kein Vorwurf zu machen. Die Führer der deutschen Landwirte aber haben ihrer Gefolgschaft nicht die Ziele und Anstösse gegeben, um sie zu einem wirklich nährenden statt zehrenden Teil der deutschen Wirtschaft zu machen. Auch ist an diesem Schicksal nicht die ganze deutsche Landwirtschaft schuld, sondern wesentlich die ost- und namentlich nordostdeutsche auf schlechten Böden, mit rückständiger sozialer Kultur und veralteten technischen Methoden. Es war Deutschlands besonderes Unglück, dass diese Landwirtschaft es während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart beherrschte; das militarisierte Junkertum, eine besondere Spielart des Preussentums, mit diesem und namentlich mit der Monarchie keineswegs von Hause aus wesensgleich, errang durch die Neuschöpfung des preussischen Heeres unter Bismarck und durch geschickte Ausnutzung seiner Position in den preussischen Parlamenten ausschlaggebenden Einfluss auf den preussischen Staat, der wiederum das

übrige Deutschland beherrschte. Der überragende politische Einfluss des ostdeutschen Grossgrundbesitzes hat die übrige deutsche Landwirtschaft mehr oder minder geführt und damit dem deutschen Volk das Gesetz seiner Ernährung und überhaupt seiner Wirtschaft diktiert.

Dieses Gesetz lautete und lautet: Ernährung Deutschlands aus eigener Scholle zu hohen Preisen und schlechten Qualitäten; also unnötig niedriger Lebensstandard breiter Massen, Verteuerung der deutschen industriellen Produktion, hiermit Schädigung des deutschen Wettbewerbs auf dem Weltmarkt. Deutschland besitzt eine sehr intelligente und besonders leicht organisiere Bevölkerung; sein Platz in der Weltwirtschaft war dort, wo Rohstoffe fremder Erzeugung zu feinen Kulturgütern verarbeitet werden. Die Rohstoffe selbst und die ihnen nahestehenden, aus üppigen Böden ohne viel Menschenfleiss herauszuholenden Lebensmittel aber musste es von dort beziehen, wo sie billig zu haben waren. So wenig die Suche nach dem spärlichen Erz und Öl im heimischen Boden einen wirtschaftlichen Sinn hatte, so wenig die Produktion von geringwertigem Brotgetreide.

Zweifellos war der Aufstieg der deutschen Landwirtschaft auf eine höhere Stufe möglich. Erziehung und Umbildung konnten sie dazu bringen, Edelprodukte zu erzeugen, die dem Lande die Einfuhr von Gemüse, Eiern und Fetten ersparten. Dafür musste die Erzeugung von Getreide, Futtermitteln und teilweise auch Kartoffeln den geeigneten Böden in Osteuropa und Übersee überlassen bleiben.

Dies war aber nur möglich, wenn Deutschland sich als unabtrennbares Glied einer grösseren Wirtschaftseinheit betrachtete und benahm; mochte diese Wirtschaftseinheit eine im freien Spiel der Kräfte sich ausgleichende Weltwirtschaft, mochte sie ein geordneter Kontinent sein. Im Zeitalter der Wirtschaftskontinente aber eine verhältnismässig winzige autarke Zelle bilden, hiess auf jeden Fall sich in kurzer Zeit aus der Entwicklung ausschalten.

Die Diktatur hat es getan.

Deutschlands Selbstbelagerung

Sie übernahm, verstärkte und vollzog das Programm, das der preussische Generalfeldmarschall von Moltke, Sieger von Sedan und Erzieher des modernen preussischen Heeres, mit dem Satz ausgedrückt hat: der Staat gerate in Verfall, dessen Landwirtschaft verfall. Moltke, selbst Junker und Konser-

vativer, hatte den Militärstaat gemeint und in der Landwirtschaft nicht nur dessen Vorratskammer, sondern auch seinen Menschenquell gesehen. Die neuen Heere nach dem Weltkrieg beziehen das ihnen gemässe Menschenmaterial in erster Linie aus der Arbeiterschaft; dagegen ist der Bauer hinter dem Pfluge fast wichtiger geworden als der Bauer im Schützengraben. Die eigene Landwirtschaft ist ein Kriegsinstrument erster Ordnung, und das ist ihre Wichtigkeit für den Militärstaat. Sie kann teuer, unwirtschaftlich oder unrentabel sein; sofern sie die absolute Nahrungsmenge liefert, deren das als belagerte Festung gedachte Land bedarf, würde ihre Umstellung auf hochwertige Spezialprodukte nur den unentbehrlichen Nahrungsrohstoff vermindern, damit die militärische Widerstandskraft begrenzen und folglich den Staat politisch schwächen. Gerade die weltwirtschaftlich unrentablen Zweige der deutschen Landwirtschaft liefern die Grundstoffe der Ernährung, Brot und Kartoffeln; sie liefern sie teuer, sie verengen damit die mögliche Gesamtversorgung des Volkes, aber sie liefern den schlichten Kriegsbedarf. Die deutsche Handelspolitik mit ihren landwirtschaftlichen Schutzzöllen ist schon vor der Diktatur ein Beginn der Kriegswirtschaft gewesen und ist auch stets kriegswirtschaftlich begründet worden; die Forderung fortschrittlicher Agrarwissenschaftler nach Aufteilung des Grossgrundbesitzes und Umstellung der Landwirtschaft auf Edelprodukte stiess immer wieder auf das Argument, eine solche modernisierte Landwirtschaft sei zur Kriegsversorgung untauglich. Deutschland, hiess es, dürfe in seiner Ernährung nicht vom Ausland abhängig sein, weil es damit auch politisch abhängig werde.

Dieser Grundsatz der Ernährung aus eigener Scholle und der Unabhängigkeit vom Ausland aus militärischen Gründen beherrscht erst recht die Agrarpolitik der Diktatur. Sie hat ihn vom preussischen Militärstaat übernommen und wie alles Übernommene mit vervielfachter Rücksichtslosigkeit durchgesetzt. Das Experiment trägt den Namen R.W. Darrés, des von Hitler eingesetzten nationalsozialistischen Reichsernährungsministers und Reichsbauernführers. Es ist zum Mindesten in den ersten vier Jahren misslungen, und es scheint nicht, dass es noch unausgenützte Chancen hat. Der Körnerbau, also gerade der unzuweckmässige Teil der deutschen Landwirtschaft, ist weitergetrieben, der Durchschnittspreis der Agrarstoffe erhöht, die Lebenshaltung des ganzen Volkes verteuert, die gesamte wirtschaftliche Erzeugung damit schwerer belastet, die deutsche Ausfuhr dadurch in ihrer Wettbewerbsfähigkeit behindert und ausserdem, als man auf Einfuhr gewisser Nahrungsmittel verzichtete, in natürlicher Rückwirkung ihrerseits mancher Abnehmer beraubt worden. Die Landwirtschaft wurde durch schwere Opfer der übrigen Volksteile gestützt. Aber die Unabhängigkeit vom Auslande wurde nicht er-

reicht, und Göring musste es zugeben. Dieses Spiel steht nach vier Jahren härtester Anstrengung auf Verlust.

Hierin liegt die wahre Bedeutung der deutschen Lebensmittelnöte, noch nicht in ihrer Rückwirkung auf die «Stimmung», obwohl diese nicht ausbleiben wird. Absoluter Mangel an einzelnen Nahrungsstoffen (Fett, Eier, gewisse Fleischsorten) bedeutet vorerst noch nicht mangelhafte Gesamternährung. Der Mangel ist auch zweifellos geschickt manipuliert worden; eine Lücke wurde geöffnet, um die andere zu stopfen. Aber, wenn auch langsam, hat sich der Mangel von Jahr zu Jahr verschärft; ein Beweis, dass er dem System und nicht dem Zufall entspringt. Anfang Januar 1937 musste der Reichsbauernführer in den Dörfern sogenannte Sachverständigenausschüsse einsetzen, um die Landwirte zur Ablieferung des Brotgetreides zu zwingen; diese Ausschüsse haben nach der trockenen, aber drohenden Ausweisung «gegebenenfalls das Erforderliche zu veranlassen, um die Erfüllung des Ablieferungs-Solls zu erreichen». Also Requisitionen mit Gewalt. Gleichzeitig musste der Zeitungsdienst des Reichsnährstandes dem Volke sagen: «wenn jeder seinen Fettverbrauch freiwillig um etwa fünfundzwanzig Prozent einschränke, sei die Versorgung sicher». Das deutsche Volk solle zum warmen Abendbrot und warmen Mittagessen übergehen, dann werde es weniger Fett brauchen; auch die durchgehende Arbeitszeit mit dem Butterbrot im Papier koste zu viel Fett.

Erschöpfung

Ein hochgestellter ausländischer Beobachter, dessen Meinung für wichtige Finanzkreise des Auslandes von Bedeutung ist, hat in einem umfangreichen Bericht von Ende Januar 1937 ein ziemlich negatives Bild von der deutschen Wirtschaft entworfen. Dieser Kritiker, der nach seiner ganzen Stellung über jedem Verdacht der Parteilichkeit steht, sagte u.a.:

«Ungeachtet der wirklich bemerkenswerten Leistungen in den ersten vier Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft geht Deutschland durch eine schwere Krise, die sich in der beängstigenden Zunahme der inneren Schwierigkeiten und Spannungen ausdrückt. Deutschland hat während dieser Zeit verschiedene Ziele angestrebt, von denen jedes die Hilfsquellen des Landes bis zur äussersten Grenze beanspruchen musste. Die unbestreitbaren Leistungen in der Ausdehnung der industriellen Tätigkeit und der Verminderung der

Arbeitslosigkeit wurden erreicht auf Kosten einer fast völligen Erschöpfung dieser Hilfsquellen, seien es Rohstoffe, Nahrungsmittel oder finanzielle Reserven.»

Nach dem Urteil des Beobachters «gibt es kaum ein Gebiet wirtschaftlicher Tätigkeit, das nicht den genauesten staatlichen Vorschriften unterworfen wäre... Das Wachstum der Planwirtschaft im letzten Jahre ist ersichtlich... Es ist kaum eine Übertreibung, dass der deutsche Geschäftsmann, ob Fabrikant, Grosshändler oder Exportkaufmann, nach und nach ein öffentlicher Funktionär geworden ist». Die besondere Aufmerksamkeit des Ausländers weckte die Lebensmittelknappheit, die er «chronisch», wenn auch auf wenige Produkte beschränkt und mit den Jahreszeiten wechselnd nennt. Namentlich der Getreidemangel macht ihm Eindruck. Er führt ihn auf zwei «Fehlrechnungen» der agrarischen Leitung zurück: auf zu optimistische Ertragsberechnungen und auf eine zu starke, getreideverzehrende Schweineaufzucht. Deutschland habe nur die Wahl, seine letzten Goldreserven für Getreideeinführen auszugehen oder den Brotverbrauch in den letzten Monaten des laufenden Jahres zu rationieren.

Starken Eindruck macht dem Beobachter die schwere Steuerlast: «Die durch die kostspielige Wiederaufrüstung und andere Ziele der nationalsozialistischen Regierung auferlegte Finanzlast ist erschreckend. Sie wird durch die Tatsache veranschaulicht, dass 1936 ein Viertel des Volkseinkommens durch zentrale und lokale Steuern absorbiert wurde. Diese offizielle Berechnung berücksichtigt nur die eigentlichen Steuern und umfasst nicht die zahlreichen Abgaben und Spenden angeblich freiwilliger Art, denen der einzelne Bürger wie wirtschaftliche Unternehmungen unterworfen sind. U.a. enthält diese Zahl nicht die Abgabe von einer Milliarde Reichsmark, die der Industrie zugunsten des Export-Ausgleichsfonds von Dr. Schacht auferlegt wurde; auch nicht die Spenden zum Winterhilfswerk, die eine zusätzliche Steuer von 300 bis 400 Millionen Mark im Jahr darstellen.»

Der Beobachter kommt zu folgendem Ergebnis:

«Ohne die endgültige Richtung der wirtschaftlichen und finanziellen Entwicklung in Deutschland vorauszusagen, kann man doch sagen, dass wenigstens in der nächsten Zukunft der Umfang der Wirtschaftstätigkeit durch Subventionen der Regierung und öffentliche Kapitalanlagen bestimmt sein wird, und zwar in noch grösserem Umfang als in den vergangenen vier Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft. Da infolgedessen alles verfügbare Kapital und alle Kreditquellen unter staatlicher Leitung verwendet werden, wird die wirtschaftliche und finanzielle Allmacht des Staates wahrscheinlich noch stärker werden. Dies bedeutet notwendigerweise eine Ausdehnung der

Planwirtschaft (auch wenn der nationalsozialistische Staat es vorziehen sollte, seine Pläne mit Hilfe privater Unternehmungen durchzuführen), und diese Planwirtschaft wird wahrscheinlich in erster Linie von militärischen Erwägungen diktiert sein.

Diese fortgesetzte Anstrengung – was immer ihre unmittelbaren konkreten Ziele sein mögen – bedeutet auch Fortdauer und möglicherweise Verschärfung der Opfer, die der deutschen Volkswirtschaft im Ganzen und den einzelnen sozialen Gruppen im Besondern abverlangt werden. Wie weit und wie lange diese Opfer, sei es durch direkten Zwang oder durch Propaganda, sich auferlegen lassen, wird hauptsächlich von politischen Faktoren abhängen, deren Erörterung nicht in den Rahmen dieser Betrachtung fällt. Indessen die Einschränkung des Fettverbrauchs um 20 bis 25 Prozent seit dem 1. Januar 1937 mit der im Hintergrund verhängnisvoll drohenden Brot rationierung zeigen die Richtung der künftigen Ereignisse an. Jedenfalls wird Deutschland am Ende des jetzigen Erntejahres praktisch ohne die üblichen Übergangsreserven an Getreide sein, und unter diesen Umständen kann eine ungenügende Ernte im Jahre 1937 verhängnisvolle Folgen für die deutsche Ernährung haben.

Ausserdem gestaltet sich die Aufrechterhaltung des bisherigen Ausmasses der industriellen Produktion zunehmend schwieriger durch die Erschöpfung der Vorräte an Rohstoffen und der Reserven an gelernten Arbeitern. In der ersten Hinsicht sind die Anfang 1937 getroffenen Massnahmen zur Sammlung aller Arten von Abfall in den Haushaltungen ein deutliches Zeichen für den Ernst der Lage. Eine Verschlechterung der Qualität industrieller Erzeugnisse ist eine Gefahr, der fast alle Industriezweige gegenüberstehen. Sie muss, ungeachtet aller formellen Privilegien, die die für den Export arbeitende Produktion in der Zuteilung eingeführter Rollstoffe geniessen soll, die Qualität der deutschen Ausfuhr Güter nachteilig beeinflussen.»

Das Trugbild der Unabhängigkeit

Im gleichen Augenblick, indem die Erringung der Nahrungsunabhängigkeit sich als misslungen erwies, verkündete Hitler seinen Vierjahresplan zur Erringung der Rohstoffunabhängigkeit. Für sie liegen die Chancen jedenfalls noch weit ungünstiger. Die deutschen Lebensmittel waren wenigstens zum grösseren Teile schon vorher aus dem Inlande gekommen, und die fehlende Spanne war verhältnismässig klein; die Rohstoffe kamen zum grösseren Teil

aus dem Ausland, und die durch den Vierjahresplan zu überwindende Spanne ist riesengross. Es bleibt abzuwarten, ob Hitler sich nicht von den Fachleuten und den mit ihnen identischen Interessenten unerfüllbare Möglichkeiten hat vorgaukeln lassen, so interessant die in den letzten Jahren gemachten Erfindungen auch sind. Das von ihm versprochene billige Volksautomobil ist jedenfalls in vier Jahren nicht konstruiert worden. In jedem Fall würden die künstlichen Rohstoffe abermals die Produktion belasten, die Gebrauchsgüter verteuern, die Lebenshaltung herabdrücken.

Das Ziel der wirtschaftlichen Unabhängigkeit vom Ausland, das eigentliche Wirtschaftsziel der Diktatur, ist nach den ersten vier Jahren ferner als zu ihrem Beginn. Dies ist das Fazit. Es ist ein Wertmassstab für das Geleistete, den Hitler in seiner stolzen Bilanz freilich nicht erwähnt hat.

Im Ganzen hat die Diktatur das deutsche Volk auch wirtschaftlich in starke Bewegung gebracht, hat seine Tätigkeit erhöht und seine Leistungen vergrössert. Sie hat dadurch die Stimmung gehoben, manchen Entmutigten Mut gegeben. Das ist ein wirklicher Erfolg, und sie darf auf ihn hinweisen. Aber sie muss sich auch den Hinweis gefallen lassen, dass dieser Erfolg in langsamer, sich stets steigender Ausgabe von Stoffen, körperlichen Reserven und seelischer Widerstandskraft besteht; genauer in einem wachsenden Überschuss der Ausgaben über die Einnahmen auf immer weiteren Gebieten der Wirtschaft und damit eines Tages auch in der Kraft, dem Glücksgefühl und schliesslich der Geduld des Volkes. Selbst der von der Diktatur bevorzugten Schicht kann keine Ausnahme gewährt werden. Der kommende und vorbereitete Krieg verschlingt immer mehr Volkskraft und Volkswohlfahrt, Darré hat dem deutschen Bauern gesagt:

«Wenn ein Dorf die wehrfähig gewordenen jungen Leute zum Heer schicken und mit Montur und Gewehren versorgen muss, dann werden die Bauern eben ihre Röcke ein Jahr oder zwei länger tragen und ihre Giebel ein Jahr oder zwei später streichen lassen. Müssen aber die Soldaten nicht nur Montur und Gewehr haben, sondern all das, was ein neuzeitliches Heer braucht, dann muss man auf die Anschaffung eines neuen Pfluges oder eines Traktors verzichten – und genau das muss die ganze deutsche Wirtschaft machen.»

Verzicht auf Pflug und Traktor! Erstes Bankerottzeichen. Das ist nicht mehr das vielgepriesene Opfer des Einzelnen für sein Volk, der Verzicht auf individuellen Genuss zum Wohl des Ganzen. Hier wird aus militärischen Gründen der Produktionsapparat selbst verletzt, der doch aus militärischen Gründen erst in seine neue Form gebracht wurde; hier wird bereits das Notwendige unterlassen, damit das Notwendigste vorläufig noch geleistet werde. Die Schraube wird sich zweifellos weiterdrehen; was wird sie schliesslich übriglassen?

Die sogenannte Wirtschaft der Diktatur ist kein wirtschaftlicher, sondern ein politischer Versuch. Ihr Ziel ist nicht, innerhalb einer Planspanne das deutsche Volk aus eigener Kraft zu nähren oder zu kleiden, sondern es zu schmieden und zu waffnen. Das deutsche Wirtschaftsexperiment, dessen Früchte Waffen sind, soll die Welt in einen wirtschaftlichen Abnutzungskrieg hineinreissen, in dem Deutschland nach der Meinung seiner Herrscher dank seinem festeren politischen Skelett den stärkeren und längeren Atem haben soll. Dr. Schacht hat die Drohung ausgesprochen, dass Deutschland durch seinen Rückzug in die reine Autarkie die ganze Weltwirtschaft zerbrechen werde; schon sehr frühzeitig wurde ihm trocken geantwortet, dass Deutschland mit seinen zwei Prozent Anteil am gesamten Welthandel zur Not entbehrt werden könnte. Aber in der Isolierung erschöpft sich Deutschlands zerreissende Wirkung auf die Weltwirtschaft nicht. Indem die Diktatur aus einem gefügig gemachten Volke alle und auch die letzte Kraft zur Vorbereitung des Krieges herausholt, zwingt sie die übrige Welt, ihrem Beispiel zu folgen. In allen Ländern wird die Wirtschaft auf riesige Rüstungen umgestellt. Ein Weltrüsten ist in Gang gekommen, das die Kräfte der ganzen Welt abenteuerlich und drohend anspannt. Auch anderswo werden die Völker die Folgen spüren, und – das ist die nationalsozialistische Rechnung – anderswo werden diese Folgen nicht so willig ertragen werden wie in den Diktaturländern.

Aber vielleicht hat auch die Diktatur die Opferwilligkeit ihres Volkes überschätzt?

Das Mass des Widerstandes

Die Frage nach der Stimmung des deutschen Volkes wird von manchen Beobachtern mit einer Leichtigkeit beantwortet, deren sie sich bei der Beurteilung anderer Völker vielleicht nicht schuldig machen würden. Welch grobe Irrtümer werden immer wieder in demokratischen Ländern, wo Presse, öffentliche Rede und private Meinungsäusserung von Mann zu Mann völlig frei sind, bei Wahlprophezeiungen begangen! Wieviel schwieriger muss da die Beurteilung der Stimmung in Diktaturländern sein, wo fast niemand Widerspruch zu äussern wagt. So selbstverständlich es ist, so wird doch immer wieder übersehen, dass unter der Diktatur die Zustimmung sich äussert, die Opposition aber schweigt; dass ferner in modernen Massenvölkern jede politische Bewegung, selbst eine verhältnismässig kleine und sogar eine, die keine staatliche Unterstützung geniesst, ansehnliche Massen auf die Bei-

ne bringt, die dennoch für das Gesamtvolk nicht repräsentativ zu sein brauchen. Wenn man die öffentlich sichtbar werdende Zustimmung von Teilen des Volkes zur Grundlage der Beurteilung macht, so muss man sich mindestens auch ein Bild vom Umfang der Einschüchterungsmittel machen können, denn mehr noch als der Jubel das Mass der Zustimmung, ist der Terror das Mass des Widerstandes.

In den ersten Tagen ihrer Macht, als die Diktatur noch keine Diktatur war, mit hartem Widerstand rechnete und für ihre Existenz fürchtete, entlockte sie dem alten Hindenburg die berüchtigten ersten Blutgesetze. Wir haben über den Vorwand, nämlich den Reichstagsbrand, über das Versprechen der baldigen Wiederherstellung normaler Zustände und über den Bruch dieses Versprechens ausführlich gesprochen. Die berühmte Notverordnung «zum Schutze von Volk und Staat» vom 28. Februar 1933 lautet in ihrem wichtigsten ersten Paragraphen:

«Die Artikel 114, 115, 117, 118, 123, 124 und 153 der Verfassung des deutschen Reiches werden bis auf Weiteres ausser Kraft gesetzt. Es sind daher Beschränkungen der persönlichen Freiheit, des Rechts der freien Meinungsäusserung einschliesslich der Pressefreiheit, des Vereins- und Versammlungsrechts, Eingriffe in das Brief-, Post-, Telegraphen- und Fernsprechgeheimnis, Anordnungen von Haussuchungen und Beschlagnahmen, sowie Beschränkungen des Eigentums auch ausserhalb der sonstigen gesetzlichen Grenzen zulässig.» Drakonische Strafen wurden angedroht, namentlich und aufs Freigebigste die Todesstrafe.

Diese Verordnung gilt noch immer. Sie ist der in die deutsche Gesetzgebung eingesenkte Pfeiler der Diktatur.

Die Vogelfreiheit

Diese gesetzliche, fast absolute Herrschaft über Leben und Tod wurde Stück um Stück erweitert und verfeinert. Das Schutzhaftgesetz vom November 1933 statuiert das Recht des Staates, aus Gründen der «öffentlichen Sicherheit» jedermann nach Gutdünken in Haft zu nehmen und zu behalten, ohne dass ein Richter sich einzumengen hat. Im ordentlichen Gerichtsverfahren kann auf Grund eines Gesetzes vom Juni 1935 Untersuchungshaft immer verhängt werden im Falle einer Erregung der öffentlichen Meinung durch das Verbrechen, und öffentliche Meinung ist in politischen Fällen praktisch die Meinung des nächsten Parteifunktionärs. Der in die Strafrechtsprechung eingeführte Begriff des «gesunden Volksempfindens» lässt Strafen für Handlungen zu, die zwar kein Gesetz verdammt, die aber wirklich oder angeblich

das sogenannte gesunde Volksempfinden verletzen; also gesetzlose Willkür. Siebenundzwanzig Sondergerichte im ganzen Reich verfolgen die Gegner der Diktatur mit der ganzen Härte ihrer fast unbeschränkten Vollmachten. Der Volksgerichtshof in Berlin urteilt hinter verschlossenen Türen über sogenannten Hochverrat; der Angeklagte darf seinen Verteidiger nicht frei wählen, und Hitler hat persönlich die Richter ernannt, zum Teil ehemalige Offiziere und höhere SA-Führer, wohl alle Nationalsozialisten.

Dieses System von Sondergesetzen und Sondergerichten ist praktisch nur ein Schleier vor der völligen und geheimen Willkür der Gestapo, der diese Willkür, wie wir sahen, ebenfalls durch ein Gesetz ausdrücklich zugebilligt worden ist. Der Sinn der Gesetzgebung ist es, jeden Staatsbürger jederzeit ohne Schutz dem Zugriff der Staatsmacht preiszugeben. Bleibt er unbedroht und unbehelligt, dann nicht, weil er kraft seiner Unschuld ein Recht darauf hat, sondern weil die Willkür an seiner Verfolgung nicht interessiert ist und es ihr beliebt, ihn zu schonen; aber sie kann ihn vernichten, wenn es ihr im Staatsinteresse oder um der öffentlichen Sicherheit willen gefällt, und sie kann dies auch dann, wenn sie ihm damit bewusst unrecht tut. Es genügt, dass seine Existenz ihr objektiv gefährlich erscheint. Denn Hitlers bekannte Grundsätze lauten: «Recht ist, was dem deutschen Volke nützt» und «Der Erfolg ist der einzige irdische Richter über Recht und Unrecht». «Nach dem jederzeit wiederholbaren Beschluss des Reichskabinetts vom 3. Juli 1934 sind willkürliche Massentötungen auf Befehl des Führers «als Staatsnotwehr rechtens»; nur ist die Gewalt dieser blutigen Gesetzgebung inzwischen vom Kabinett auf den Führer persönlich übergegangen. Die Ausübung dieser schrankenlosen Macht ist in die Hände Görings gelegt, der, wie Hitler der Wille der Diktatur ist, der Vollstrecker dieses Willens ist. Er hat den Grundsätzen seines Führers die blutige Auslegung gegeben in seiner berühmten Rede vom 3. März 1933 – «Ich habe keine Gerechtigkeit zu üben, sondern nur zu vernichten und auszurotten.»

Folterlager

Das geschieht seit vier Jahren. In alten Fabriken, verlassenem Militärbaracken, auf leerstehenden, verfallenden Burgen, gelegentlich sogar auf Schiffen wurden sogenannte Konzentrationslager angelegt. Hier ist der Staatsbürger, dessen Vernichtung der Diktatur beliebt, hinter elektrisch geladenem Stacheldraht und von Maschinengewehren umstellt, in Zahl von zeitweise vielen

Zehntausenden von der Welt abgeschnitten und dem «Schutz» einer Schar von Henkern ausgeliefert, die in ihm den Feind ihrer Herrschaft, ihrer Existenz, das willenlose Opfer ihrer sämtlichen Gelüste und in jedem Fall das Spielzeug des oft so grauenvollen Spieltriebs einer verantwortungslosen Masse sehen. Ausser den Konzentrationslagern gibt es die besondern Haftlokale der Geheimen Staatspolizei – mit den Untersuchungsgefängnissen nicht zu verwechseln. In diesen sogenannten Gestapo-Kellern haben die Wachmannschaften teilweise noch grössere Freiheit gegen die Gefangenen als in den Lagern. Ihre Opfer sind Männer und Frauen, die des Widerstandes gegen die Diktatur verdächtig sind; in sehr vielen Fällen ist es tatsächlich nur Verdacht und nicht Tatsache. Während sich in den Lagern meist solche Häftlinge befinden, die in der ersten Zeit der Diktatur verhaftet wurden und nunmehr seit vier Jahren – vier Jahren! – nach einem Ausdruck des Ministers Frick «zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen werden», sind die Gestapo-Keller mit jenen Unglücklichen gefüllt, die von Zeit zu Zeit in grossen Schüben zu Tausenden verhaftet werden, weil die Diktatur unter ihnen in langsamer Sichtung den einen oder andern wirklich Schuldigen zu finden hofft.

Die Opfer dieser Haft ohne Anklage, ohne Richter, ohne Schutz und ohne Ende sind meist Gegner der Diktatur oder solche, die dafür gelten; zum kleineren Teil Menschen, deren Verbrechen darin besteht, Juden zu sein. Über ihre Behandlung gibt es eine grosse Literatur; die Angaben sind übereinstimmend so grauenhaft, dass sie von vielen nicht geglaubt werden. Sie sind aber in neuerer Zeit durch einige wertvolle und nicht anzweifelbare Dokumente bekräftigt worden, nämlich durch die schriftlichen «Disziplinar- und Strafordnungen» für die Konzentrationslager, die aus mehreren Lagern von entlassenen Gefangenen herausgeschmuggelt worden sind und im Wesentlichen für die verschiedenen Lager gleich lauten. Der Verfasser hat die Strafordnung des Lagers Esterwegen (mit Maschine beschriebene Blätter) im Original gesehen und kennt die Umstände ihrer Beschaffung; er glaubt also für ihre Echtheit die Verantwortung übernehmen zu können, abgesehen davon, dass nach Inhalt und Herkunft geprüfte gleichlautende Dokumente aus andern Lagern sich auch an andern Stellen befinden. Hier nur einige Abschnitte aus der Disziplinar- und Strafordnung für das Lager Esterwegen, in dem lange der Pazifist und Nobelpreisträger Carl von Ossietzky gefangen gehalten wurde:

§ 6 Mit acht Tagen strengem Arrest und mit je fünfundzwanzig Stockhieben zu Beginn und am Ende der Strafe wird bestraft: wer einem SS-Angehörigen gegenüber abfällige oder spöttische Bemerkungen macht, die

vorgeschriebene Ehrenbezeugung absichtlich unterlässt oder durch sein sonstiges Verhalten zu erkennen gibt, dass er sich dem Zwange der Zucht und Ordnung nicht fügen will.

§ 8 Mit vierzehn Tagen strengem Arrest und mit je fünfundzwanzig Stockhieben zu Beginn und am Ende der Strafe wird bestraft: wer in Briefen oder sonstigen Mitteilungen abfällige Bemerkungen über nationalsozialistische Führer, über Staat und Regierung, Behörden und Einrichtungen zum Ausdruck bringt, marxistische oder liberalistische Führer oder Novemberparteien verherrlicht, Vorgänge aus dem Konzentrationslager mitteilt.

§ 11 Wer wahre oder unwahre Nachrichten zum Zwecke der gegnerischen Greuelpropaganda über das Konzentrationslager oder dessen Einrichtungen sammelt, empfängt, vergräbt, versteckt, weitererzählt, an fremde Besucher oder an andere weitergibt, mittels Kassiber oder auf andere Weise aus dem Lager herausschmuggelt, Entlassenen schriftlich oder mündlich mitgibt, wird kraft revolutionären Rechtes als Aufwiegler gehängt.

§ 12 Wer den Gehorsam oder an der Arbeitsstelle die Arbeit verweigert, eine Marschkolonne oder eine Arbeitsstätte verlässt, andere dazu auffordert oder Ansprachen hält, wird als Meuterer auf der Stelle erschossen oder nachträglich gehängt.»

Die Steinsärge von Oranienburg

Eine der hier erwähnten Strafen ist «strenger Arrest». Das Wort sagt nicht ausreichend, worum es sich handelt. Im Lager Oranienburg wurde der Arrest in eigens hergerichteten Zellen vollzogen, die der frühere sozialdemokratische Reichstagsabgordnete und Generalsekretär der Deutschen Friedensgesellschaft Gerhart Seger in seinem Buch «Oranienburg» folgendermassen geschildert hat:

«Dunkelarrest verhängte der Kommandant bei jeder Gelegenheit, meist ohne im Falle einer Anschuldigung den betreffenden Gefangenen zu hören und, je nach Laune, mit ganz verschiedener Dauer. Es haben Gefangene bis zu viereinhalb Wochen ununterbrochen in Dunkelarrest gesessen, zum Beispiel hat der älteste der vier Eriedzichsthaler Arbeiter, die man zu siebzehnstündigem Marsch gezwungen hatte, im Anschluss an diese Schinderei noch achtundzwanzig Tage im Dunkelarrest verbringen müssen.

Diese Art von Arrestzellen reichte aber für den Sadismus des Lagerkommandanten nicht aus, denn wenn die Zellen nicht gerade überfüllt waren,

konnten sich die zu Arrest Verurteilten immer noch nachts auf dem Fussboden langlegen. Das war noch zu viel der Humanität. Deshalb liess der Lagerkommandant im Oktober Dunkelarrestzellen bauen, die, völlig aus Stein, eine Bodenfläche von 60:80 Zentimeter hatten, so dass also ein Mensch darin gerade aufrecht stehen konnte. So mancher Gefangene ist gleich nach seiner Einlieferung und ersten Verprügelung in eine dieser Stehzellen gewandert und mit wunden Füßen wieder herausgekommen.

Tatsächlich war diese grauenhafte Erfindung des Lagerkommandanten nichts anderes als eine Art aufrechtstehender Sarg. Ein Raum mit einer Bodenfläche von 60:80 Zentimetern erlaubt gerade das Stehen; keine noch so geringe Beugung der schon nach kurzer Zeit erstarrenden Glieder ist möglich. Diese Steh-Bunker sind die Ausgeburt einer geradezu mittelalterlichen Folterknechtsphantasie. Die Gefangenen, die da hineingepfercht wurden, haben entsetzliche Stunden, unsagbar qualvolle Nächte durchgemacht. In einen Zementsarg eingeschlossen zu sein, kein Glied rühren zu können, fühlen, wie die Glieder von unten her starr werden, zu schmerzen beginnen, wie die Knie durchsacken und an die Wand stossen, nicht wissen, wohin mit den Armen und wie noch länger stehen, und dazu die nicht geringere seelische Folter – das fürchterliche Bohren der Gedanken, die nur einen Inhalt haben: heraus aus dem entsetzlichen Zementsarg, die wachsenden Schmerzen des ruhelos eingesperrten Körpers, die die Tränen der Wut, der Verzweiflung in die Augen pressen, den rasenden Druck im Kopf vermehrend, den das in den Schläfen hämmernde Blut erzeugt – es ist eine Hölle, und der sie erfand, ist kein Mensch, sondern ein Vieh.

Viele Stunden lang wurden die Menschen in diese Steinsärge eingeschlossen. Ein Gefangener wird neu ins Lager eingeliefert, weil er draussen irgendetwas Kritisches über Herrn Hitler gesagt haben soll. Er wird verprügelt, dass noch Tage danach die blutunterlaufenen Stellen neben seinen Augen zu sehen sind, und er kommt vierzehn Stunden – vierzehn Stunden! – in einen dieser stehenden Steinsärge. Nach zwei Stunden tastet er, soweit er sich überhaupt zu bewegen vermag, die Wände ab, ob er nicht einen Halt für seine beiden Taschentücher findet, aus denen er eine Schlinge dreht... Vierzehn Stunden aufrecht stehen, um den Körper herum in wenigen Handbreiten Abstand die Mauern – das bringt einen Menschen auf den Weg zum Wahnsinn.

Aber vierzehn Stunden sind noch zu wenig. Der Schutzhaftgefangene Neumann wurde acht Tage und acht Nächte, 192 Stunden! 192 Stunden! im Stehsarg eingeschlossen. Er kam mit wahnsinnig schmerzenden, geschwollenen Füßen wieder heraus, die Knie waren wund vom Anprall an die Wand

– grauenhaft.» Seger ist selbst mehrere Monate in Oranienburg gewesen; er gehört zu den wenigen, denen die Flucht geglückt ist. Aus dem Lager Dachau bei München hat der gleichfalls entflohene kommunistische Abgeordnete Hans Beimier berichtet:

«Eine halbe Stunde mag vergangen sein, und schon wieder geht die Tür auf. Der Verwalter Vogel, der Verantwortliche für das, was in der Baracke, in der die Zellen sind, vorgeht, steht vor mir. «Haben Sie eine Bitte – einen Wunsch oder eine Beschwerde?» war seine an mich gerichtete Frage. Mein Hass und mein Abscheu vor der Mörderbande war zu gross, als dass ich mich dazu erniedrigt hätte, eine Bitte oder einen Wunsch zu äussern. Eine Beschwerde? Ich hatte keine Lust, mich verhöhnen zu lassen. «Keines von den dreien» – war meine Antwort. Nun überreichte er mir einen zwei Meter langen Kälberstrick von der Stärke eines Fingers und forderte mich auf, denselben am kleinen Wasserleitungshahn aufzuhängen. Nach kurzer Überlegung nahm ich den Strick in die Hand und – überlegte wieder, «Ja, ja», sagte er, «steigen Sie nur auf das Bett und hängen Sie den Strick an den Hahn...» Ich stieg auf die Holzpritsche und hängte den Strick mit der am dickeren Ende eingeflochtenen Öse an den Hahn. Nachdem ich wieder heruntergestiegen war, gab er mir folgende Weisung: «Wenn in Zukunft wieder jemand die Zelle betritt, haben Sie eine militärische Haltung einzunehmen und zu sagen: Der Schutzhaftgefangene Beimier meldet sich zur Stelle und» – auf den Strick zeigend – «sollten Sie irgendwelche Zweifel bekommen, dann – steht er Ihnen zur Verfügung.»

Beimler berichtet weiter von einem Zellennachbarn, dem Polizeimajor Hunglinger, einem ehemaligen Deutschnationalen: «Hunglinger hatte an die Tür seiner Zelle geklopft (Glocke gab es nicht). Ich hörte, wie Hunglinger bat, austreten zu dürfen. Als er vom Austreten zurückkam, hörte ich, wie er zum Verwalter Vogel sagte, nachdem letzterer gefragt hatte, was ihm fehlte: «Geben Sie mir doch einen Revolver, ich will mich erschiessen, ich kann ja die Prügelei nicht aushalten.» «Revolver gibt es bei uns nicht,» antwortete ihm Vogel, «ausserdem bist du keine Kugel wert, du hättest früher daran denken müssen, dass du eine Familie hast, und uns nicht verraten sollen. Trotzdem aber will ich dir behilflich sein» – und brachte ihm ebenfalls einen Strick.»

Beimler hatte beschlossen, der qualvollen Versuchung zum Selbstmord zu widerstehen; die Folgen schildert er: «Die Nacht kam langsam heran, und als es gegen neun Uhr geworden war, da wurde es in der Baracke vor den Zellen statt ruhiger immer lebendiger, lauter und unruhiger. «Mach dich gefasst!»

dachte ich, als ich die Schlüssel klirren hörte und den hohlen, grässlichen Ton der Schritte mit den Langschäftern. Sie waren vorbei gegangen, und nach wenigen Minuten hörte ich den Major Hunglinger fürchterlich schreien. An der Zahl der Schläge, wie sie immer zugleich verabfolgt wurden, war mir schon bewusst, dass sich dieses Mal mehr als drei an der Folter beteiligten. Ja, hören die denn nicht mehr auf, dachte ich, und sie hörten und hörten nicht auf. Einige Male wurde die Schlägerei unterbrochen, und es waren nur ganz dumpfe Töne zu hören. Wie ich ja dann selbst erfahren konnte, kamen sie daher, weil die Peiniger die Ochsenziemer umkehrten und mit den dicken Knurpein dreinschlugen. Die Schreie wurden immer schlimmer und waren zuletzt nur noch ein Röcheln... Nun kam die Reihe an mich. Die Zelle wurde aufgerissen, und sechs Banditen, an der Spitze der Mörder Steinbrenner, drängten sich in meine Zelle. Ihre schwarzen französischen Käppis hatten sie bis in den Nacken zurückgeschoben und die nassen, ins Gesicht hängenden Haare bewiesen mir, dass sie sich warm geprügelt hatten. «Leg dich nüber, los!» war die Aufforderung des Steinbrenner. «Komm, komm!» schrie er schon gleich im Anschluss, und nun sollte ich bestätigt bekommen, was Götz am Tage zu mir sagte. Es war wirklich schlimmer, ja dreifach schlimmer als das, was ich bis zu dieser Schlägerei am eigenen Leib verspürt hatte.

Während zwei von der linken und zwei von der rechten Seite her auf mich einschlugen, sekundierten die andern «Unbeschäftigten» mit einer Reihe von Zwischenrufen wie «Rotfront!» – «Heil Moskau!» – «Hoch Thälmann!» – «Hoch die Weltrevolution!» und anderes mehr. Wenn ich mich vor Schmerzen krümmte und auf die Seite wälzte, schlugen sie so lange auf Arme und Beine, bis ich mich wieder auf den Bauch wälzte. Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, dass jeder von den Bestien mindestens vierzig bis fünfzig Schläge geführt hat. Das war ihnen nicht genug. Nun musste ich erst die linke und dann die rechte Hand wie ein Schüler dem Lehrer hinhalten, damit sie mir mit dem Ochsenziemer auf jede Hand je zehnmal auf die Fingerspitzen schlagen konnten. Darauf ebenso oft auf den Handrücken. Die Finger und Handrücken waren so aufgeschwollen, dass ich tagelang kaum etwas anfassen konnte. Als sie endlich die Zelle verliessen und ich glaubte, dass nun Ruhe eintreten würde, konnte ich mich bald überzeugen, dass ich mich wieder getäuscht hatte. Sie hatten sich inzwischen eine Anzahl Juden aus dem Lager geholt und verprügelten einen nach dem andern in der Zelle neben mir.»

Von den Ereignissen des nächsten Vormittags berichtet Beimier: «Gegen elf Uhr wurde es wieder lebendig vor der Tür, und man musste wieder auf die Prügel gefasst sein. Doch sie kamen nicht zu mir, sondern zu Hunglinger.

Aufs Neue eine wüste Schlägerei. Es war einfach entsetzlich, jeden Schlag mitanzuhören. «Das reicht» – sagte einer, als sie sich vor den Zellen unterhielten und lachten. Ich war auch überzeugt, dass es gereicht hatte. Schon am Nachmittag kam die Kommission, bestehend aus dem Bezirksarzt, einem Gerichtsschreiber und den zwei Gendarmen von Dachau, um die Todesursache des Majors Hunglinger festzustellen, denn – er hatte sich erhängt.» Beimier dagegen leistete weiter Widerstand: «Zehn-, fünfzehnmal wurde die Zelle am Tage aufgerissen: Der Strick ist noch immer unbenützt? – Bin nur neugierig, wie lange du dich noch zur Stelle meldest. – Du bist doch eine ganz feige Sau; wenn du einen Charakter hättest, dann hättest du auch den Mut, Schluss zu machen...»

Später sagte der Kommandant zu Beimier: «Ich will dir was sagen! Ich gebe dir bis fünf Uhr Zeit. Jetzt ist es drei Uhr, und wenn du es bis fünf Uhr nicht erledigt hast, dann wird's von uns erledigt!»

Sadismus

Dieser grauenhafte Bericht ist in seinen Einzelheiten naturgemäss nicht nachprüfbar, wohl aber in seinem Tenor. Für Art und Mass der Misshandlungen liegen leider aus vielen Konzentrationslagern und Gestapokellern ausführliche Bestätigungen vor. Misshandlung und Tod des Majors Hunglinger und vieler anderer Gefangener von Dachau sind mehrfach bezeugt, ebenso der Strick an der Wand und das Zureden zum Selbstmord. Im Dunkelarrest zu Dachau tragen die Gefangenen Ketten, wie mehrfach von Augenzeugen berichtet wird. Ein dem Verfasser bekannter ehemaliger Gefangener von Dachau hat erzählt:

Am 12. August 1933 wurden etwa sechzig politische Gefangene aus Augsburg und Nürnberg, welche schon seit Juni verhaftet waren, nach Dachau gebracht. Am darauffolgenden Sonntag mussten etwa vierzig davon vor der Wache antreten, wurden dann einzeln in einen Bunker (früherer Munitionsstapelraum) geschleppt und erhielten jeder fünfundzwanzig Hiebe auf das entblösste Gesäss. Die Prozedur geschieht in der Weise, dass der Betreffende von einigen Mann festgehalten wird und eine Decke über den Kopf bekommt, damit man das Schreien nicht hört. Geschlagen wird mit einem Ochsenziemer, wobei dem Misshandelten regelmässig die Haut aufplatzt. Ein Ochsenziemer oder Ochsenfieseel ist ein in Bayern auf «dem Lande vielfach gebrauchtes Schlaginstrument. Es ist ein Ochsen Schwanz, von dem man die

Haut abgezogen hat. Er bildet eine knorplige Masse, die vor dem Gebrauch in Wasser gelegt wird, um an Elastizität zu gewinnen und die Schläge schmerzhafter zu machen.

Bei den Misshandlungen der vierzig Mann waren beteiligt die SS-Leute Lutz, Lechner (genannt Iwan der Schreckliche) und Kantschuster, ein ehemaliger Fremdenlegionär. Nach den Misshandlungen hatte Kantschuster einen Gesichtsausdruck, dass man das Gefühl hatte, er hat einen Tropenkoller. Auch der berüchtigtste Schläger des Lagers, der SS-Mann Steinbrenner, lief nach Misshandlungen oftmals mit blassem, verzerrtem Gesicht durchs Lager, buchstäblich mit Schaum vor dem Mund. Zu den erwähnten Misshandlungen spielte die im Lager befindliche Grammophon-Lautsprecheranlage ...

Im September wurden in München einige SA-Leute durch die Stabswache des Braunen Hauses angeblich wegen Spionage verhaftet. Die Quartiere der Stabswache sind in der Gauleitung Oberbayern in der Barerstrasse. Die gefangenen SA-Leute wurden daselbst im Keller untergebracht und in viehischer Weise misshandelt. In einem fürchterlichen Zustande wurden diese Leute in das Konzentrationslager Dachau gebracht. Einige konnten nicht mehr laufen, sondern mussten kriechen, da ihnen von den Schlägen die Haut an den Fusssohlen geplatzt war. Einigen hatten Mitglieder der Stabswache mit Zigarren oder Zigaretten die Brustwarzen ausgebrannt und Brandmale, wie Knöpfe einer Uniform angeordnet, auf den Leib gebrannt. Manchen waren die Rippen gebrochen und dadurch die Lunge verletzt. Die SA-Leute Amuschel und Handschuck starben am zweiten Tage nach ihrer Einlieferung.»

Man lese diese Berichte mit ruhiger Kritik, prüfe ihren Ton, beachte die Einzelheiten und Namensnennungen; mache sich klar, wie sie im Grunde nichts schildern als die Ausführung jener knappen und doch mit soviel Menschenqual gefüllten vier Paragraphen aus der Disziplinar- und Strafordnung von Esterwegen. Und dann beurteile man die folgende Erklärung, die Göring der ausserdeutschen Welt gegeben hat; es geschah auf dem diplomatischen Empfang des Aussenpolitischen Amtes der NSDAP im Hotel Adlon zu Berlin am 12. Dezember 1934:

«Wenn die Behauptung aufgestellt wird, dass die Konzentrationslager Folterstätten seien, so erkläre ich derartige Behauptungen für frei erfunden und böswillig erdacht.»

In diesem Buch werden starke Worte im Allgemeinen vermieden. Doch muss gesagt werden, dass mit dem zitierten Satz der preussische Ministerpräsident und Reichsminister Göring wissentlich die Unwahrheit gesprochen hat.

Ohne Kommentar beurteilbar ist eine Erklärung Adolf Hitlers, die er am 30. Januar 1937 vor dem Reichstag abgegeben hat: «Die nationalsozialisti-

sche Revolution ist so gut wie vollkommen unblutig verlaufen. Ich darf es mit einem gewissen Stolz aussprechen: dies war vielleicht die erste neue Revolution, bei der noch nicht einmal eine Fensterscheibe zertrümmert wurde.»

In den Folterlagern leben Menschen, die wissen müssen, dass sie nie wieder herauskommen werden, solange das dritte Reich steht. Himmler hat als Chef der deutschen Polizei am 29. Januar 1937 in einem Interview des «Berliner Lokalanzeigers» gesagt: «Die Konzentrationslager sind für zwei Gruppen von Menschen notwendig. Das sind einmal die Unverbesserlichen, die immer die Funktionäre und Anführer politischer Verbrechen sind. Für diese Menschen werden wir die Tore der Konzentrationslager nicht wieder öffnen können...»

Das Reich Gottes

Wer darf sich vermessen, Zeugnis abzulegen, wie ein ganzes Volk denkt? Es gibt eine Menschengruppe, die von jeher das Ohr dicht an der Volksmeinung hatte; deren Stellung im Volke sich zwar heute langsam zu ändern scheint, die aber in ihrer Gesamtheit noch immer die wohl glaubwürdigste Zeugenschaft darstellt: die Priester. Das deutsche Volk ist in seiner Mehrheit protestantisch, und die Priester dieser protestantischen Kirche kämpfen seit Beginn der Diktatur gegen diesen einen verzweifelten Kampf um die Freiheit von Evangelium und Predigt.

Der Nationalsozialismus will zur Religion werden. Hitler persönlich, der nach dem Zeugnis des Kuraten Kascha noch 1918 im Kriegslazarett als gläubiger Katholik kommunizierte, hat sich seitdem von seiner Kirche ganz entfernt. Die Bibel hat er im Gespräch mit Dietrich Eckart eine «Satansbibel» genannt, was Eckart in seiner Schrift «Der Bolschewismus von Moses bis Lenin» mitgeteilt hat; die Schrift, die ein Zwiegespräch zwischen Hitler und Eckart wiedergibt, wurde im Parteiverlag veröffentlicht. Der Reihe nach sind nationalsozialistische Führer demonstrativ aus ihren Kirchen ausgetreten: Himmler, Streicher, der sächsische Statthalter Mutschmann, der oldenburgische Statthalter Röver; der Stabschef der SA Lutze liess seine Kinder nicht mehr taufen; der Katholik Goebbels steht wie sein Führer praktisch ausserhalb der Kirche.

Der Nationalsozialismus hat die evangelische Kirche auf doppelte, in sich widerspruchsvolle Weise angegriffen: er suchte sie gleichzeitig zu verwenden und zu vernichten. Nationalsozialistische Geistliche wie der Pfarrer Hossenfelder und der sogenannte Reichsbischof Müller rissen im ersten Sturm die

Herrschaft an sich, um aus der Kirche für sich und ihre Partei ein Instrument zu machen; die lauen und Gegenchristen der Partei dagegen, geistig geführt von Rosenberg, dem von Hitler ausdrücklich eingesetzten kulturellen Erzieher der ganzen Bewegung, wünschen die Kirche und die Religion des Menschenheils Jesus zu überwinden und einen deutschen Volksgott oder vielleicht auch die göttliche Verehrung des deutschen Volkes an die Stelle zu setzen. Der Nationalsozialist Kerri, von Hitler eingesetzter Reichskirchenminister, ging so weit, bei einer Weihnachtsfeier seines Ministeriums am 21. Dezember 1936 Hitler als Prophet neben Christus und die Nation an die Stelle Gottes zu setzen, indem er sagte: «In der alten Welt hätten die Menschen an dem Sinn ihres Lebens gezweifelt, bis ihnen Christus wieder Richtung und Halt gegeben habe und so mit Recht zum Heiland der Welt geworden sei. Auch heute hätten die Völker die Ehrfurcht vor dem Heiligen verloren gehabt, bis ein Mann unter den Deutschen aufgestanden sei, der dem deutschen Volk erneut Richtung und Stetigkeit gegeben habe, indem er es wieder in die göttliche Ordnung hineingestellt habe. Der gottgewollten blutbestimmten Gemeinschaft, das heiße also der Nation zu dienen, sei rechter Gottesdienst und Inhalt der nationalsozialistischen Lehre.»

Die Stimme der Priester

Im Vollbesitz der Gewalt haben diese Gegenchristen dennoch durch vierjährige Bedrängung die beiden Kirchen nicht niederwerfen können; die katholische Weltkirche in Deutschland nicht und die deutsche evangelische Kirche nicht. Die evangelischen Pfarrer, die sich zur «Deutschen Evangelischen Kirche» (sog. Bekenntniskirche) zusammengeschlossen haben, predigen vor überfüllten Gotteshäusern; in das evangelische Gemeindeleben ist wieder eine Glut gekommen, die ihm seit Jahrzehnten fehlte, und der über Leben und Tod gebietende Staat verbot zwar Austragung des Kirchenstreites in den Zeitungen, verhaftete gelegentlich Pfarrer zu Hunderten, sandte viele in Konzentrationslager, vermochte aber diesen selbstbewussten und in Wahrheit über das Kirchliche längst hinausgehenden Widerstand nicht zu brechen wie früher die Parteien; ein Beweis, dass Massen dahinter stehen. Die Deutsche Evangelische Kirche hat im Sommer 1936 eine Protestschrift an Hitler gesandt, und diese Protestschrift ist sicherlich eins der gültigsten Zeugnisse für den Seelenzustand des deutschen Volkes. Das Dokument wird dauernde Bedeutung behalten; es trägt die Unterschriften: Müller, Albertz, Böhme,

Forck, Fricke, Asmussen, Lücking, Middendorf, Niemöller, von Thadden. Diese Priester und frommen Laien deuten an einigen Stellen ihrer Schrift auch Dinge an, die ausserhalb des kirchlichen Bereiches geschehen sind, und sie sagen mit Worten, die gezwungenermassen trocken sein müssen, was offenbar breite Volksschichten bei diesen Dingen denken und fühlen:

«Weithin wird heute als gut angesehen, was dem Volke nützt. Ein solches Verhalten stellt Zweckmässigkeitserwägungen über die in Gottes Gebot geforderte Wahrhaftigkeit... An der Verkehrung des Begriffes der Freiwilligkeit in sein Gegenteil anlässlich von Sammlungen und von Werbungen zum Eintritt in Organisationen usw. (Anmerkung: zahlreiche Belege) wird dem evangelischen Christen diese aus dem Geiste einer völkischen Nützlichkeitsmoral stammende Missachtung des Wahrhaftigkeitsgebotes besonders deutlich.»

Also: es ist vieles nicht freiwillig, was freiwillig scheint; Spenden für sogenannte freiwillige Sammlungen nicht, Beitritt zu sogenannten freiwilligen Organisationen nicht, angeblich freiwilliger Besuch von Versammlungen nicht, erhobene Hände und lauter Jubel nicht. Evangelische Pfarrer stellen es fest. Sie stellen auch fest, wie es bei den sogenannten freiwilligen Volksabstimmungen zugegangen ist; sie haben Belege gesammelt und sprechen es aus, dass diese Abstimmungen zum Teil erzwungen, zum Teil sogar gefälscht sind: «Die Bewertung der Stimmzettel bei der letzten Reichstagswahl hat viele evangelische Christen in Gewissensnot gebracht. Sie ist darin begründet, dass der Nutzen des Volkes über die Wahrhaftigkeit gestellt worden ist. Evangelische Christen, die sich um der Wahrhaftigkeit willen zu ihrer Entscheidung bekannt haben, sind verhöhnt oder gar misshandelt worden (Anmerkung: Belege).»

Die evangelischen Priester stellen fest, dass der Staat Unrecht tut und Willkür übt: «Die evangelischen Christen sind auf Grund der Heiligen Schrift davon überzeugt, dass Gott der Schützer des Rechtes und der Rechtlosen ist; darum empfinden wir es als Abkehr von Ihm, wenn Willkür in Rechtsdingen einzieht und Dinge geschehen, die nicht recht sind vor dem Herrn.»

Und nun wird mit vollem Namen genannt, was in diesem Staat nicht recht ist, an welcher Stelle Gewalt und Lüge sich am sichtbarsten verbünden: «Das evangelische Gewissen, das sich für Volk und Regierung mitverantwortlich weiss, wird aufs Härteste belastet durch die Tatsache, dass es in Deutschland, das sich selbst als Rechtsstaat bezeichnet, immer noch Konzentrationslager gibt und dass die Massnahmen der Geheimen Staatspolizei jeder richterlichen Nachprüfung entzogen sind...»

Ein Volk ohne Meinung

Wenn das Mass des Polizeidrucks auch das Mass des Widerstandes von unten ist, dann muss die Diktatur auf einen erheblichen Widerstand im deutschen Volke stossen. Nun bedeutet der Ausdruck erheblich nicht in jedem Fall dasselbe. Innere Spannungen, die eine Demokratie in ihrer Elastizität ohne Schaden erträgt, würden das starre System der Diktatur sofort sprengen. Dem Begriff des totalen Staates entspricht die totale Zustimmung; auch ein schmaler Sektor des Widerspruchs ist bereits eine Bresche im System. Was das Individuum denkt, lässt sich nicht kontrollieren, am wenigsten am Manometer erzwungener Abstimmungen; aber die Äusserung der Gedanken und die Vereinigung der oppositionellen Meinungen mehrerer, somit den Schritt vom individuellen Gedanken zur politischen Wirklichkeit, kann ein unendlich gewaltiger und unendlich feiner Polizeiapparat verhindern. Das ist die Hysterie der Diktatur, dass sie nur vergnügte Gesichter um sich sehen kann und selbst vereinzelter Widerspruch sie in ihrem Wesen erschüttert. Der umfangreiche Apparat, den sie zur Bekämpfung dieses Widerspruchs aufbieten muss, zeigt somit zugleich ihre Stärke und ihre Schwäche.

Die eigentliche Leistung dieses Apparates ist demnach nicht die Niederhaltung, sondern überhaupt die Verhinderung einer Meinungsbildung im Volke. Es soll unmöglich sein, dass durch Austausch von Erfahrungen und Ansichten zwischen mehreren eine gemeinsame und von staatlicher Beeinflussung unabhängige Meinung über Politik entsteht. Furcht und Misstrauen sind wie Scheidewände zwischen die Staatsbürger gesenkt. Sie vertiefen und verbreitern ein persönliches Phänomen, das man die kausale Lücke des politischen Denkens nennen könnte, nämlich die Unfähigkeit vieler, vielleicht der meisten Menschen, Erfahrungen des Alltags selbständig auf politische Ursachen zurückzuführen. Sie findet ihre Ergänzung in einer psychologischen Lücke, die es möglich macht, dass dasselbe Individuum in derselben Sache ganz verschiedene und sogar entgegengesetzte Gefühle hegt und äussert, heute unzufrieden und morgen begeistert ist. In jedem Menschen ist ein bestimmter Vorrat an negativen und positiven Stimmungen vorhanden, und beide müssen sich, wenn der Anlass nicht wechselt, eben auf denselben Anlass ergiessen. Unter jedem persönlichen Regime ist es beobachtet worden, dass die gleichen Menschen, die auf die Regierung schelten, dem Monarchen zujubelten, denn Schelten und Jubeln haben ihre Zeit und suchen sich Ihren Weg.

Verhältnismässig leicht ist es noch, dem Behagen des deutschen Volkes unter seiner Diktatur nachzuspüren. Es beschreibt eine Kurve, die etwa in der ersten Hälfte des Jahres 1933 steil ansteigt und sich 1934 wieder senkt, 1935

unter dem Eindruck aussenpolitischer Erfolge abermals eine starke Spitze nach oben zeigt und seitdem eilig, ja seit Herbst 1936 steil abwärts geht. Das Bild dieser Kurve steht für alle Beobachter ziemlich fest, aber schwerlich vermag einer zu sagen, wo Null ist. Auf der andern Seite ist die technische Herrschaft der Diktatur über das deutsche Volk fester geworden. Bestand also die Stärke der Diktatur zu ihrem Beginn wesentlich in der Zustimmung breiter und der Resignation ebenfalls breiter Volksschichten, so besteht Anfang 1937 ihre Stärke in der blanken Macht und dem Fehlen einer eigentlichen politischen Meinung.

Die dauernde Aufgabe des Apparats auch unter wechselnden Umständen bleibt jedenfalls die Verhinderung der Meinungsbildung; und solange dies gelingt, ist es müßig, nach der politischen Meinung des deutschen Volkes zu fragen, sie aus den privaten Äusserungen von Unzufriedenheit oder den Massenausbrüchen von Begeisterung abzulesen. Die wirkliche Kraft der Diktatur wird nicht von Stimmungsausserungen, sondern von Tatbeständen gekennzeichnet. Zu diesen gehört die Bildung einer neuen Jugend, die eine Art Klassencharakter anzunehmen scheint; von der in dieser Jugend dem Regime drohenden Anarchie wurde schon gesprochen. Persönliche Anarchie greift unter dem Scheinbild und Vorwand einer kollektiven Disziplin den jungen Menschen und lässt an ihren Früchten die Saat dieser schneidigen Verantwortungslosigkeit erkennen. In einem offenen Brief, den die «Frankfurter Zeitung» am 16. Januar 1937 veröffentlichte, machte der Oberst der Wehrmacht Hilpert Mitteilungen über die mangelnde geistige Selbstzucht des Offizieranachwuchses, der ihm von der Hitler-Jugend und der von ihr beherrschten Schule übergeben wurde:

«Die Jugend geht auf körperlichem Gebiet von ganz richtigen Grundsätzen der Erziehung aus, wenn sie mit harten und schweren Dingen und grossen Anstrengungen fertig werden will. Sie lehnt es aber gossenteils zu ihrem und Deutschlands Schaden häufig ab, diesen Grundsatz und diese Einsatzbereitschaft auch auf geistiges Gebiet auszudehnen. Immer wieder hört man, dass Schüler schwierige, ihnen nicht liegende Prüfungsaufgaben nicht selbst bearbeiten, sondern entweder blank abgeben oder abschreiben oder dass andere sich bei solchen Prüfungsarbeiten krankmelden. Das ist unmännlich und kurzsichtig... Eine geradezu kindliche Auffassung ist es, dass viele Jungen nichts mehr lesen und verarbeiten wollen, was zwar für ihre Bildung nötig wäre, aber in der Schule nicht verlangt oder nicht unmittelbar benötigt wird. Man komme nicht mit der Ausrede, die Jugend habe heute keine Zeit, sie sei zu sehr anderweitig abgelenkt und beschäftigt...» Die Ausrede ist berechtigt; der Dienst in den Parteiformationen nimmt der Jugend die Zeit,

der dort herrschende Geist aber nimmt ihr zweifellos auch das Interesse an selbständiger geistiger Arbeit. Zu den grossen kulturellen Fortschritten der letzten Jahrzehnte gehörte die Entstehung eines neuen Schultyps, der die geistige Selbständigkeit der Jugend weckte und beschäftigte; jeder Sachkundige hat beispielsweise in Deutschland den Aufstieg dieser Erziehung in den neuen Ober- und Aufbauschulen beobachtet. Das Verhängnis des Zeitalters liess aber auf diese geistige Entfaltung die Ermüdung und die Flucht in eine Verantwortungslosigkeit folgen, die den Namen der Hitler-Jugend trägt.

Hier kündigt sich eine Gefahr an, deren Anfänge heute schon an vielen Stellen, in Schulen, auf den Universitäten, aber auch in den Fabriken oder beim Militär beobachtet und beklagt werden, gegen die neuerdings die Führung der Hitler-Jugend und des nationalsozialistischen Studentenbundes in Aufrufen, der Reichsminister des Innern und der Reichserziehungsminister in Erlassen einen verzweifelten Kampf führen: die Herabdrückung des Wertes des Menschen. Sie ist durch Massregeln nicht aufzuhalten, denn Massregeln beseitigen ihre Ursache nicht: die Geringschätzung des Individuums durch die Gewaltgemeinschaft. Was nicht geschätzt wird, verschwindet; gegen diese Regel der sozialen Ökonomie helfen keine Angst und keine Auskunftsmitel. Zwei Entwicklungen laufen gegeneinander: die Brauchbarkeit des Menschen wächst, sein Wert sinkt. Der Gemeinschaft gefügig, in sich ohne Halt; mit vielen Lawine, als einzelner Flocke – das ist die Massenware, die die Diktatur aus dem Menschen machen muss, wenn sie ihn dauerhaft in ihre Gewalt bekommt.

Für die Gegenwart aber ist es die wichtigste Tatsache, dass die Diktatur fast gar nicht in den sozialen Körper des deutschen Volkes eingedrungen ist. Sie hat als ihr Ziel die Überwindung des Klassenkampfes bezeichnet, und man muss ihr zustimmen; dies ist die Aufgabe unserer Zeit. Sie hat sogar gelegentlich zugestanden, dass nicht der äussere Kampf schlechthin, sondern seine Ursachen zu beseitigen seien. Sie hat somit die historische Tatsache des Klassenkampfes nicht bestritten, ohne ihn freilich zu erklären. Ob Hitler heute noch seiner früheren Meinung ist, der Klassenkampf sei von Juden erfunden und angestiftet worden, sei dahingestellt; gelegentlich hat er dem Bürgertum vorgeworfen, es sei genau so klassenkämpferisch wie das Proletariat. Die Diktatur hat die politisch richtige Formel gefunden, als sie sich an die gesamte Nation, d.h. an die gesamte ihr erreichbare Gesellschaft wandte, um sie zu einer Gesamtlösung der sozialen Frage zu bringen; denn die gesamte Nation verlangte nach dieser Lösung. Aber dann begnügte die Diktatur sich mit dem politischen Erfolg ihres Appells. In der ersten Begeisterung wurde das soziale Problem betäubt, aber nicht gelöst. Es kam zu keinem 4. August 1789, nie-

mand verzichtete auf seine Privilegien. Die sozialen Verhältnisse blieben, und die Klassengegensätze blieben; das ist der gesellschaftliche Tatbestand der nationalsozialistischen Diktatur von 1937. Der gewachsene Einfluss des Staates auf die Wirtschaft und die Einschnürung des freien Unternehmertums bedeuten nur eine Kränkung und Beschädigung von sozialen Interessen, deren Grundlage weiterbesteht und die daher auch ihre Parteirolle im Klassenkampf weiterspielen. Wie wenig sich die Lebensverhältnisse, Köpfe und Herzen der Menschen in den ersten vier Jahren der Diktatur geändert haben, zeigen die oben geschilderten Gegensätze beim Winterhilfswerk oder die zweimal, 1936 und 1937, unterdrückten Wahlen zu den Vertrauensräten der Betriebe. Über einer im Grunde unveränderten Gesellschaft erhebt sich der Staat als die Ordensburg einer militaristischen Oberschicht, die erst im Entstehen begriffen ist. Aus dem ganzen Volk soll diese Oberschicht ihre Mitglieder schöpfen; dieser Ausleseprozess soll von einer geistigen und moralischen Umbildung begleitet sein; wenn man den Worten zumal mancher Jugendführer glaubt, sogar von einer Umschichtung der Begierden und Bedürfnisse eines ganzen Volkes. Der soziale Pessimismus Hitlers macht sich das Ziel zweifellos einfacher; über der «Dummheit der Mitbürger» (Mein Kampf, S. 86), über der «Hammelherde von Hohlköpfen» (ebenda S. 86), über der «Majorität, das ist Dummheit» (ebenda S. 88), also über einer Masse, die wie eh und je nur «Brot und Spiele» verlangt (Gespräch mit Otto Strasser am 21. Mai 1930), sieht er eine Schicht thronen, die den Beruf zum Herrschen hat, weil sie den Willen und die Begabung zum Herrschen hat. Eine möglichst vollkommene Form der Herrschaft, ein möglichst die ganze Gesellschaft durchdringendes Befehlssystem, ein möglichst geringer Bedarf an Freiwilligkeit und eine möglichst weitgehende Ausschliessung des Vertrags zwischen Gleichberechtigten aus dem politischen Leben ist das Ziel. Der Staat ist der Inbegriff des gewaltsamen Vollzugs derjenigen gesellschaftlichen Funktionen, deren freier Vollzug nicht möglich ist; und es wird hier sehr wenig freier Vollzug für möglich gehalten. Die Willkür der Staatsgewalt, wie weit sie dem Einzelnen gegenüber gehen möge, findet immer ihre Grenzen am Begriff des gesellschaftlich Notwendigen; so macht denn auch die neue Herrschaft die Politik der Gesellschaft, die von ihr regiert wird. Sie plündert alle Klassen, aber sie lässt sie leben. Dies ist ihr sogenanntes politisches Geheimnis, auf das sie stolz ist. Hier beginnt sie mit sich selbst in Widerspruch zu geraten. Sie hat sich um sogenannter höherer Ziele, in Wahrheit um ihrer Macht und Sicherheit willen als nächstes Ziel den sozialen Frieden gesetzt; nicht aus Freude am Frieden, sondern weil ihr politischer Instinkt den sozialen Frieden als ein gesellschaftliches Bedürfnis erkannte,

dessen Befriedigung die Gesellschaft von jeder Herrschaft erwartet. Es ist das Bedürfnis einer ermüdeten und verantwortungslosen Zeit, die den sozialen Frieden dem sozialen Fortschritt vorzieht; die, vom Klassenkampf geschüttelt und stärker als frühere Epochen seiner bewusst, sich nach Klassenfrieden sehnt und seine Voraussetzung, die Klassenlosigkeit, nicht erkennt; deren klassenbewusstestes Organ sogar, die Arbeiterschaft, das Ziel nicht sieht. Denn die Arbeiterschaft wünscht Verbesserung und damit Verstärkung ihrer Klassenlage; sie kämpft, dem Gesetz der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung gehorchend, um Verminderung der eigenen Ausbeutung und wenn möglich um Ausbeutung des Kapitalismus, aber sie erstrebt nicht ihre eigene Aufhebung als Klasse, die in der Beseitigung aller Klassen beschlossen wäre. So von Sprengkräften durchtobt, starrt die Gesellschaft nach einem fernen Paradies des sozialen Friedens; aber ein Gewölk von Selbsttäuschung verdeckt den Weg dorthin. Von manchen Illusionen der Harmonie wie der radikalen Utopie enttäuscht, hat die Gesellschaft sich der unfruchtbarsten Illusion, der der Gewalt ergeben. Aber wenn die Gewalt wahren Frieden schaffen, die Ursachen des Kampfes beseitigen, die Sprengkräfte auflösen wollte, so würde sie selbst zu einer sozialen Revolution schreiten müssen, die sie gerade um ihrer Macht und Sicherheit willen vermeiden muss; und je länger sie die Revolution hinausschiebt, desto mehr rostet sie in die bestehenden Verhältnisse ein, desto unwahrscheinlicher wird es, dass sie zu einer Revolution überhaupt noch fähig ist, desto wahrscheinlicher wird es darum, dass sie gegen sie gemacht werden wird.

Hier zeigt sich die ganze flache Vordergründigkeit des Systems und seiner Führung, die die sozialen Bedürfnisse der Zeit umfassender und vollkommener fühlte als ihre marxistischen Gegner, jedoch weniger als diese von den Ursachen dieser Bedürfnisse begriff. Hellsichtig für den Drang der Zeit, blind gegen seine Ursachen, unfähig zur Heilung, aber mächtig genug zur Betäubung – so liegen die Diktaturen über dem Geschichtstal, das Ermüdung und Verantwortungslosigkeit aus unserer Zeit gebildet haben; durchdringend und allgegenwärtig wie schwere Wolken, bis der oft leise, oft weit-schichtige, dann wieder stürmische und kompakte, aber stets wirkende Drang der Menschheit nach oben wie aufsteigende warme Luft sie auflöst, die Schluchten und den Himmel reinigt.

26. Der Führer und sein Heer

Gottgesandter Baumeister

Im Frühjahr 1936 stattet der Führer und Reichskanzler, Oberster Befehlshaber der Wehrmacht Adolf Hitler einem süddeutschen Armeekorps einen Besuch ab. Im grossen Saal des Korpskommandos hält er mit dem General und den Offizieren Cercle.

Ein SS-Adjutant tritt herein und meldet, dass der Herr Reichsstatthalter dem Führer seine Aufwartung zu machen wünsche. Hitler antwortet nicht, der Adjutant verschwindet wieder. Die Unterhaltung mit den Offizieren geht fröhlich weiter. Nach einer Weile erscheint der Adjutant von neuem, meldet abermals seinen Reichs Statthalter; wieder keine Antwort. Als der Adjutant zum dritten Mal antritt, wendet Hitler sich zum Kommandeur und fragte ihn, ob er etwas dagegen habe, wenn er, der Führer, jetzt den Reichsstatthalter empfangt? Der bestürzte Kommandeur findet kaum Worte, um seinen Obersten Befehlshaber darauf hinzuweisen, dass er doch schliesslich Oberster Befehlshaber sei und keiner seiner Generale es sich auch nur einfallen lassen dürfe, in solchem Falle überhaupt gefragt zu werden. Der Statthalter wird hereingeführt, hebt den Arm, ruft: «Heil, mein Führer!» Der Führer hebt die Hand zum Dank, der Statthalter macht mit einem Satz seine Meldung und wird mit einem Satz als Antwort wieder entlassen. Später unterhalten sich die Offiziere über ihren schüchternen Obersten Befehlshaber.

Was ist der Sinn dieser von glaubwürdigsten Gewährsmännern mitgeteilten Anekdote? Vielleicht wird er gedeutet durch eine Bemerkung Hitlers, die der Major Förtsch, der literarische Sprecher des Reichskriegsministeriums, in einer seiner Schriften voll Nachdruck zitiert: «Wenn das Heer nicht in den Tagen der Revolution auf unserer Seite gestanden hätte, dann ständen wir nicht hier.» Willegis, Willegis – denk, woher du kommen bis !

Blomberg wiederum, der Generalfeldmarschall der Diktatur, hat den Gefreiten des Weltkrieges aus dem Wiener Obdachlosenasyll einen «gottgesandten Baumeister» genannt; er habe weiter gebaut auf Grundmauern, die die Wehrmacht jahrelang «in unscheinbarer Arbeit» errichtete.

Im Verhältnis zwischen Hitler und seinem Heere begegnen sich wechselseitige Gefühle der Abhängigkeit und der Hingabe, die nicht völlig aufeinander passen, die auch machtpolitisch allein nicht zu erklären sind und die im ganzen doch eine grössere Innigkeit ergeben, als sie vor Jahren zwischen dem Gefreiten und den Generalen bestand.

Das Bündnis mit dem Heer ist das Lebenswerk des nationalsozialistischen Parteiführers. Das Heer ist vielleicht das einzige, wovor er – ausser vor sich selbst – Respekt hat. Einem hohen Offizier sagte er 1932, noch als Führer der Opposition: es gäbe im Nachkriegsdeutschland überhaupt nur zwei grosse Leistungen, nämlich den Aufbau der nationalsozialistischen Bewegung und den Aufbau der Wehrmacht. In dem Satz liegt ebensoviel Schmeichelei wie Stolz.

Er bedeutet die richtige Kennzeichnung der zwei grossen Körper, die, nebeneinander wachsend, oft einander feindselig, schliesslich dennoch einander stützend und ergänzend, in illegaler, gesetzesfeindlicher und revolutionärer Arbeit den republikanischen Staat der Weimarer Verfassung zerbrachen, eine neue Macht errichteten und diese als Beute miteinander teilten. Es ist eine aufwieglerische, wider die staatsbürgerlichen Pflichten und den eigenen Eid verstossende Arbeit auf jeder Seite gewesen; und die enge Verbrüderung von heute ist die notwendige Frucht dieser jahrelangen gesetzwidrigen Nebenbuhlerschaft und des schliesslichen gesetzwidrigen Zusammenspiels.

Der Nationalsozialismus war die politische Bewegung, die gegen die Gesetze Waffen trug; die alte Reichswehr war der Waffenträger, der gegen die Gesetze Politik machte. So entstand das dritte Reich.

Der Klassenkampf des Schwertadels

Die deutsche Reichswehr entstammte den Resten jenes Weltkriegs-Heeres, dessen letztes Unternehmen ein Versuch zur Niederschlagung der deutschen Revolution von 1918 gewesen war. Mit dem Entschluss, den Verlust des Krieges hinzunehmen, um wenigstens den Bürgerkrieg zu gewinnen, hatte die Oberste Heeresleitung im Herbst 1918 das Heer nach Hause geführt. Der Versuch war, wenigstens in dem beabsichtigten Umfang, misslungen, weil den Heeresresten Kraft und Wille hierzu fehlten und den Führern vor dem unbekanntem Phänomen der Revolution der Mut entsank. In der Heeresleitung trat so gut wie bei andern Behörden und bei bürgerlichen Privatleuten jenes Vakuum der Stimmung ein, das entschlossenen revolutionären Führern

fast unbeschränkte Gelegenheit zum Handeln bot – vergeblich bot. Als beschäftigungslose Mannschaften, Unteroffiziere und Offiziere sich der Regierung Ebert zur Verfügung stellten, konnte diese mit ihnen praktisch alles machen, auch ihnen ein politisches Ziel geben; doch dazu musste sie selbst eins haben. Es ging hier wie anderswo: das in jedem Sinn führerlose Heer begann, als es nirgends wahre politische Autorität sah, sich ein eigenes Ziel zu suchen.

Aber über dieses Ziel gibt es viele falsche Vorstellungen. Die wachsamsten und glühendsten Republikaner sahen in der Reichswehr den Feind, weil sie glaubten, sie wolle die Wiederherstellung der Monarchie, die unbeschränkte Herrschaft der Kapitalisten, die Niederknüppelung der Arbeiterschaft und ausserdem und am Ende von allem den Krieg. Nichts davon war wahr. Es gab unter den Reichswehroffizieren selbstverständlich Monarchisten, und anfangs nicht wenige; es gab unter ihnen Söhne, Schwiegersöhne, Brüder und Vettern reicher Unternehmer, Gutsbesitzer oder Bankiers; es gab unter ihnen rückständige oder auch allenfalls leutselige Verächter des Proletariats; und schliesslich bereitet sich jeder Soldat auf den Krieg vor. Aber die Stimmungen und Gereiztheiten der Revolutionszeit traten im Laufe der Jahre zurück; die Probleme und Gegensätze, die den Wechsel der Staatsform begleiteten, versanken in der Flut neuer Aufgaben. Männer mit bürgerlichen Namen wurden allmählich Generale; der zum Generalleutnant aufgestiegene Bürgerliche wurde nicht mehr durch Nobilitierung dem Adel beigesellt. Diese ganze einstmals so stolze Kaste war kein Ziel des Aufstiegs mehr und damit auch nicht mehr die sich stets erneuernde Quelle der Macht. Ludendorff, Feldherr des Weltkriegs, hatte die Nobilitierung durch den Kaiser abgelehnt. Über den Monarchismus ehrwürdiger Feldmarschälle begannen die jungen Offiziere zu lächeln; die Verwandtschaft in Industrie, Finanz und Grundbesitz erfährt in Zeiten der Krise von den Vettern in Uniform eher Kritik als Mitleid; zu den politischen Beratern Schleichers gehörte ein Mann, der ein Buch über das Ende des Kapitalismus geschrieben hatte.

Die Masse der deutschen Berufsoffiziere der Vorkriegszeit gehörte aber weder zur begüterten noch zur eigentlich herrschenden Schicht; diese Masse bestand nicht aus Gardeleutnants, sondern aus den unbekanntenen «Linienoffizieren» schlichter Regimenter in einfachen Garnisonen. Sie entstammten vielfach Familien, in denen der Offiziersberuf sich vererbte und das Offiziersgehalt des Familienvaters die weitaus wichtigste Einkommensquelle bildete; es war jene Offiziersschicht, die bitterschwer kämpfen musste, um bei Heiraten die von der Armee geforderte Vermögenskaution zu beschaffen. Dieser vom Generalleutnant ab regelmässig mit dem persönlichen Adel versehene Offizier – sogenannter «Schwertadel» – gehörte sozial eher zum

Kleinbürgertum als zur Oberschicht; seine Beziehungen zu dieser waren locker, innerlich oft feindselig, und nicht ihre Güter und Vorurteile hatte er zu verteidigen, als eine Zeit mit neuen Drohungen und Hoffnungen heraufstieg. Der Klassenkampf der Offiziere begann, das Aufbegehren der Majore gegen die Generale. Da die Republik sich mit den Generalen leidlich verständigte, bekam sie die Majore gegen sich.

Das wirtschaftliche Kennzeichen des Zeitalters wurde die Entwertung und Entheiligung des Eigentums; sein soziales Merkmal war das Hervortreten der Funktion und das Zurücktreten des Besitzes; sein politisches der Verfall der Besitzdemokratie und das Aufsteigen der Gewaltgemeinschaft. Das waren Tendenzen, denen jede politische Körperschaft mit oder ohne Willen folgte; Ziele von gestern erstarben zu Schlagworten, und diese wurden allmählich vergessen. Dieses Heer kämpfte nicht mehr für einen König, nicht mehr für eine Rechtsordnung bestimmten Inhalts, auch nicht mehr gegen eine Revolution ihrer verderblichen Ziele wegen; es kämpfte nur für sich selbst. Unvermeidliches Schicksal jedes langdienenden Heeres; doch war der Egoismus der Reichswehr nicht volksfremd, sondern von einer gierigen Volksnähe. Dies Heer der Hunderttausend fühlte in sich die Bestimmung, ein ganzes Volk von siebenundsechzig Millionen militärförmig zu machen. Der Weltkrieg hatte diesen Generalstäblern die Lehre hinterlassen, dass im Volk jeder Mensch und im Menschen jeder Gedanke militärisch sein müsse, wenn Kriegführen überhaupt Sinn haben sollte. Die deutsche Revolution ist nicht das grosse Erlebnis des deutschen Volkes, wohl aber das grosse Erlebnis seiner Offiziere gewesen; eine psychologische Macht war ihnen entgeggetreten, die sie noch nicht kannten, und hatte sie überwältigt, weil sie sie nicht kannten. Gründlich, umfassend und planvoll war der militärische Gegenschlag. Das Heer unternimmt es, das Volk geistig zu organisieren.

Das Arbeiterheer

Zu den Kennzeichen der modernen Gesellschaft gehört der unverhältnismässig grosse psychologische Einsatz für unverhältnismässig kleine Ziele; der deutsche Militärkörper der Nachkriegszeit beschlagnahmte folgerichtig das ganze Volk für einen etwaigen Krieg, dessen Ergebnis diesen Aufwand keinesfalls lohnen konnte.

Von tausend politischen Experimenten der Reichswehr war eins die Schöpfung der nationalsozialistischen Arbeiterpartei in München gewesen. Dieses Geschöpf hatte seine Mission am besten verstanden: «Die Partei gibt

dem Heer das Volk, und das Volk gibt dem Heer die Soldaten», sagte Hitler 1934 auf dem Nürnberger Parteitag.

Die Revolutionen des zwanzigsten Jahrhunderts sind der Ursprung eines neuen Militarismus. Denn in ihnen wird zum ersten Mal ein funktionierendes Heer angegriffen, ernstlich erschüttert und damit zum Kampf auf Leben und Tod herausgefordert. Nicht die Krone, keine Klasse, weder Besitz noch Privileg ist der wahre Feind dieser Revolution, sondern das Heer schlechthin. Revolution und Heer kämpfen miteinander um die Kraftquelle der modernen Gesellschaft, um das Proletariat. Auf dem gebildeten Arbeiter, dem Intellektuellen des vierten Standes, beruht die Kraft der heutigen Heere; in diesen proletarischen Intellektuellen aber glimmt oder brennt – je nach Reife und Schulung – der grosse Gedanke des Fortschritts und der Freiheit, der in seiner harmonischsten Fassung sich Demokratie nennt und in seinem wildesten Ausbruch Revolution wird. Auf diesen menschlichen Quellstoff der modernen Gesellschaft, auf diesen Proletarier, der mehr und mehr zum eigentlichen Intellektuellen des technischen Zeitalters werden wird, ist jeder Militarismus angewiesen, der nicht an Auszehrung sterben will. Das hat schon der Weltkrieg gelehrt, in dem die Regimenter aus Industriegebieten bei allen Heeren als die brauchbarsten galten; das hat die Nachkriegszeit mit ihrer «Armee von Monteuren» bewiesen und zur Grundtatsache aller Kriegführung gemacht. Das Heer braucht den Arbeiter, darum kämpft es gegen die Revolution; nicht für die Throne und nicht für die Kassenschränke, sondern für sich selbst. Es mag nur ein historischer Zufall sein, dass der politische Volksklub der Münchner Reichswehr sich gerade Deutsche «Arbeiterpartei nannte; aber es ist kein historischer Zufall mehr, dass dieser Name sich hielt und später, nach Jahren der Trennung, mit dem Heer wieder eng zusammenwuchs. Und sicher ist es auch mehr als ein Zufall, dass die neue Verbrüderung zwischen Reichswehr und Nationalsozialismus gerade damals begann, als die Partei ihren Namen zu verwirklichen anfang und ihre Mitglieder, statt nur aus dem Bürgertum, mit grossen Hüben aus dem Proletariat schöpfte.

Der Kampf um den Arbeiter ist das grosse politische Programm des neuen Militarismus. Der Kampf gegen die Revolution ist damit des Militarismus eigene Sache geworden. Seine Politik erhält ihr eigenes Gesetz. Der Militarismus löst sich aus der scheinbar unlöslichen Verbindung mit Traditionen, Idealen und Gesellschaftsordnungen, die im Strudel der Geschichte über Bord gehen; in seiner Existenz bedroht, macht er seine Existenz zum Selbstzweck und wird sich selbst genug.

Es ist ein anderes Heer als früher. Es ist auch ein anderer Krieg als früher.

Auf vier Grundtatsachen beruht die politische Militarisierung eines modernen Volkes:

Das Heer bedarf des ganzen Volkes.

Die Technisierung der Gesellschaft bringt dem Heer einen vereinheitlichten, bereits «innerlich uniformierten» Menschentyp.

Die dennoch nie ausrottbare, in mehr oder minder vielen Menschen vorhandene Spontaneität hält die Gefahr politischer Störungen wach, die stets von einer Minderheit ausgehen, aber die Mehrheit ergreifen können.

Mit Mitteln der reinen Militarisierung ist diese Gefahr nicht zu bekämpfen.

Auf diesen vier Grundtatsachen beruht auch die Geschichte der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei in ihrem Verhältnis zum deutschen Heer.

Die revolutionssichere Armee

Dieses Heer ist vom ersten Tage an ein politischer Körper gewesen. Sein Ziel war, «revolutionssicher» zu werden. Den Kampf gegen die Revolution hatte es zunächst mit militärischen Mitteln geführt; es hatte «Erfolge, aber keinen Erfolg. Revolutionäre Bewegungen wurden niedergeschlagen und der aus ihnen hervorgegangene Staat geduckt; aber die Revolution war nicht verhindert worden, und das Heer blieb getroffen. Den Behörden des republikanischen Staates war das neue Heer an manchem Punkte auf oft bösartige Weise überlegen, aber das war innerhalb eines Volkes von zeitweise gelähmter Militärfreudigkeit nur eine sehr relative Macht. Als ein Teil des Heeres die durchaus nicht volkstümliche Regierung im Jahre 1920 stürzen wollte – der sogenannte Kapp-Putsch – und der andere Heeresteil, statt diese Regierung zu schützen, in mindestens wohlwollender Neutralität den Aufrührern zusah, rangen die Arbeiter in einem sechstägigen Generalstreik die bewaffnete Rebellion nieder.

Das Heer, das diese Niederlage erlitt, war bereits die von den Siegern des Weltkrieges Deutschland aufgezwungene Berufsarmee, zuerst zweihunderttausend Mann stark, dann gemäss dem Versailler Vertrag wenigstens offiziell auf hunderttausend verkleinert. Selbst diese Kleinheit brauchte nicht nur Nachteile zu haben. Es gibt eine Kriegslehre, die die künftige Kriegsentcheidung einem verhältnismässig kleinen Frontheer (wenn auch nicht gerade nur hunderttausend Mann) überlassen und das Massenaufgebot der mobilisierten Staatsbürger für die riesenhaft gewachsenen technischen und wirt-

schaftlichen Kriegsaufgaben verwenden will; diese Theorie ist mit dem Namen des General von Seeckt, des Schöpfers der Reichswehr, verknüpft. Namentlich aber scheint eine kleine Berufsarmee ein ideales Machtinstrument für die innere Politik zu sein; exklusiv, volksfremd, unsentimental und egoistisch, lässt sie sich ohne die Gefühlshemmungen des Volksheeres auch in schwierigen Situationen einsetzen, ist einem politischen Appell über die Köpfe ihrer Befehlshaber hinweg so gut wie unzugänglich und wird deshalb selbst ohne ernstlichen Einsatz stets in dem Sinne auf die politische Wagschale drücken, in dem diese Befehlshaber es wollen.

Indessen war das Heer damit nicht zufrieden, denn es wollte etwas anderes und viel mehr sein als ein Machtinstrument. Wenn hier von dem Heer und seinem Willen gesprochen wird, so handelt es sich nicht darum, was manche Generale oder viele Leutnants oder gar der schwer ergründbare «gemeine Mann» in ihren Köpfen wälzten; sondern um das, was das Heer nach seiner Lage wollen musste, durch sein Verhalten forderte und durch sein Gewicht schliesslich herbeiführte. Das Heer wollte das ganze Volk, weil es seiner bedurfte.

Zwei Hindernisse waren zu überwinden: erstens die militärischen Bestimmungen des Friedensvertrages, zweitens die Abneigung der militärisch wichtigsten Volksschicht, der Arbeiterschaft, gegen den Krieg.

Der deutsche Arbeiter, im Weltkrieg ein glänzender Soldat, hat nach ihm die Waffe geworfen und ist in tiefem Abscheu nach Haus gegangen; aus dieser Abneigung der Arbeiter gegen die Uniform entsprangen die ersten Niederlagen der jungen Republik, die zu ihrem notwendigsten Lebensschutz nicht genügend bewaffnete Anhänger zur Verfügung hatte. Mit einer verhältnismässig kleinen Truppe lässt sich ein schwankender Staat beherrschen; diese kleine Truppe bestand 1918 nicht aus den Siegern der Revolution, sondern aus zusammengebliebenen oder neugesammelten Resten des alten Heeres. Diese Reste haben dann dem Militarismus die Gasse zur Rückeroberung des deutschen Volkes gebahnt. Denn der Kampf gegen die aussenpolitische Entwaffnung war nur zu gewinnen, wenn der deutsche Arbeiter ihn mitkämpfte. Dass er es tat, war keineswegs selbstverständlich. Man spricht viel von der Militärfrommheit des Deutschen, von dem Respekt vor dem Feldwebel, der dem deutschen Proleten in den Knochen sitze. Derartige Redensarten gründen sich auf die falsche Theorie von den unveränderlichen Volkscharakteren; die Wahrheit ist, dass jedes Volk von seiner Geschichte gebildet, erzogen und auch verändert wird. Wie rasch und tief diese Veränderungen oft sind, lehrt überall in der Welt ein Vergleich zwischen den von früher überlieferten sprichwörtlichen «Nationaleigenschaften» und dem wirklichen Volksnaturell der Gegenwart. Der deutsche Arbeiter, von seinen

sozialistischen Idealen – freilich nicht ohne eigene Schuld – unter der Republik im Stich gelassen, verfiel erst danach wieder dem einzigen Ideal, das geschichtlich in Deutschland noch vorhanden war, dem nationalen und militärischen. Hier ein charakterliches Volksverhängnis und eine unvermeidbare Schickung sehen, heisst von dem Geisterkampf nichts wissen, aus dem die Geschichte besteht.

Auch der Antimilitarismus des deutschen Arbeiters ist eine historische Tatsache, die zu einer bestimmten historischen Situation gehörte. Es war sein ursprünglich aus sozialen Ursachen hervorgegangener Widerstand gegen das preussische und kaiserliche Heer, der dann nach vier Jahren eines zermürbenden Weltkrieges in Gestalt einer pazifistischen Revolution zur Flamme wurde. Doch ist zwischen dem Militaristischen und dem Militärischen zu unterscheiden. Der deutsche Arbeiter hat immer Sinn für die Zweckmässigkeit militärischer Methoden gehabt; die sozialdemokratische und gewerkschaftliche Arbeiterbewegung der Vorkriegszeit suchte in Organisationskunst und Disziplin mit dem Militär zu wetteifern. Nach dem Kriege schufen die beiden sozialistischen Parteien sich grosse militärähnliche Verbände: die Sozialdemokratie das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, die Kommunisten den Roten Frontkämpferbund. Hier zeigte sich die Arbeiterschaft erfasst von einem wichtigen Gesamtzug der deutschen Politik; sie wollte ihn benutzen, um für ihre eigenen Ziele Politik zu machen. Diese Hinwendung der Arbeiterschaft zum politischen Militarismus begegnete gewissermassen der Hinwendung des offiziellen Militärs zur Politik und zum Proletariat; in Ursprung und Gesinnung verschieden, vereinigten beide Tendenzen sich schliesslich zu einer Gesamtwirkung. Das war eine psychologische Bewegung, mit der die republikanischen Regierungen, ihre Parteien und Verbände nichts Rechtes anzufangen wussten, die sie sogar auf unfruchtbare Art oft bekämpften. Es muss gesagt werden, dass die objektiv berechnete Furcht der Republik vor ihrem Heer auch eigener Schuld entsprang. Die Republik hat es nicht verstanden, ihre Reichswehr zu behandeln und an sich heranzuziehen. Die drohende Sonderstellung des Heeres in dem unglücklichen Staat von Weimar entsprang nicht nur dem bösen Willen der Offiziere; sie stärkte ihn, wo er vorhanden war; sie zerstörte guten.

Der unbedingte Wille des Heeres zum rein militärischen Zweck; das Streben, alle Geistes- und Willenskräfte des Volkes als Mittel für diesen Zweck benutzen zu können, die notwendige militärische Verständnislosigkeit für alle vom Wehrgedanken abweichende Spontaneität im Volke erzeugten die sogenannte unpolitische Haltung der Reichswehr. Sie war nicht die Finte und die Farce, die Gegner von links darin gesehen haben. Das Heer wollte ein militärisches und deshalb unpolitisches Volk, denn Politik bedeutet Durchsetzung des eigenen Willens, Militär aber Gehorsam. Die Entpolitisierung der Deutschen ist der Inhalt des Kampfes, den die Reichswehr um das Volk führt; die Nationalisierung ist die Methode, die Militarisierung das Ziel. Da oft Ziel und Methode verwechselt werden, wiegten und wiegen viele Militärs sich in der Hoffnung, durch militärische Schulung politische Gegner gewinnen zu können. Dass in der Kompagnie aus dem röttesten Kommunisten binnen vier Wochen ein begeisterter Soldat zu machen sei, ist die Überzeugung vieler Offiziere; ein so glänzender Soldatenerzieher wie Röhm hat es oft ausgesprochen. Dieser Versuch der Reichswehr, als militärischer Körper, durch militärisches Vorbild und durch militärförmige Erfassung breiterer Schichten in Kursen und Wehrverbänden das Volk geistig an sich zu bringen, kennzeichnet die Politik der Reichswehrrführung, namentlich zwischen 1923 und 1931. Diese Politik vollzog sich und gipfelte unter dem Reichspräsidenten, Generalfeldmarschall und Oberbefehlshaber von Hindenburg; sie geschah mit seinem Willen und trägt mit Recht seinen Namen.

In der Reichsverfassung, die gerade in all ihren Kompromissen zweifellos den Willensausdruck des Volkes darstellte, war ein solcher Ehrgeiz der Reichswehr nicht vorgesehen. Er widersprach allem, was unterschrieben und beschworen war; auch dem Treueid. Mit welcher Kaltblütigkeit aber manche politischen Köpfe der Reichswehr ihren Soldateneid hinweginterpretierten, zeigt eine Äusserung des Majors Förtsch. Der Soldateneid der Reichswehr enthielt das ausdrückliche Gelöbnis zur «Treue der Reichs Verfassung»; der Soldat schwor, dass er «als tapferer Soldat das deutsche Reich und seine gesetzmässigen Einrichtungen jeder Zeit schützen, dem Reichspräsidenten und meinen Vorgesetzten Gehorsam leisten» wolle. Dieser Eid enthielt eine Anzahl deutlicher und unverfälschbarer Pflichten; er stellte mit Absicht die Verfassungstreue voran, weil er vom Soldaten in erster Linie Gehorsam gegen den Volkswillen fordern, sein staatsbürgerliches Verständnis für den Volkswillen wach halten sollte; ausserdem wurde von den Offizieren erwartet, dass sie dieses Verständnis förderten. Der Offizier Förtsch aber berichtet

in seiner genannten Schrift, dass «der Soldat aus einem gesunden inneren Gefühl heraus die Gehorsamsverpflichtung gegenüber dem Reichspräsidenten und den von ihm bestimmten Vorgesetzten über die Verfassungstreue stellte». Das gesunde innere Gefühl hätte also den Soldaten zu einem glatten Eidbruch gebracht, wenn man nicht wüsste, woher das Gefühl kam; fügt doch Förtsch, damit ja kein Zweifel sei, sofort hinzu, «dass eine kluge nationale Führung der Wehrmacht den Soldaten vor solchem Zwiespalt bewahrte».

Wenn ein wesentliches Merkmal des Militarismus in der absoluten Verwendung des Menschen als Mittel zum Zweck besteht, so reicht hier diese Herabdrückung menschlicher Werte auf das Niveau des Mittels bis in die Moral.

Hitlers grosses Spiel

Indessen ist der Versuch, das Volk allein durch das Heer zum Heer zu machen, nicht gelungen. Politische Umstände verschiedener Art haben es verhindert; spielten anscheinend die aussenpolitischen Fesseln eine Hauptrolle, so wirkte in Wahrheit viel entscheidender der innere Gegendruck breiter Volksschichten, namentlich der Arbeiterschaft, der sich in der politischen Haltung grosser Parteien durchsetzte. Die Kommunisten und Sozialdemokraten waren, so kompromissvoll auch die Haltung der Sozialdemokratie oft erschien, zweifellos nicht armeefreundlich, in erster Linie aus innerpolitischem Misstrauen; die mächtige katholische Zentrumsparterie war es grundsätzlich, barg aber im Innern eine starke Opposition dagegen. In eine wirkliche Krise aber geriet die Politik der Reichswehr, als ihre eigene politische Schöpfung aus frühen Tagen, die Partei Hitlers, sich gegen sie wandte. Zwar der Putsch von 1923 war vom Heer, wenn auch mit Schwanken und Ingrim, überstanden worden, da innerpolitische Zielsetzungen, über die unter den Gegenrevolutionären ohnedies keine Einigkeit bestand, diese Fehlzündung veranlasst hatte. Die Reichswehr war damals erst in der Bildung begriffen, ihre Politik noch nicht entworfen; der Nationalsozialismus war bereits eine Kraft, aber noch keine Macht. So war nichts Endgültiges geschehen, und der Bruch wurde überstanden, als die Rebellen, niedergeschossen, zunächst rasch ihre Bedeutung verloren. Meinungsverschiedenheiten zwischen aktiven Oberleutnants und zu Parteiführern gewordenen Gefreiten über innenpolitische Fragen hätten die Reichswehr nie allzusehr beunruhigt; Offiziere pflegten Politik selten ganz ernst zu nehmen. Der Radikalismus der wiedererstandenen Nationalsozialisten

hätte die Reichswehr also nicht erschreckt. Die Lage wurde für sie aber kritisch, als Hitler die Parole ausgab, für den gegenwärtigen Staat würden die Nationalsozialisten, selbst im Falle eines äusseren Krieges, keinen Finger rühren. Diese Absage an die Landesverteidigung, in solcher Schärfe ausser von den Kommunisten von keiner andern Partei ausgesprochen, war bei ihrer ersten Formulierung im Jahre 1928 kaum beachtet worden; sie wurde dagegen eine politische Tatsache ersten Ranges, als Hitler, inzwischen Führer der grössten deutschen Partei geworden, sie 1931 in einer Rede zu Lauenburg dicht an der polnischen Grenze wiederholte. Die Drohung richtete sich keineswegs nur gegen Einrichtungen, Körperschaften oder Repräsentanten der Republik im Allgemeinen, sondern war betont und gemünzt auf die Reichswehrführung; diese verstand es wohl.

Im November 1932 war es so weit, dass Nationalsozialisten und Kommunisten in der Reichshauptstadt durch einen gemeinsamen Streik die Verkehrsmittel lahmlegten. Damals sagte Schleicher im Kabinett: wenn diese beiden radikalen Parteien sich einmal gemeinsam gegen den Staat erheben sollten, dann werde die Reichswehr nicht imstande sein, den Staat zu schützen. In dem zweideutigen Satz verbarg sich das innenpolitische Programm der Reichswehr, das die Jahre immer schärfer herausgezeichnet hatte. Selbstverständlich konnten die Maschinengewehre, Minenwerfer und Flachbahngeschütze des Heeres jeden gewaltsamen Auf stand niederwerfen. Aber das Heer wollte nicht in einen Kampf gegen Gruppen verwickelt werden, die wesentliche Teile der Arbeiterschaft darstellten; es wollte nicht durch einen zweiten Spartakusaufstand abermals sich das Proletariat auf viele Jahre hinaus entfremden.

In jenem Geständnis Schleichers kann man einen Gipfelerfolg von Hitlers Taktik gegenüber der Reichswehr sehen. Als der Nationalsozialismus die Arbeiter an sich zog, wurde er der Reichswehr erst wirklich wertvoll. War Hitler in den Augen der deutschen Oberschicht an sich der Magier, der die Masse fing, bändigte, aber notfalls auch mit ihr drohte, so musste die Reichswehr in ihm den Gegenspieler erkennen, der fertigbrachte, was ihr versagt blieb: zum Mindesten Teile der Arbeiterschaft, das heisst des wertvollsten Grundstoffs für ein künftiges Heer, zu gewinnen und für dieses Heer gebrauchsfertig zu machen.

Die Reichswehr erkannte den Ausgang des Spiels an und fügte sich in die Tatsachen. Das Ergebnis war nicht nur der 30. Januar 1933. Das Ergebnis war auch alles, was folgte: Ausnahmezustand, Reichstagsbrand, Konzentrationslager, Folterungen und Morde, Judenboykott und Christenverfolgungen, Zerstörung der Rechtsparteien, die Abschlachtung Schleichers und Bredows. Die Reichswehr zahlte mit Schweigen und Gewährenlassen, denn «die Partei gab ihr das Volk».

Wollte die Partei dies?

Die Partei ist nach Ursprung und Geschichte ein Gewalthaufen verlorener Leute, ein Boot voll gescheiterter Existenzen, eine Bande von zum Teil begabten Hemmungslosen. Wenn diese sonderbare Schar dank einer merkwürdigen Konstellation des Schicksals das deutsche Volk tatsächlich fangen konnte, dann tat sie es zweifellos nicht, um es jemandem andern zu «geben».

Der Abfall aller Klassen, der die Partei bildet und sich in Charakteren und Schicksalen der wichtigsten Führer so farbig spiegelt, ergibt als soziales Ganzes die furchtbare Erscheinung des «Grossen Minderwertigen», ist aber nicht etwa ein Riesenheer von lauter persönlichen Taugenichtsen. Das Zerbrechen von Existenzen ist heute in allen Ländern ein soziales Schicksal kraft höherer Gewalt, und ohne Kenntnis der Charaktere lässt sich nicht von Schuld sprechen. Doch bleibt es ein Schicksal, das, auch wenn unverschuldet, auf die Dauer die soziale Tauglichkeit der Betroffenen verändert, und eine Zusammenhäufung solcher Naturen in einer grossen politischen Bewegung muss Folgen haben, deren Furchtbarkeit die Furchtbarkeit der sie auslösenden Einzelschicksale in tausendfacher Vergrösserung wiederholt.

Kern und Kraft dieser Bewegung der Gescheiterten war eine irreguläre Armee, an die Gewalt gewöhnt wie jeder Waffenträger, von den Hemmungen regulärer Truppen frei, nach Vergeltung an wahren oder eingebildeten Feinden schon aus dem eigenen Schicksal heraus dürstend, zur Verachtung gegnerischen Lebens von der Führung erzogen und angespornt, im Kampfwert sehr ungleich, von Röhm immer wieder ermahnt: «Nie den Gegner fürchten! Die andern fürchten sich genau so wie ihr.»

Den Gegner hatte diese Truppe viel weniger zu fürchten als den eigenen Führer. Das Verhältnis Hitlers zu «seiner» SA ist erfüllt und gespannt von dem Widerspruch des eigenen Lebens, dem ewigen Blick aus realen Niederungen zu erträumten Höhen. Betrachtet man den Weg Hitlers als psychologisches Ereignis – und das ist er selbstverständlich, wenn er auch ausserdem viel mehr ist – so trifft man in allen Beziehungen die Spannung zwischen einer unzulänglichen, sich vernachlässigt fühlenden Natur und einer blitzenden Reihe enormer Willenausbrüche und abnormer Leistungen; beide Gegensätze gebettet in einen Durchschnittszustand des Schwankens, Klagens, sich und die Dinge Gehenlassens. Die früher beschriebene Spannung zwischen Hitler und dem Führer erklärt Widersprüche, die weder logisch aufzulösen noch moralisch zu rechtfertigen sind; sucht man die Kraftquelle dieses

Lebens voller Tränen und Explosionen, so stösst man auf ein Traumschicksal, das im Leben manches Künstlers, Schauspielers, auch Demagogen, doch kaum jemals so grossartig, verwirklicht wurde: ein im tiefsten Grunde Unglücklicher musste den Umweg über die Beherrschung der Masse nehmen, um als Gleichberechtigter zu den Menschen zu gelangen. Nie erreichte dieser Komet auf seiner gewaltigen und endlosen Bahn sein einfaches Ziel.

So hat der Kamerad aus dem Wiener Männerheim oberster Führer einer dreimillionenköpfigen SA werden müssen, um von den preussischen Leutnants anerkannt zu werden. Die trotzige Eitelkeit auf das schlichte Braunhemd des Führers und Reichskanzlers bleibt angenagt von dem heimlichen Neid auf das silberdurchwirkte Achselstück des Leutnants. Es ist ein psychologisches Gesetz, dass Lebenserfolge mit zunehmendem Alter an subjektivem Wert für den Erfolgreichen verlieren; ein Verlust, der durch Wachsen des äusseren Gewichts des Erfolges oft nicht ausgeglichen wird. In der Lebensgleichung des Mannes, der es als Soldat bei aller Hingabe nur bis zum Gefreiten brachte, gehört die von ihm selbst geschaffene SA durchaus auf die Seite der Kameraden aus dem Wiener Obdachlosenasyll, verlorene Haufen alle beide; das reguläre Heer aber steht in einer Reihe mit dem nicht gemachten Examen, der nicht erlangten Zulassung zur Akademie, den nicht gemalten Bildern und der nicht erreichten Bürgerlichkeit.

Diese Psychologie reicht nicht aus, zu erklären, warum die Nachkriegsgeschichte Deutschlands ihren merkwürdigen Weg nahm; wohl aber, warum Hitler zu dieser Geschichte gehört.

Verbündete

Doch ist dieser Realist nicht deswegen von seiner SA zu seinen Generälen übergelaufen, weil diese feiner, sondern weil sie stärker waren. Das Datum der Entscheidung ist der 30. Juni 1934.

«Der Reichskanzler», sagte Blombergs Gehilfe, General von Reichenau, damals Chef des Ministeramts im Reichswehrministerium, danach Korpskommandeur in München, künftig wohl Oberbefehlshaber des Heeres, in einem Interview, das der «Paris Soir» am 6. August 1934 veröffentlichte, «hat sein Wort gehalten, als er den Versuch Röhm's, die SA in die Reichswehr einzugliedern, im Keime erstickte...» Hiermit erfahren wir also, worin Röhm's Verbrechen wirklich bestand; er war eben noch ein konsequenter Nationalsozialist, als sein Führer schon bei der Armee war. Dieser Armee

wurde sein Kopf geliefert, und alles Gerede von Verschwörung ist Märchen. «Wir lieben ihn», sagte Reichenau weiter von Hitler, «weil er sich als wahrer Soldat gezeigt hat» – lies: als einer der unsern, der für uns die Seinen opfer- te; «...die Wehrmacht bewundert ihn wegen seines persönlichen Mutes, und ich unterstreiche die Worte, die er kürzlich (im Reichstag) sprach: Die Reichswehr kann sich auf mich verlassen, wie ich mich auf sie verlasse.»

An das Wort: die Reichswehr kann sich auf mich verlassen, wird Hitler seitdem von der Wehrmacht ebenso oft erinnert, wie seinerzeit ihn Röhm an das Wort erinnerte: die SA-Männer seien die Garanten der nationalen Revolution.

Etwa in die sechs Wochen zwischen dem 20. Juni und dem 2. August 1934 ballt sich die dramatische Verbündung zwischen Hitler und der damals noch Reichswehr genannten Wehrmacht zusammen. Sie ist charakterisiert durch eine Anzahl eindeutiger Taten und Worte. Hitler erschiesst Röhm, den einzigen Duzfreund unter seinen Partei-Prominenten, zugleich heftigsten Feind der damaligen Reichswehr und ihrer Führung. Die Reichswehr macht kein Hehl daraus, dass dieser Tote ein ihr gebrachtes Opfer ist; Hitler selbst gibt es im Reichstag zu:

«Es wäre eine Desavouierung meiner Politik gewesen, an die Spitze des Heeres den Führer der SA zu berufen. Mein dem Reichspräsidenten gegebenes Versprechen, die Armee als unpolitisches Instrument zu bewahren, ist für mich bindend aus innerster Überzeugung und aus meinem gegebenen Wort. Es wäre mir aber eine solche Handlung auch menschlich unmöglich gewesen gegenüber dem Wehrminister des Reiches. Er hat die Armee aus innerstem Herzen verbunden mit der Staatsführung von heute...»

Zugleich mit Röhm fällt Schleicher, und der Verdacht wird bei Kenntnis der Einzelheiten immer stärker, dass auch dieser Tote nicht nur dem Argwohn Görings dargebracht wurde, sondern dass hier ein in der Wehrmacht immer noch einflussreicher Feind der neuen Führung Blomberg-Reichenau verschwand. Sagte doch Reichenau in dem genannten Interview des «Paris Soir»:

Der Tod Schleichers habe «uns Schmerz bereitet», aber Schleicher habe seit längerer Zeit aufgehört, Soldat zu sein. Er sei ein geborener Verschwörer gewesen, und – schneidendes Offizierswort – der Gedanke, mit Hilfe der SA wieder an die Macht zu kommen, sei bei einem ehemaligen Soldaten unverständlich. Dies Wort Reichenaus ist eine beleidigende Herausforderung des Nationalsozialismus, die weiter geht als alles, was je von offizieller Stelle über den 30. Juni und seine Folgen gesagt wurde. Ausserdem, fügte Reichenau hinzu, sei es sicher, dass Schleicher auf Frankreich gehofft habe, das

ihm seine Regierungsaufgabe erleichtern sollte. Prüft man den Satz, der ein bereits wieder in ruhiger Gemütsverfassung abgegebenes Urteil über die sogenannte Verschwörung Schleichers enthält, so ergibt sich, dass überhaupt keine konkrete Beschuldigung mehr erhoben wird; aus der selbstverständlichen Tatsache, dass jeder kommende Machthaber sich über seine künftigen aussenpolitischen Beziehungen Gedanken macht – wie oft hat Hitler vor seiner Kanzlerschaft als Oppositionsführer bei Ausländern Stimmung für sich gemacht ist eine Verschwörung konstruiert worden. Lesebuchhaft schliesst Reichenau: «Der Gedanke ist traurig, dass Offiziere so leicht die Eigenschaften ihres Berufes in der Politik verlieren können. Das war das Unglück im Falle Schleicher; er hat vergessen, dass der Gehorsam erstes militärisches Gebot ist.» Ein Vergessen, dessen sich die ganze Reichswehr, einschliesslich des Majors, Obersten und späteren Generals von Reichenau von 1920 bis 1932 schuldig gemacht hat; oder waren die Nationalsozialisten im Königsberger Wehrkreiskommando keine «Verschwörer»?

Reichenau hat über Schleicher wahrscheinlich eine objektive Unwahrheit gesagt. Es gab innerhalb der Wehrmacht eine Art Bewegung gegen diese Führung, die Kameraden und ehemalige Führer nicht nur wie Tiere weggeschossen liess, sondern noch übers Grab hinaus in ihrer Ehre verdächtigte. Aus diesem – aber nicht nur aus diesem – Anlass riefen Hitler und Göring am 3. Januar 1935 binnen vierundzwanzig Stunden eine geheimnisvolle Führerkonferenz in der Berliner Staatsoper zusammen; der normale Theaterbetrieb musste hastig abgebrochen werden, im Wagen und Flugzeug kamen Wehrkreiskommandeure und SS-Führer eilig aus allen Teilen des Reiches herbei, und Göring versprach in einer Rede, dass dem Andenken Schleichers und des gleichfalls ermordeten Generals von Bredow Gerechtigkeit widerfahren solle. Aber das Versprechen wurde nicht gehalten. Das Offizierskorps schritt jetzt zu einer Art Selbsthilfe. Bei dem sogenannten Schlieffen-Mahl am 28. Februar 1935, einer Zusammenkunft aktiver und ehemaliger Generalstabsoffiziere, brachte ein sonst gegen die Diktatur mehr als loyaler Mann, der Generalfeldmarschall von Mackensen, einen Trinkspruch auf Schleicher und Bredow aus. Er verlas eine Erklärung, die beiden seien in rein politischen Kämpfen des letzten Jahres gefallen, weil einige geglaubt hätten, sie hätten staatsfeindliche Handlungen begangen. Es sei aber festgestellt, dass sie in Ehren gefallen seien. Auch diese Demonstration durfte nicht öffentlich bekannt gemacht werden; Blomberg – der nur zu wollen brauchte – liess es dabei bewenden, dass Schleicher und Bredow vor der deutschen Öffentlichkeit entgegen der geschichtlichen Wahrheit weiter als Landesverräter gelten.

Dafür liess weder er noch Hitler eine Gelegenheit, vorüber gehen, auf die

Innigkeit ihres Bündnisses hinzuweisen. Sozusagen der erste Staatsakt nach der sogenannten Volksabstimmung, die Hitler als Nachfolger Hindenburgs bestätigte, war ein Brief des neuen Staatsoberhauptes an den Reichswehrminister:

«Herr Generaloberst! Heute nach der erfolgten Bestätigung des Gesetzes vom 3. August durch das deutsche Volk will ich Ihnen und durch Sie der Wehrmacht Dank sagen für den mir als Armeeführer und Oberbefehlshaber geleisteten Treueid. So wie die Offiziere und Soldaten der Wehrmacht sich dem neuen Staat in meiner Person verpflichteten, werde ich es jederzeit als meine höchste Pflicht ansehen, für den Bestand und die Unantastbarkeit der Wehrmacht einzutreten in Erfüllung des Testaments des verewigten Generalfeldmarschalls und getreu meinem eigenen Willen, die Armee als einzigen Waffenträger in der Nation zu verankern.

gez. Adolf Hitler, Führer und Reichskanzler.»

Höchste Pflicht... Unantastbarkeit... einziger Waffenträger...

Blomberg wiederum: «Die Wehrmacht dient dem Führer durch rückhaltloses Vertrauen und Gehorsam,... dem Volk durch die begeisterte Hingabe an die gemeinsame nationalsozialistische Idee, der Deutschland seine Wiedergeburt verdankt.» (Aus einem Vorwort zu der Schrift des Major Förtisch: Die Wehrmacht im nationalsozialistischen Staat.) Oder bei anderer Gelegenheit: «... getreu ihrem Eid, der sie an Adolf Hitler, den Schöpfer und Führer des neuen Deutschland, auf Leben und Tod bindet.»

Aussenpolitische Störungen

Dieses Bündnis auf Leben und Tod zwischen Hitler und der Wehrmacht bei praktischer Opferung der SA vollzog sich, ohne dass die Wehrmacht zunächst etwas von ihren militärpolitischen Grundsätzen aufgab. So musste zwar der damalige Chef der Heeresleitung, General von Hammerstein-Equord, heftiger Gegner der Nationalsozialisten, Verfechter der These von der militärischen Brauchbarkeit der Kommunisten und namentlich Befürworter der wehrpolitischen Zusammenarbeit Deutschlands mit der Sowjetunion, Anfang 1934 gehen. Aber sein von Hindenburg berufener Nachfolger, Freiherr von Fritsch, war keineswegs wie Blomberg Anhänger Hitlers, und am wenigsten war er einverstanden mit dessen uraltnötiger und wehrpolitisch absurden Herausforderung der Sowjetunion. Im Laufe der heftigen antibol-

schewistischen Kampagne, die Hitler im Herbst 1936 entfesselte, hörte man bis zum Jahresende kein unterstützendes Wort von einem Führer der Wehrmacht; sehr zum Unterschied von der angegriffenen Sowjetunion, wo die Militär-Befehlshaber sich in Schmähungen der deutschen Diktatur bei öffentlichen Reden nicht genug tun konnten. Die Wehrmacht entschloss sich nicht, wie die politische Führung, in der roten Armee eine Bedrohung Deutschlands zu sehen. Da das Wort der Heeresleitung vor aussenpolitischen Entscheidungen immer sein Gewicht hat, nahm diese Haltung der Wehrmacht bis Ende 1936 dem antibolschewistischen «Kreuzzug» etwas von seiner aussenpolitischen Bedeutung.

Nach vier Jahren Diktatur war es so weit, dass die Feindschaft zwischen dem Obersten Befehlshaber der Wehrmacht und dem Oberbefehlshaber des Heeres zum offenen und beleidigenden Ausbruch kam. Nachdem Hitler auf dem Nürnberger Parteitag im September gegen den Bolschewismus und die Sowjetunion eine Rede von weltpolitischem Massstab gehalten hatte, benutzte Fritsch während der deutschen Herbstmanöver ein Essen, um dem Militärattaché der Sowjetunion, also dem Abgesandten der roten Armee in Deutschland, demonstrativ zuzutrinken; eine derbe Herausforderung des Führers. Darauf geschah, wenigstens öffentlich, monatelang nichts; erst in seiner Reichstagsrede vom 30. Januar 1937 flocht Hitler die verärgerte Bemerkung ein, ihn, Hitler, werde man niemals mit den Vertretern des Bolschewismus pokulieren und zechen sehen.

Doch arbeitet hier auf eine paradoxe Weise die Zeit für Hitler. Je stärker durch die fortschreitende Aufrüstung die Wehrmacht militärisch wird, desto schwächer wird ihre politische Stellung gegenüber dem Führer und Reichskanzler; denn die wachsende militärische Stärke mindert die Gewagtheit von Hitlers aussenpolitischen Unternehmungen, umgibt sie mit dem Rahmen des Normalen, nimmt ihnen die Fragwürdigkeit und entzieht militärischem Veto die Grundlage. Gewiss bleibt dieser Ausgleich zwischen Stärke und Risiko relativ, denn niemals wird Deutschland für die letzten Konsequenzen von Hitlers Kühnheiten stark genug sein; aber stärker wird seine Stellung gegenüber der Wehrmacht mit deren Wachsen jedenfalls.

Allgemeine Wehrpflicht

Im Bündnis mit der Diktatur wird aus der Reichswehr die neue nationalsozialistische Wehrmacht, beruhend auf der allgemeinen Wehrpflicht. Der Übergang Hitlers vom Schaukelsystem zwischen grauer Staatstruppe und brauner Parteitruppe zur einen, ungeteilten, totalen Wehrmacht bedeutet zugleich den Übergang vom innen- zum weltpolitischen Machtkampf eines der machtgerigsten Menschen der Geschichte. Dieser Mensch, der Treue nur gegen sich selbst kennt; der es ausgesprochen hat, dass Verträge nur so lange gehalten werden, wie das Interesse es gebietet – dieser Mensch erschießt, verstösst und verstreut seine SA in dem Augenblick, in dem dieses Instrument seines bisherigen Aufstiegs nicht mehr tragfähig genug für die künftigen Höhen ist und ein stärkerer Apparat notwendig wird.

Am 16. März 1935 lässt Hitler –, es ist einer seiner grossen politischen Überfälle auf die Welt – die allgemeine Wehrpflicht verkünden. Am 31. März liegt das entsprechende Gesetz vor. Sechsendreissig Divisionen werden aufgestellt, ein Jahr beträgt die allgemeine Dienstpflicht, im August 1936 wird sie auf zwei Jahre hinaufgesetzt, angeblich deshalb, weil auch die Russen ihre Dienstzeit verdoppelt haben.

Das Gesetz enthält zwei politisch wichtige Paragraphen: der eine bestimmt, dass die nationalsozialistische Arier-Gesetzgebung auch für das Heer gilt, sodass – nach späteren Ausführungsvorschriften – Nichtarier zwar dienen müssen, aber nicht zu Vorgesetzten aufrücken können. Mit diesem Paragraphen wird der Partei vom Heere das ihre gegeben, aber mit dem andern wird ihr weit mehr genommen: während der Dienstzeit darf kein Soldat einer politischen Organisation angehören, also – da es keine andere Organisation gibt – nicht der nationalsozialistischen Partei; nicht der SA, nicht der SS, nicht der Arbeitsfront, nicht dem Nährstand – nur dem Heere gehört er während dieser zwei Jahre. Er mag in der Partei, in der SA oder SS einen hohen Rang haben; im Heere ist er nichts als gemeiner Soldat. Jeder ist es. Es gibt nicht mehr, wie im kaiserlichen Heere, Vorteile für die «Gebildeten»; es gibt nicht mehr den «Einjährig-Freiwilligen», der auf Grund einer etwas besseren Schulbildung und eines mit Vaters Gelde ersessenen Zeugnisses nur ein Jahr zu dienen brauchte. Jeder dient seine zwei Jahre.

Das neue Heer, nunmehr Wehrmacht statt Reichswehr genannt, zunächst 1935 sechsendreissig Divisionen oder zwölf Armeekorps stark, im nächsten Jahr jedoch bereits verdoppelt, gehorcht dem Führer und Reichskanzler – vielmehr, wie es im Treueid beständig und falsch heisst: dem Führer von

Volk und Reich – als dem «obersten Befehlshaber»; ein Rang, der etwa dem obersten Kriegsherrn der Monarchien ähnelt. Oberbefehlshaber ist der Reichskriegsminister, der – in der Geschichte der preussisch-deutschen Armee und wohl auch anderer Armeen der erste Fall dieser Art – ohne kriegerische Verdienste von Hitler zum Generalfeldmarschall ernannt worden ist. Unter dem Oberbefehlshaber stehen die Befehlshaber der drei «Wehrmachtsteile»: Heer, Kriegsmarine und Luftwaffe. Oberbefehlshaber des Heeres ist Generaloberst Freiherr von Fritsch, Oberbefehlshaber der Kriegsmarine Admiral von Räder; stark im Gegensatz zu diesen nach aussen wenig hervortretenden Offizieren steht der Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Hauptmann a. D. (mit dem Recht zum Tragen der Uniform eines Generals der Infanterie) General der Flieger (von ihm selbst geschaffener Rang) Generaloberst Ministerpräsident Reichsminister Göring – ein Soldat, der trotz gewisser soldatischer Eigenschaften dem Schlieffenschen Grundsatz des preussischen Offiziers «mehr sein als scheinen» fern ist.

Diese entstehende Armee verdankt ihre Existenz Hitler; er hat sie politisch ermöglicht. Das ist die geschichtliche Tatsache, die das Verhältnis der beiden zu einander bestimmt; das Verhältnis wird bestehen bleiben, solange es nicht in eine Gefährdung der Existenz der Wehrmacht umschlägt. Von Kategorien wie Dank und Treue soll im Hinblick auf die Dinge, die sich im Bereich von Nationalsozialismus und Heer während der letzten Jahre abgespielt haben, nicht die Rede sein. Der Bestand der Interessengemeinschaft ist zu prüfen.

Im vorigen Bande ist die soziale Erscheinung des Klassenkampfes der Offiziere untersucht worden, die sich aus der Auflösung des alten Heeres ergab. Dieser Klassenkampf hat jetzt sein Ende gefunden, der alte Dienstbegriff des Avancements ist wieder in voller Geltung, doch ausgestattet mit weit glänzenderen Prämien, als die alte kaiserliche Armee sie kannte. Das Heer wird hastig aufgebaut, das Vorrücken ist demgemäss schneller und leichter, die Offiziere sind besser bezahlt, und Sondergattungen wie z.B. die Flieger bieten Gelegenheit zu glänzender Karriere mit kriegsähnlichen Gefahren schon im sogenannten Frieden, aber auch mit Verwöhnung, hohem Lebensstandard, grossartigem gesellschaftlichen Rang. Die Heeresrangliste ist bis Anfang 1937 unter eisernem Verschluss gehalten worden; als die Marinerangliste zu dieser Zeit nach dreijähriger Unterbrechung zum ersten Male wieder veröffentlicht wurde, zeigte es sich, dass die Zahl der Flaggoffiziere (Admirale) in dieser Zeit von zwölf auf fünfundzwanzig, die der Seekadetten aber von 187 auf 1160 gestiegen war. Hitlers Kandidaten in der Wehrmacht waren seit Anfang seiner politischen Werbung die Offiziere «vom Major abwärts»; ihnen hat er als Führer und Reichskanzler überhaupt erst die Existenz ge-

schaffen. Die Frage bleibt, wie lange er nötig ist, ihnen die Existenz zu sichern, und ob nicht der Tag kommen kann, an dem er ihre Existenz sogar gefährdet. Eine Frage, die mit Vorsicht zu stellen und ohne Leichtfertigkeit zu beantworten ist.

Der Führerorden

Mit der Schaffung der allgemeinen Wehrpflicht ist die Wehrmacht das wichtigste Instrument der Diktatur geworden und die Partei machtpolitisch in die zweite Linie gerückt.

Zwar nach dem Schema sind beide gleichberechtigt. Nach dem Schema sind die Aufgaben beider gleichwertig, aber von einander ganz getrennt; ihr Rang ist ebenbürtig, aber sie stossen dienstlich überhaupt nicht zusammen. Nach dem Schema würde sich das Zusammentreffen auf den Fall beschränken, dass sie auf der Strasse oder in Gesellschaft einander begegnen; in vielen Erlassen hat Blomberg bekanntgegeben, dass man einander als Kameraden grüsst. So in einer Verfügung vom August 1935: «Die politischen Leiter der NSDAP sind die Träger der Bewegung und eine der Säulen des nationalsozialistischen Staates. Ich ordne daher für alle Angehörigen der Wehrmacht die Grusspflicht gegenüber den in Uniform befindlichen Leitern der Parteiorganisation an.»

Nach dem Schema ist die Partei der politische Willenträger, die Wehrmacht der Waffenträger der Nation, wie Hitler das in der Reichstagsrede vom 13. Juli 1934 gesagt hat. Nach dem Schema erzeugt die Partei den politischen Willen, der alle und damit auch die Wehrmacht beseelt.

Nach dem Schema würde binnen einer Generation – wenn alles weiter geht wie heute – jeder Deutsche im wehrfähigen Alter ein Teil der Partei sein; er würde durch Jungvolk und Hitler-Jugend gegangen sein, den Arbeitsdienst durchlaufen haben, später der Deutschen Arbeitsfront oder dem Reichsnährstand angehören, vielleicht auch der SA oder der Partei. Die Stellung dieser letzten beiden Körper ist heute noch unklar, doch scheint soviel festzustehen, dass beide künftig nicht Riesenorganisationen des ganzen Volkes sein sollen, sondern Führerkorps von begrenztem Umfang; gewissermassen Schleusenvorkammern, aus denen dann die Führer engerer Auslese und höherer Macht herausgesucht werden.

Die Tendenz, aus der Partei einen Führerorden zu bilden, besteht seit Langem. Die Anlage des Braunen Hauses in München deutet auf diesen Plan hin, Rosenberg hat ein Verfahren entworfen, Goebbels frühzeitig Vorschläge gemacht; Himmler hat seine Schutzstaffeln (SS) der Partei als Inbegriff einer

Verschmelzung von Führer- und Rassenauslese, gelenkt vom rassepolitischen Amt der SS auf Burg Schwalenberg, dargeboten; Darré versuchte mit seinen Erbhöfen aus dem Bauernstand eine ähnliche Elite herauszuziehen. In neuerer Zeit hat Dr. Ley, Organisationsleiter der Partei, seine «politischen Leiter», d.h. die eigentlichen Parteifunktionäre zu einer spartanisch harten und zugleich übermütigen Herrenschicht emporzuheben versucht. Alles Versuche, die schon durch die Person ihrer Urheber einen Zug starker Fragwürdigkeit bekommen. Die endgültige Form scheint noch nicht gefunden und dürfte im Drang politischer Nöte des Regimes auch so bald nicht gefunden werden; bis jetzt laufen die Versuche neben- und durcheinander nach dem Lieblingswort Hitlers, man müsse alles «organisch wachsen lassen».

Die Gesinnung dieser Experimente blickt anschaulich aus dem Unternehmen Leys hervor, das von allen wohl mit dem grössten Aufwand entsprechend den reichen Mitteln des Organisationsleiters der Partei und Führers der Deutschen Arbeitsfront betrieben wird. Auf «Ordensburgen» – es sind bisher drei: Vogelsang in der Eifel, Crössinsee in Pommern und Sonthofen im Allgäu – vereinigt er die Auserlesensten seiner Auserlesenen in dreijährigen Erziehungskursen. Der Bau dieser Burgen beschäftigte je fünfhundert Arbeiter drei Jahre lang. Auf jeder werden in einem Lehrgang tausend Mann herangebildet; jedes dieser Tausend bleibt je ein Jahr auf einer der drei Burgen und durchläuft sie so alle, so dass vorläufig gleichzeitig immer Dreitausend in Schulung sind; auf jeder Burg werden die tausend Schüler von nicht weniger als fünfhundert Helfern bedient. Diese politischen Leiter auf ihren Ordensburgen sollen nicht zu Dienern des Gemeinwohls, sondern ausdrücklich zu Herren erzogen werden. Geschult wird namentlich der Mut; zu den Prüfungen gehören Fallschirmspringen, Sprung ins Wasser vom zehn Meter hohen Brett, schweres alpines Klettern und Boxen. In einer nicht veröffentlichten Druckschrift: «Der Weg zur Ordensburg. Sonderdruck des Reichsorganisationsleiters der NSDAP für das Führerkorps der Partei, ihrer Gliederungen und der angeschlossenen Verbände» sagt Dr. Ley:

«Wir wollen wissen, ob diese Männer den Willen zum Führen in sich tragen, zum Herrsein, mit einem Wort zum Herrschen. Die NSDAP und ihre Führer müssen herrschen wollen. Wer die Totalitätsansprüche auf die Führung des Volkes nicht erhebt oder gar gewillt ist, sie mit andern zu teilen, kann nie Führer der NSDAP sein. Wir wollen herrschen, wir haben Freude am herrschen, nicht um ein Despot zu sein oder um einer sadistischen Tyrannei zu huldigen, sondern weil wir felsenfest daran glauben, dass in allen Dingen nur einer führen und auch nur einer die Verantwortung tragen kann.

Diesem einen gehört auch die Macht. So werden diese Männer z.B. reiten lernen, nicht um einem gesellschaftlichen Vorurteil zu huldigen, sondern sie sollen reiten lernen, um das Gefühl zu haben, ein lebendes Wesen absolut beherrschen zu können... Wir wollen, dass diese Männer jeder Lebenslage gewachsen sind und sich durch nichts in der Welt imponieren lassen... Diese Männer, die damit der Orden der NSDAP zu Ehre und Macht bringt und ihnen alles gibt, was ein wirklicher Mann vom Leben erhoffen kann, sollen auf der andern Seite erkennen und das in der Tiefe ihres Herzens bewahren, dass sie diesem Orden auf Gedeih und Verderb verfallen sind und ihm unbedingt gehorchen müssen... So will ich: diese Männer, die die Ehre haben, politische Leiter in Deutschland zu werden und denen sich somit das Tor zur höchsten Macht und zu höchster Führung öffnet – denn sie allein werden dereinst Deutschland führen – sollen wissen und erkennen, dass es ein Zurück für sie nicht mehr gibt. Wer versagt oder wer gar die Partei und ihren Führer verrät, wer der Gemeinheit in sich selber nicht Herr zu werden vermag, den wird dieser Orden vernichten. Wem die Partei das Braunhemd auszieht – das muss jeder von uns wissen und erkennen –, dem wird dadurch nicht nur ein Amt genommen, sondern der wird auch persönlich mit seiner Familie, seiner Frau und seinen Kindern vernichtet sein. Das sind die harten und unerbittlichen Gesetze eines Ordens. Auf der einen Seite dürfen die Menschen in den Himmel greifen und sich alles holen, was ein Mann nur wünschen kann. Auf der andern Seite ist der tiefe Abgrund der Vernichtung.»

Herrschaft und Vernichtung sind die beiden Pfosten der Diktatur. Hier ist die Wahrheit über das System; hier ist sein Ziel. Die sonstigen Schlagworte und die sonstigen Leistungen: reine Rasse, Erbgesundheit, Kraft durch Freude, Arbeitsbeschaffung, Autostrassen, Nahrungsfreiheit und Wehrpflicht kennzeichnen nur die zum Teil grandiosen Mittel zum wahren Zweck, die breiten Stufen zur Herrschaft der Dreitausend auf ihren Ordensburgen.

Das Volk gehört dem Heer

In dieses System schlägt die Wehrmacht eine Lücke. Ihr ist zugebilligt, dass sie der einzige Waffenträger der Nation ist, aber das ist nicht alles und vielleicht nicht einmal das Entscheidende. Wichtiger ist noch, dass sie den heranwachsenden Deutschen für zwei Jahre in ihre ausschliessliche Erziehung nimmt, ihn der Partei für diese Zeit völlig entreisst und ihn währenddessen nicht etwa nur technisch abrichtet, sondern seinen Geist, Willen und Charak-

ter durchknetet, wie keine Hitler-Jugend und keine SA das vermag. Denn niemals haben Hitler-Jugend und SA den jungen Mann so ganz und ausschliesslich für sich. Die Reichswehrführung betont leidenschaftlich Ihren Nationalsozialismus, bestreitet aber gerade damit der Partei das ausschliessliche Privileg der «weltanschaulichen Schulung»; versucht vielmehr sich selbst aus dem technischen auch zum geistigen und damit schliesslich politischen Mittelpunkt des nationalsozialistischen Erziehungsstaates zu machen. Hitler selbst ist der Wehrmacht schon so weit entgegengekommen, dass er ihr grundsätzlich neben der Partei mindestens die gleiche Erziehungsgewalt am deutschen Volk zubilligte: Partei und Wehrmacht, sagte er auf dem Nürnberger Parteitag 1934, seien die beiden Einrichtungen, die gemeinsam «den deutschen Menschen erziehen und festigen und auf ihren Schultern tragen den deutschen Staat, das deutsche Reich».

Förtsch aber, die Stimme der Reichswehrführung, will der Partei nur gestatten, den deutschen Menschen für das Heer vorzubereiten. Er entwickelt in der genannten Schrift eine artige Parallele, nach der alle politischen Ideen des Nationalsozialismus auf bestimmte militärische, ja taktische Forderungen der neuzeitlichen Kampftechnik zurückgehen; es ist geradezu die Geburt des Nationalsozialismus aus dem Geist der modernen Infanterie: «Der Volksgemeinschaft entspricht der politische Gedanke der Wehrgemeinschaft, getragen vom Gedanken des Opfers für diese Gemeinschaft unter Zurückstellung aller persönlichen Motive... Der Lehre von der gesamten kriegführenden Nation entspricht die Forderung nach der Volksgemeinschaft und Wehrgemeinschaft. Der Lehre von dem gehobenen Wert des Einzelkämpfers entspricht der Gedanke des Leistungsprinzips. Der Lehre von den vermehrten Ansprüchen an die Eignung der Führer entspricht der Gedanke des Führerprinzips.»

Der Nationalsozialismus ist hiernach die moralische Kriegsschule der Wehrmacht und als solche Mittel zum Zweck; es bedarf nämlich beim Soldaten «einer Siebung nach moralischen Werten, für die die politischen Organisationen der nationalsozialistischen Partei die besten Mittel sind». Mittel für das einzige der Wehrmacht wichtige Endziel, nämlich dem Heer das Volk zu geben; oder, wie Förtsch es drohend fordert: «Der Staat hat ein Recht und noch mehr die Pflicht, alle Kräfte der Nation zu dieser Wehrgemeinschaft heranzuziehen und der Verteidigung der nationalen Werte nutzbar zu machen. Alle personellen und materiellen, ideellen und finanziellen Mittel haben diesem Gedanken zu dienen... Jeder Muskel und jeder Nerv ist anzuspinnen für diese Wehrgemeinschaft und in dieser Wehrgemeinschaft.»

So fühlt die Wehrmacht sich als Krone und Ziel des nationalsozialisti-

schen Staates, nationalsozialistischer als die NSDAP und vielleicht hitlerischer als Hitler. Tatsächlich beginnen die Funktionen sich umzudrehen. Die Wehrmacht, ehemals ein exklusiver und schmaler Körper, hat sich das ganze Volk genommen und legt es zwei Jahre lang unter ihre geistige Bestrahlung; die Partei dagegen, von Hause aus eine Masse ohne Grenze, wird in ihrer wesentlichen Tätigkeit zum zahlenmäßig beschränkten Führerkorps und im Übrigen eine Vorschule der Armee. Aus dem Nationalsozialismus wird der Infanterismus.

Wer schützt wen?

Zu der gesetzlich verkündeten Einheit von Partei und Staat merkt Förtsch dämpfend an: «Damit ist Staat und Partei in weitem Masse das Gleiche, und die Partei trägt den Staat. Neben der Partei aber steht nach dem Willen des Führers die Wehrmacht als ein Teil der staatstragenden Gewalt, als die eine Säule des nationalsozialistischen Staatsgebäudes.» Das Staatsgebäude ist also nationalsozialistisch, aber die Armee ist es auch, und die Partei ist es keineswegs allein. Eine Ideologie, die einen ganzen Staat schluckt, schluckt auch seine Konflikte samt ihrer Sprengkraft. Förtsch erhofft von der Zukunft eine stärkere gegenseitige Durchdringung von Parteigliederungen und Wehrmacht; aber: «Voraussetzung allerdings wird bleiben, dass sich jede dieser Einrichtungen von Staat und Partei auf die Aufgaben beschränkt, die ihnen zugewiesen sind...» Und zur Bekräftigung ein drohender Satz, der jedem Nationalsozialisten das Blut ins Gesicht treiben muss: «Die Krise des 30. Juni 1934 war nicht nur eine Staatskrise im allgemeinen politischen Sinn, sondern sie zeigte auch, dass Bestrebungen da waren, die Aufgabe der Landesverteidigung von der Wehrmacht hinweg an andere Einrichtungen zu übertragen. Der Führer hat diesen Bestrebungen ein schnelles Ende bereitet...» Die Kette klirrt.

Im nationalsozialistischen Staat ringen also zwei Führerkorps miteinander: die Offiziere der Wehrmacht und die politischen und SA-Leiter der Partei. Die scharfe begriffliche Spaltung in Waffenträger und politische Willensträger verliert in der Wirklichkeit ihren Sinn, wenn der Waffenträger sich für den wahren politischen Zweck der Nation hält und umgekehrt der politische Willensträger nur noch in Waffen denken kann. Das eben ist der Fall.

Der Einfluss dieser beiden Führerkorps hängt, solange die politische Bedeutung des obersten Führers nicht bestritten ist, von dem Grade der Sicherheit ab, die jedes der beiden ihm gewährt. Hitler hat aus Gründen, die zuerst

in seiner Psychologie und seinem Lebensschicksal, dann aber in seiner Politik und namentlich in der Erweiterung seines Machtkampfes über die deutschen Grenzen hinaus liegen, seine Sicherheit der Wehrmacht anvertraut. Er sagt es selbst (auf dem Parteitag von 1934, nach der grossen Scheidung der Geister und der Machtbereiche am 30. Juni, nach diesem Triumph der Reichswehrführung Blomberg-Reichenau):

«Durch die Stellung der Wehrmacht als einziger Waffenträger der Nation zu diesem neuen Staat ist die letzte, auf absehbare Zeit wirksame Sicherung des neuen Zustandes erfolgt.» Die Wehrmacht also und niemand anders ist die Hüterin der Diktatur.

Aber die Wehrmacht will das nicht sein. Ein tiefer Gegensatz der Auffassungen offenbart sich; zugleich so etwas wie eine Enttäuschung der Wehrmachtführung, die von der Diktatur «das Volk erhalten» wollte und die sich nun eingeladen sieht, die Diktatur gegen das Volk zu verteidigen. Hat denn nicht gerade der Nationalsozialismus – was sein Verdienst war – «die Wehrmacht aus ihrer innerpolitischen Rolle der letzten Jahre vor der Machtgreifung herausgeholt, in der sie sich nie wohl gefühlt hat»?

Förtsch hält dies der zitierten Äusserung Hitlers entgegen. Die Wehrmacht, hat ein Schriftsteller der Reichswehr früher einmal gesagt, trete innerpolitisch erst dann auf den Plan, wenn Gefahr im Verzuge sei, «wenn politische Rauferei zum Umsturzversuch wird». Nun, sagt Förtsch, hörbar beklommen, eine solche Funktion werde der Wehrmacht des neuen Reiches nicht zufallen, «weil eine starke und kluge politische Führung die Möglichkeit solcher politischen Raufereien von vornherein auszuschalten in der Lage ist. Die innerpolitische Funktion der Wehrmacht im nationalsozialistischen Staat ist eine dankbarere, ehrenvollere». Nämlich, sagt unser Autor: Träger der Staatsgewalt, Repräsentant und Erzieher der Nation zu sein. Aber die Verteidigung des Regimes gegen den Umsturz bleibt der Partei zugeschoben, soll die Wehrmacht nicht in Verlegenheit bringen.

Die Wehrmacht wünscht also der Diktatur weniger zu geben, als sie von ihr empfängt. Sie wünscht nicht, zu ihrer Verteidigung genötigt zu sein. Sie ist einverstanden, dass die Partei ihr das Volk bringt; sie beabsichtigt nicht, die Partei nötigenfalls vor dem Volk oder einem Teil des Volkes zu schützen. Sie erwartet, dass die Partei durch ihre politischen Mittel einen Schutz mit militärischen Mitteln überflüssig macht; eben darum hat sie sich ja mit der Partei verbunden. Die Wehrmacht will das Volk haben, und deshalb will sie Frieden mit dem Volk haben.

Es handelt sich hier um eine Kräfteverteilung innerhalb der Diktatur, deren materielle Bedeutung erst in der Zukunft liegt. So gibt im Schachspiel die

Stärke einer Figur oder Position erst am fernen Spielende den materiellen Ausschlag, aber schon lange vorher gibt sie dem Spiel den Charakter und gestaltet seinen Aufbau.

Göring und das schwarze Korps

Die Wehrmacht fordert den Selbstschutz der Diktatur durch rein politische Mittel. Da die Welt aber nicht so ideal ist; da eine Diktatur, mag sie sich noch so populär geben, immer mit Widerstand im Volke rechnen muss und den Grad dieses Widerstandes mangels demokratischer Kontrollmöglichkeiten nie zuverlässig wissen kann, ist eine umso zuverlässigere Unterdrückungstruppe notwendig. Will die Wehrmacht sich dazu nicht hergeben, muss sie sich eine Truppe anderer Art schliesslich gefallen lassen; sie muss ihre Konsequenz preisgeben und eine Durchbrechung des Grundsatzes vom «einzigem Waffenträger» dulden.

So geschah es. Nach heftigen Auseinandersetzungen zwischen der Wehrmacht und den schwarzen Schutzstaffeln (SS), der alten Polizeitruppe der Partei, kam im Januar 1935 ein Kompromiss zustande. Der SS wurden Waffen bewilligt.

Die SS, eine wirkliche Truppe neben der halb dekorativen, halb pädagogischen und gar nicht mehr aktiven SA, ist etwa zweihunderttausend Mann stark, gliedert sich in zehn Oberabschnitte, dreissig SS-Abschnitte, fünfundachtzig SS-Standarten und besteht aus drei Truppengattungen: der allgemeinen SS, der SS-Verfügungstruppe und den SS-Wachtverbänden. Die ganze SS trägt Revolver und hat einen militärischen Ehrenkodex; so muss nach einer Verfügung Himmlers vom November 1934 jeder SS-Mann seine Ehre mit der Waffe verteidigen. Militärisch sind vor allem Verfügungstruppe und Wachtverbände bedeutungsvoll.

Die Verfügungstruppe, etwa zwanzigtausend Mann, Hauptquartier München, hat Waffen allerschwerster Art, Maschinengewehre, Minenwerfer, Geschütze, Tanks und Flugzeuge; sie übt in Manöververbänden und ist eine Armee im Kleinen. Wahrscheinlich ist die SS-Führung imstande, diese Kerntruppe ohne Aufsehen aus der Reserve der allgemeinen SS zu verstärken. Auch die Wachtverbände, die die Konzentrationslager unter sich haben, sind schwer bewaffnet. Weiter stellt das Nationalsozialistische Kraftfahrkorps (NSKK) mit offiziell fünfhunderttausend Angehörigen unter dem Major a. D. Hühnlein eine gerade für den inneren Gebrauch geeignete Truppe dar.

Die SS, das «schwarze Korps» ist der Teil der Partei, der seinen Stolz dar-

ein setzt, unbeliebt zu sein und den Hass auf sich zu laden; der Grundsatz, gehasst, aber jedenfalls gefürchtet zu sein, ist der ihre. «Man liebt uns nicht» ist ein Satz, den ihre Wochenschrift, das «Schwarze Korps», öfters mit Genugtuung ausspricht. Da die SS eng mit der Geheimen Staatspolizei verbunden ist, hat sie seit Langem die in allen Diktaturen beobachtete Allmacht und Unabhängigkeit des polizeilichen Werkzeugs erlangt, das allmählich stärker wird als die Hand, für die es geschaffen wurde. Darum verdient es Erwähnung, dass die von der SS gestellte Leibstandarte Hitlers, geführt von dem Scharfschützen und Obergruppenführer Josef Dietrich, ausdrücklich der Befehlsgewalt Himmlers entzogen ist.

Eine weitere Stütze der Diktatur ist das von Göring geschaffene sogenannte Feldjägerkorps, aus der SS hervorgegangen, schätzungsweise sechzig- bis achtzigtausend Mann stark. Es wurde am 1. April 1935 in die Schutzpolizei eingegliedert, blieb dort aber in selbständigen Einheiten beisammen. Das Feldjägerkorps hatte nach offizieller Angabe zur besonderen Aufgabe das Einschreiten gegen aufsässige Parteimitglieder; diese Aufgabe ging nunmehr an die Polizei als solche über ein Zeichen, wie die privilegierte Stellung der Partei da und dort abgebaut wird.

Zu den Machtmitteln, auf die die Diktatur unmittelbar die Hand gelegt hat, gehört auch jener wichtige Heeresteil, der dem Oberbefehlshaber der Luftwaffe untersteht. Die Flugzeuge sind im modernen Bürgerkrieg das letzte Auskunftsmittel, wie es in früheren Geschichtsabschnitten nacheinander Dragoner, Kartätschen und Maschinengewehre sind. Über die Flugzeuge verfügt Göring. Er ist, was den Aufbau der Kriegsmacht angeht, Blomberg unterstellt; niemand aber wird sich Illusionen darüber machen, dass tatsächlich die Luftwaffe Göring und nur ihm gehorcht, dass er sie zu seiner eigensten Sache gemacht hat und im inneren Ernstfall einsetzen wird, ohne einen Vorgesetzten zu fragen.

Die Stellung Görings innerhalb des ganzen Systems ist rein materiell von einer kaum überbietbaren Stärke. Sie ist umso stärker, je behutsamer die eigentliche Wehrmacht sich von der Schusslinie der Innenpolitik fernhält. Sie ist nochmals stärker dadurch, dass die derzeitige Wehrmachtführung gerade in Görings Händen diese innere Macht besonders gern sieht. Reichenau hat dies der Welt in dem erwähnten Interview des «Paris Soir» mitgeteilt; er sprach von Hitler und fügte hinzu: «Wir schätzen an seiner Seite besonders den General Göring, der mit seiner unerschütterlichen Treue zum Führer die Fähigkeit eines Staatsmannes verbindet.» Das ist ein wohlberechnetes Lob, die andern «Paladine» auf verletzende Art in die zweite Reihe zurückschiebend, darunter einen so brennend Ehrgeizigen wie Goebbels, einen Hitler so

Nahestehenden wie Hess, Göring ist als Chef der ganzen deutschen Polizei zugleich der Vorgesetzte Himmlers, den die Wehrmachtführung kaum viel mehr schätzt als einstens den Stabschef Röhm. Durch Ämter, Vollmachten und Freundschaften ist Göring so der materiell mächtigste Mann in Deutschland; er verfügt über einen Machtapparat, der dem der Wehrmacht zwar zahlenmässig bei weitem nicht gleichkommt, jedoch für den inneren Gebrauch berechnet, geübt und wahrscheinlich aufs Schnellste einsatzbereit ist. Die schwache Stelle dieses Apparates könnte unter Umständen Himmler sein, und dies mag seinen tieferen Sinn haben. Der Führer und Reichskanzler überragt selbstverständlich Göring wie alle anderen durch seine Autorität, doch ist es in Diktaturen immer misslich, wenn zu viel Macht in den Händen eines Günstlings liegt; es ist auf die Dauer weder für den Herrscher noch für den Günstling ein Glück. Mit Himmler liegt immerhin eine Figur in Reserve.

Mit SS-Verfügungstruppe, Wachtverbänden, Feldjägerkorps und Nationalsozialistischem Kraftfahrkorps mag die Diktatur eine gegen zweihunderttausend Mann starke Sondertruppe besitzen, die trotz der verkündeten Grundsätze als zweiter Waffenträger neben die Wehrmacht tritt. Diese kann sich der machtpolitischen Bedeutung dieser Entwicklung nicht verschliessen. Darum hat auch sie schliesslich klargestellt, dass sie auf ihr Recht, sich in die inneren Angelegenheiten zu mischen, nicht überhaupt verzichtet. Am 17. Januar 1936 unterzeichneten Hitler und Blomberg eine Verordnung, die die deutsche Presse nie veröffentlicht hat und die die bezeichnende Überschrift trägt: «Waffengebrauch des Militärs im Falle innerer Unruhen.» Paragraph eins dieser Verordnung beginnt: «Schreitet die Wehrmacht zur Aufrechterhaltung oder Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung ein, so steht den hieran beteiligten Soldaten und Wehrmachtbeamten in Ausübung ihres Dienstes der Waffengebrauch ohne Weiteres zu...»; nun werden die Fälle aufgezählt; zur Abwehr von Angriffen, zur Brechung von Widerstand, zum Auseinandertreiben von Ansammlungen, zum Niederschiessen fliehender Gefangener...

Die Hypothek

Die Armee kämpft für sich selbst.

Die Partei kämpft für ihre Herrschaft.

Hitler herrscht; er kämpft heute für seine Ideologie,
morgen vielleicht wieder für seine Herrschaft.

Das Volk ist ohne Einschränkung für die Armee; es ist heute zum Teil für Hitler; die Partei ist ihm verhältnismässig gleichgültig und eher unsympathisch.

Die Armee wird nie etwas tun und nach Möglichkeit nie etwas zulassen, was ihr das Volk entfremden könnte. Hitler wird nach Möglichkeit nie etwas tun, was ihm die Armee vorübergehend oder das Volk dauernd entfremden könnte; er wird nur im ernstesten Notfall etwas tun, was ihm die Partei entfremden könnte.

Über die grossen ideologischen Ziele besteht zwischen allen drei Partnern: Führer, Armee und Partei formelle Einigkeit. Der Inhalt dieser Ziele wird von allen dreien verschieden verstanden und verschieden ernst genommen.

Einigkeit oder Streit über die politischen Methoden hängen von den Ereignissen ab, die sich weder vorhersehen noch künstlich schaffen lassen. Die Diktatur stirbt so wenig wie andere politische Systeme am blossen Methodenstreit; dagegen ist sie weit empfindlicher gegen nicht ausgetragenen Methodenstreit, da Bildung und Durchsetzung einheitlichen Willens in allen Fragen ihr Lebensgesetz ist.

Da die Armee für sich selbst kämpft und sich Selbstzweck ist, stützt sie jede Regierung, die ihr die Existenz erleichtert und verstärkt. Die Diktatur hat das in hohem Masse getan.

Daher ist die Haltung der Armee zur Diktatur bisher so gewesen, wie Reichenau das Anfang 1936 in einem einflussreichen Kreise deutscher nationalsozialistischer und teilweise antinationalsozialistischer Persönlichkeiten dargelegt hat:

Das Wesen des Staates bestehe in militärischer Stärke. Hitler habe Deutschland seine militärische Stärke wiedergegeben. Darum sei er Deutschlands gegebener Führer, und die Wehrmacht erkenne ihn als solchen an. Einzelheiten der nationalsozialistischen Politik, die auch der Wehrmacht nicht angenehm seien, müssten in Kauf genommen werden, wenn sie nun einmal von den Nationalsozialisten als Lebensfrage betrachtet würden. Hiermit spielte der General auf die jüdische Frage an, die seinen Zuhörern nicht gleichgültig war; unter ihnen waren Juden, die sich durchaus und nur als Deutsche fühlten und politisch vielleicht sogar rechts standen. Den national gesinnten deutschen Juden, sagte Reichenau, könne er nur einen Rat geben: sie sollten sich als auf dem Felde der Ehre gefallen betrachten.

Das Verhältnis zwischen Armee und Diktatur wird erst dann fragwürdig werden, wenn die Armee ihre Existenz als durch das Bündnis gefährdet ansieht. Wann das der Fall ist, darüber können die Meinungen selbstverständlich auseinandergehen; die Kühle, ja Feindseligkeit des Oberbefehlshah-

bers des Heeres, Freiherrn von Fritsch, gegen die Diktatur beweist es. Doch werden die ablehnendsten Meinungen nie in Handlungen umschlagen, so lange kein erschütternder, alle überzeugender Anlass vorliegt.

So ist die Armee zweifellos mit verschiedenen aussenpolitischen Kühnheiten des Führers und Reichskanzlers nicht einverstanden gewesen, ohne sie doch hindern zu können. Vor dem Rheinlandabenteuer im März 1936 haben mindestens die Generäle, vielleicht sogar Blomberg selbst gewarnt; Hitler unternahm es trotzdem. Dabei hatte er sich in ein Kompromiss gefügt; die Wehrmacht traf Vorsorge, das Rheinland wieder zu räumen, falls der Gegner aus dem Westen einmarschierte. Es wäre eine Niederlage gewesen, die ausschliesslich die Diktatur und ihren Führer getroffen hätte; vielleicht vernichtend. Hitler musste also das Rheinlandunternehmen persönlich und auf eigenes Risiko wagen; die Wehrmacht engagierte sich dabei nicht, aber sie verhinderte es auch nicht. Der Erfolg gab Hitler einen Triumph über die Warner, und als Resultat steht mindestens seitdem fest: auch von lebensgefährlichen aussenpolitischen Abenteuern kann die Wehrmacht sich höchstens fernhalten, nicht aber sie verhindern. Die Gefahr des spanischen Abenteuers im Januar 1937 hat Hitler aus freien Stücken eingesehen.

Nur in einem Falle könnte die Wehrmacht in ernsten Konflikt mit der Diktatur geraten: dann nämlich, wenn die Diktatur in ernsten Konflikt mit dem Volk geraten würde. Dann also, wenn die beiden Richtlinien der Wehrmacht und Hitlers sich überschneiden: der Wehrmacht, dass sie nichts zulassen wird, was sie dem Volk entfremdet; Hitlers, dass er nichts tun wird, was ihn dem Volk dauernd entfremdet. Hitler muss das Risiko auf sich nehmen, dass ihn das Volk zeitweise nicht versteht; die Wehrmacht kann selbst dieses Risiko nicht auf sich nehmen, denn aus vorübergehenden Missverständnissen könnte dauerndes werden, und wenn die Diktatur als Kind der Propaganda dies Propagandaabenteuer wagen kann, so kann die Wehrmacht, Inbegriff intakter Volkseinheit, es nicht. Es liegt im Wesen einer planmässigen Politik, wie Hitler sie treibt, dass er gelegentlich ein Tal der Volksgunst durchschreiten, unpopuläre Massnahmen treffen und auf Rechtfertigung durch späteren Erfolg hoffen muss. In dieses Tal wird ihm die Wehrmacht nicht folgen; die Frage ist nur, ob sie sich dann von ihm nur distanziert oder trennt. Das aber wird vom Grade des Volks Widerstandes abhängen.

Die Bedeutung der Diktatur liegt ja für die Wehrmacht gerade in der Volksgunst, die sie ihr bringt; dennoch hat die Wehrmacht es verstanden, ein Körper zu bleiben und es sogar noch mehr als früher zu werden, der jedes Regime überdauern kann. Die Wehrmacht kann den Untergang der Diktatur überleben:

das ist die Hypothek, die auf dem an sich engen Verhältnis zwischen beiden lastet.

Sie wird diesen Untergang nicht herbeiführen. Sie wird ihn verhindern, so lange das ohne Gefährdung ihrer eigenen Existenz möglich ist. Sie wird ihn beschleunigen, wenn sie ihn für unvermeidlich hält und durch raschen Ablauf eine Katastrophe, namentlich auch für sich, verhüten kann. Man vergesse nie, dass die Wehrmacht die Hohenzollern gestürzt hat; die Oberste Heeresleitung gab Wilhelm 11. den Rat, nach Holland zu fliehen.

Voraussetzung hierfür aber sind Ereignisse, Katastrophen, Anstürme, Erhebungen, auf die die Wehrmacht keinen Einfluss hat und haben kann. Ein neuer Tag wird kommen, an dem die Wehrmacht wieder einmal Geschichte vollstrecken wird, die sie nicht gemacht hat.

Kein schön'rer Tod

Vorläufig bewegt Hitler sich immer noch auf die Wehrmacht zu. Das ist nicht nur eine Sache des Kopfes, sondern auch des Herzens. Förtsch hat es richtig erkannt: dass Hitler «im tiefsten Grunde seines Denkens, Fühlens und Wollens Soldat ist». Goebbels weiss gar zu berichten (in einer Geburtstagsrede am 20. April 1935): «Er ist der umfassendst vorgebildete Militärfachmann. Jedes Geschütz und jedes Maschinengewehr kennt er wie der Spezialist, und es muss einer schon mit den letzten Details vertraut sein, wenn er ihm Vortrag hält.»

Vielleicht hat Goebbels die Fachkenntnisse seines Führers etwas übertrieben, aber dass dessen Herz dem Militär gehört, ist sicher. Auf der einen Seite die glühende Masse uniformierter Zivilisten, die einen Parteitag bilden, auf der andern die auf Kommando dahinjagende Hölle eines Tankgeschwaders mit ihren technisch durchtrainierten Teufeln an Lenkrad und Maschinengewehr, zwischen beiden die schon etwas gedrungene Gestalt des Führers und Reichskanzlers mit hohen Stiefeln und breiter Schildmütze: nicht mehr zu zweifeln, wohin diese Gestalt gehört. Adolf Hitler ist mehr Soldat als Nationalsozialist.

Vor einigen Jahren liess Rudolf Hess sich in Harlaching bei München eine Villa bauen. Hitler kam und besichtigte. Hess begann zu schwärmen: es sei immer sein Traum gewesen, in solchem Hause zwischen Wald und Feld das Alter zu verbringen; hier, mit dem Blick auf die Alpen, seine Tage zu beschliessen.

Darauf Hitler strafenden Tons – und in seinen Worten war vielleicht nicht

alles ganz ehrlich, sondern ein Stück nur nationaler Komment, sogenannter guter Ton unter Männern, jedenfalls aber das, was unter Freunden als wahre Gesinnung ohne Trug zu gelten hat:

«Aber nein, Hess, sterben wollen wir doch ganz wo anders!»

Hess riss sich zusammen und erwiderte: «Jawohl, mein Führer.»

27. Ein unglücklicher Mensch

Schlaflose Nächte

Über all die strahlende und Schrecken erregende Macht der deutschen Diktatur gebietet ein einsamer, menschlich bedauernswerter Sonderling.

Eine sehr bekannte deutsche Schauspielerin sollte vor einiger Zeit von einer grossen Filmgesellschaft engagiert werden. Man legte ihr nahe: wenn sie den Kontrakt haben wolle, möge sie einwilligen, zwei- bis dreimal in der Woche dem Führer und Reichskanzler bis gegen drei Uhr nachts Gesellschaft zu leisten.

Es war ein durchaus ehrbares Angebot; die Dame sollte an einer der menschenreichen Gesellschaften teilnehmen, die dem Kanzler in buntem Haufen seine schlaflosen Nächte durchwachen helfen. In der Tat kann Hitler nicht schlafen, und zwar seit Jahren nicht. Schon den Kameraden der frühen Zeit fiel das auf; wenn er sie durch klare und ausführliche Analyse einer politischen Lage, durch eine schnelle Entscheidung verblüfft hatte, gestand er zuweilen: er habe die ganze Nacht wach gelegen und nachgedacht. Der Staatssekretär Funk hat geschildert, wie er die Nächte durch lese, angeblich historische Schriften, tatsächlich Kriminalromane. Goebbels hat in einer Rede berichtet: er kommt selbst nach zwei schweren Arbeitstagen mit dem Flugzeug abends in Berlin an, will nachts um ein Uhr übermüdet zu Bett gehen und wird plötzlich telefonisch in die Reichskanzlei zu Hitler gerufen: «...Um zwei Uhr nachts sass er noch frisch mitten in der Arbeit allein in seiner Wohnung und liess sich nahezu zwei Stunden Vortrag über den Bau der Reichsautobahn halten.» Was bestimmt bis zum nächsten Tag und dann noch viele Tage Zeit gehabt hätte; Hitler konnte eben nicht schlafen, und sein todmüder Minister musste ihn bis vier Uhr morgens über eine seiner Liebhaberereien unterhalten. Derselbe Goebbels schildert einen Besuch auf dem Obersalzberg: «Jede Nacht bis morgens sechs bis sieben Uhr sah man den Lichtschein aus seinem Fenster fallen. Der Führer diktierte die grossen Reden, die er einige Tage später auf dem Kongress (1934) hielt.»

Hitlers nächtliche Gesellschaften in seiner Berliner Privatwohnung in der Reichskanzlei sind für einen nicht einmal allzu beschränkten Kreis fast ein

öffentlicher Treffpunkt. Zuerst wird ausserordentlich lange getafelt, oft mehrere Stunden; dann wird musiziert, der Freund Hanfstängl produziert sich auf dem Flügel, das Lied an den Abendstern aus Wagners «Tannhäuser» gehört zu Hitlers Lieblingsmelodien. Seine persönliche Liebenswürdigkeit im privaten Verkehr wird gerühmt, doch ebenso seine unbeschränkte Aufnahmefähigkeit für Schmeichelei; dass er grösser sei als Napoleon oder Friedrich der Grosse, darf man ihm mit ruhiger Sachlichkeit ins Gesicht sagen, sofern es nur mit Ernst und dem Hinzufügen, man wolle nicht schmeicheln, geschieht. Schon Röhm hat in seiner Lebensbeschreibung auf die Schmeichlergesellschaft um Hitler gewettert. Einer der rücksichtslosesten Ausnutzer dieser Schwäche, Goebbels, hat seine Briefe an den Führer drucken lassen, in denen er ihm schlicht bezeugt: «Vor dem Münchner Gerichtshof wuchsen Sie für uns in die letzte menschliche Grösse. So Grosses ist in Deutschland seit Bismarck nicht mehr gesagt worden.» Die noch dickeren Schmeicheleien des sogenannten Tagebuchs wurden früher erwähnt. Wie alle innerlich Unsicheren ist Hitler ein Spiegelmensch, der sich gern vor dem Spiegel beobachtet und auch vor ihm seine Reden einstudiert, bis auf die Handbewegungen.

Der engere Personenkreis um ihn hat sich zusammengezogen und ihn noch einsamer gelassen. Die Schwester Angela, Mutter der toten Nichte Geli, seit jenem trüben Fall in der Nähe des Bruders bedrückt, hat ihn nunmehr verlassen und im Februar 1936 den Professor Martin Hammitzsch in Dresden geheiratet. Eine Freundin in München, Fräulein B., von Beruf Fotografin, luxuriös erst in einer Wohnung an der Widenmayerstrasse, später im eigenen Hause im Vorort Bogenhausen untergebracht, ist keine Gefährtin. In seiner Vereinsamung sind ihm Kinder fast die liebste Gesellschaft, und wieder weiss Goebbels mit seinen kleinen Töchtern diesen Hang zu nützen; wie denn überhaupt die Familie des Propagandaministers dem Führer und Reichskanzler, solange er in Berlin ist, eine Art privater Häuslichkeit bietet. Schon ist es auch bei andern zur Regel politischer Klugheit geworden, seine Kinder dem Kanzler ins Haus zu senden; Neurath, der Aussenminister, und Eltz-Rübenach, der frühere Verkehrsminister, wissen es.

Die sieben Freunde

Aus dem Bereich der Mitarbeiter erster Reihe heben sich einige ab, die als eine Art persönlicher Freunde gelten können, d.h. Menschen, in denen Hitler nicht nur politische Kameraden und damit Untergebene, sondern menschli-

che Gleichgesinnte und in ruhiger Stunde auch Gleichgewichtete sieht. Einmal hat er sich einfallen lassen, diese Engeren öffentlich zu nennen. Am 1. Januar 1934, gegen Ende des ersten Jahres seiner Macht, hat er ihnen offene Briefe geschrieben und darin jedem gesagt, warum und wofür er grade ihn schätze.

Der erste Brief lautete:

«Mein lieber Rudolf Hess! Einer meiner ältesten Mitkämpfer sind Sie. Seit dem Jahre 1920 haben Sie Ihre Treue und Ihre Fähigkeiten mir und damit der Bewegung zur Verfügung gestellt. Erst als Führer in der SA, dann als mein engster Vertrauter usw.... In alter herzlicher Freundschaft und dankbarer Würdigung Ihr Adolf Hitler.»

Hess steht mit Recht an der Spitze dieser politischen Freunde. Er ist zweifellos von allen derjenige, auf den Hitler sich am meisten verlassen kann, weil er am wenigsten für sich selbst will und tatsächlich sein Leben seinem Führer aufgeopfert hat. Der unbedingte Glaube Hess' an Hitler offenbart sich in einer Anekdote aus der Frühzeit. Ein reicher Südamerikaner hatte 1921 der Universität München eine Geldsumme zur Verfügung gestellt für eine Preisarbeit über das Thema: «Wie muss der Mann beschaffen sein, der Deutschland wieder zur Höhe führen soll?» Den Preis gewann der Student Rudolf Hess mit einer zwar nicht wissenschaftlichen, aber kühnen und glänzend stilisierten Antwort, in der er den kommenden Diktator beschrieb:

«Um der Rettung der Nation willen verabscheut er nicht, Waffen des Gegners, Demagogie, Schlagworte, Strassenumzüge usw. zu benützen. Wo alle Autorität geschwunden, schafft Volkstümlichkeit allein Autorität. Das hat sich bei Mussolini gezeigt. Je tiefer der Diktator ursprünglich in der breiten Masse gewurzelt, desto besser versteht er sie psychologisch zu behandeln, desto weniger Misstrauen werden ihm die Arbeiter entgegenbringen, desto mehr Anhänger gewinnt er sich aus diesen energischsten Reihen des Volkes. Er selbst hat mit der Masse nichts gemein, ist ganz Persönlichkeit wie jeder Grosse... Wenn die Not es gebietet, scheut er auch nicht davor zurück, Blut zu vergiessen. Grosse Fragen werden immer durch Blut und Eisen entschieden. Und die Frage hier lautet: Untergang oder Aufstieg.

Das Parlament mag weiter schwatzen oder nicht – der Mann handelt. Nun zeigt sich, dass er trotz seiner vielen Reden zu schweigen verstand. Die eigenen Anhänger werden vielleicht am meisten enttäuscht.... Sein Ziel zu erreichen, stampft er auch dabei über seine nächsten Freunde hinweg. ... Um des grossen Endziels willen muss er es auch auf sich nehmen können, der Mehrheit vorübergehend als Verräter an der Nation zu scheinen ... Der mit abschreckender Härte vorgehende Gesetzgeber scheut nicht davor zurück, die,

welche die besten Teile des Volkes dem Hunger preisgeben, Schieber und Wucherer, mit dem Tode zu bestrafen. Das Spiel an der Börse mit den Gütern der Nation wird unterbunden. Die Verführer des Volkes werden des Landes verwiesen. Ein fürchterliches Strafgericht bricht herein über die Verräter an der Nation, vor, während und nach dem Kriege... Er bleibt frei vom Einfluss der Juden und jüdisch verseuchten Freimaurer. Benutzt er sie, so muss sich seine gewaltige Persönlichkeit doch stets über ihren Einfluss hinwegsetzen können.... Er kennt die Völker und einflussreichen Einzelnen. Je nach Bedarf vermag er mit Kürassierstiefeln niederzutreten oder mit vorsichtig empfindsamen Fingern Fäden bis in den Stillen Ozean zu knüpfen.... So oder so fallen die Versklavungsverträge. Einst wird es dastehen, das neue Gross-Deutschland, das alle umschliesst, die deutschen Blutes sind.»

Mit dieser Skizze hat Hess damals bewusst seinen Freund Hitler zeichnen wollen; er hat ihn beschrieben, wie er den Zweiunddreissigjährigen sah, und er hat wahrscheinlich vieles hineingeschrieben, was der Zweiunddreissigjährige von sich selbst dachte und sagte. Manche Sätze sind dadurch besonders interessant, dass Hess seine Skizze 1934 neu veröffentlichte und sich damit von neuem zu ihr bekannte. Die Schilderung mündet in einem merkwürdigen Ausblick: «Das Werk darf nicht auf die überragenden Ausmasse des Erbauers zugeschnitten sein, sonst wankt das Ganze bei seinem Hinscheiden, wie der Staat Friedrichs und Bismarcks. Neue selbständige Persönlichkeiten, welche der wieder in den Sattel gehobenen Germania das Ross zukünftig führen, gedeihen unter dem Diktator nicht. Deshalb vollbringt er die letzte grosse Tat: statt seine Macht bis zur Neige auszukosten, legt er sie nieder und steht als getreuer Eckehard zur Seite.»

In dieser Schlusswendung steckt der ganze Hitler mit seiner unverstandenen und unerfüllten Sehnsucht nach dem sorgenfreien Privatleben; aber auch mit der ständigen Sorge um die Nachfolge und die Fortdauer seines Werkes nach seinem Tode. Er selbst hat 1920 in seinem Parteiprogramm versprochen, dass die Rolle der Partei zu Ende sein werde, wenn das Programm durchgeführt sei; er hat 1924 vor Gericht gelobt, seine Aufgabe als beendet anzusehen, wenn er das deutsche Volk zur Erhebung gebracht haben werde. Aber wann ist dieser Zeitpunkt gekommen? Hess sagt es: wenn es dastehen wird, das «neue Gross-Deutschland, das alle umschliesst, die deutschen Blutes sind».

Der zweite von Hitlers Neujahrsbriefen ging an einen der breiten Öffentlichkeit wenig bekannten Mann, den Parteikassierer Franz Schwarz:

«Mein lieber Reichsschatzmeister! Die Führung des Kampfes um die Macht war für die nationalsozialistische Bewegung nur möglich dank ihrer

glänzenden Organisation. Die Grundlagen dieser Organisation verwaltungsmässig und finanziell hergestellt zu haben, war Ihr Verdienst, mein lieber Parteigenosse Schwarz. Sie haben in den langen Jahren unseres Ringens dank Ihrer aufopferungsvollen Arbeit usw.... In herzlicher Freundschaft und dankbarer Würdigung Ihr Adolf Hitler.»

Schwarz gehört zu dem engeren Kreise der Münchner Kumpane, zu dem beispielsweise auch Heinrich Hoffmann, der Photograph, zählt. Eins der wirklichen Verdienste von Schwarz ist es, seinem wenig geschäftskundigen Führer die finanziellen Sorgen möglichst fern gehalten zu haben. Er hat Hitler in den Jahren nach der Neugründung der Partei aus der Abhängigkeit von finanzkräftigen Unterführern befreit, indem er die Beitragszahlungen zentralisierte und rücksichtslos den Gauleitern das Geld abnahm. Er hat auch Verdienste von viel persönlicherer Art. In einer für Hitler peinlichen Angelegenheit hat er ihn aus Erpresserhänden befreit und ein unangenehmes Dokument sichergestellt; was über den Fall angedeutet werden kann, wurde im vorigen Bande gesagt.

Der dritte Neujahrsbrief:

«Mein lieber Amann!... Sie, mein lieber Amann, haben sich als einer der ersten meiner ehemaligen Kriegskameraden mir zur Verfügung gestellt. Der organisatorische Aufbau der Bewegung im Jahre 1923 war Ihr Verdienst. Der Aufbau unseres gewaltigen Zentral-Verlages aber ist ausschliesslich Ihr Werk. Sie haben mir damit die Voraussetzung geschaffen für die Durchführung einer Schriftpropaganda, die eine ausschlaggebende Bedeutung erhielt nicht nur in der Zeit des Angriffs unserer Bewegung, sondern heute nach dem errungenen Siege... In herzlicher Freundschaft und dankbarer Würdigung Ihr Adolf Hitler.»

Wenn Hitler einem Manne dankbar zu sein hat, ist es Max Amann. Er hat für Hitler getan, was dieser für sich selbst nicht tun wollte oder konnte: er hat ihn mit seiner Idee Geld verdienen lassen. Eine Energie, die selbst in dieser von Brutalität gefüllten Bewegung selten ist, hat er an die Durchsetzung des rücksichtslosen Profitinteresses innerhalb der Bewegung gesetzt. Als Geschäftsführer des «Völkischen Beobachters» drückte er den Chefredakteur Alfred Rosenberg an die Wand; weil er das Blatt zu politisch und damit nach Amanns Meinung zu langweilig führte. Zwar gelang es ihm nicht, Rosenberg zu entfernen, aber er griff rücksichtslos in die Redaktion ein, verbot die Aufnahme von Artikeln, und als Rosenberg sich einmal beschwerte und sich auf die politischen Wünsche der Partei und ihrer Mitglieder berief, antwortete Amann: «Auf die Mitglieder ist geschäftlich, zuerst kommt das Geschäft.» Der Ausspruch liegt bei den Gerichtsakten. Mit der gleichen unbekümmerten Energie hat Amann seine geschäftlichen Produkte auch draussen durchge-

setzt, den «Völkischen Beobachter» in einer Auflage von über dreihunderttausend allen Behörden und Parteistellen aufgezwungen, ihn mit einer Berliner Ausgabe dem «Angriff» von Goebbels als Konkurrenz an die Seite gesetzt. Er hat sich seit 1933 daran gemacht, die ganze deutsche Presse unter seine persönliche Herrschaft zu bringen; er hat den Kampf gegen Goebbels, den Reichspropagandaminister, gegen Otto Dietrich, den Reichspressechef der Partei, gar gegen einen «Spätling» wie den Staatssekretär Funk nicht gescheut und ist als Präsident der Reichspressekammer tatsächlich zum wirtschaftlichen Herrn über alle deutschen Zeitungen geworden, deren wichtigste Posten er nach und nach mit seinen Günstlingen besetzt. Vor den letzten, im Ausland noch als nicht ganz nationalsozialistisch geltenden Blättern, wie der «Frankfurter Zeitung», der «Kölnischen Zeitung» und dem «Berliner Tageblatt», ist nicht halt gemacht worden oder wird nicht Halt gemacht werden. Eine der besonderen geschäftlichen Leistungen Amanns ist das Hinauftreiben der Auflagen von «Mein Kampf» auf zweieinhalb Millionen; zu den dabei angewandten Geschäftstricks gehört es, dass Brautpaare sich das Buch bei der Trauung auf dem Standesamt gegen Erlegung des Ladenpreises «schenken» lassen müssen.

Und nun ein mit düsterer Erinnerung beschwerter Brief:

«Mein lieber Stabschef!... Als ich Dich, mein lieber Stabschef, in Deine heutige Stellung berief, durchlebte die SA eine schwere Krise. Es ist mit in erster Linie Dein Verdienst, wenn schon nach wenigen Jahren dieses politische Instrument jene Kraft entfalten konnte, die es mir ermöglichte, den Kampf um die Macht durch die Niederrichtung des marxistischen Gegners endgültig zu bestehen. Am Schluss des Jahres der nationalsozialistischen Revolution drängt es mich daher, Dir, mein lieber Ernst Röhm... In herzlicher Freundschaft und dankbarer Würdigung Dein Adolf Hitler.»

Der einzige Brief, in dem das «Du» vorkommt.

Nach dem Brief an das Opfer der Brief an den Henker:

«Mein lieber Parteigenosse Himmler! In der Zeit der schwersten Krise unserer Bewegung sah ich mich veranlasst, eine besondere Schutzorganisation der Partei ins Leben zu rufen: die SS. Sie sollte als eine beste Auslese treuester Fanatiker der Führung die Möglichkeit geben, ohne Rücksicht auf Einzelne die Interessen der Partei zu vertreten. Aus diesen wenigen Schutzstaffeln eine gewaltige und in ihrer Art einzig dastehende Organisation entwickelt zu haben, ist Ihr Verdienst. Sie haben damit der nationalsozialistischen Revolution eine blind ergebene Stosstruppe, dem nationalsozialistischen Staat eine unerschütterliche politische Garde gegeben, die den Rassegedanken unserer

Bewegung in ihrem eigenen Fleisch und Blut verkörpert. Am Schluss des Jahres der nationalsozialistischen Revolution freut es mich daher, Ihnen, mein lieber Parteigenosse Himmler, aus ganzem Herzen für die wahrhaft grossen Verdienste zu danken, die Sie sich um die nationalsozialistische Bewegung und damit um das deutsche Volk erworben haben. In herzlicher Freundschaft und dankbarer Würdigung Ihr Adolf Hitler.»

Erst spät in dieser Reihe kommt ein Adressat, den man unter den ersten suchen würde:

«Mein lieber Doktor Goebbels!... Als ich Sie, mein lieber Doktor Goebbels, nach Berlin berief, stand in der Reichshauptstadt einer überwältigenden Gewalt der Gegner so gut wie keine nationalsozialistische Organisation gegenüber. Die Eroberung dieser Stadt für die Bewegung ist Ihr Verdienst. Sie haben aber darüber hinaus die Propaganda der Partei zu jener unerhört scharfen Waffe gemacht, der im Laufe der Jahre ein Gegner nach dem andern erlegen war. Am Schluss des Jahres der nationalsozialistischen Revolution usw.... In herzlicher Freundschaft und dankbarer Würdigung Ihr Adolf Hitler.»

Die Verdienste von Goebbels werden hier genau abgegrenzt. Die sogenannte Eroberung von Berlin und die Ausbildung der Parteipropaganda (übrigens nach Hitlers Grundsätzen) gelten als seine Leistung; von einer darüber hinausgehenden politischen Bedeutung ist nicht die Rede. Der Einfluss von Goebbels auf die gesamte Politik der Diktatur schwankt; er wird durch den Brief nicht gestützt.

Die Briefreihe, die mit persönlicher Intimität begann, schliesst mit einer philosophischen Freundschaft:

«Mein lieber Parteigenosse Rosenberg! Eine der ersten Voraussetzungen für den Sieg der nationalsozialistischen Bewegung war die Zertrümmerung der uns gegenüberstehenden feindlichen Gedankenwelt. Sie, mein lieber Parteigenosse Rosenberg, haben seit der Zeit Dietrich Eckarts nicht nur unentwegt den Angriff gegen diese Ideenwelt geführt, sondern durch die politische und weltanschauliche Leitung des Zentralverlages der Partei unerhört dazu beigetragen, die weltanschaulich einheitliche Durchdringung unseres politischen Kampfes sicherzustellen.... In herzlicher Freundschaft und dankbarer Würdigung Ihr Adolf Hitler.»

Das Verhältnis Hitlers zu Rosenberg gründet sich auf eine, trotz mangelnder persönlicher Intimität, besonders enge Verwandtschaft der Gesinnung. Die geistige Abhängigkeit Hitlers, namentlich des Verfassers von «Mein Kampf», von Rosenberg wurde im ersten Band geschildert. Als Rosenberg seinen «Mythus des zwanzigsten Jahrhunderts» geschrieben hatte, bat er seinen Parteiführer um Lektüre des Manuskripts; das nicht nur kirchen-

feindliche, sondern ziemlich offen antichristliche Buch enthielt Sprengstoff, der nicht ohne Wissen des Führers verkauft werden sollte. Hitler behielt das Manuskript fast ein Jahr bei sich und gab es dann Rosenberg ungelesen zurück mit der Bemerkung, er werde es schon richtig gemacht haben. Vorsichtshalber wurde das Buch im Hoheneichen-Verlag, einer für derartige Verdunkelungen geschaffenen Abteilung des Partei-Verlages, herausgegeben. Als der von Rosenberg erwartete Skandal losbrach und die Angriffe gegen die Partei von aussen und innen hagelten, bot er dem Parteiführer schriftlich Verzicht auf seine Ämter und sogar Austritt aus der Partei an. Hitler schrieb quer über den Brief: «Fällt mir nicht ein, Sie bleiben!»

Ergänzungen

Sieben Freunde. Sieben Stützen, Ergänzungen und Ausfüllungen einer sehr lückenhaften Persönlichkeit.

Rudolf Hess ist gewissermassen der einzige Mensch in all dem Menschenstoff, mit dem dieser Tyrann wider Willen hantieren muss. Der einsame Weg des Führers durch jubelnde Menschenmauern hinauf zur Macht hat den Menschen Hitler in immer tiefere Verdüsterung geführt; einer der wenigen Menschen, und unter den Kameraden vorderer Reihe wohl der Einzige, der ihm überhaupt zuteilwurde, ist Hess. Er ist Hitler weder als Geist, noch als Naturell gewachsen und hat sich in der Partei nicht so weit freigeschwommen, dass er den Halt am Führer entbehren könnte; seine Stärke liegt nicht in seiner Tauglichkeit, sondern in seiner Zuverlässigkeit.

Schwarz, der sachliche Kassenhüter, ist in dieser Partei der Aufgeregten oder Verkommenen der Normale an hervorragender Stelle. Er repräsentiert in der Reichsleitung der Partei ein Stück jenes deutschen Volkes, das der Gegenstand aller politischen Arbeit ist. Die Partei samt ihrem Führer mochte mächtig, gefährlich und zu allem fähig sein; dieser Kassierer machte sie seriös.

In Max Amann scheinen sich alle Instinkte auszutoben, zu denen Hitler sich nicht bekennen will. Er hat den Mut, offen etwas für sich zu wollen; er kann es sich leisten, weil er zugleich etwas für Hitler will. Wenn der Führer den Wunsch nach Geldverdienen nicht äussern darf, so darf Amann sich eine Ehre daraus machen, dass er für Hitler Geld verdient, Amann, samt seinem Stil und seinen Methoden, stellt dar: Adolf Hitler, wenn er Kaufmann wäre.

Röhm war die ruhige und gleichmässige Kraft, die Hitler nie besass und

deren er stets bedurfte. Ihre gemeinsame Laufbahn ist ein ständiges An- und Wegpendeln gewesen; und nicht Röhm war es, der schwankte. Auch war nicht er es, der den letzten heftigen Zusammenprall wollte; vielleicht kann man sagen, dass seine gleichmässige Kraft, den Begleiter seit Jahren immer mehr irritierend, zuletzt wie ein Magnet den Schlag auf sich gezogen hat.

Der Brief an Himmler ist an einen Mann gerichtet, der aus durchschnittlicher Begabung eine Höchstleistung herausgeholt hat. In keiner Weise genial oder originell, hat er, nachahmend und aufgreifend, gute Anregungen und vorzügliches Material tadellos verarbeitet, alles richtig gemacht und nichts versäumt; eine Leistung, die in jeder Beziehung das Gegenteil einer Hitlerschen Leistung ist. SS und Gestapo scheinen die Ochrana, den Intelligence Service oder die GPU an Ideenreichtum und Verschlagenheit nicht zu erreichen; dafür sind sie das Höchste an korrekter Organisation, was gedacht werden kann.

Goebbels ist von allen sieben der Einzige, der über die gesellschaftliche Sphäre Hitlers hinausragt und diesen mit einer Welt verbindet, in der man sich nicht langweilt. Er hat Geschmack an Schönheiten des Lebens, zu denen Hitler heimlich Lust hat; zugleich verzehrt ihn der Ehrgeiz nach Erfolgen, für die er selbst zwar Talent genug, aber nur Hitler die Kraft besitzt. In merkwürdiger Wechselbeziehung ergänzen sie einander; während Hitler auf dem Gipfel der Macht durch menschliche Armut unglücklich ist, sieht Goebbels auf dem hohen Kamm persönlicher Erfolge sich durch Mangel an wirklicher Macht gedemütigt.

In Rosenberg schliesslich trifft Hitler auf einen Kameraden, der bei grösserer intellektueller Schärfe noch grausamer in der Seele verdüstert ist. Sind es bei Hitler Hemmungen aus der Jugendzeit, so scheint bei Rosenberg der Widerspruch zwischen politischem Bekenntnis und persönlicher Wahrheit noch tiefer zu liegen. Gegen ihn sind vor einiger Zeit präzisierte Beschuldigungen erhoben worden, die sich zum Teil auf seine Abstammung, zum Teil auf sein Vorleben beziehen. Sie sind dem Inhalt nach nicht neu und innerhalb der Partei schon früher von Göring und Hanfstaengl ausgesprochen worden. Danach hat Rosenberg einen, wenn auch schmalen Tropfen jüdischen Blutes in den Adern; ausserdem lettisches, mongolisches und französisches. Von seinen Gegnern in der Partei ist Rosenberg der Spionage für Frankreich bezichtigt worden: dies wird dahin berichtet, dass der Vorwurf einen inzwischen verstorbenen Bruder treffe, der mit Alfred Rosenberg in Verbindung gestanden habe. Dass die Familie in verschiedener Hinsicht erblich belastet ist, wird, auch wenn man die dafür angeführten Einzelheiten nicht berücksichtigt, durch Aussehen und Verhalten Rosenbergs glaubhaft gemacht. Ein

Mischling und erblich Belasteter als Verteidiger! Von reiner Rasse und Erbgesundheit ist kein schlechter Gefährte für den Führer, der sich aus dem Obdachlosenasyll den Weg bis an die Spitze der Elite der Nation erkämpft hat.

Der Löwenbändiger

Unter den sieben Freunden fehlt Göring. Er übertrifft sie alle an Macht und auch an Ruhm vor der Welt, zumal seitdem Röhm, der einzige ihm Gefährliche, weggeschossen wurde. So sehr Göring in den Kreis der Exaltierten um Hitler passt, so schwierig ist das menschliche Verhältnis zwischen ihnen. Göring, ein Lebensbejaher und Lebensgeniesser, durchschaut nicht nur wie die andern die Künstelei in Hitlers scheinbarer Schlichtheit; er lässt es auch merken, dass er den wahren Grund, nämlich Mangel an Forschheit, erkennt. Im keineswegs engen Kreise hat er seinen Führer einen Hampelmann genannt, und das vor den Ohren des Auslandes, nämlich im Frühjahr 1933 in Rom; Hitler wiederum hat seinen in Seide und Sternen glänzenden Ministerpräsidenten mehrmals öffentlich zurechtweisen lassen, meist durch den Mund des gekränkten und beiseitegedrängten Goebbels. Dieser pries seinen Führer mit den deutlich auf Göring gezielten Worten: «Hitler umgibt sich nicht mit Pomp und Prunk von glitzernden Sternen, Orden und Uniformen» (Rede im Stadion zu Neukölln am 15. August 1934; der von Goebbels selbst redigierte Versammlungsbericht verzeichnet hier «minutenlangen stürmischen Beifall»).

Göring, anscheinend ein Naturtalent für den Platz an der oberen Tafel des Lebens, ist keineswegs von Hause aus darangesetzt worden. Die häuslichen Verhältnisse, in denen er aufwuchs, waren verworren und vielleicht bedrückend; sie sollen nicht geschildert werden, doch darf wenigstens gesagt werden, dass der Knabe mit jüdischer Umgebung in Berührung gekommen ist. Später, Kadett in Lichterfelde, hat er nach seinem Bericht die adligen Kameraden beneidet, die zu den Hofbällen eingeladen wurden. Bei allem Hang zum Lebensgenuss zeigt er frühzeitig eine gewisse Düsterei und Verstocktheit; wenn er zwischen zusammengebissenen Zähnen ein Lieblingswort hervorstösst: «Es muss noch Blut fliessen ...», dann haben harmlosere und natürlichere Freunde das Gefühl, es mit einer Art von Besessenem zu tun zu haben. Eine junge Freundschaft zu einer später berühmt gewordenen Schauspielerin, die er als junger Offizier fasst, hat er selbst als Schicksal seines Lebens bezeichnet; die Beziehung hat Jahrzehnte gedauert, und noch als be-

kanter, ja berühmter Politiker konnte er stundenlang vor der Wohnung der Dame im Schnee stehen, um zu warten, bis ihre jüdischen Gäste sie verlassen hatten – vorher betrat er das Haus nicht. Sein Naturell hat ihm das Leben nicht leicht gemacht, und der Start war auch für ihn, wenngleich auf gelindere Art als bei Hitler, schwierig. Aber die Achse dieses Lebens gelte nicht nach dem Gipfel der Tat, sondern nach der Sonne des Erfolges, und so sind die Ergebnisse seiner unbestreitbaren Tatkraft zu beurteilen. An Rastlosigkeit und Unzufriedenheit Hitler vergleichbar, jagt er nicht wie dieser nach den Ehren, sondern nach den Genüssen des Lebens; er will nicht gelten, sondern haben. Hitler ist durch seine politischen Erfolge in die, Göring in der Gesellschaft aufgestiegen; jener wollte hinein, um seine Bestätigung zu haben, dieser wollte hinauf, weil es angenehm war und er ein Recht dazu fühlte wie alle andern seiner Stufe. An Lebensgier und Energie sind beide gleich; aber der Führer hat seine Kraft benutzt, die Lust am Leben in sich zu verkrüppeln, der Paladin, sie zu befriedigen.

So besteht eine Fremdheit zwischen beiden, die von Zeit zu Zeit immer wieder wie eine Feindseligkeit ausbricht. Im Führerkorps der Bewegung gibt es Tausende von Gestalten, die wegen der offenen Schamlosigkeit beim Genuss ihrer Beute Hitler ärgerlich sind. Immerhin betreiben sie es privat und geben sich offiziell als schlichte Nationalsozialisten; selten werden diese Machthaber so öffentlich gestellt, wie der Oldenburger Gauleiter und Reichsstatthalter Röver, dem in öffentlicher Versammlung sein Einkommen von 38000 Mark vorgeworfen wurde (bei Beginn der Diktatur war versprochen worden, Ministergehälter würden 12.000 Mark nicht übersteigen). Göring dagegen macht aus seinem privaten Luxus eine öffentliche Angelegenheit, hält Staatsjagden wie ein souveräner Fürst, lädt zu seinem Geburtstag dreitausend Menschen ins Opernhaus und hat eine öffentliche Prunkhochzeit gefeiert, wie es sie seit einem Menschenalter in Deutschland nicht mehr gegeben hat. Das sind Genüsse von einer äusseren Mächtigkeit, die den Mann in den Augen vieler Beurteiler mächtiger erscheinen liessen als den unauffälligen Führer; wie denn auch auf Gruppenbildern, auf denen Hitler und Göring beisammen sind, der Untergebene durch Pracht und Selbstbewusstsein stets wie die herrschende Figur aussieht. Der sozusagen angemessene Gebrauch unkontrollierter Macht ist Missbrauch, und Göring treibt ihn. Er hat einen harmlosen Bürger und dessen Bekannte festsetzen lassen, weil der Bürger – übrigens irrigerweise – ein Jugendfreund von Frau Göring zu sein glaubte; den Verhafteten geschah nichts, aber acht Tage voller Schrecken für die Bedauernswerten scheint der Machthaber für ganz angebracht gehalten zu haben. Er hat sich den Scherz gemacht, eine Schauspielerin und

Kollegin seiner Gattin durch einen Beamten nachts mit dem Schreckenswort «Geheime Staatspolizei!» aus dem Schlaf zu wecken, nur um der Dame auf diesem ungewöhnlichen Wege einen Blumenstrauss zu übersenden.

Aus seiner Abneigung für die Persönlichkeit des Mannes, in dem er doch seinen wichtigsten Mitarbeiter sieht, macht Hitler kaum ein Hehl; in wenigstens andeutender Art selbst vor Fremden nicht. Einer Tischnachbarin schwärmte er vom Vegetarismus und sagte, er hoffe zuversichtlich, dass alle Völker noch so weit kommen würden, sich nicht von toten Tieren zu nähren. Unbegreiflich, fuhr er fort, sei ihm Göring und seine Leidenschaft für das Töten von Tieren. In seinem Hause hielt Göring lange Zeit einen zahmen Löwen; dieser Löwe habe ihm, Hitler, einmal die Tatze auf die Schulter gelegt, was ihm einen ziemlichen Schrecken eingejagt habe. Göring habe ihn dann beruhigt; aber – und nun gerät er noch nachträglich in Empörung – wohin könne dieser Unfug noch führen, wenn etwa der Löwe sich einmal auf eins der kleinen Kinder von Goebbels stürzen würde. Vergebens hat Göring versucht, seinen Führer mit dem Jagdwesen auszusöhnen. Im staatlichen Jagdrevier der Schorfheide, das er zu seiner Privatjagd gemacht hat, liess er Ende 1933 ein Holzhaus hauen und hielt dieses in seiner Einfachheit für Hitler angemessen; er schenkte es ihm also. Aber Hitler hat das Haus nie betreten, und darauf geschah etwas Merkwürdiges: das verschmähte Haus brannte im Februar 1934 ab.

Verteilung der Beute

Wir sehen Göring hier als Jäger in Besitz und Genuss staatlicher Forsten und Wildbestände. Das Verleihen und Verschenken von staatlichem Besitz auf Gegenseitigkeit betreiben die Machthaber der Diktatur offen. Sie schenken einander Gemälde aus Museen, Automobile aus Heeresbeständen; besonders gern und feierlich schenken sie einander Grundstücke und Häuser. Die bekannt gewordenen Schenkungen dieser Art sind so charakteristisch, dass wenigstens die wichtigsten Erwähnung verdienen.

Durch das Geschenk eines staatlichen Rittergutes hat Göring sich bei Hindenburg eingeschmeichelt. Der alte Reichspräsident, von Hause aus nicht wohlhabend, hatte stets Sinn für Besitz und wusste ihn bisweilen mit den absonderlichsten Mitteln geltend zu machen. Als er kurz vor dem Kriege in Pension gehen musste, forderte er eine Zusatzrente mit der Begründung, dass er durch eine alte Kriegsverletzung am Kopf körperlich und auch geistig behindert sei; er bat Freunde brieflich, ihm das zu bezeugen. Es ist erzählt

worden, wie ihm später die Industrie das verloren gegangene Familiengut Neudeck kaufte und welche politische Rolle der oberste Gutsbesitzer des Reiches von seinem Junkersitz aus gespielt hat. Ein halbes Jahr an der Macht, kam Göring auf den Gedanken, dem Präsidenten zu Neudeck das Nachbargut Langenau samt dem Forst Reussenwald zu schenken, die bis dahin dem preussischen Staat gehört hatten. Am 27. August 1933 sprachen Hitler und Göring auf dem Schlachtfeld von Tannenberg die Schenkung aus, und zwar, wie Hitler sich ausdrückte, als Zeichen «der nationalen Ehre und in Erfüllung der Pflicht der nationalen Dankbarkeit». Vier Tage später teilte das Büro des Reichspräsidenten mit, Hindenburg habe dem Ministerpräsidenten und Hauptmann a. D. Göring «in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste in Krieg und Frieden den Charakter als General der Infanterie verliehen mit der Berechtigung zum Tragen der Uniform des Reichsheeres». Und da es auch ausserhalb Preussens staatlichen Grundbesitz gab, wurde am gleichen Tage bekannt gemacht, der bayrische Ministerrat habe beschlossen, dem preussischen Ministerpräsidenten Göring zehntausend Quadratmeter Staatsgelände zur Errichtung eines Hauses auf dem Obersalzberg (also in der Nähe von Hitler) zur Verfügung zu stellen; mit dem Wunsche, ihn recht bald in den bayrischen Bergen begrüßen zu können.

Nach Hindenburgs Tode rückte der mehr als achtzigjährige Generalfeldmarschall von Mackensen in die Stellung eines Ehrenhauptes der alten Armee vor; so war er Ehrenmitglied des Stahlhelm, jenes Milizverbandes, der immer noch neben der SA bestand und den Nationalsozialisten im Lande Ungelegenheiten machte. Folgendes geschah. Am 27. Juni 1935 verkündete ein Bericht über eine Sitzung des Reichskabinetts: «Nach dem Willen des Führers und Reichskanzlers soll dem Dank des deutschen Volkes an den ruhmvollen Heerführer unvergänglicher Ausdruck verliehen werden. Das preussische Staatsministerium hat daher beschlossen, die preussische Domäne Brüssow, Kreis Prenzlau, dem Führer und Reichskanzler für eine Übereignung an den Generalfeldmarschall von Mackensen zur Verfügung zu stellen.» Fünf Wochen später, am 31. Juli, schrieb Mackensen an den Stahlhelm einen Brief, in dem er seinem Verbände sagte, dieser habe keine Existenzberechtigung mehr und möge sich auflösen; darum lege er selbst «nach reiflichem Überlegen und Bedenken» seine Ehrenmitgliedschaft nieder. Den Brief übergab er der Öffentlichkeit. Am 22. Oktober war auf Gut Brüssow eine glanzvolle Gesellschaft versammelt, viele Minister und Generale, Ehrenabordnungen der SA und SS; Göring übergab das Eigentum an der Domäne feierlich an den alten Feldmarschall, und der Ernährungsminister Darré erklärte das bisherige Staatsgut zum «Erbhof».

Am 10. November 1936 schenkte die Stadt Berlin Goebbels zu seinem

neununddreissigsten Geburtstag ein Waldgrundstück mit einem Gebäude, das als Holzhaus bezeichnet wurde. Die Schenkung wurde öffentlich bekannt gegeben; nicht aber, dass Goebbels das Grundstück vorher von der Stadt Berlin gefordert und Art, Lage und Umfang genau angegeben hatte.

Die Angst vor dem Geist

Über diese Grundstückempfänger und Beute Verteiler herrscht der Mann ohne Privatleben, oder richtiger, der sich schämt, ein Privatleben zu haben. Ein ohnmächtiges, aus eigener Kraft und auf natürliche Art nicht befriedigtes Verlangen nach Menschen trieb ihn zu den Massen, und von den Massen findet er den Weg zu den Menschen nicht zurück. Anschaulich hat er im autobiographischen Teil von «Mein Kampf» die persönliche Einsamkeit seiner Jugend geschildert. Alle Zeugnisse, auch die späterer Bewunderer, berichten von der völligen Isolierung des jungen Menschen; und sie war nicht nur völlig, sondern auch gewollt. Er hat sich vor der eigenen Familie verkrochen und galt ihr als verschollen; im Obdachlosen-Asyl, im Männerheim entstand um ihn – aus dem Bericht des Gefährten Hanisch geht es oft hervor – eine leere Zone, durch die er zu den Leidensgefährten nicht durchdrang. Im Felde galt er als Sonderling, und in der jungen «Deutschen Arbeiterpartei» wusste man nichts von dem Privatleben des Führers; fragte man ihn, wurde er zornig. Ein wirklicher Freund, Joseph Berchtold, hat aus jener Zeit erzählt, wie wenig die Parteigenossen mit Hitler ausserhalb der politischen Arbeit zusammenkamen.

Doch nicht wie andern Sonderlingen gelingt es ihm, sich eine private geistige Welt aufzuhauen; etwa – die notwendigen Verstandesgaben wären reichlich da – einen echten Bildungsvorrat anzulegen und zu neuen Erkenntnissen vorzuschreiten. Dabei hat er eine starke Besitzfreude merkwürdigerweise gerade an Büchern. «Sie würden sich wundern», sagte einmal ein Mann seines näheren Umganges, «wenn Sie die herrliche Bibliothek Hitlers sähen; ganze Wände voll der schönsten Bücher, und alle nicht gelesen.»

Eine Art Angst vor Erkenntnis und vor geistiger Auseinandersetzung selbst mit dem bedruckten Papier hemmt ihn. Ein polnischer Journalist, Kazimierz Smogorzewski, wagte ihn zu fragen: «Welche von den grossen Geistern der Vergangenheit haben einen ausschlaggebenden Einfluss in intellektueller Hinsicht auf Ew. Exzellenz ausgeübt?» Darauf die klassische und für Hitler wahrhaft bezeichnende Antwort:

«Es ist schwer, die Zahl jener Geister aufzuzählen, die zu jeder grossen Idee schon in der Vergangenheit befruchtende Beiträge geleistet haben. Unser ganzes Anschauungsbild entsteht zum überwältigenden Teil aus den Resultaten geistiger Arbeit der Vergangenheit und zu einem kleineren Teil auf Grundlage eigener Erkenntnisse. Das Entscheidende ist nur, das einem von den grossen Geistern früherer Zeiten überlieferte Gedankengut vernünftig und zweckmässig zu ordnen und die sich daraus ergebenden logischen Konsequenzen zu ziehen. Denn was nützen alle Erkenntnisse, wenn man nicht den Mut besitzt, sich ihrer zu bedienen? Indem wir aus einer Unsumme geistiger und wissenschaftlicher Ideen und Erkenntnisse die praktischen politischen Folgerungen ziehen, haben wir die vollkommen steril gewordene Trägheit überwunden und unserem nationalen Leben damit einen neuen und, wie ich überzeugt bin, entscheidenden Aufschwung gegeben.»

Das war eine Antwort. Sie kennzeichnet überhaupt Hitlers Art, Fragen zu erledigen; nämlich dem Gegenstand auszuweichen, Festlegungen zu fliehen und dafür mit fanatischem Nachdruck einen oft geäusserten Lieblingsgedanken zum tausendsten Male vorzutragen, den der andere gar nicht hören, er selber aber sagen und gehört wissen will. In diesem besonderen Fall weicht er einem geistigen Bekenntnis aus, weil er sonst gestehen müsste, dass er sich keiner geistigen Leistung der deutschen oder europäischen Vergangenheit verbunden fühlt; wahrscheinlich hat ihn nie eine Zeile von Goethe ergriffen oder auch nur erfreut. In seinen Reden aus fünfzehn Jahren findet sich kein klassisches Zitat; in «Mein Kampf» auch nicht. Ein geistiger Naturbursche, der eine Stradivari-Geige zerhacken würde, um ein Schnitzel daran zu braten, und der stolz dazu sagen würde, dass er damit überliefertes Gedankengut vernünftig und zweckmässig ordne. Jedoch der Mut, sich offen zu Barbarei und Unbildung zu bekennen, fehlt ihm trotzdem; er wird immer Dank dafür verlangen, dass er die europäische Kultur verteidige, und eine Grundlehre dieser so verstandenen Kultur heisst: wo gehobelt wird, fallen Späne.

Zwei miteinander ursächlich verbundene Züge kennzeichnen den geistigen Menschen Hitler: Besessenheit vom Zweck und Angst vor dem Geist. Geist ist jenes Reich des Gedankens, in dem der Mensch die Ideen nicht verwendet, sondern sich vor ihnen verantwortet; wo es die Massstäbe Richtig und Falsch gibt, wo der Denkende geprüft wird und, mag er sonst als Handelnder ohne Skrupel unrecht tun, als Irrender Unrecht bekommt. In diesem ewigen Reich der Menschheit, hoch über den Individuen – mögen diese Individuen selbst Nationen sein – ist der an das verantwortungslose Handeln Gewöhnte als Denker verloren und heimatlos; hier zählen seine Künste nicht,

hier sind sie schnell durchschaut. Auch redliches Irren gilt, denn es ist der der Menschheit nie ersparte und nie beendete Weg zu jenem Ziel, das von den redlich Strebenden ewig ersehnt, von dem Werber und Erfolgsjäger aber nicht einmal geahnt wird: zur Wahrheit.

Ein Menschenbenützer

Selten findet sich in Gegenwart oder Vergangenheit so rein geprägt der Typus des Politikers, das heisst des Menschen, der schlechtweg alles nur als Mittel zum Zweck benützt, seien es Sachen, Ideen oder Menschen. Dies ist Hitlers unheimliche und nicht nachahmenswürdige Stärke: sein aus dem Kern kommender Mangel an Liebe und Bindung, in der oberen Schicht verdeckt, doch nicht ausgewogen durch einen dicken Schaum von Rührseligkeit, Mitleid mit sich selbst und unbefriedigtem, weil nicht zum Zurückspenden fähigem Verlangen nach dem Mitmenschen. Die Natur hat ihn nach Fähigkeit und Trieb als einen der stärksten Egoisten und Menschenbenützer konstruiert, aber seiner Substanz nicht die Härte mitgegeben, eine solche Berufung ohne Schmerz zu ertragen. So ist seine Existenz ausgespannt zwischen Handlungen von philosophisch reiner Bestialität und Gefühlen von rührender, ja bejammernswürdiger Menschlichkeit.

Er benützt zum Beispiel Menschen, um Bücher zu ersetzen; sind seine Antworten im Gespräch nicht befriedigend, so ist er dafür ein Künstler der Frage. Er liebt Gespräche, aus denen er lernen kann, und versteht es meisterhaft, aus andern alles für ihn wesentliche Wissen herauszuholen. Ein Schweizer Gelehrter besucht ihn und muss ein stundenlanges Verhör über das Funktionieren der Demokratie in seinem Lande über sich ergehen lassen; er geht weg mit dem Gefühl, ausserordentlich scharfsinnig und zielbewusst ausgeschöpft worden zu sein. Mitglieder deutscher Botschaften im Ausland werden nach Einzelheiten in England und Frankreich gefragt, an die sie nie gedacht haben; wie gross die Zahl gewisser Läden in bestimmten Strassen ist, was und nach welchen Grundsätzen dort verkauft wird, zu welcher sozialen Schicht die Kunden gehören; und wenn der arme Attaché nicht antworten kann, erhält er den freundschaftlichen Rat, die Bedeutung solcher Dinge in Zukunft besser zu würdigen. Belehren oder sich belehren lassen ist die Art seines Gesprächs; klärende Rede und Gegenrede verwirrt ihn. Er will sich geistig bereichern oder sich durchsetzen und hat keinen Sinn für Erörterung einer Sache um ihrer selbst willen.

Die andere Form seiner Unterhaltung ist der Monolog, der hämmernde Vortrag; werbend, bisweilen flehend und dadurch wenig überzeugend, wo er der Zustimmung des andern Teils nicht sicher ist; voll strahlender und hinreissender Gewissheit, wenn er an seiner Autorität über den Partner nicht zu zweifeln braucht. In vielen Gesprächen mit Hugenberg, Schleicher, Papen und Hindenburg hat er schlecht abgeschnitten; sei es, dass er in der Diskussion nicht standhielt, sei es, dass er endlos und langweilig redete. Und dennoch bekunden Personen gleicher Art, ja zum Teil eben dieselben Personen, dass später der zum Führer und Reichskanzler Gewordene unter vier Augen eine fast rätselhafte Überzeugungskraft auf sie ausübte; dass sie bisweilen zu ihm gingen mit dem Entschluss zu energischem Widerspruch und ihn verliessen mit dem stillschweigenden Geständnis, er habe eben doch recht.

Unheimliche Gabe

Wenn je ein Mensch durch Erfolge gewachsen ist, aber auch die Gabe hatte, durch Erfolge zu wachsen, dann ist es Hitler. Die sich hebende Säule des Glücks hob ihn mit, weitete seinen Blick und die Tragfähigkeit der Stimme. Erst mit seinen Erfolgen ist er als Persönlichkeit in volle Fahrt gekommen. Macht ist lehrreich; es müsste schon ein sehr inhaltloses Geschöpf sein, das durch eine Machtfülle wie die Hitlers nicht bereichert würde. Gewiss soll die ursprüngliche Kraft nicht unterschätzt werden, mit der er seine Selbstvergrößerung durch Vergrößerung der Umstände vorbereitet hat; doch sollen auch in dem Mythos Hitler die Grenzen seiner Persönlichkeit nicht verloren gehen. Schon die Künste des Redners in den Anfangsjahren waren zum Teil durch die Künste des Arrangeurs zu erklären und auf das rechte Mass zurückzuführen, ohne dass damit die Gesamtleistung unterschätzt wurde; die Regelmässigkeit der Versammlungen, die Gewöhnung und Schulung eines Stammpublicums, die von diesen Gedrillten auf die Neulinge ausstrahlende Suggestion erhöhten den Eindruck eines wohlbeschlagenen Könners ins Überlebensgrosse und zugleich das Selbstbewusstsein und die Überzeugungskraft einer schwankenden Seele. Gewaltig hat sich seit den Tagen des Bürgerbräus die Säule gehoben; seit jenen Tagen, da er sich als Versammlungsredner ausführlich darüber aufregen konnte, dass eine andere Partei die gleichen tiefroten Plakate benutze wie er. Welch anderes Format haben seitdem die Aufgaben erhalten; Welch anderes Format auch die Anlässe zur Verzagttheit, welche Unermesslichkeit aber die Ursachen zum Stolz! Welche

zerreissenden Stürze und Aufschwünge müssen heute zwischen den Hochgefühlen und Depressionen dieser ungefestigten Natur liegen! Auf der tiefsten Stufe eine kindlich wirkende Wehleidigkeit mit Tränen und Schreien, auf der höchsten eine magnetische Energie von zauberhafter, unheimlicher Wirkung; das Ganze in seinem Wechsel zwischen Abgespanntheit und Riesenkraft einem pathologischen Typus vergleichbar, ohne im klinischen Sinne mit ihm identisch zu sein. In seinen guten Stunden übt er eine Suggestion, die bei einem Experimental vortrag Staunen erregen würde; immer aber ist zu bedenken, dass dem deutschen Diktator bereits eine gewaltige Suggestion vorausgeht, bevor er noch persönlich auftritt. Ein österreichischer Politiker sah ihn zufällig vor dem Braunen Hause in München in den Wagen steigen; dabei wandte er sich um und gab einem Begleiter mit tiefer, kräftiger Stimme einen kurzen, inhaltlich übrigens belanglosen Befehl. Die wenigen bedeutungslosen Worte machten auf den Österreicher einen tiefen Eindruck; er brachte sie nicht mehr aus dem Gedächtnis und stand, wie er bekannte, infolge dieses unwesentlichen Satzes monatelang unter dem Banne der Persönlichkeit Hitlers. Zweifellos war der Österreicher eine besonders beeindruckbare Natur, auf die Suggestion Hitlers seit Langem innerlich vorbereitet und zu ihr willig; nun mache man sich klar, wie beeindruckbar Massen bei längerer Beeinflussung sind und wie lange die Welt bereits unter der nationalsozialistischen Suggestion steht. Ihre Bereitschaft, ja Willigkeit drückt sich in dem kindischen Echo aus, das die Presse der grossen europäischen Länder der kleinsten Geste Hitlers gibt; diese willige Bereitschaft zur Suggestion verrät sich auch in der snobistischen Übelnemei gewisser Teile des Auslandes gegenüber sachlicher und auf besserer Kenntnis beruhender Kritik am Dritten Reich und der Person seines Führers.

Von Überzeugung zu Überzeugung

Von der Höhe einer solchen Suggestion aus sind ausserordentlich propagandistische Wagnisse möglich; Dinge werden geglaubt, für die die Beweise des Gegenteils vor aller Augen liegen. Einem guten Teil der Welt hat Hitler die Meinung beigebracht, dass er seinen Überzeugungen treu bleibe; tatsächlich hält er nur an seinen Methoden fest, solange sie zweckmässig sind. Als vollkommener Vertreter einer politischen Richtung, die keine Doktrin, sondern eine Praxis der Herrschaft ist und es sich zum einzigen Grundsatz macht, auf alle Situationen eine Antwort zu haben, wechselt er selbst

Grundanschauungen nach Bedarf. Darum konnte er mit so viel Überzeugtheit das Verlangen nach deutsch-französischer Verständigung bekunden, darum haben aufmerksame Zuhörer einen Ton von Aufrichtigkeit darin gespürt. Es ist für ihn eine tiefe Wahrheit, dass vergangene Überzeugungen praktischen Erfolgen in der Gegenwart nicht im Wege stehen dürfen, denn Ideen sind wie Sachen und Menschen nur Mittel zum Zweck; der Zweck aber wechselt mit den Umständen, auf die wir keinen Einfluss haben. Der scheinbare Fanatismus seiner Überzeugungen ist nur übermächtig triebhaftes Bekenntnis zu der jeweils gewählten Methode; Kraftspender dieses Triebes ist der Erfolg, dem er zufliegt wie ein Stahlspan dem Magnet. Überzeugtheit und Aufrichtigkeit der Gesinnung sind nicht dasselbe; man kann von der Richtigkeit einer Sache und dennoch nicht von ihrer Gerechtigkeit überzeugt sein.

Wie hat sich etwa seine Meinung über die Juden gewandelt; und doch sind sie das Zentrum seiner politischen Lehre. Wie hat er die Raffiniertheit dieses Weltfeindes geradezu gepriesen! Er hat ausgesprochen, dass jeder einzelne Jude in der Welt für die Errichtung einer jüdischen Weltherrschaft bewusst politisch tätig sei (in den 1923 gesammelten Reden); er hat den Juden als Künstler der Propaganda und Organisation gefeiert und als Vorbild empfohlen; er hat sich und seine Bewegung an der Traumgestalt des Weltfeindes gewissermassen emporgesteigert. Allmählich verändert sich diese Hochschätzung. Er mag es für Kühnheit oder vielleicht schon für Dummheit halten: er hat jedenfalls zur Begründung der bekannten Nürnberger Rassengesetze von 1935 allen Ernstes behauptet, die deutschen Juden planten einen Aufstand. Dies die entscheidende Stelle aus seiner Rede am 15. September 1935 vor dem Reichstag, der im Nürnberger Kulturverein tagte:

«Die internationale Unruhe der Welt scheint leider auch im Judentum in Deutschland die Auffassung erweckt zu haben, dass nunmehr vielleicht die Zeit gekommen sei, den deutschen nationalen Interessen im Reich die jüdischen bemerkbar entgegenzustellen. Aus zahllosen Orten wird auf das Heftigste geklagt über das provozierende Vorgehen einzelner Angehöriger dieses Volkes, das in der auffälligen Häufung und der Übereinstimmung des Inhaltes der Anzeigen auf eine gewisse Planmässigkeit der Handlungen schliessen lässt. Dieses Verhalten steigerte sich bis zu Demonstrationen...»

Eine jüdische Minderheit von fünfhunderttausend Menschen, die gegen die nationalsozialistische Diktatur auf dem Gipfel der Macht mit Demonstrationen anstürmt, müsste ausserordentlich tapfer, aber auch ausserordentlich töricht sein. Ob Hitler an die Planmässigkeit der jüdischen Verschwörung geglaubt hat, stehe dahin; an die politische Klugheit dieses Gegners glaubt er

jedenfalls nicht mehr. Am 9. November 1936 sagte er in einer geschlossenen Versammlung alter Kameraden zu München: er habe früher an die Schlaueit und Verschlagenheit der Juden geglaubt; das sei ein Irrtum gewesen. Die Juden seien das dümmste Volk der Welt. Der Redepassus wurde im Druck gestrichen. Fürchtete er die Juden einst, weil sie das raffinierteste, später aber, obwohl sie das dümmste Volk der Welt sind, so lässt ein solcher Widerspruch von dem ganzen Zentralgedanken seiner Politik wenig mehr übrig als ein starkes Schlagwort und vielleicht ein triebhaftes Gefühl, das seine Kraft aus tieferen, aber auch trüberen Quellen schöpft als aus reiner Überzeugung.

Auf einsamer Höhe

Von einer gewissen Höhe an hat die Macht gewissermassen immer recht, weil sie ihre Behauptungen nicht mehr den Umständen anzupassen braucht, sondern die Umstände gemäss ihren Behauptungen verändern kann. In seinem Verhältnis zum deutschen Volk übt Hitler viel von dieser Vollmacht; er macht den Versuch schon mit der übrigen Welt, der er mit Krieg droht, falls sie ihm die bolschewistische Weltgefahr nicht glaubt. Denn die Grundlage von Hitlers Weltpropaganda gegen den Bolschewismus ist seine reale Macht im Herzen Europas und die von ihr ausgehende Unruhe. Schon wird das deutsche Volk in die technische Form der Gefolgschaftsmaschine gebracht, an der nicht mehr die seelische Stimmung, sondern nur noch die technische Zustimmung wichtig ist. Das Sinnbild dieser Technisierung ist das merkwürdige mechanische Rednerpult Hitlers, über das ein Beauftragter des Reichssendeleiters namens Boese sich in einem unkontrollierten Augenblick öffentlich geäussert hat. Dies «Pult des Führers», im Frühjahr 1936 in fünf-facher Ausfertigung vorhanden, hat eine Anzahl Druckknöpfe, mit denen Hitler während der Rede Signale gibt, Filmaufnahmen veranlasst, das Scheinwerferlicht verstärkt und steuert; durch diese Regulierung der Stimmung vermittels Schall und Licht steigert er die Lust zum Beifall, bis auf sein Zeichen hin die SA ihn durch Klatschen und Rufen erzwingt. Es war kaum nötig, dass Boese versicherte: «Dieses Spezialgerät wird nur für die Reden Adolf Hitlers verwandt.» (Frankfurter Zeitung vom 14. März 1936.)

Im Scheinwerferlicht dieser Suggestionmaschine gehen vor dem Blick des Führers die Menschen verloren, und nur die Riesenmasse, die Gefolgschaftsmaschine bleibt übrig. Wie kommt es, dass dieser Künstler des Seelenfangs so grobe technische Pressen nötig hat? Es scheint, als ob ihm nicht

mehr das Einfangen, sondern das Wegblenden der Menschen das wichtigste wäre. Massen jubeln, Einzelne können immer noch widersprechen. Ein ihm Nahestehender sagte vertraulich: «Wenn er unter zehntausend Schreibern nur einen mit einem finsternen Gesicht entdeckt, ist ihm der Tag verdorben.»

Denn ständig nagt an ihm der Jammer, dass er über die Massen nicht zu den Menschen gelangen kann. Das Glück des grossen Tenors ist ihm zugefallen wie keinem dieser Gattung; aber er vermag es nicht zu kosten: mit seiner grossen Lust und seinem mangelnden Mut zum Privatleben.

Der Führer ist der demiurgische Mechaniker, hoch auf der Suggestionsmaschine über der Gefolgschaftsmaschine. Der Mensch Adolf Hitler ist arm. Nächtliche Besuche – wahrscheinlich illegal und mit falschen Papieren – bei den Gräbern der Eltern in Leonding oder dem der toten Nichte und Freundin Geli Rauhai in Wien; menschengewöhnliches, einsames Umherirren in der Weihnachtsnacht; tage- und manchmal wochenlang brütende Versunkenheit auf dem Obersalzberg; Stocken aller Geschäfte und Entschlüsse; das ganze friedlose Hin und Her zwischen Toben und Weinen, Hocken und Fliehen, Streicheln und Würgen lassen deutlich erahnen, was private Beobachtung zur Gewissheit macht: dass der Menschenbezwinger Adolf Hitler privat einer der unglücklichsten Menschen ist.

Im Februar 1937 besuchten ihn ehemalige Kriegsteilnehmer verschiedener Länder in seinem Haus Berghof auf dem Obersalzberg. Der französischen Delegation machte er Komplimente wegen der Pariser Weltausstellung. Das Unternehmen interessierte ihn sehr, als ehemaliger Architekt verfolgte er seinen Fortgang, und er bedauerte nur, dass er es nicht selbst sehen könne. Einer der Franzosen meinte: Warum eigentlich nicht? Man werde sich sehr freuen, den Herrn Führer in Paris zu empfangen. Hitler lächelte trübselig und sagte: «Erst nach meinem Rücktritt.»

28. Der Widerspruch

Staatsstreich und Ehrenwort

Kann Hitler existieren, ohne die Welt aufzulösen?

Diese Frage enthält die ganze heutige Weltpolitik. Alle Bemühungen seiner Gegenspieler laufen auf den mit schlechtem Gewissen unternommenen Versuch hinaus, sie zu bejahen, denn ihre Verneinung würde bedeuten – in der Reihenfolge von Hitlers politischer Laufbahn – Verhaftung, Strassenkampf, Erschiessung, Revolution, bewaffneter Einmarsch, Weltkrieg. Jede dieser Möglichkeiten kennzeichnet eine Station seines Machtzuwachses; die ganze Reihe besagt, dass nach der Logik der Tatsachen sowohl die Münchner Polizei mit dem Biersaal-Agitator, wie die Locarno-Mächte mit dem Führer und Reichskanzler nicht ohne Gewalt hätten fertig werden können. Die Aussichten sind düster, falls es nicht neben der Münchner Polizei oder den Locarno-Mächten noch stärkere und ganz anders geartete Kräfte gibt; auch von ihnen soll in diesem Buch die Rede sein.

Vom Beginn seiner Karriere ab stösst dieser Zerstörer immer wieder auf den unbedingten Willen seiner Gegner, mit ihm in Frieden zu leben und sich von ihm Ruhe versprechen zu lassen. Stets war er bereit, zu versprechen.

Im Herbst 1922 erfuhr der damalige Innenminister Bayerns, Dr. Schweyer, dass Hitler soeben vergeblich einen Staatsstreich geplant habe und nun einen neuen vorbereite. Darauf bat er ihn um seinen Besuch; die beiden sassen sich im Amtszimmer des Ministers gegenüber, dieser warnte den Parteiführer fast gemütlich: er solle keine Dummheiten machen, denn er, Schweyer, sei mit seiner Polizei doch der Stärkere. Darauf gab Hitler eine Antwort, die am besten in einer amtlichen Erklärung Dr. Schweyers nachzulesen ist, veröffentlicht von der Amtlichen Bayrischen Pressestelle, und zwar während des sogenannten Hitler-Prozesses von 1924, in dem der Reichswehr-General von Lossow als Zeuge Hitler schwer belastet hatte:

München, 13. März 1924.

«Von zuständiger Seite wird mitgeteilt:

General von Lossow hat am 10. März 1924 bei seiner gerichtlichen Vernehmung erklärt:

Bei einem früheren Besuche hat sich Hitler mir gegenüber empört über den Minister Schweyer ausgelassen, weil Schweyer, dem er schon früher einmal sein Ehrenwort gegeben hatte, keinen Putsch zu machen, nochmals das gleiche Ehrenwort von ihm verlangt hatte. Er drückte sich dahin aus, dass ein Mann, der von Hitler, der nur ein Ehrenwort hat, noch einmal das gleiche Ehrenwort verlangt, für ihn nicht mehr existiere.

Demgegenüber wird festgestellt, dass Minister Dr. Schweyer niemals von Hitler ein Ehrenwort verlangt hat. Richtig ist vielmehr, dass Minister Dr. Schweyer einmal bei einer Unterredung mit Hitler diesen auf das Gefährliche seines demagogischen Auftretens hinwies und ihm zu verstehen gab, dass, wenn er so weiter mache, seine ganze Bewegung eines Tages zu einer Explosion treiben müsse. Er könne nicht jahrelang bloss reden, sondern müsse eines Tages handeln, und darin liege eine grosse Gefahr. Daraufhin sprang Hitler von seinem Sitze auf, schlug mit der rechten Hand an seine Brust und sprach in erregtem Tone: ‚Herr Minister, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich werde nie in meinem Leben einen Putsch machen. Herr Minister, ich werde nie in meinem Leben einen Putsch machen !‘

Dr. Schweyer erwiderte hierauf: ‚Ihr Ehrenwort in Ehren, aber es wird eine Zeit kommen, wo die Bewegung über Ihren Kopf hinweggeht; Sie werden zur Tat getrieben werden und vor der Wahl stehen, entweder erledigt zu sein oder mitzuschwimmen. Und Sie werden schwimmens

Dies war die einzige Unterredung Dr. Schweyers mit Hitler, bei der von einem Ehrenworte die Rede war.

Minister Dr. Schweyer hat also niemals ein Ehrenwort von Hitler verlangt; bei dem dargelegten Anlass hat Hitler das Ehrenwort freiwillig gegeben. Hitler hat allerdings am 8. November 1923 dieses freiwillig gegebene Ehrenwort glatt gebrochen.»

Soweit die amtliche Erklärung des Ministers Dr. Schweyer, der kein aufgeregter Parteipolitiker, sondern ein im Dienst ergrauter Staatsbeamter und Verwaltungsjurist war. Hitler konnte nur bestätigen. Schon am nächsten Tage, den 14. März, liess er durch seinen Rechtsanwalt Lorenz Roder folgende Antwort in den Zeitungen veröffentlichen:

«Herr Minister Dr. Schweyer hatte im November 1922 Herrn Adolf Hitler zu einer Besprechung ins Ministerium des Innern gebeten. Herr Hitler erklärte bei dieser Besprechung Herrn Minister Dr. Schweyer, dass er die Staatsregierung solange nicht bekämpfe, als er in seiner Propaganda und Tätigkeit gegen den Marxismus nicht behindert werde.

Auf Einwendungen des Herrn Dr. Schweyer verstärkte Herr Hitler seine Erklärung und versicherte Herrn Dr. Schweyer unter Ehrenwort, er werde keinen Putsch unternehmen, weder jetzt noch später.» Diese etwas demütigende Bestätigung des eigenen Ehrenwortes und seines Bruches gab Hitler ab, als er gerade wegen eines missglückten Putsches vor Gericht stand; es handelte sich um das später in grossen Feiern mystisch verklarte Bürgerbräu-Unternehmen vom 9. November 1923. Es stellte sich heraus, dass Hitler noch vielen andern Politikern und Beamten auf Ehrenwort versprochen hatte, nie einen Putsch zu machen; manchmal verfuhr er dabei kompliziert. Der Polizeioberst Seisser, ein massgebendes Mitglied der damaligen bayrischen Regierung, erzählte als Zeuge vor Gericht am 12. März 1924 Folgendes:

«Einige Tage später, am 1. November, hatte ich nochmals eine Besprechung mit Herrn Hitler. Ich warnte Hitler neuerdings vor gewaltsamen Handlungen und erinnerte ihn an sein Versprechen. Er hatte sowohl dem General von Lossow wie mir gegenüber wiederholt versprochen, er unternehme nichts gegen die Reichswehr. Er sagte: ‚Halten Sie mich nicht für so dumm; ich mache keinen Putsch, ich verspreche es Ihnen.‘ Dies Versprechen hat Hitler Ende Oktober, als seine Versammlungen nicht gestattet wurden, mir gegenüber zurückgenommen. Er hat aber jene Zurücknahme auch wieder zurückgenommen; er hat mir durch Lossow mitteilen lassen, dass jetzt alles wieder in Ordnung sei. Einige Tage darauf habe ich ihn wieder an sein Versprechen erinnert. Er sagte: ‚Ich verspreche Ihnen, dass ich nichts unternehme, was zu einem Zusammenstoss mit der Reichswehr oder mit der Landespolizei führen könnte – es sei denn, dass ich in eine Zwangslage versetzt werde.‘ Diese Einschränkung hat er nur mir gegenüber, nicht gegenüber Lossow gemacht. Irgendeine Begründung für diese Einschränkung ist von Hitler nicht erfolgt. Ich habe ihn auch nicht darum gefragt, weil ich dieser Einschränkung nach der vorher gegangenen Aufkündigung und den Erneuerungen des Versprechens keine besondere Bedeutung beigemessen habe, umso weniger, als ich wusste, dass das Versprechen gegenüber Lossow uneingeschränkt aufrecht erhalten worden war.»

Das Gedächtnis, mit dem Hitler sich durch das Labyrinth seiner eigenen Ehrenwörter hindurch fand, und die Treuherzigkeit der in das Labyrinth hineingelockten Gegenseite sind gleich bewundernswert; die lehrreiche Frage, für diesen und für viele andere Fälle, bleibt: was ist – nach Hitler – eine «Zwangslage»? Am Abend des 9. November 1923 stand jedenfalls Seisser, Opfer seiner eigenen Vertrauensseligkeit, in einem schmutzigen und verrauchten Nebenzimmer des Bürgerbräukellers als Gefangener vor Hitler.

Neben ihm stand der andere Ehrenwortempfänger, der Reichswehrgeneral von Lossow; neben ihnen beiden ihr Herr und Führer, Bayerns damaliges Staatsoberhaupt, der Generalstaatskommissar Dr. Gustav Ritter von Kahr. Bitter erinnerte Seisser sich des Ehrenwortes, zerknirscht liess Hitler sich daran erinnern; dies war – wiederum nach Seissers Zeugenaussage – der Vorgang:

«Hitler wandte sich dann zu mir und sagte, als ich ihm vorwarf, dass er sein Versprechen nicht gehalten habe: Ja, das habe ich getan. Verzeihen Sie mir, ich tat das im Interesse des Vaterlandes!» Der General von Lossow, ebenfalls Zeuge vor Gericht, berichtete dieselbe Äusserung mit demselben Wortlaut; er setzte hinzu: «Und wenn Herr Hitler noch so oft sagt, es ist unwahr – so ist es doch so, wie es war!»

Die Tatsache war gar nicht zu leugnen. Ein weiterer Gewährsmann ist der General von Epp, damals verabschiedeter Reichswehroffizier, später, seit 1928, Parteigenosse und Gefolgsmann Hitlers, dann Reichstagsabgeordneter, Chef des Wehrpolitischen Amtes der nationalsozialistischen Partei, seit 1933 Reichs Statthalter in Bayern. Im November 1923 dagegen, kurz nach dem Putsch, erklärte er mit dem Verantwortungsgefühl des in Ehrenfragen empfindlichen Offiziers einer Studentendelegation, er wisse, dass Hitler sein Ehrenwort gebrochen habe. Auch Epp erschien dann als Zeuge vor Gericht, in der Sitzung vom 8. März 1924; auch er wurde wegen der Ehrenwortsache gestellt; einer der Anwälte, Justizrat Kohl, rief, als Epp, ein wenig ängstlich, seine Unparteilichkeit herausstreichen wollte: «Der Herr General hat in der Studentenversammlung Hitler Ehrenwortbruch vorgeworfen; bestreiten Sie das, Herr General?» Epp antwortete nicht und bestritt nicht. Vier Jahre später ging er überraschend zu Hitler über. Eine Erklärung über die Vorgänge von 1924 war unvermeidlich; er schrieb gelassen, der Groll von damals sei «schnell wieder abgezogen». Das Ehrenwort berührte er nicht, seinen Vorwurf widerrief er nicht.

Hindenburgs Ansicht

Die Ehrenwortempfänger von 1923 sind – bis auf Epp – seitdem aus der Politik ausgeschieden und haben keine Gelegenheit mehr gehabt, aus Ehrenwörtern Hitlers Nutzen oder Enttäuschung zu ziehen. Neue Partner ohne die alten Erfahrungen, durch fremden Schaden nicht belehrbar, wiederholen mit seltsamer Hartnäckigkeit die Fehler ihrer Vorgänger, und mit dem Wachsen der ganzen Verhältnisse um Hitler wächst die Schwere der daraus entstehenden Folgen.

Im Frühjahr 1932 entschliesst sich der damalige Reichspräsident von Hindenburg, den nach seiner Meinung «bolschewistischen» Reichskanzler Dr. Brüning, einen Katholiken, zu entlassen und ihm in dem Diplomaten von Papen einen Nachfolger zu geben. Als Bedingung verlangt er aber, Hitler müsse versprechen, Herrn von Papen im Reichstag zu stützen. Hitler, der den Sturz Brünings glühend ersehnt, verspricht; er verspricht jedem, der es verlangt: dem Staatssekretär Meissner, Hindenburgs Berater; dem General von Schleicher, dem damals allmächtigen Ministerstürzer und Ministermacher; schliesslich verspricht er es Hindenburg persönlich – es ist der 30. Mai 1932, der Schauplatz ist das Palais des Reichspräsidenten.

Und nun die Einlösung des Wortes: zehn Wochen später verlangt Hitler von demselben Reichspräsidenten die Absetzung desselben Herrn von Papen, der noch kaum zu regieren begonnen hat. Hindenburg ist so angewidert, dass er über die Unterredung das berühmte gewordene Communiqué mit dem peitschenden Satz herausgeben lässt: «Er bedaure, dass Herr Hitler sich nicht in der Lage sehe, entsprechend seinen vor den Reichstagswahlen abgegebenen Erklärungen eine von dem Vertrauen des Herrn Reichspräsidenten berufene nationale Regierung zu unterstützen.»

Dieser gemessen formulierte Satz gab eine etwas lebhaftere Wendung des Gesprächs und noch weit lebhaftere wirkliche Gefühle Hindenburgs wieder. Der damalige Berliner Korrespondent der Frankfurter Zeitung, Dr. Rudolf Kircher, seitdem einer der wichtigsten Vertrauensjournalisten der Diktatur geworden, drückte das in einem «Der Wortbruch» überschriebenen Leitartikel so aus: «Herr von Hindenburg hat seinem Gefühl offen Ausdruck gegeben, indem er Herrn Hitler an die feierlichen Zusicherungen erinnerte, die er dem Reichspräsidenten selbst, dem Staatssekretär Meissner, dem General von Schleicher sowie anderen Persönlichkeiten gegeben hat. Wir erraten wohl die Gefühle dieser Persönlichkeiten, wenn wir sagen, sie können nicht anders denken als: der Führer der nationalsozialistischen Partei hat sein Wort gebrochen.»

In diesen Sätzen kamen – indirekt – Hindenburg, Papen und Schleicher selbst zu Wort. Noch deutlicher geschah dies durch ein anderes Menscheninstrument. Papen bediente sich für stille Missionen gelegentlich eines Vermittlers und Zwischenträgers, des Journalisten Dr. Edgar von Schmidt-Pauli. Nach dem Wortbruch sandte er ihn auf den Obersalzberg, damit er sondiere, ob Hitler durch die moralische Ohrfeige klein genug geworden sei. Wie sein Auftraggeber, wie Schleicher, wie Hindenburg selbst den nationalsozialistischen Führer seit dem 13. August menschlich einschätzten, hat Schmidt-Pauli in seinem Buche «Hitlers Kampf um die Macht» behutsam, aber deutlich so ausgedrückt:

«Obwohl Hitler die Zusage, das Kabinett zu tolerieren, dem Reichspräsidenten in Gegenwart des Hauptmann Göring wiederholt hat, ging er später auf der ganzen Linie zum Angriff gegen Papen vor. Er hat übrigens niemals die Tatsache seiner Zusage bestritten und nur gelegentlich geäußert, die Verhältnisse seien stärker gewesen. Aber gerade diese Haltung Hitlers liess beim Reichspräsidenten die Ansicht aufkommen, dass er es mit einem nicht unbedingt zuverlässigen Manne zu tun habe.»

Dies also war Hindenburgs Meinung: ein nicht unbedingt zuverlässiger Mann.

Duesterberg zweifelte nicht

Vielleicht hat Hindenburg später seine Meinung geändert, vielleicht hat er die Tatsachen vergessen; vielleicht nahm er sie aus praktischen Gründen weniger wichtig. Wahrscheinlich war es von allem etwas; und mit einer Wahrscheinlichkeit, die schon an Sicherheit grenzt, kann man sagen, dass der Fünfundachtzigjährige die sachliche und moralische Tragweite seines Handelns nicht mehr übersah, als er sich am 30. Januar 1933 von Hitler abermals ein Ehrenwort geben liess. An diesem Tag berief er ihn als Reichskanzler, doch, wie er dachte, keineswegs als Diktator; er besetzte wichtige und wichtigste Kabinettsposten absichtlich mit Männern, die nicht Hitlers Parteigenossen, sondern Rivalen und heimliche Gegner waren und seine gefährlichsten Machtgelüste bändigen sollten. Einer dieser Männer war Dr. Hugenberg, Führer der damals noch einflussreichen deutschnationalen Partei. Hitler musste Herrn von Hindenburg versprechen, sich nie von diesen Männern zu trennen. Ein Zeuge des stimmungsvollen Aktes war der Oberstleutnant Duesterberg, Hugenberg politisch nahestehend. Duesterberg sagte am 21. Februar desselben Jahres bei einer Rede in Oldenburg:

In meinem Beisein hat Herr Hitler sein feierliches Ehrenwort gegeben, dass ungeachtet des kommenden Wahlausganges alle im jetzigen Kabinett tätigen Minister auch nach dem 5. März bleiben würden.»

Das Selbstverständliche vollzog sich. Hitler bat Hugenberg nicht um Abdankung; er liess die SA marschieren. Sie stürmte am 21. Juni in ganz Deutschland die Häuser und Büros der Deutschnationalen, schoss an verschiedenen Stellen ihre Führer nieder und verhaftete den Rest. Eiskalt hörte Hitler Hugenburgs Wutausbruch im Ministerrat an; vergeblich sandte der deutschnationale Minister einen Kurier mit einem persönlichen Hilferuf an

den alten Reichspräsidenten nach dem fernen Gut Neudeck in Ostpreussen. Hugenberg war, streng gemäss dem Ehrenwort, immer noch Minister, aber sein Gefolge war auf dem Wege ins Konzentrationslager. Es gab nur einen Weg, die Genossen zu retten. Am 27. Juni legte Hugenberg seine sämtlichen Ministerämter nieder, tags darauf löste er seine Partei auf.

Duesterberg hatte in seiner Oldenburger Rede auch gesagt: «Ein Zweifel an den Worten Hitlers ist unberechtigt.»

Der Reichstagsbrand

Die Reihe dieser Worte wurde in jener Zeit um eins der bedeutungsvollsten vermehrt, die Hitler je gesprochen hat. In verschiedene Formulierungen gefasst, enthält es den Kern und das ganze System seiner Weltpropaganda. Er trat vor das Abendland als dessen angeblicher Retter vor dem Bolschewismus, und als Beweis brannte am 27. Februar 1933 der deutsche Reichstag. Weil der grösste Teil der Welt und schliesslich wohl sogar der grössere Teil des deutschen Volkes in diesem Feuer den Beweis des geraden Gegenteils sahen, versprach Hitler, der Welt die Akten vorzulegen und die Dokumente durch die Richter des Reichsgerichts prüfen zu lassen.

Es gilt heute bei den meisten objektiven Beurteilern mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit als erwiesen, dass nationalsozialistische Hand den Reichstag angezündet hat. Den überzeugendsten, wenn auch indirekten Beweis brachte der Prozess um den Reichstagsbrand vor dem Reichsgericht. Fast ein Jahr haben die Behörden, hat der Untersuchungsrichter, hat Görings Geheime Staatspolizei, haben SS und SA, hat der ganze gewaltige Polizeiapparat der Diktatur nach den kommunistischen Brandstiftern gesucht und sie nicht gefunden; nicht nur sie nicht gefunden, sondern nirgends auch nur eine Spur entdeckt, die in die Richtung der Brandstifter geführt hätte. Ein geistig nicht normaler junger Mensch, der Holländer Marinus van der Lubbe, ehemaliger Kommunist, wurde an der Brandstätte gefunden und hat sich zu der Tat bekannt, die er schon wegen ihrer Ausdehnung unmöglich allein ausgeführt haben kann, nach eigenem Zeugnis und nach Ansicht des Gerichts auch nicht allein ausgeführt hat; seine Helfer oder Auftraggeber hat er nicht verraten. Er wurde verurteilt, geköpft und in Eile in Leipzig verscharrt; sein stumpfes Verhalten vor Gericht war so eigentümlich, dass viele in ihm das Opfer einer hypnotischen oder chemischen Vergiftung sahen. Das Reichsgericht hat in seinem Urteil den Brand eine kommunistische Tat zu nennen gewagt, ohne mehr als allgemeine, aus der kommunistischen Ideolo-

gie geholte Gründe angeben zu können. Vor seinen Schranken stand der Führer der kommunistischen Reichstagsfraktion, Torgier, der sich freiwillig zur Widerlegung der Anklage gegen seine Partei gestellt hatte; neben ihm stand der Bulgare Dimitroff, damals – was das Gericht freilich nicht wusste – der Leiter der kommunistischen Internationale für Mittel-Europa. Gegen diese beiden Männer, gewiss die Schuldigen, wenn es hier nur irgend Schuld gab, wurde nicht die Spur eines Beweises gefunden, und alle konkreten Verdächtigungen stellten sich als schlechtweg falsch heraus. Sie wurden freigesprochen, ebenso wie zwei andere bulgarische Kommunisten, die mehr aus Zufall mitgefangen und vor das Gericht geschleppt worden waren.

Dass alle Hilfsmittel der Diktatur einem ohnedies eingeschüchterten und willigen Gericht den Beweis der kommunistischen Schuld nicht liefern konnten, spricht, man darf wohl sagen mit Sicherheit, gegen diese Schuld. Der Kommunismus, was man auch sonst gegen ihn sagen möge, ist von der Anklage der Brandstiftung im Reichstag gereinigt; der andere Angeklagte – der Einzige, der dann überhaupt noch übrig bleibt – nämlich der Nationalsozialismus, ist es nicht. Nur eine grosse Organisation kann den weitläufigen Brand im Reichstag gelegt haben; und wenn es die Kommunisten nicht waren – bei dem gerichtlich festgestellten völligen Fehlen auch des kleinsten Beweises muss man sagen: erwiesenermassen nicht waren – können es nur die Nationalsozialisten gewesen sein. Der Versuch, von aussen her den wahren Hergang der Tat an Hand der nicht wenigen Verdachtsmomente zu rekonstruieren, wird wohl schwerlich glücken, so lange nicht einer der Beteiligten spricht; welches diese Verdachtsmomente sind und auf welchen nationalsozialistischen Persönlichkeiten der schwerste Verdacht ruht, hat der Verfasser in «Geburt des dritten Reiches» nachzuweisen versucht.

Für uns aufschlussreich ist die persönliche Rolle Hitlers beim Reichstagsbrand. Als sofort nach der Katastrophe der Verdacht gegen die Nationalsozialisten laut wurde, sagte er zu einem ausländischen Journalisten, diese Behauptungen seien eine lächerliche Lüge: «Europa sollte mir, anstatt mich falschen Spiels zu verdächtigen, lieber dankbar sein, dass ich energisch gegen die Bolschewisten vorgehe. Wenn Deutschland kommunistisch würde – eine Gefahr, die solange bestanden hat, bis ich Reichskanzler wurde – so würde es nicht lange dauern, bis der Rest des zivilisierten Europa von dieser asiatischen Seuche ergriffen würde.» Der Reichskanzler fügte hinzu, die britische Regierung würde nicht anders gehandelt haben als er, wenn das Parlamentsgebäude in London in Brand gesteckt worden wäre. Dieses Interview erschien am 3. März 1933 im Londoner «Daily Express».

Aber auch konkrete Beweise behauptete Hitler zu haben. Brüning, der frühere Reichskanzler, hatte zaghaft-ironisch in einer Versammlung zu Paderborn geäußert, er hoffe, dass die Regierung ihr angekündigtes Beweismaterial bald veröffentlichen werde. Zwar sei die den Kommunisten nachgesagte Sorglosigkeit in der Preisgabe belastender Dokumente schwer vorstellbar, aber immerhin, die Regierung habe deren Veröffentlichung versprochen. Darauf Hitler am nächsten Tage – es ist der 3. März – in öffentlicher Rede: «Herr Brüning möge beruhigt sein. Wir werden das Material veröffentlichen.»

Aber es wurde nicht veröffentlicht. Am 23. März 1933 kam Hitler im Reichstag auf den Brand zu sprechen und meinte nur, der Umfang der Gefahr sei weder dem deutschen Volk noch der übrigen Welt genügend zum Bewusstsein gekommen, weil die deutsche Regierung so blitzschnell zugeschlagen habe. Auf den schweren Verdacht gegen die eigene Partei anspielend, schrie er, er werde gerade jetzt nichts unversucht lassen, «um in kürzester Zeit dieses Verbrechen zu sühnen durch die öffentliche Hinrichtung des schuldigen Brandstifters und seiner Komplizen». Öffentliche Hinrichtung! Sie ist unter dem niederschmetternden Eindruck des späteren Prozesses wohlweislich unterblieben. Hitler selbst hätte das Werkzeug von der Lubbe am liebsten ohne Prozess aufknüpfen lassen. Göring hat das in einer Rede zu Berlin am 4. März 1933 gestanden: «Ich verrate kein Geheimnis, dass – wäre es nach Hitler und mir gegangen – der Täter heute schon am Galgen hinge.» Ob dann auf ein Wunder gehofft wurde, das den Prozess dem Regime doch noch erspart hätte?

Die Zündschnüre

Je länger die Welt auf das versprochene Beweismaterial warten musste, desto malerischer wurde Hitler in seinen Ankündigungen über die wahrhaft sensationelle Beweiskraft dieses Materials. Am 9. August 1933 veröffentlichte die New Yorker Staatszeitung ein Interview mit ihm, dessen Genauigkeit eine wörtliche Wiedergabe erfordert. Hitler sagte:

«Als wir in jener Nacht des Brandes im Reichstag und im Berliner Schloss Hilfeschreie per Telefon, Draht und Funkspruch aus ganz Deutschland über die bevorstehende bolschewistische Verschwörung und Umwälzung erhielten, entschloss ich mich, rücksichtslos alle mir zur Verfügung stehende Gewalt, alle Sturmkräfte sofort einzusetzen. «Biegen oder Brechen» war für mich die Parole. Die Enthüllungen, die zwei Stunden später

gemacht waren, haben mir recht gegeben. Allein in Berlin fand man bei der sofortigen Besetzung öffentlicher Gebäude einschliesslich der Universität, der Bibliotheken und zahlreicher Berliner Bezirksrathäuser Zündschnüre, mit Benzin durchtränkte Zündwolle und Explosivstoffe. Hätte ich nicht in jener entscheidenden Stunde für Ordnung und Frieden der bolschewistischen Inbrandsetzung Deutschlands entgegengehandelt, so wären nicht nur der Reichstag und das Schloss, sondern sämtliche öffentlichen Gebäude Deutschlands und wer weiss, vielleicht das gesamte Abendland heute ein Schutthaufen. Die kommenden Gerichtsverfahren werden der Welt die Augen öffnen über die Sensationen der Nacht, die aus dem gefundenen Material hervorgehen, das bisher wegen der Untersuchung nicht enthüllt werden konnte. Das Beweismaterial garantiert die Aufdeckung des bolschewistischen Weltkomplotts.»

Der Prozess begann, ohne dass dieses allerdings erschütternde Beweismaterial veröffentlicht worden wäre. Er lief ab, ohne dass von dem Beweismaterial überhaupt gesprochen wurde. Die ganze Welt, die den Prozess in wilder Spannung verfolgte, weiss es. Die für alle Zeiten in den Archiven und Bibliotheken liegenden Prozessberichte der deutschen wie der ausländischen Zeitungen beweisen es. Die Schlussrede des öffentlichen Anklägers und das Urteil des Gerichts stellen das völlige Ausbleiben des Beweismaterials fest, indem sie es überhaupt nicht erwähnen und sich mit allerlei indirekten Indizien für den angeblichen Plan eines kommunistischen Aufstandes und der kommunistischen Brandstiftung im Reichstage plagen. Denn das Reichsgericht hält – das sei festgestellt – theoretisch an der kommunistischen Brandstiftung fest, muss sie aber praktisch verneinen, indem es auf konkrete Beweisführung verzichtet und die kommunistischen Führer freispricht.

Wo aber sind Hitlers Zündschnüre, seine benzingetränkte Zündwolle, wo die wahrhaft überraschenden Brandherde in sämtlichen öffentlichen Gebäuden in Berlin geblieben? Es lohnt sich, das Urteil des obersten deutschen Gerichts nach seiner Meinung über die sensationellen Angaben des Reichskanzlers zu durchforschen. Dies ist sie:

«Es ist durch diesen Prozess erwiesen, dass die Mittäter und Auftraggeber van der Lubbes im Lager der Kommunisten stehen, dass die Reichstagsbrandstiftung ein Werk der Kommunisten und der ihnen nahestehenden und gleichzusetzenden Organisationen zur Verwirklichung des Bürgerkriegs gewesen ist...» So weit, so gut; das Reichsgericht wird nun wohl seine Gründe angeben. Nun, zunächst spricht es, merkwürdig genug, die beiden Führer der erwiesenen Brandstifterpartei frei. Dann die eigentliche Beweisführung dafür, dass ein kommunistischer Aufstand drohte: «Unzweifelhaft war der Reichstagsbrand eine politische Tat...» Ja, unzweifelhaft! «Es kann sich nur

um eine Tat linksradikaler Elemente handeln, die sich von ihr wahrscheinlich – wahrscheinlich!! – die Möglichkeit eines Regierungs- und Verfassungsturzes und ihre Machterkämpfung versprochen. Die Kommunistische Partei Deutschlands hat solche hochverräterischen Ziele in ihrem Programm. Sie ist die Partei des Hochverrats und hat sich oft als diese bezeichnet. In der «Sächsischen Arbeiterzeitung» vom 18. Juni 1929 heisst es: «Wir sind die Massen des Hochverrats.»

Das Reichsgericht verschmäht Kleinigkeiten nicht, aber wo bleibt die Zünd wolle? Partei des Hochverrats haben sich auch die Nationalsozialisten genannt; der Stabschef Röhm betitelte seine Autobiographie «Geschichte eines Hochverrätters». Von der Zündwolle, den Zündschnüren und den Brandherden in ganz Berlin ist auch ferner in dem Urteil nicht die Rede. Stattdessen beschäftigt es sich des längeren mit der Psychologie van der Lubbes und der Ideologie der kommunistischen Partei; der Reichstagsbrand sei ein Akt des Massenterrors gewesen, der der Auftakt zum politischen Massenstreik und Massenaufstand sein sollte. Und hierfür nun endlich, auf der langen dürren Strecke allgemeiner Betrachtungen, wieder so etwas wie eine Art von konkreten Beweis. Das Reichsgericht entdeckt: «Dass solche Terrorakte nicht unbedingt zu verwerfen sind, ist in der kommunistischen Literatur zu finden, z.B. bei Kippenberger «Der Weg zum Sieg». Nach so viel Konkretheit begibt das Urteil sich eilig wieder in das bequemere Gelände allgemeiner politischer Betrachtungen: die Kommunisten hätten damals vor ihrer letzten Chance gestanden, etwas habe geschehen müssen; dennoch gibt das Urteil ehrlicherweise zu: «Eines vor dem Reichstagsbrand gegebenen Aufstandsbefehls der kommunistischen Partei oder ähnlicher Anordnungen bedurfte es nicht.» Mit andern Worten: einen solchen Aufstandsbefehl hat es nicht gegeben.

Denn: «Die Entwicklung der Dinge war augenscheinlich so gedacht, dass man durch ein weithin sichtbares Fanal ein aufrüttelndes Zeichen gab.» Augenscheinlich! Und die Zündschnüre? Doch, jetzt kommt endlich die einzige sch werlastige Stelle des Urteils: «Ganze Wagenladungen von Waffen wurden in Königsberg in Preussen in den auf den Reichstagsbrand folgenden Monaten gefunden. In Hamburg wurden nicht weniger als 60 Kilogramm Sprengstoff beschlagnahmt.» Das sind wenigstens sachliche Angaben. Kritiker der Diktatur werden vielleicht den Verdacht nicht von der Hand weisen, dass eine allmächtige und parteiische Polizei überall Waffen finden kann, wo sie will, und dass «Wagenladungen» von Waffen durch eine Oppositionspartei kaum so lange hätten verborgen werden können. Aber nicht von diesen Waffen hätte das Reichsgericht sprechen sollen, sondern von des

Reichskanzlers Zündschnüren, seiner Zündwolle und seinen Brandherden in ganz Berlin. Nun, sie kamen in dem ganzen Prozess nicht vor; sie kamen in keiner einzigen Zeugenaussage vor; sie kamen in dem ganzen langen Urteil des Reichsgerichts nicht vor.

Hitler hat der Welt sein Wort gegeben, dass sie existierten. Erwiesen ist, dass sie nicht existierten.

Der Kirchenvertrag

Kein Ehrenwort im persönlichen Sinne, sondern feierliche Zusagen von der Regierungsbank und unterschriebene Verträge waren es, auf die die katholische Kirche sich mit Hitler einliess. Ein Vorspiel dazu war das schon erwähnte Versprechen das der Führer der katholischen Partei, des sogenannten Zentrums, von Hitler entgegennahm. Diesem Prälaten Kaas versprach der neue Kanzler, falls er samt seiner Partei der Regierung das Vertrauen ausspreche und ihr die nötigen Vollmachten gäbe, würden alle die Regierung unterstützenden Parteien zu einem Arbeits-Ausschuss, also einem verkleinerten Parlament, zusammengefasst werden, dem die Regierung Rede und Antwort stehen werde. Die Geschichte dieses Versprechens ist sehr kurz: die SA marschierte «mit ruhig festem Schritt», und am 5. Juli beschloss das Zentrum, als letzte der deutschen Parteien, die eigene Auflösung; seine Führer Kaas und Dr. Brüning flüchteten nach einander ins Ausland. Der Arbeits-Ausschuss hat nie getagt.

War haltbarer, was der katholischen Kirche selbst versprochen wurde? Hitler sagte am 23. März 1933 in seiner grossen Regierungserklärung vor dem Reichstag: «Die Rechte der Kirchen werden nicht geschmälert»; die Regierung werde die mit ihnen geschlossenen Verträge respektieren. Drei Tage, nachdem die Selbstauflösung des Zentrums den Wert gewisser Versprechen verdeutlicht hatte, machte Rom dennoch sein Konkordat mit der nationalsozialistischen Regierung; es war am 8. Juli 1933. Am 20. Juli wurde in der vatikanischen Staatskanzlei feierlich unterzeichnet. Daran schloss sich eine Zeremonie, deren Atmosphäre von historischer Ironie derart leuchtet, dass der amtliche Bericht darüber in seiner ganzen Gravität wiedergegeben sei:

«Rom, 20. Juli 1933 (Amtliche Mitteilung): Kardinal-Staatssekretär Pacelli überreichte heute dem Vizekanzler von Papen das Grosskreuz des Pius-Ordens und dem Ministerialdirektor Buttman ein Lichtbild des Papstes mit eigenhändiger Unterschrift. Nach Vorstellung der Begleitungen erhielt Ober-

regierungsrat von Bose den Komtur des Gregorius-Ordens und Herr von Tschirschky und Bögendorf den Komtur des Silvester-Ordens. Vizekanzler von Papen überreichte dem Kardinal Staatssekretär als Geschenk der Reichsregierung eine Madonna aus weissem Meissner Porzellan. Sie ist ein Meter hoch und eine Kopie des 1732 von dem Künstler Kirchner in der Meissner Porzellanmanufaktur hergestellten Originals. Unterstaatssekretär Erzbischof Pizzardo erhielt ein Ölbild des deutschen Professors Philipp Frank, den Park von Sanssouci darstellend, und Staatssekretär Ottaviani einen silbernen Teller mit Reichsadler. Auf allen Geschenken befindet sich die Widmung: Zur Erinnerung an das Reichskonkordat 1933».

Es war wohl die dauerhafteste Erinnerung.

Wie immer man den politischen Wert eines Kirchenvertrages einschätzt, so gibt es doch über die rechtliche Bedeutung abgeschlossener Verträge in der ganzen Welt feststehende Meinungen. Dieser Kirchenvertrag vom 20. Juli ist nicht gehalten, sondern vollkommen zerfetzt worden: «Die Hirtenbriefe der Bischöfe werden», wie der Kardinal Faulhaber das in einer Predigt in der Michaelskirche zu München am 14. Februar 1937 geschildert hat, «von der Polizei unterdrückt, die christlichen Schulen weggenommen, die Priester verhaftet, die Kirchengüter beschlagnahmt, die katholischen Schulschwester und katholischen Lehrer entlassen, die Prozessionen verboten, und eine Flut von Verleumdungen ergiesst sich über die höchsten kirchlichen Würdenträger». Wohlgemerkt: Hirtenbriefe, katholische Schulen, Priester und Prozessionen waren in dem von Hitler geschlossenen Konkordat ausdrücklich geschützt.

Nach vier Jahren des Schweigens und Zusehens musste selbst der Papst in einer Enzyklika an die deutschen Bischöfe vom 14. März 1937 feststellen, dass Theorie und Praxis der nationalsozialistischen Diktatur «das Vertrauen aushöhlen und für die Zukunft jedes gegebene Wort entwerten mussten... Nicht ohne Bestürzung und Empörung kann man erkennen, wie sehr man sich auf der andern Seite eine Regel daraus gemacht hat, willkürlich die abgeschlossenen Verträge zu entstellen, sie beiseite zu schieben, ihres Inhalts zu entleeren und schliesslich mehr oder minder offen zu verletzen». Ein Wort Roms: das Wort dieser Diktatur hat keinen Wert. Die Diktatur antwortete mit einem zynischen Ja, gesprochen von ihrem Organ, dem «Völkischen Beobachter»: «Deutsche Treue heisst nicht Treue zum Buchstaben eines Vertrages bis zur Selbstvernichtung, deutsche Treue heisst Treue zum deutschen Volk für immer und auf jeden Fall.»

Von den deutschen Männern, die 1933 unter das Konkordat ihren Namen setzten und so ernsthaft Geschenke gaben und nahmen, ist 1937 längst keiner mehr auf seinem Posten: der Vizekanzler von Papen wurde abgesetzt und

ausser Landes geschickt; sein Freund Oberregierungsrat von Bose fiel am 30. Juni 1934 unter den Kugeln der SS; dessen Kollegen von Tschirschky und Bögendorf flohen samt dem Komtur des Silvester-Ordens erst in die Schweiz und später nach China; Ministerialdirektor Buttmann kann, fern der grossen Welt und ihren Geschäften, das Lichtbild des Papstes über seinem Schreibtisch in einem staubigen Amtszimmer der bayrischen Staatsbibliothek betrachten. Von allen deutschen Persönlichkeiten, die an jenem Staatsakt teilnahmen, dürfte nur noch die Madonna aus Meissen auf ihrem Posten sein.

Worte an die Welt

Je grösser und mächtiger die Verhältnisse werden, desto weniger wird man jede einzelne der tausend und abertausend seitdem geschehenen grossen und kleinen Gesetzesverletzungen, Grenzverletzungen, Vertragsverletzungen dem Charakter der führenden Persönlichkeit unmittelbar aufbürden. Das Wort: «Es geschieht nichts ohne meinen Willen» hätte nie ernst genommen werden dürfen – und gerade hierin liegt seine wahre Verwerflichkeit; es kennzeichnet die Methode, leichten Herzens über Menschenkraft gehende Verpflichtungen auf sich zu nehmen. Ein Revolutionär, der ehren wörtlich verspricht, keine Revolution zu machen; der Führer einer Oppositionspartei, der ehren wörtlich verspricht, keine Opposition zu machen; ein Diktator, der ehren wörtlich verspricht, keine Diktatur zu üben – ein solches Phänomen muss entweder unfähig sein, sein Wort zu halten, oder unfähig, es zu verstehen. Das leichte und grossartige Geben des Ehrenwortes in jeder Situation, wo es materiell weiterhilft, ist das erste sichere Kennzeichen mangelnden Verständnisses für die Bedeutung übernommener Verpflichtungen; der regelmässig folgende Bruch des Wortes, das regelmässige Stöhnen der Gegenseite über unbegreifliche Untreue sind die notwendige Folge sinnloser Pakte. Das Versprechen Hitlers an den deutschen Reichstag im März 1933: «Die Regierung beabsichtigt, von der ihr gegebenen Ermächtigung nicht mehr Gebrauch zu machen, als zur Durchführung der lebensnotwendigen Massnahmen erforderlich ist. Weder die Existenz des Reichstages noch des Reichsrates sollen dadurch bedroht sein... Die Regierung bietet den Parteien die Möglichkeit einer ruhigen deutschen Entwicklung und der sich daraus in Zukunft anbahnenden Verständigung» – dieses Versprechen ist nicht wegen der Art, in der es nicht gehalten wurde, der Kritik ausgesetzt, sondern deshalb, weil es überhaupt gegeben wurde.

Die Beispiele wimmeln

In «Mein Kampf» hat Hitler sich stark gemacht: «Ein kraftvolles nationales Reich, das die Interessen seiner Bürger nach aussen im höchsten Umfange wahrnimmt und beschirmt, vermag nach innen Freiheit zu bieten, ohne für die Festigkeit des Staates bange zu müssen.» Nach innen Freiheit... Nach dem Reichstagsbrand 1933 fragte ihn Sefton Delmer, der Korrespondent des «Daily Express», ob die augenblickliche Aufhebung der persönlichen Freiheit in Deutschland ein dauernder Zustand bleiben werde. Der Reichskanzler erwiderte: «Nein! Wenn die kommunistische Gefahr beseitigt ist, wird die normale Ordnung der Dinge zurückkehren. Unsere Gesetze waren zu liberal, als dass es mir möglich gewesen wäre, angemessen und schnell genug mit dieser Unterwelt fertig zu werden. Aber ich selbst wünsche nur zu dringend, dass die normale Lage so bald wie möglich wieder hergestellt wird. Vorher aber müssen wir dem Kommunismus ein Ende machen.» Der «Daily Express» vom 3. März 1933 hat dieses Versprechen für alle Zeit festgehalten. Nun, der Kommunismus ist beseitigt, wenn Hitlers eigene Worte etwas zu bedeuten haben; sagte er doch zu Bertrand de Jouvenel Februar 1936: «Der Bolschewismus hat bei uns keine Aussicht, durchzudringen;» Goebbels hatte schon anderthalb Jahre zuvor in einer Rede im Stadion von Neukölln am 13. August 1934 sich gebrüstet: «In Deutschland kennt man den Bolschewismus nur noch vom Hörensagen. Er ist eine Legende geworden.» Was hindert also Hitler, sein Versprechen zu halten? Der Historiker kann nur feststellen, dass, obwohl Hitler Beseitigung der Ausnahme Gesetze und Wiederherstellung der normalen Lage nach der Erledigung des Kommunismus versprochen hat, obwohl ferner der Kommunismus nach massgeblicher Feststellung wirklich erledigt ist, die Ausnahme Gesetze bestehen blieben. Die Notverordnung «Zum Schutze von Volk und Staat» vom 28. Februar 1933 ist eine der Grundlagen der Verfassung.

Und nun noch ein Wort, vielleicht das bedeutendste, das Hitler bisher gegeben hat. Am 16. März 1935 führte die nationalsozialistische Regierung in Deutschland wieder die allgemeine Wehrpflicht ein. Sie erliess eine Proklamation, die der Minister Dr. Goebbels vor der deutschen und der ausländischen Presse verlas; der wichtigste Satz des von Hitler selbst stilisierten Dokuments lautete: «In dieser Stunde erneuert die deutsche Regierung vor dem deutschen Volke und vor der ganzen Welt die Versicherung ihrer Entschlossenheit, über die Wahrung der deutschen Ehre und der Freiheit des Reiches nie hinauszugehen und insbesondere in der nationalen deutschen Aufrüstung

kein Instrument kriegerischer Angriffe als vielmehr ausschliesslich der Verteidigung und damit der Erhaltung des Friedens bilden zu wollen.»

Seit November 1936 gingen viele Tausend deutsche Soldaten – wohl gemerkt: nachgewiesenermassen dienende Soldaten als sogenannte Freiwillige nach dem ausserhalb der deutschen Grenzen liegenden Spanien und nahmen am Bürgerkrieg teil. Die Angehörigen Gefallener bekamen die Nachricht: «Ihr Sohn ist beim Manöver verunglückt.»

Der Umfang der deutschen Aufrüstung wurde am 21. Mai 1935 festgelegt. An diesem Tage erliess Hitler folgende Verordnung: «Die Dauer der aktiven Dienstzeit bei den drei Wehrmachtteilen wird einheitlich auf ein Jahr festgesetzt.» Am gleichen Tage sagte er im Reichstag: «Die deutsche Regierung hat das Ausmass des Aufbaues der deutschen Wehrmacht bekannt gegeben. Sie wird davon unter keinen Umständen abgehen.» Unter keinen Umständen! Und: ein Jahr.

Fünfviertel Jahre später, am 24. August 1936, erliess Hitler wieder eine Verordnung: «Die Dauer der aktiven Dienstzeit bei den drei Wehrmachtteilen wird einheitlich auf zwei Jahre festgesetzt.»

Und nun kehren wir aus den moralfreien Höhen der Weltpolitik wieder zu den Anfängen des politischen Trommlers zurück. Wir erinnern uns der vielen Ehrenwörter, nie einen Putsch zu machen, abgegeben 1922 und 1923, mit eigenem Munde bestätigt 1924.

Aber vollkommen vergessen 1936. Am 9. November dieses Jahres hielt Hitler im Münchner Bürgerbräukeller eine erinnerungsschwere Rede über jenen Putsch. Die Ehrenwörter erwähnte er nicht; stattdessen sagte er: «Als wir im November 1923 nun zum ersten Male handeln wollten, da hatten wir schon eine lange Geschichte von Putsch Vorbereitungen hinter uns. Ich kann es ganz ruhig eingestehen, dass ich von 1919 bis 1923 überhaupt an nichts anderes dachte als an einen Staatsstreich.» In derselben Zeit, in der Schweyer, Lossow und Seisser ihre Ehrenwörter erhielten.

In einem Leitartikel vom 15. Dezember 1933 nannte die Londoner Times den Kanzler Hitler «a leader who is known to be a man of his word».

Zu deutsch: «Ein Führer, der als Mann von Wort bekannt ist».

Der einzige Richter

Hier liegt das Geheimnis der Erscheinung Hitler zutage.

Wir konnten sein Handeln durch siebzehn Jahre verfolgen, die Konsequenz in der Unzuverlässigkeit fast bewundern. Die aktenkundigen und his-

torisch denkwürdigen Fälle wurden in erheblicher Zahl aneinander gereiht; die interne Personen-, Partei- und Kabinettsgeschichte könnte sie verzehnfachen und verhundertfachen. Die Starrheit des Führers in den Methoden und seine Unzuverlässigkeit in den Sachen erbittern die Gemüter der Gehilfen zu jahrelangem stillem Grimm und zeichnen die Geschichte der Bewegung mit einer kaum jemals abreisenden Kette von grossen und kleinen Explosionen. Wer hat sich nicht schon alles beschwert, dass auf Hitler kein Verlass sei: Esser, Streicher, Feder, Röhm, Ludendorff, die Brüder Strasser, Goebbels, Graf Reventlow, Hauptmann Stennes, Oberleutnant Schulz, Hugenberg, Papen, Schleicher, Hindenburg – die Verantwortung wächst, die Verantwortungslosigkeit bleibt sich treu.

Über dem Haustor dieses Mannes auf dem Obersalzberg steht der Spruch:
«Meine Ehre heisst Treue.»

Dieser Widerspruch zwischen Wort und Tat ist das tiefste und doch so offenkundige Geheimnis seiner Faszination. Es ist dieselbe Erscheinung, die früher als die Spaltung zwischen Hitler und Führer bezeichnet wurde. Wort und Tat liegen wie zwei Pole einander gegenüber, und das Kraftfeld zwischen ihnen ist erfüllt von dem Magnetismus des Widerspruchs, der das Wesen dieser nur scheinbar geheimnisvollen, in Wahrheit sehr einfachen Persönlichkeit ist.

Es kann doch nicht sein, dass jemand einerseits so spricht und andererseits so handelt – mit dieser unbewussten Voraussetzung kommt eine noch so zynische Welt dem Phänomen Hitler entgegen. Es kann sein. Kühnheit des Widerspruchs macht das Unmögliche möglich. Diese hemmungslose Realisierung des Unmöglichen, der revolutionäre Mut gegen jede Konvention, selbst die der Moral, sprechen die zurückgedrängten Triebe aller Völker und Klassen mächtig an; etwas Indianerhaftes offenbart sich und weckt es auch in andern. Wer Hitlers Fehler erkennt und versteht, sollte sich über seinen Erfolg am wenigsten wundern; grade die Fehler werden bewundert, und die wirklich grossen Verbrechen der Geschichte finden einen von heimlichem Neid begleiteten Beifall selbst bei den Opfern und gerade bei den Opfern. Die «Protokolle der Weisen von Zion», jene durch plumpe Fälschung einem sagenhaften jüdischen Politikerkomitee zugeschobene Schmähschrift auf die Diktatur, tatsächlich eine geniale Analyse cäsaristischer Herrschaftsmethoden, tauchen unsere Zeit und ihre Figuren oft in blendendes Gedankenlicht; so (S. 58): «Das Volk liebt die Hochgeister unter den Staatsmännern. Es urteilt: Das war niederträchtig, aber sehr geschickt! Ein Gaunerstreich, aber grossartig ausgeführt! Mit welcher Frechheit! Deshalb müssen wir vor allem

dafür sorgen, dass unsere Führer Persönlichkeiten sind, die mit beispielloser Kühnheit und Geisteskraft auf ihr Ziel losgehen. Dann werden wir auf unserem Wege jeden Widerstand brechen.»

Hieran war zu allen Zeiten etwas Wahres: an der Liebe zum Bösen in den Massen – immer wieder: zur Masse gehört der Möglichkeit nach jeder, auch der scheinbar Gebildetste oder Abseitigste; und Masse darf daher nicht mit irgendeiner sozialen Schicht verwechselt werden; auch ist kein Volk hier allzuviel besser oder schlechter als das andere. Die Liebe zum Bösen, sofern man an ihm teilhat oder teilzuhaben glaubt, streitet sich in der Masse mit dem Drang nach Gerechtigkeit; sie erlangt immer dann die Oberhand, wenn die Massenkristallisation eine gewisse Stärke erreicht und überschreitet und das Bewusstsein der Individualität verloren geht. Das Böse spricht zum Bösen in uns, wir verschmelzen mit ihm, wie wir unter andern Umständen mit dem Guten verschmelzen. Der Mensch geht verloren, die Horde wird wach. Dann befreien sich Instinkte von der Kultur, dies ist das Erlebnis eines ganzen Zeitalters, ein Einzelner lebt es ihm konzentriert vor. Darum wurde Hitler hier der Mann seiner Zeit genannt.

Eine Mitwelt, die noch immer in Konventionen denkt, aber innerlich von ihnen frei werden möchte, nennt dieses fragwürdige Vorbild selbst in der Ablehnung oft einen ehrlichen Fanatiker. Er ist weder das eine noch das andere, sondern der verkörperte hemmungsfreie Trieb. Er selbst kennt sich wohl. Dem General Grafen v. d. Goltz sagte er: «Ich bin der grosse Idealist, Demagoge und Agitator.» Der General steckte dies Geständnis in das Schlusskapitel eines 1936 veröffentlichten Buches; beachtet haben es wohl wenige.

Widerspruch, Aufstand und Zerstörung gehen durch die Welt. Die Clique der bedrohten Interessenten, der eigenen geschichtlichen Abgelebtheit noch nicht bewusst, hat das Schlagwort vom Bolschewismus in Umlauf gesetzt, der Typ Hitler benutzt es. Jemand ruft: Haltet den Dieb! Die wahren Kräfte der Zerstörung liegen tiefer, aber auch Europa viel näher. Die Gesellschaft, deren ewiges Wachsen den eigentlichen Inhalt der Geschichte bildet, ist heute zu einer lückenlosen Ganzheit über den Erdball hinweg geworden; während die Ausdehnung ihre Grenze findet, nimmt die Intensität zu, ergreift immer grössere Stücke des Individuums. Die gesellschaftlichen Beziehungen sind ein Element, das immer mächtiger über den Menschen, immer unbeherrschbarer für ihn wird. Ohnmächtiger als der Natur stehen wir ihm gegenüber – wir fühlen es wenigstens so. Die Unterlegenheit des Menschen vor der Gesellschaft weckt die Flucht- und Zerstörungsinstinkte; starke und reissende Naturen suchen die Massen zum Kampf gegen die Kultur zu treiben.

Vergeblicher Ausbruch! Er wird Asche und Leichen zurücklassen, aber

nicht zum Ziele führen, denn es gibt keins. Der Gesellschaft kann der Mensch so wenig entfliehen wie der Natur; er kann nur versuchen, sie zu beherrschen. Das ist die grosse Sache dieser Zeit. Alles andere, und schiene es noch so gewaltig, ist Desertion; und vor der Geschichte gar nur ein vergeblicher Versuch dazu.

«Der Erfolg ist der einzige irdische Richter über Recht und Unrecht», steht auf Seite 377 von «Mein Kampf»; wobei der Verfasser unter Erfolg die «für ein Volkstum segensreiche Auswirkung» der Macht verstanden wissen will.

Über den Erfolg entscheidet nicht dieses Jahr und nicht das nächste. Bei Philippi oder auf den Catalaunischen Feldern sehen wir uns wieder.

29. Der Plan der Weltherrschaft

Kampf um Freiheit

Wir kennen jetzt den Mann. Wir kennen das Instrument. Wir kennen bereits etwas von der Methode. Und nun das Ziel.

Als Hitler seinen Weg aus der anonymen Tiefe zur Macht ging, wanderte gleichzeitig rings um ihn das deutsche Volk aus der Tiefe eines weltgeschichtlichen Zusammenbruchs mühsam nach oben. Das Zusammentreffen dieses individuellen mit dem nationalen Aufstieg hat das Phänomen Hitler ermöglicht und gerade diese Art von Mann aus dem Dunkel geholt.

Die Geschichte schlug eben ein neues Blatt auf. Das weltgeschichtlich mehr zufällige Ereignis des Krieges, der deutschen Niederlage und ihrer stückweisen Revision durch die zähe Kraft eines grossen und hochbegabten Volkes verstrickte sich mit der revolutionären Umwälzung der ganzen erdumspannenden europäischen Gesellschaft, die sich in einer nicht mehr abreissenden Kette von Katastrophen fortwährend offenbart und doch so schwer verstanden wird. Die wechselseitige Bedeutung dieser Weltrevolution für die deutschen Ereignisse und der deutschen Ereignisse für die Weltrevolution wird uns noch näher beschäftigen; in diesem Zusammenhang ist der nationalistische Anteil wichtig, den das deutsche Volk an dieser Weltrevolution nimmt, und der nationale Beitrag, den es zu ihr stiftet. Durch den Kriegsausgang in eine Schmach und Not versenkt, die kein Volk auf die Dauer dulden konnte, musste es mit der Notwendigkeit der Natur alle Kräfte an seine Befreiung setzen; dies hat die Weimarer Republik mit den Mitteln eines reichen Volksgeistes und den Waffen des Friedens vierzehn Jahre lang geduldig und erfolgreich Schritt um Schritt getan. Sie hat, indem sie ohne äussere Machtmittel die Räumung Deutschlands von fremden Truppen und das Ende der Kriegszahlungen durchsetzte, dem Lande die schwersten Fesseln abgenommen, nach deren Beseitigung der Typ Hitler überhaupt erst Raum zum Handeln hatte; sie hat Deutschland aussenpolitisch befreit, wie sie ihm innenpolitisch die Demokratie gab. Erst diese doppelte Freiheit der

Republik schaffte Hitler den Spielraum für seine neue Machtpolitik. Wenn die doktrinäre Widerstandslosigkeit der Republik gegen ihren inneren Zerstörer jeden Tadel verdient, so kann sie für ihre aussenpolitische Arbeit trotz deren friedensgefährdender Fortsetzung durch die Diktatur stolz die Verantwortung übernehmen; denn die Befreiung Deutschlands war um Deutschlands und Europas willen notwendig. Sie geschah unter Stresemann und Brüning, nicht unter Hitler.

Angriff auf die Welt

Das Verhängnis der deutschen Diktatur ist es, dass sie die deutsche Befreiungsbewegung in eine Bewegung zur deutschen Weltherrschaft verwandelt hat. Sie stellt damit Deutschland vor eine Aufgabe, zu der es nicht berufen ist, der seine Kräfte nicht gewachsen sind und an der es – wie schon oft in seiner Geschichte – auf Jahrzehnte und vielleicht Jahrhunderte zerbrechen wird, wenn erwachende Besinnung es nicht im letzten Augenblick zurückreisst. Zugleich aber drückt und hemmt diese Politik auch das im Werden begriffene hündische Europa, das im Bewusstsein der Völker langsam heranwächst und das heutige System gewaltsamer Trennungen und zerstörender Konflikte abzulösen und durch eine höhere Organisation zu ersetzen berufen ist.

Dieses jähe Emporschnellen Deutschlands aus tiefer Erniedrigung zum Griff nach der Weltherrschaft mögen manche Beurteiler mit Eigentümlichkeiten des deutschen Charakters erklären; doch ist es einfacher zu verstehen als der oft zu beobachtende Übergang aus einem abnormen Zustand in den entgegengesetzten abnormen Zustand. In der Tiefe ging der Massstab für die Höhe verloren, und die Erreichung des Möglichen war eine solche Kraftleistung, dass sogar das Unmögliche dieser Kraft erreichbar scheint. Die Parallele zwischen dieser Trübung des nationalen Augenmasses und der krankhaften Überkompensation des Selbstbewusstseins, die einem Einzelnen der Weg vom Asylinsassen zum Diktator verlieh, ist leicht zu sehen.

Als Deutschland noch mit dem Schicksal seiner Niederlage rang und sich gegen ihre Folgen mühsam wehrte, schrieb der verhältnismässig unbekannte Politiker Adolf Hitler schon den Plan eines deutschen Angriffs auf die Welt und das Programm einer deutschen Weltherrschaft nieder. Er tat es ausführlich und sorglos; über seine letzten, fernsten – bei andern würde man sagen: geheimsten – Ziele hat er mit voller Offenheit gesprochen. Er hat diese Ziele später zum Teil öffentlich verleugnet, aber niemand kann ihm vorwerfen, dass er sie verschwiegen habe.

Die Arier

Wenn er den Gedanken einer deutschen Weltherrschaft zu Papier bringt, so nennt er auch damit noch nicht das eigentliche Endziel. Denn was ist deutsch? Scharfsichtiger als viele seiner Gegner, erkennt Hitler sehr wohl die Wandelbarkeit von Volkscharakteren; seine eigentümliche Beschränkung ist es, als Schüler von Gobineau und H. St. Chamberlain, oder vielmehr als Schüler von deren Schülern, das Bleibende der Nationen in gewissen Rassekernen zu suchen. Auch diese Lehre ist in unserer Zeit nicht zufällig zur Geltung gekommen. Sie passt zu dem geschichtlichen Augenblick, in dem der menschliche Geist vor der Aufgabe der Beherrschung und Ordnung der Gesellschaft zeitweise den Mut verliert, seine Verantwortung auf die Naturkräfte der Erbmasse und der Regeneration abschiebt und sich von ihrer unbekannteren Kraft führen lässt, statt sie zu ergreifen, zu mischen, zu gestalten und zu erneuern. Versagender Geist beruft sich auf bessere Rasse; dies würde die Tragödie unserer Zeit sein, wenn nicht die höhere Gewalt der Tatsachen die Umkehr mit Sicherheit erzwänge.

Hitlers letztes Ziel ist die Neubildung einer arischen Elite und deren Weltherrschaft, wobei – es ist menschlich – der eigene Kreis und die eigene Person sicherlich als Muster der neuen Elite betrachtet werden. Ein Naturgesetz soll vollzogen werden, von dem die moderne Gesellschaft abgeirrt ist:

«Jedes Tier paart sich nur mit einem Genossen der gleichen Art. Meise geht zu Meise, Fink zu Fink, der Storch zur Störchin, Feldmaus zu Feldmaus, Hausmaus zu Hausmaus, der Wolf zur Wölfin... Der Stärkere hat zu herrschen und sich nicht mit dem Schwächeren zu verschmelzen, um so die eigene Grösse zu opfern» (Mein Kampf, S. 311/12).

Der Stärkere und Grössere ist auch der Bessere; er ist das Ziel und das Glück der Menschheit: «Was wir heute an menschlicher Kultur, an Ergebnissen von Kunst, Wissenschaft und Technik vor uns sehen, ist nahezu ausschliesslich schöpferisches Produkt des Ariers. Gerade diese Tatsache aber lässt den nicht unbegründeten Rückschluss zu, dass er allein der Begründer höheren Menschentums überhaupt war, mithin den Urtyp dessen darstellt, was wir unter dem Worte Mensch verstehen» (Mein Kampf, S. 317).

Der Stärkere hat zu herrschen. Nur der Arier ist höherer Mensch.

Erst von diesen beiden Sätzen her ist Hitlers Politik überhaupt zu verstehen, auch seine Aussenpolitik; denn er hat Grundsätze. Alles ist bei ihm ein Gefüge, dessen Verbindungsstücke oft nachweisbare Widersprüche sind; aber kein Gedankenstück hängt systemlos in der Luft. Als Denker oft wirr,

als Handelnder nie flach, sucht er, den Bedürfnissen der eigenen Person gehorchend, alle Dinge auf die Wurzel der Gewalt zurückzuführen. So teilt er – es ist übrigens nicht eigene Erfindung – die Menschheit in drei Arten ein: Kulturbegründer, Kulturträger und Kulturzerstörer. Nur den Arier lässt er als Kulturbegründer gelten. Dann kommt die breite Masse derer, denen der Arier Kultur einpflanzt und einzüchtet, die also nur Beet und Humus für die Kultur sind, sie aber nicht schaffen. Zu ihnen rechnet er ausdrücklich die Japaner: «Würde ab heute jede weitere arische Einwirkung auf Japan unterbleiben, so könnte eine kurze Zeit noch der heutige Aufstieg Japans in Wissenschaft und Technik anhalten; allein schon in wenigen Jahren würde der Bronnen versiegen, die heutige Kultur erstarren und wieder in den Schlaf zurücksinken... Eine solche Rasse kann man wohl als eine kulturtragende, aber nie als eine kulturschöpferische bezeichnen» (ebenda, S. 318/19).

Der französische Henker

Das Drama der Weltgeschichte aber besteht darin, dass es ausser der kulturschöpferischen und kulturtragenden auch eine kulturzerstörende Rasse gibt. Das ist das Judentum.

Und damit ist Hitler schon mitten in der modernen Weltpolitik.

Das moderne, kulturzerstörende Judentum hat sich nach ihm in Europa zwei Stützpunkte gewählt, von denen her es am Untergang des Ariertums arbeitet und nach der Weltherrschaft greift. Diese beiden Stützpunkte sind Frankreich und Russland.

Frankreich ist heute ein Werkzeug des Judentums und schon darum der Feind Deutschlands; allerdings – hier erleidet die Theorie eine bedenkliche logische Einbuchtung – es wäre dieser Feind auch ohne die Juden. Es hat sich gewissermassen den Juden als geschicktesten Führer für den Endsieg im tausendjährigen Kampf gegen Deutschland ausgesucht:

«Gerade aus diesem Grunde ist und bleibt Frankreich der weitaus furchtbarste Feind. Dieses an sich immer mehr der Vernegerung anheimfallende Volk bedeutet in seiner Bindung an die Ziele der jüdischen Weltbeherrschung eitle lauernde Gefahr für den Bestand der weissen Rasse Europas. Denn die Verpestung durch Negerblut am Rhein im Herzen Europas (Anspielung auf die französische Besetzung der Rheinlande) entspricht ebenso sehr der sadistisch-perversen Rachsucht dieses chauvinistischen Erbfeindes unseres Volkes, wie der eisigkalten Überlegung des Juden, auf diesem Wege die Bastardierung

des europäischen Kontinents im Mittelpunkt zu beginnen... Was Frankreich, angespornt durch eigene Rachsucht, planmässig geführt durch den Juden, heute in Europa betreibt, ist eine Sünde wider den Bestand der weissen Menschheit und wird auf dieses Volk dereinst alle Rachegeister eines Geschlechts hetzen, das in der Rassenschande die Erbsünde der Menschheit erkannt hat» (S. 704).

Dies heisst: die Juden sind planmässige Feinde der Menschheit; die Franzosen sind es von Natur. Beide mussten sich darum miteinander verbinden und haben sich miteinander verbunden. Daher ist jeder Versuch einer deutsch-französischen Verständigung ein Verbrechen an der deutschen Weltmission und ausserdem Phantasterei:

«In diesen ganzen Jahren (1919/26) hat man mit der rührenden Einfalt eines unverbesserlichen Phantasten immer wieder versucht, sich mit Frankreich anzubiedern, scharwenzelte immer wieder vor der «grossen Nation» und glaubte in jedem gerissenen Trick des französischen Henkers sofort das erste Anzeichen einer sichtbaren Gesinnungsänderung erblicken zu dürfen» (S. 705).

Der französische Henker! Das ist nicht der jüdische Henker mit dem französischen Büttel, sondern es ist Frankreich, das echte und wesentliche Frankreich selbst:

«Frankreich ist ständig unser nächster, unbedingtester Todfeind, weil seine Mentalität immer die gleiche bleibt, mag es nationalistisch, marxistisch oder demokratisch regiert werden» (Rede auf der Bamberger Führertagung 14. Februar 1926). Andere Fassung: «Der unerbittliche Todfeind des deutschen Volkes ist und bleibt Frankreich. Ganz gleich, wer in Frankreich regierte oder regieren wird, ob Bourbonen oder Jakobiner, Napoleoniden oder bürgerliche Demokraten, klerikale Republikaner oder rote Bolschewisten: das Schlussziel ihrer aussenpolitischen Tätigkeit wird immer der Versuch einer Besitzergreifung der Rheingrenze sein und einer Sicherung dieses Stromes für Frankreich durch ein aufgelöstes und zertrümmertes Deutschland» (Mein Kampf, S. 699).

Gegen diesen Vernichter gibt es nicht Abwehr, sondern nur Angriff. Umfassend und planmässig wird dieser Angriff aufgebaut und durchgeführt. Sein erster Teil besteht in der Vernichtung der Gegner im eigenen Land. «Hätte man zu Kriegsbeginn und während des Krieges einmal zwölf- oder fünfzehntausend dieser hebräischen Volksverderber so unter Giftgas gehalten, wie Hunderttausende unserer allerbesten Arbeiter aus allen Schichten und Berufen es im Felde erdulden mussten, dann wäre das Millionopfer der Front nicht vergeblich gewesen. Zwölftausend Schurken zur rechten Zeit beseitigt, hätte vielleicht einer Million ordentlicher, für die Zukunft wichtiger Deutscher das Leben gerettet» (S. 772).

Die Ausrottung des inneren Gegners hat also den Sinn, den Angriff gegen den äusseren vorzubereiten. Darum «fasste ich die tiefste Bewunderung für den grossen Mann südlich der Alpen, der in heisser Liebe zu seinem Volke mit den inneren Feinden Italiens nicht paktierte, sondern ihre Vernichtung auf allen Wegen und mit allen Mitteln erstrebte. Was Mussolini unter die Grossen dieser Erde einreihen wird, ist die Entschlossenheit, Italien nicht mit dem Marxismus zu teilen, sondern, indem er den Internationalismus der Vernichtung preisgab, das Vaterland vor ihm zu retten» (S. 774).

In seiner Bewunderung verleiht er dem grossen Manne südlich der Alpen ein paar Jahre später den denkbar höchsten Ehrentitel. In einem offenen Briefe sagt er 1931: «Preussentum ist kein geographischer, sondern ein sittlicher Begriff. Mussolini ist Preusse.»

Der zweite Teil des Angriffs ist das Finden von Bundesgenossen.

Es lag nahe, die Hilfe des grossen Mannes südlich der Alpen zu suchen. Verwandtschaft der politischen Gesinnung bot mindestens die Plattform für eine Annäherung, wenn auch noch nicht den unzerreissbaren Stoff für ein politisches Band. Es ist die grosse weltpolitische Frage dieser Jahre, ob Gemeinsamkeit politischer Ideologien trotz widerstreitender nationaler Interessen Länder zusammenführen kann. Wer Stimmungen für ausschlaggebende politische Faktoren hält, wird die Frage vielleicht bejahen; wer politische Entscheidungen als Ergebnis von Realitäten zu sehen gewohnt ist, muss sie verneinen. Eine in ihrem Lande um die Macht kämpfende Bewegung – als solche selbst aus realen Tatsachen geboren – mag, von aussenpolitischer Verantwortung noch nicht belastet, Zuspriech und Hilfe aus aller Welt annehmen; jede regierende Ideologie dagegen muss früher oder später ihre Politik den natürlichen Bedingungen ihres Landes anpassen. Die zeitliche Lücke zwischen innerem Machtkampf und sicherem Machtbesitz bietet freilich gefestigten Nachbarn Gelegenheit zum Fischen im Trüben; das nationalsozialistische Deutschland war gegenüber Italien lange in diesem Nachteil. Hitler hat sich, man muss es ihm zugestehen, bei all seiner grossen Bewunderung des italienischen Faschismus über die Wärme einer etwaigen Gesinnungsfreundschaft keine Illusionen gemacht. Er glaubt, im Faschismus eine tiefere Verwandtschaft zu spüren, als sie vielleicht vorhanden ist, aber eine gemeinsame Aussenpolitik will er nicht auf Gefühle, sondern auf Interessen gründen:

«Der Kampf, den das faschistische Italien gegen die drei Hauptwaffen des Judentums, wenn auch vielleicht im tiefsten Grunde unbewusst (was ich persönlich nicht glaube) durchführt, ist das beste Anzeichen dafür, dass, wenn

auch auf indirektem Wege, dieser überstaatlichen Macht die Giftzähne ausgebrochen werden. Das Verbot der freimaurerischen Geheimgesellschaften, die Verfolgung der übernationalen Presse, sowie der dauernde Abbruch des internationalen Marxismus und umgekehrt die stete Festigung der faschistischen Staatsauffassung werden im Laufe der Jahre die italienische Regierung immer mehr den Interessen des italienischen Volkes dienen lassen können, ohne Rücksicht auf das Gezische der jüdischen Welthydra.» (S. 721.)

Hitler hielt also Mussolini sogar für einen, wenn auch noch behutsamen, Antisemiten; somit politisch für einen wahren Herzensfreund. Dennoch an der entscheidenden Stelle nur der Appell an die nackten Interessen:

«Italien kann und wird eine weitere Festigung der französischen Vormachtstellung in Europa nicht wünschen. Jede weitere kontinentale Stärkung Frankreichs bedeutet für die Zukunft eine Hemmung Italiens, wobei man sich nie darüber täuschen soll, dass verwandtschaftliche Verhältnisse unter den Völkern in keinerlei Weise Rivalitäten auszuschalten vermögen.» (S. 700.) Der letzte Satz für den Vorkämpfer des Rassegedankens fast erstaunlich.

Die unsentimentale Grundlage eines deutsch-italienischen Bündnisses ist also für Hitler der jahrzehntealte italienisch-französische Gegensatz, der schon den Dreibund Bismarcks gekittet und dennoch im Weltkrieg Italien nicht am Abfall zu Deutschlands Feinden gehindert hat – dies übrigens unter leidenschaftlicher Mitwirkung des grossen Mannes südlich der Alpen, der damals als sozialistischer Redakteur, Feind Deutschlands und Befürworter des Krieges die friedensfreundliche sozialistische Partei spaltete und sein Land in den Kampf an der Seite Frankreichs gegen die von Deutschland geführte Mächtegruppe treiben half. Nach dem Kriege war die Lage insofern etwas verschoben, als Italien trotz seiner Zugehörigkeit zu den Siegern sich unter die «unbefriedigten Völker» zählte und dadurch in eine gewisse Interessengemeinschaft mit dem gegen die Demütigung von Versailles kämpfenden Deutschland geriet. Auch war der alte, störende Erbfeind, die habsburgische Monarchie, verschwunden. An ihre Stelle aber war das Problem des von Deutschland und Italien umstrittenen Donauraums getreten, an das sich freilich als Gegengewicht das für Italien mindestens ebenso schmerzende Problem des Mittelmeers hängte. Im Ganzen: ein unsicherer Bundesgenosse.

Mit England gegen Frankreich

Der andere Partner des grossen Dreibundes gegen Frankreich ist England. Es ist Hitler schwer geworden, sich für England zu erwärmen; zwischen Hass und kalter Berechnung schwankt seine Haltung gegen das britische Weltreich. 1921 hielt er eine wilde Rede gegen England, 1933 liess er sie neu drucken:

«Dieses England, das in planmässiger Teufelei, in ewigen Revolutionen Irlands Volk zum Tode hetzt, den alten Kulturstaat Indien ausgegaunert hat! Wer glaubt noch, dass es England jemals darum zu tun war, die Freiheit der kleinen Nationen zu erreichen, da es einem der grössten Kulturvölker dieser Erde, Deutschland, den letzten Rest von Freiheit raubt?» (Adolf Hitler, sein Leben und seine Reden, München 1933.)

Diese Abneigung gegen England blieb lange. Am 10. Dezember 1927 sagte er in einer grossen Bauernversammlung zu Hamburg: «Unser Hauptkonkurrent England hat sich den grössten Teil der Erde staatspolitisch unterworfen. Es ist ein frommer Trugschluss der heutigen Machthaber, sich einzubilden, dass England, das dreissig Jahre gegen uns gekämpft hat, bereits heute wieder für uns eintreten werde.»

In den nächsten drei Jahren wandelt sich dann die Stimmung. Der grosse Bündnisplan gegen Frankreich steigt herauf. Auf der Generalversammlung seiner Partei zu München am 24. Mai 1930 sagt Hitler: «Das Gefüge der Weltmächte, das uns einst niederdrückte, erscheint nicht mehr unlöslich. Seit vielen Jahren strebe ich eine Verbindung mit Italien an. In Zukunft wird auch England Frankreichs Gegner sein und sich nach einer gewissen Zeit eine neue Anlehnung in Europa suchen. Es wird eine Zeit kommen, in der sich ein neuer Dreibund England – Deutschland – Italien herausbildet. Dann kommt unsere Stunde für das deutsche Reich und Volk.»

Was für eine Stunde? Keine friedliche; dazu schliesst ein Hitler keine Bündnisse:

1. «Man schliesst keinen Vertrag mit einem Partner, dessen einziges Interesse die Vernichtung des andern ist.» (Mein Kampf, S. 750.) Also nie Vertrag mit Frankreich.
2. «Völkerschicksale werden fest aneinandergeschmiedet nur durch die Aussicht eines gemeinsamen Erfolges im Sinne gemeinsamer Erwerbungen, Eroberungen, kurz, einer beiderseitigen Machterweiterung» (S. 697). Also keine Verständigungspakte, keine Abkommen zur reinen Verteidigung oder gar Kriegsverhütung, sondern nur Bündnisse für gemeinsame Eroberungen und zur Teilung der Beute.
3. «Ein Bündnis, dessen Ziel nicht die Absicht zu einem Kriege umfasst,

ist sinn- und wertlos» (S. 749). Also Kriegsbündnis mit England gegen Frankreich? Gewiss: «Der Bund würde Deutschland die Möglichkeit geben, in aller Ruhe diejenigen Vorbereitungen zu treffen, die im Rahmen einer solchen Koalition für eine Abrechnung mit Frankreich so oder so getroffen werden müssten» (S. 755). In aller Ruhe...

Dies Bündnis gegen Frankreich ist für Hitler Kern und Seele aller deutschen Aussenpolitik, hätte es immer sein müssen, wird es bestimmt in Zukunft sein. Und dann, mit schwerbewaffneten Genossen an jeder Seite, die grosse Stunde für Reich und Volk:

«Aussicht zum Leben war nur vorhanden, wenn es vorher gelang, Frankreich soweit zu isolieren, dass dieser zweite Kampf nicht mehr ein Ringen Deutschlands gegen die Welt sein musste, sondern eine Verteidigung Deutschlands gegen das die Welt in ihrem Frieden dauernd störende Frankreich darstellte. Ich betone es und bin fest davon überzeugt, dass dieser zweite Fall einmal so oder so kommen muss und kommen wird. Ich glaube niemals daran, dass sich Frankreichs Absichten uns gegenüber je ändern könnten; denn sie liegen im tiefsten Grunde nur im Sinne der Selbsterhaltung der französischen Nation. Wäre ich selbst Franzose und wäre mir somit Frankreichs Grösse so lieb, wie mir die Deutschlands heilig ist, so könnte und wollte auch ich nicht anders handeln, als es am Ende ein Clemenceau tut...»

Clemenceau galt damals in Deutschland als der Sadist von Versailles, der gesagt haben sollte, dass zwanzig Millionen Deutsche ausgerottet werden müssten; ihn also oder vielmehr dieses Gespenst nahm Hitler sich zum Vorbild. Er fährt fort: «Solange der ewige Konflikt zwischen Deutschland und Frankreich nur in der Form einer deutschen Abwehr gegenüber französischem Angriff ausgetragen wird, wird er niemals entschieden werden... Erst wenn dies in Deutschland vollständig begriffen sein wird, sodass man den Lebenswillen der deutschen Nation nicht mehr in bloss passiver Abwehr verkümmern lässt, sondern zu einer endgültigen aktiven Auseinandersetzung mit Frankreich zusammenrafft und in einen letzten Entscheidungskampf mit deutscherseits grössten Schlusszielen hineinwirft: erst dann wird man imstande sein, das ewige und an sich so unfruchtbare Ringen zwischen uns und Frankreich zum Abschluss zu bringen; allerdings unter der Voraussetzung, dass Deutschland in der Vernichtung Frankreichs wirklich nur ein Mittel sieht, um danach unserem Volke endlich an anderer Stelle die mögliche Ausdehnung geben zu können» (Mein Kampf, S. 765/767).

Die Vernichtung Frankreichs ist also das Ziel einer Politik, die mit Bündnissen und Konzessionen, mit Verzicht auf Südtirol und polnischen Korridor beginnt, mit Viererpakt und deutsch-polnischem Freundschaftsvertrag fortge-

setzt, mit Flugreisen nach Venedig, Jagdbesuchen in Polen, österreichischem Abkommen gekrönt und bereits zehn Jahre vorher genau so beschrieben wird:

«Da der Todfeind unseres Volkes, Frankreich, uns unerbittlich würgt und die Kraft raubt, haben wir jedes Opfer auf uns zu nehmen, das in seinen Folgen geeignet ist, zu einer Vernichtung der französischen Hegemoniebestrebungen in Europa beizutragen. Jede Macht ist heute unser natürlicher Verbündeter, die gleich uns Frankreichs Herrschsucht auf dem Kontinent als unerträglich empfindet. Kein Gang zu einer solchen Macht darf uns zu schwer sein und kein Verzicht als unaussprechbar erscheinen, wenn das Endergebnis nur die Möglichkeit einer Niederwerfung unseres grimmigsten Hassers bietet» (S. 757).

Wird England wirklich die Vernichtung des grimmigsten Hassers zulassen? Es wird, denn es muss: «England kann niemals ein Frankreich wünschen, das, im Besitz der ungeheuren westeuropäischen Eisen- und Kohlengruben, die Voraussetzungen zu einer gefahrdrohenden wirtschaftlichen Weltstellung enthält. Und England kann weiter niemals ein Frankreich wünschen, dessen kontinentalpolitische Lage dank der Zertrümmerung des übrigen Europa als so gesichert erscheint, dass die Wiederaufnahme der grösseren Linie einer französischen Weltpolitik nicht nur ermöglicht, sondern geradezu erzwungen wird. Die Zeppelinbomben von einst könnten sich jede Nacht vertausendfachen; die militärische Übermacht Frankreichs drückt schwer auf das Herz des grossbritannischen Weltreiches» (S. 700).

Mit England gegen Frankreich – doch hier sind Vorfragen zu klären. Wir treffen auf einen der merkwürdigsten Ideengänge der Hitlerschen Aussenpolitik; nämlich dass England, um Grossmacht und bündnisfähig zu bleiben, im Bunde mit Japan das Judentum in Gestalt der Vereinigten Staaten von Nordamerika niederwerfen müsse. Es mag seltsam klingen, steht aber so in «Mein Kampf», in dessen Seitendickicht das Folgende wohl selten aufgestöbert wird.

Mit Japan gegen Juda

Das Judentum hat sich sowohl Englands wie der Vereinigten Staaten bemächtigt. England: «In diesem Lande der «freiesten Demokratie der Welt» diktiert der Jude auf dem Umweg der öffentlichen Meinung heute noch fast unbeschränkt... Können die Kräfte der traditionellen britischen Staatskunst den verheerenden jüdischen Einfluss noch brechen oder nicht?» (S. 720/21.)

Vereinigte Staaten: «Nicht nur die alte Welt hält er so umgarnt, sondern auch der neuen droht das gleiche Schicksal. Die Juden sind die Regenten der Börsenkkräfte der amerikanischen Union. Jedes Jahr lässt sie mehr zum Kontrollherren der Arbeitskraft eines Einhundertzwanzig-Millionen-Volkes aufsteigen... In gerissener Geschicklichkeit kneten sie die öffentliche Meinung und formen aus ihr das Instrument eines Kampfes für die eigene Zukunft» (S. 723).

Gibt es gar keine Rettung? Genügte doch ein einziges Volk dazu: «Bleibt auch nur ein Staat in seiner nationalen Kraft und Grösse erhalten, wird und muss das jüdische Weltsattrappenreich, wie jede Tyrannei auf dieser Welt, der Kraft des nationalen Gedankens erliegen» (S. 723).

Doch, es gibt diesen Staat, der die Welt vor den Juden retten wird. Es ist Japan; und zwar deshalb, weil die Japaner gelb sind.

Tatsächlich: «Nun weiss der Jude zu genau, dass er in seiner tausendjährigen Anpassung wohl europäische Völker zu unterhöheln und zu geschichtslosen Bastarden zu erziehen vermag, allein einem asiatischen Nationalstaat von der Art Japans dieses Schicksal kaum zuzufügen in der Lage wäre. Er mag heute den Deutschen und den Engländer, Amerikaner und Franzosen mimen, zum gelben Asiaten fehlen ihm die Brücken» (S. 723).

Weil also der Jude zwar die weisse Rasse nachmachen und durch Blutschande verfälschen kann, nicht aber die gelbe, ist diese gegen seine Schleichkünste immun; da helfen nur gröbere Mittel.

Darum ist das nächste und unmittelbare Ziel des Juden die Vernichtung Japans; selbst noch vor Deutschland, selbst noch vor England, selbst noch vor Amerika: «Er scheut in seinem tausendjährigen Judenreich einen japanischen Nationalstaat und wünscht deshalb seine Vernichtung noch vor Begründung seiner eigenen Diktatur. So hetzt er heute die Völker gegen Japan wie einst gegen Deutschland» (S. 724). Der Satz ist 1926 geschrieben, als mit bolschewistischer Unterstützung in China eine Nationalbewegung gegen Japan im Gange war.

Nun aber sehe man, wie die List der Geschichte arbeitet, um dennoch die jüdischen Pläne zu durchkreuzen: sie lässt einen Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten ausbrechen. Sein tieferer Sinn wird noch klar werden: «Alle verwandtschaftlichen Bindungen vermögen in England dennoch nicht ein gewisses Gefühl neidischer Besorgtheit gegenüber dem Anwachsen der amerikanischen Union auf allen Gebieten internationaler Wirtschafts- und Machtpolitik zu verhindern. Aus dem einstigen Kolonialland, dem Kinde der grossen Mutter, scheint eine neue Herrin der Welt zu erstehen. Man versteht, wenn England heute in sorgenvoller Unruhe seine alten Bündnisse

überprüft und die britische Staatskunst mit Bangen einem Zeitpunkt entgegenstartet, an dem es nicht mehr heißen wird: England über den Meeren, sondern: Die Meere der Union. Wenn jemals auch hier die Würfel um die letzte Entscheidung rollen würden, wäre England, wenn auf sich allein gestellt, dem Verhängnis geweiht» (S. 722). Man erinnere sich, dass diese Union, die künftige Seebeherrscherin, ihrerseits von Juden beherrscht wird; sie also werden vermittels der Vereinigten Staaten die Meere beherrschen.

Und da hat England zum Glück noch einen Bundesgenossen, den der Jude ihm nicht abspenstig machen kann, weil ihm zu diesem die Brücken fehlen: den gelben Asiaten. Gegen jüdischen Willen kommt der Bund zustande; in mancher Hinsicht bedenklich, aus höheren Rücksichten jedoch auch nach Hitlers Meinung vertretbar:

«So greift man (nämlich England) begierig nach der gelben Faust und klammert sich an einen Bund, der, rassistisch gedacht, vielleicht unverantwortlich, staatspolitisch jedoch die einzige Möglichkeit einer Stärkung der britischen Weltstellung gegenüber dem emporstrebenden amerikanischen Kontinent darstellt» (S. 722).

Der Bund ist in der Tat rassistisch unverantwortlich und von einem Hitler kaum zu rechtfertigen. Dennoch verteidigt er ihn, während der Jude, entgegen seiner sonstigen Lust am Verbastardisieren der Völker, diesen Bund bekämpft, da er seinen andern Weltherrschaftsplänen zuwiderläuft.

Darum «fiel die gesamte jüdische Presse Englands diesem Bunde in den Rücken». So erklärt es sich, «dass, während die britische Staatskunst noch auf das Bündnis mit Japan zu bauen versucht, die britisch-jüdische Presse bereits den Kampf gegen den Bundesgenossen fordert.»

Der Weltfeind

An dieser Stelle bricht die Betrachtung ab. Sie zeigte einen britisch-japanischen Bund im Kampf gegen die jüdische Weltmacht, die ihrerseits Nordamerika ins Treffen schickt und zugleich England in den Rücken fällt, gegen Japan aber glücklicherweise ohnmächtig ist. Und dann tritt der Nationalsozialismus auf den Plan.

Die deutsche nationalsozialistische Bewegung hat die Aufgabe, den betörten Völkern über das Treiben des Weltfeindes die Augen zu öffnen. Sie muss dafür sorgen, «dass wenigstens in unserem Lande der tödlichste Gegner erkannt und der Kampf gegen ihn als leuchtendes Zeichen einer lichtereren Zeit auch den andern Völkern den Weg weisen möge zum Heil einer ringenden arischen Menschheit».

Wo Hitler Perspektiven zieht, ist Krieg in Sicht; ob er von Frankreich und Italien, Frankreich und England, England und Amerika, Japan und Amerika oder von Deutschland spricht: «Der unerbittliche Weltjude kämpft für seine Herrschaft über die Völker. Kein Volk entfernt diese Faust anders von seiner Gurgel als durch das Schwert. Nur die gesammelte, konzentrierte Stärke einer kraftvoll sich aufbäumenden nationalen Leidenschaft vermag der internationalen Völkerversklavung zu trotzen. Ein solcher Vorgang ist und bleibt aber ein blutiger» (S. 738). Der Kampf gegen den sogenannten jüdischen Bolschewismus bedeutet Krieg.

Hat das Weltjudentum sich auf der einen Seite Frankreich zum Werkzeug gewählt, so auf der anderen Seite Russland; «Im russischen Bolschewismus haben wir den im zwanzigsten Jahrhundert unternommenen Versuch des Judentums zu erblicken, sich die Weltherrschaft anzueignen» (S. 751). Darum: «Man vergesse doch nie, dass die Regenten des heutigen Russland blutbefleckte gemeine Verbrecher sind, dass es sich hier um einen Abschaum der Menschheit handelt, der, begünstigt durch die Verhältnisse in einer tragischen Stunde, einen grossen Staat überrannte, Millionen seiner führenden Intelligenz in wilder Blutgier abwürgte und ausrottete und nun seit bald zehn Jahren das grausamste Tyrannenregiment aller Zeit ausübt» (S. 750).

Germanenzug nach Osten

Eine eigentümliche Schicksalsfügung – oder ist es mehr – hat es nun gewollt, dass der jüdische Abschaum der Menschheit seine Herrschaft gerade dort aufrichtete, wo seit einem Jahrtausend Deutschlands grosse Ziele liegen. Denn diese Ziele bestehen nicht im Zerschneiden des Vertrags von Versailles, nicht in der Wiedergutmachung des Unrechts von 1918, nicht in der Wiederherstellung der deutschen Gleichberechtigung; nein, sie gehen weit darüber hinaus:

«Die Forderung nach Wiederherstellung der Grenzen des Jahres 1914 ist ein politischer Unsinn von Ausmassen und Folgen, die ihn als Verbrechen erscheinen lassen. Ganz abgesehen davon, dass die Grenzen des Reiches im Jahre 1914 alles andere als logisch waren. Denn sie waren in Wirklichkeit weder vollständig in Bezug auf die Zusammenfassung der Menschen deutscher Nationalität noch vernünftig in Hinsicht auf ihre militärgeographische Zweckmässigkeit. Sie waren nicht das Ergebnis eines überlegten politischen

Handelns, sondern Augenblicksgrenzen eines in keinerlei Weise abgeschlossenen politischen Ringens, ja zum Teil Folgen eines Zufallsspieles» (S. 736).

Deutschland hat also mehr als ein Joch abzuschütteln; es hat Länder zu erobern und Völker zu unterwerfen. Es hat sich nicht nur den Raum jenseits seiner Grenzen anzugliedern, in dem deutsch gesprochen wird («Zusammenfassung der Menschen deutscher Nationalität»), sondern noch weiteren, fremden Raum («militärgeographische Zweckmässigkeit»).

Aber auch mit der militärgeographischen Zweckmässigkeit ist dieses Raumbedürfnis noch nicht befriedigt. Es wird Raum gebraucht, um Menschen anzusiedeln: «Die nationalsozialistische Bewegung muss versuchen, das Missverhältnis zwischen unserer Volkszahl und unserer Bodenfläche – diese als Nährquelle sowohl wie auch als machtpolitischer Stützpunkt angesehen –, zwischen unserer historischen Vergangenheit und der Aussichtslosigkeit unserer Ohnmacht in der Gegenwart zu beseitigen» (S. 732). Man darf es sich nicht verdrissen lassen, hinter dem mühseligen, fast unverständlichen Stil die Absicht aufzuspüren. Klarer heisst es an anderer Stelle: «Nur ein genügend grosser Raum auf dieser Erde sichert einem Volke die Freiheit des Daseins» (S. 728).

Was ist genügend grosser Raum? Ein Riesenraum, halb Europa: «Erst dann wird jene Aussenpolitik als richtig anerkannt werden, wenn nach kaum hundert Jahren zweihundertfünfzig Millionen Deutsche auf diesem Kontinent leben werden» (S. 767). Das wäre mehr als die Hälfte der heutigen Gesamtbevölkerung Europas. Die deutsche Bevölkerungskurve vor und nach Hitlers Machtantritt rechtfertigt seine prophetische Forderung nicht; durchgesetzt werden könnte sie nur durch die Ausrottung oder Austreibung von mindestens hundert Millionen Europäern aus ihren heutigen Wohnsitzen. Davor schreckt er nicht zurück:

«Ich muss mich dabei schärfstens gegen jene völkischen Schreiberseelen wenden, die in einem solchen Bodenerwerb eine «Verletzung heiliger Menschenrechte» zu erblicken vorgeben und demgemäss ihr Geschreibsel dagegen ansetzen... Kein Volk besitzt auf dieser Erde auch nur einen Quadratmeter Grund und Boden auf höheren Wunsch und laut höherem Recht... Staatsgrenzen werden durch Menschen geschaffen und durch Menschen geändert... Nur in der Kraft allein liegt das Recht» (S. 740).

Also Krieg um den Erdball; und nicht nur um des Erdballs willen. Krieg an sich ist ein höherer Zustand und hebt die Völker: «Man muss sich vergegenwärtigen, dass aus dem blutigsten Bürgerkrieg häufig ein stahlharter, gesunder Volkskörper erwuchs, während aus künstlich gehegten Friedenszuständen öfter als einmal die Fäulnis zum Himmel empor stank» (S. 773).

Ob Bürgerkrieg, ob Völkerkrieg, Krieg ist das Lösungswort: «Dass diese Welt dereinst noch schwersten Kämpfen um das Dasein der Menschheit ausgesetzt sein wird, kann niemand bezweifeln. Am Ende siegt ewig nur die Sucht der Selbsterhaltung. Unter ihr schmilzt die sogenannte Humanität als Ausdruck einer Mischung von Dummheit, Feigheit und eingebildetem Beserwissen wie Schnee in der Märzsonne. Im ewigen Kampfe ist die Menschheit gross geworden – im ewigen Frieden geht sie zugrunde» (S. 149).

Und nun wird klar ausgesprochen, wo der krieglerische Nationalsozialismus sich den neuen Raum nehmen wird: «Damit ziehen wir Nationalsozialisten bewusst einen Strich unter die aussenpolitische Richtung unserer Vorkriegszeit. Wir setzen dort an, wo man vor sechs Jahrhunderten endete. Wir stoppen den ewigen Germanenzug nach dem Süden und Westen Europas und weisen den Blick nach dem Land im Osten. Wir schliessen endlich ab die Kolonial- und Handelspolitik der Vorkriegszeit und gehen über zu der Bodenpolitik der Zukunft. Wenn wir aber heute in Europa von neuem Grund und Boden reden, können wir in erster Linie nur an Russland und die ihm Untertanen Randstaaten denken» (S. 742).

Das ist Hitlers berühmter Marsch nach Osten, der Griff nach der russischen und polnischen Ukraine, nach Litauen und Lettland. Es sind die Gebiete, in denen der Militärdiktator Ludendorff während des Weltkrieges zwei Jahre lang ein deutsches Riesenreich errichtet hatte, das den Deutschen die Sympathien der dort wohnenden Völker kostete.

Herr der Erde

Und nun bleibt noch zu bewundern, wie merkwürdig, man könnte sagen absichtsvoll die Geschichte dem neuen Germanenzug nach dem Osten vorgearbeitet und welch unheimlicher Mittel sie sich dabei bedient hat:

«Das Schicksal selbst scheint uns hier einen Fingerzeig geben zu wollen. Indem es Russland dem Bolschewismus überantwortete, raubte es dem russischen Volk jene Intelligenz, die bisher dessen staatlichen Bestand herbeiführte und garantierte: die germanischen Organisatoren und Herren. Der Jude selbst ist kein Element der Organisation, sondern ein Ferment der Dekomposition. Das Riesenreich im Osten ist reif zum Zusammenbruch, und das Ende der Judenherrschaft in Russland wird auch das Ende Russlands als Staat sein. Wir sind vom Schicksal ausersehen, Zeugen einer Katastrophe zu werden, die die gewaltigste Bestätigung für die Richtigkeit der völkischen Rassen-theorie sein wird» (S. 743).

Dazu musste also der bolschewistische Jude die Herrschaft in Russland übernehmen: damit der deutsche Nationalsozialist den Raum im Osten erben kann. Was wird dabei aus dem russischen Volk? Soll es den Eroberern weichen, oder ist Platz genug, damit es von einer zweihundertfünfzigmillionenköpfigen germanischen Herrensicht aus dem Westen beherrscht werden kann?

Denn herrschen muss, will und wird diese Schicht, und nicht nur in Russland. Alles, was heute geschieht, ist Vorbereitung hierauf: «Ein Staat, der im Zeitalter der Rassenvergiftung sich der Pflege seiner besten rassischen Elemente widmet, muss eines Tages zum Herrn der Erde werden» (S.782).

Das Programm Adolf Hitlers ist das Programm der deutschen Weltherrschaft.

Ein Plan und seine Praxis

Dies Programm ist durchgeführt worden oder wird durchgeführt.

Der Dreibund mit England und Italien ist tatsächlich das nächste Ziel der nationalsozialistischen Aussenpolitik. Diese arbeitet an der Verlängerung der Achse, die nach einem Wort Mussolinis von Rom nach Berlin reicht, über Berlin hinaus bis London. Das unbefriedigende Treffen von Venedig 1934, der Akkord über Österreich 1936 sind ernste Versuche zur deutsch-italienischen Einigung unter Opfern und mit vorläufigem Erfolg; das deutsch-englische Flottenabkommen vom 18. Juni 1935 – Jahrestag der von Preussen und England gegen Frankreich gewonnenen Schlacht bei Waterloo! –, die Entsendung von Hitlers Sondergesandten von Ribbentrop auf den Londoner Botschafterposten sind die sichtbaren Zeichen einer unablässigen, tausendfältigen, mit riesigen Mitteln an Menschen, Material und Geld arbeitenden Werbung um England, seine Menschen und Parteien.

Das Gelöbnis, Opfer des Prestiges und der Position auf Nebenschauplätzen zu bringen, um das Hauptziel fester ins Auge fassen zu können, ist gleichfalls gehalten worden. Die Verträge mit Polen, der zehnjährige Verzicht auf Grenzrevision; das Abkommen mit Italien über Österreich und die ohne Gegenleistung vollzogene Preisgabe aller Propaganda für das deutschsprachige Südtirol; sogar die Stilllegung der Kampagne um die an Belgien abgetretenen Gebiete von Eupen und Malmédi – alle diese Verzichte zeigen wie grosse Wegweiser auf ein Hauptziel hin. Hitler hat von ihm in «Mein Kampf» dauernd gesprochen.

Das grosse «Schlussziel» im Osten, der Raum für die zweihundertfünfzig Millionen Deutschen ist seit Herbst 1936 in den Mittelpunkt der nationalsozialistischen Propaganda gerückt. Der Kampf gegen den Bolschewismus, d.h. praktisch gegen die Sowjetunion, ist durch Hitlers Initiative zu dem Problem Europas geworden – wäre es auch nur, dass die Westmächte ihre Hauptaufgabe darin sehen müssen, dies Problem unter riesigen Anstrengungen wieder aus dem Mittelpunkt wegzuschieben. Selbst der «gelbe Asiate» ist nicht vergessen worden. Das deutsch-japanische Abkommen vom Dezember 1936, nach Hitlers Definition ein Abkommen zwischen Kulturschöpfer und Kulturträger, verbündet die nach dieser Theorie führenden Mächte zum Kampf gegen den Bolschewismus oder – in der Sprache von «Mein Kampf» – gegen den Weltjuden; es ist – abermals nach «Mein Kampf» – ein Bündnis zwischen dem weissen Führer und der gelben Gefolgschaft; rassistisch «vielleicht unverantwortlich», staatspolitisch jedoch die «einzige Möglichkeit».

Dabei ist, damit der praktische Sinn des deutsch-japanischen Paktes verständlich werde, der praktische Sinn des ganzen antibolschewistischen Kampfes im Auge zu behalten, wie «Mein Kampf» ihn ohne Ziererei erläutert: Raum in Russland, Macht über den europäischen Osten. Im Spiel der europäischen Pakt-Systeme von 1937 soll das deutsch-japanische Abkommen zunächst eine Vorentscheidung ermöglichen, nämlich die Sowjetunion an einer Unterstützung der Tschechoslowakei hindern oder hemmen, falls diese von Deutschland angegriffen wird. Davon später mehr.

Die berühmte Logik

Und der «unerbittliche Todfeind»?

Soweit Hitlers Politik in Worten besteht, weicht sie in diesem Punkt völlig von der sonstigen Konsequenz ab, verleugnet das Programm von «Mein Kampf» in jeder Zeile und ersetzt es durch ein Angebot herzlicher Verständigung, gegründet auf tiefe Überzeugung von einer gemeinsamen Mission der beiden grossen europäischen Völker zum Wohl der Menschheit – dieser völkerbundhafte Stil zeichnet die Erklärungen des Führers und Reichskanzlers an Frankreich auf eigentümliche Art aus. Die konkreteste Fassung hat dies Angebot in einer Erklärung gefunden, die Hitler zum ersten Mal nach Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund am 14. Oktober 1933 gab und am 15. Januar 1935, zwei Tage nach der Abstimmung über die Saar, wiederhol-

te: Deutschland habe an Frankreich keine territorialen Forderungen mehr zu stellen. Gegenüber dem französischen Journalisten Bertrand de Jouvenel ging er so weit, den Verfasser von «Mein Kampf» als Narren hinzustellen: «Ich will meinem Volk beweisen, dass der Begriff der Erbfeindschaft zwischen Deutschland und Frankreich ein Unsinn ist.» Auf entwaffnende Art wies er dem Franzosen nach, warum es ein Unsinn sei: «Ich weiss, was Sie denken. Sie meinen: Hitler macht uns Friedenserklärungen, aber ist er wirklich aufrichtig? Wäre es aber nicht besser, wenn Sie, anstatt psychologische Rätsel zu lösen zu versuchen, einmal die berühmte französische Logik anwendeten? Ist es nicht logisch, dass ich für mein Land das Vorteilhafteste anstrebe? Und ist dieses Vorteilhafteste nicht der Friede?»

Der Verfasser von «Mein Kampf» hatte über Vorteil und Logik anders gedacht; er hatte der Menschheit prophezeit, dass sie im ewigen Frieden zugrunde gehen werde. Eine derartige Verleugnung einstmals ausführlich formulierter, in Einzelheiten durchdachter und nicht nur einmal hingeworfener, sondern immer wieder ausgesprochener, aus tiefer Weltanschauung stammender Pläne – «der Todfeind, der uns unerbittlich würgt... ich selbst würde als Franzose nicht anders handeln» – ist bei einem Staatsmann selten. Sie ist umso seltener, als sie Zweifel wecken muss, welches Gewicht man künftig seinen Erklärungen überhaupt noch beilegen darf. Gerade darum ist die Verleugnung der früheren Ideen durch Hitler ein wirkliches Opfer der Gesinnung und des Prestiges, das Beachtung verdient. Aber wird dieses Opfer wirklich dem Frieden gebracht und nicht vielmehr der Verheimlichung seiner wahren Absichten? Es fiel auf, dass Hitler eine Textrevision von «Mein Kampf» ablehnte. Jouvenel hatte den Mut, danach zu fragen. Darauf gab der Verfasser folgende Antwort – es war im Februar 1936 –:

«Als ich das Buch schrieb, war ich im Gefängnis...» Einschaltung zugunsten der historischen Wahrheit: der aussenpolitische, die Stellen über Frankreich enthaltende zweite Band von «Mein Kampf» erschien Dezember 1926. Der Verlag hatte seit 1925 mehrfach mitgeteilt, dass Hitler zur Zeit an dem Buch arbeite; er war im Dezember 1924 aus dem Gefängnis entlassen worden.

Er habe, immer mit dieser sachlichen Einschränkung, wieder das Wort: «Es war die Zeit, als die französischen Truppen das Ruhrgebiet besetzten» – sie besetzten es Januar 1923, Hitler kam November 1923 nach seinem missglückten Putsch ins Gefängnis – «es war im Augenblick der grössten Spannung zwischen unsern beiden Ländern... Ja, wir waren Feinde, und ich stand zu meinem Lande, wie es sich gehört, gegen Ihr Land; genau so, wie ich zu meinem Lande gegen das Ihre viereinhalb Jahre im Schützengraben gestan-

den habe. Ich würde mich selbst verachten, wenn ich nicht im Augenblick eines Konfliktes zunächst einmal Deutscher wäre. Aber heute gibt es keinen Grund mehr für einen Konflikt. Sie wollen, dass ich mein Buch korrigiere, wie ein Schriftsteller, der eine Neubearbeitung seiner Werke herausgibt. Ich bin aber kein Schriftsteller. Ich bin Politiker. Meine Korrekturen nehme ich in meiner Aussenpolitik vor, die auf Verständigung mit Frankreich abgestellt ist. Wenn mir die deutsch-französische Annäherung gelingt, so wird das eine Korrektur darstellen, die würdig ist. Meine Korrektur trage ich in das grosse Buch der Geschichte ein».

Wenn Hitler, wie er mit Recht sagt, Politiker ist, so ist aber auch der Verkauf seines Buches eine politische Handlung, und der des Buches mit unrevidiertem Text zum Mindesten eine rätselhafte und widerspruchsvolle. In immer höheren Auflagen wird dies für ihn sehr gewinnreiche nichtrevidierte Buch in das deutsche Volk hineingetrieben; alle Brautpaare erhalten es auf dem Standesamt als «Geschenk», das sie in Gestalt einer Gebührenerhöhung für die Trauung selbst bezahlen müssen. Während der Führer und Reichskanzler Frankreich den Frieden anbietet, hetzt der Verfasser von «Mein Kampf» das deutsche Volk mit Peitschensätzen zum Hass gegen den unerbittlichen Todfeind; und viele Deutsche glauben unter dem Eindruck der Lektüre, die Friedenserklärungen ihres Führers seien nur eine schlaue und vielleicht bewundernswerte Taktik. Das sind die objektiven Tatsachen.

Zu den objektiven Tatsachen gehört ferner eine Anzahl politischer Handlungen, die, im Gegensatz zu den Friedenserklärungen, sich gegen Frankreich richteten und dessen Sicherheit verminderten. Die wichtigsten dieser Handlungen waren: der Austritt aus dem Völkerbund am 14. Oktober 1933, die Wiedereinführung der Wehrpflicht am 16. März 1935 und die Besetzung des Rheinlandes am 7. März 1936.

Zunächst muss von diesen Handlungen gesagt werden, dass sie die Auflösung des unhaltbar gewordenen Vertrages von Versailles bedeuteten und als solche verstanden werden müssen. Weltpolitisch gilt von ihnen freilich auch, dass sie zum Teil Vertragsbrüche waren, die Kriegsgefahr in Europa Jahr für Jahr erhöht haben und auf die Dauer Deutschland trotz machtpolitischer Stärkung mehr Gefahr als Nutzen bringen werden. In unserm Zusammenhang aber ist vor allem zu sagen, dass sie Schläge gegen Frankreich waren, die die Friedenserklärungen begleiteten. Der Austritt aus dem Völkerbund war der Beginn eines Feldzuges zur Isolierung Frankreichs; die Wehrpflicht richtet sich zweifellos in erster Linie gegen den unerbittlichen Todfeind, die Besetzung des Rheinlandes war ein Marsch des deutschen Heeres an die französische Grenze. In einer weltpolitischen Auseinanderset-

zung zwischen zwei Mächten kann der einen nicht gut der Gebrauch wirksamer Mittel bestritten werden; doch misst sich freilich an der Wahl der Mittel Bedeutung und Glaubwürdigkeit von Verständigungsangeboten.

Im Ganzen hat die Aussenpolitik Hitlers – wenn man den Sektor der mündlichen und schriftlichen, jedenfalls nicht realen Verständigungsangebote einen Augenblick bei Seite lässt – die Linie des in «Mein Kampf» entworfenen Programms so gut wie vollständig eingehalten. Sie arbeitet an dem Dreibund England – Deutschland – Italien; sie opfert um der Hauptsache willen nationale Herzensangelegenheiten, die weltpolitisch Nebenziele sind; sie gibt dem deutschen Volk eine Bewaffnung, die sich praktisch gegen Frankreich richtet; und sie macht diese Waffen glühend durch eine geistige Erziehung der Jugend zum Kriege nach der Anweisung:

«Dann muss allerdings, von der Fibel des Kindes angefangen bis zur letzten Zeitung, jedes Theater und jedes Kino, jede Plakatsäule und jede freie Bretterwand in den Dienst dieser einzigen grossen Mission gestellt werden, bis dass das Angstgebet unserer heutigen Vereinspatrioten «Herr, mach uns frei!» sich in dem Gehirn des kleinsten Jungen verwandelt zur glühenden Bitte: «Allmächtiger Gott, segne dereinst unsere Waffen; sei so gerecht, wie du es immer warst; urteile jetzt, ob wir die Freiheit nun verdienen; Herr, segne unsern Kampf!» (Mein Kampf, S.715.)

So beruhen alle wirklichen politischen Handlungen Hitlers auf dem Programm von «Mein Kampf»; und dies Programm gibt ihnen ausdrücklich den Zweck, die machtpolitische Auseinandersetzung mit Frankreich – wenn auch, wie noch zu zeigen sein wird, auf langer Bahn und grossen Umwegen vorzubereiten. Sollte wirklich in dem bis heute nicht geänderten Buch des Führers und Reichskanzlers das Programm der Ziele nicht mehr gelten, obwohl das Programm der Mittel durchgeführt wird?

Es genügt, die Frage zu stellen.

Dekadente Weltmächte?

Welche Erfolge konnte diese Aussenpolitik haben, und welche hat sie gehabt?

Der Verfasser von «Mein Kampf» hat offenbar England verkannt, als er in ihm eine am europäischen Festland aktiv interessierte Macht sah, die vor Frankreich Angst hat und gegen dieses Bundesgenossen sucht; er hat nicht gesehen, wie sehr England um seiner Ruhe willen am europäischen Status

quo überhaupt interessiert ist, unabhängig davon, wie dieser Status quo in kleinen Einzelheiten aussieht, wofern er den Frieden garantiert und das Gewicht der Mächte jenseits der Kontinentalgrenze nicht zum Nachteil Englands verschiebt. Er hat überhaupt das Bedürfnis Englands nach Frieden auf und mit dem Kontinent verkannt und darum auch das zeitweilige Entgegenkommen Englands gegen Deutschland ganz falsch als eine womöglich gegen Dritte gerichtete Machtpolitik gedeutet.

Langsam trug Hitler den verkannten Tatsachen auf kennzeichnende Art Rechnung. Im Laufe seiner Regierung gewann er eine geringschätzigere Auffassung von der englischen Macht und kam so allmählich auf die Linie, den ehemaligen Feind nicht mehr an der eigenen Seite als Bundesgenossen zu aktivieren, sondern durch eine wechselnde Folge von Freundlichkeiten und Herausforderungen einzuschüchtern und zu neutralisieren. Es war seine seit dem englisch-italienischen Konflikt 1935 steigende Überzeugung, dass Englands Kraft zerfalle, dass sie durch die auseinanderstrebende Richtung seiner überseeischen Länder, durch revolutionäre Gefahren in einzelnen Kolonien und Interessengebieten und schliesslich durch den Druck neuer Mächte wie Japans oder der Sowjetunion über Vermögen angespannt sei; dass diese Weltmacht folglich in Europa der Ruhe selbst um hohen Preis bedürfe. Daher Hitlers psychologischer Versuch, durch eine wechselnde Folge von Freundlichkeiten und Herausforderungen die pazifistischen wie die rein imperialistischen Kräfte des Inselreiches in den Dienst seiner Taktik zu stellen, die darin bestand, England vom europäischen Kontinent wegzubringen, sich diesen Wächter vom Halse zu schaffen. Ihren lauten diplomatischen Ausdruck fand diese Taktik durch die Aufforderung, die der Botschafter von Ribbentrop am 11. Februar 1937 an den stellvertretenden Aussenminister Lord Halifax richtete: England möge sich in die Auseinandersetzungen zwischen Deutschland und seinen östlichen Nachbarn – Auseinandersetzungen, die zahlreiche Kriegskeime bergen – nicht einmischen. Die Taktik Hitlers gegen England hat äusserlich die Linie von «Mein Kampf» eingehalten, aber ihre Beweggründe haben gewechselt; sie rechnet nicht mehr mit englischer Macht, sondern mit englischer Dekadenz.

Ähnlicher Wechsel der Motive, aber diesmal auch Wechsel der Methoden gegenüber Frankreich. Die Beurteilung dieses raubenden, würgenden, unerbittlichen Todfeindes ist von ihm inzwischen als Irrtum öffentlich zugegeben worden. Das Geständnis wird wenig geglaubt, und doch enthält es eine Aufrichtigkeit, die unheimlicher ist, als Lüge es wäre. Tatsächlich ist das Urteil in «Mein Kampf» falsch gewesen; Frankreich übt und erstrebt keine europäische Hegemonie, sondern wünscht Sicherheit, gemäss den ideologischen Be-

dürfnissen des Volkes verkörpert in einem System der Ausgewogenheit der europäischen Kräfte. Dies hat Hitler eingesehen und ebenfalls in seiner Art, praktisch ausgelegt; die Schlussfolgerung ist ähnlich wie bei England. Tatsächlich beruhen die Verständigungsangebote Hitlers an Frankreich auf einer Revision seines politischen Weltbildes, zwar nicht in den Zielen, jedoch in gewissen Voraussetzungen: es ist die seit einigen Jahren in ihm entstandene Überzeugung von der nicht aufzuhaltenden französischen Dekadenz, die das Land in absehbarer Zeit zu einer Macht zweiten Ranges und damit zur Beherrschung durch Deutschland reif machen werde. Dem Feldzug zur politischen Unterwerfung des sinkenden Frankreich – mit oder ohne einen letzten Krieg – gibt Hitler aus Rücksicht auf Englands politische Gefühle die Form eines fortwährenden Verständigungsversuches ohne konkreten Inhalt; das nächste Ziel dieses Verständigungsversuches ist die Beunruhigung und schliessliche Abspaltung der französischen Bundesgenossen im Osten. Doch damit sind wir bei einem späteren Kapitel.

Die Aussenpolitik des Führers und Reichskanzlers geht – im Gegensatz zu der des Verfassers von «Mein Kampf» – von der Auffassung aus, dass Deutschlands einst überlegene Gegner im Weltkriege, England und Frankreich, durch inneren Kräfteverfall von selbst vom Felde verschwinden werden. Zur Kritik dieser Vorstellung genügt es, festzustellen, dass sie nicht neu ist, dass sie altes Erbgut der alldeutschen Kreise darstellt und dass sie zum guten Teil mitgeholfen hat, Deutschland in den verlorenen Weltkrieg hineinzutreiben.

Irrtümer

Verhältnismässig am klarsten hat Hitler die Bedeutung Italiens für die nationalsozialistische Aussenpolitik erkannt; der italienisch-französische Interessengegensatz birgt für ein Deutschland, das die Verständigung mit Frankreich nicht will, Chancen; aber auch nur für ein solches. Die Entente mit Italien enthält indes grosse Gefahren; da das deutsch-französische Problem drängender ist als das französisch-italienische, ist Deutschland in Gefahr, in seinem Verhältnis zu Italien meist der bittende und damit abhängige Teil zu sein. Völlig verkannt wurde Sowjet-Russland; es hat sich in den abgelaufenen zehn Jahren nicht als «Riesenreich, reif zum Zusammenbruch» erwiesen, sondern zu einer Gross- und Militärmacht ersten Ranges erhoben, mit der im Bunde Deutschland aussenpolitisch weit stärker und sicherer dastünde als gegenwärtig. Dass Hitler den englisch-italienischen Gegensatz nicht voraussah, ist ver-

zählich, zeigt aber die Gefahr solchen politischen Konstruierens und Spekulierens. Das gilt auch für die Betrachtungen über die Beziehungen im Dreieck England – Amerika – Japan, die sich in genau entgegengesetzter Richtung entwickelt haben; England und Amerika haben sich genähert, nicht zuletzt im gemeinsamen Misstrauen gegen Japan.

All diesen Spekulationen lag eine wirklich unsinnige Doktrin zugrunde: die Lehre von der Herrschaft des Weltjudentums. Wie man auch zur jüdischen Frage stehe – das Buch «Mein Kampf» gründet sich auf die Annahme einer robusten und realen jüdischen Weltverschwörung, an die kein einsichtiger Antisemit glauben wird. Dabei lässt sogar der Verfasser von «Mein Kampf» erkennen, dass das «Weltjudentum» für ihn bereits den Charakter einer Hilfskonstruktion angenommen hat, die seiner Machtpolitik eine ideale Stütze geben soll; darum ist für ihn Frankreich auf der einen Seite das Werkzeug des Juden gegen Deutschland, auf der andern aber Deutschlands Todfeind kraft eigener, ursprünglicher Natur; darum ist ferner Sowjet-Russland das zweite Werkzeug des Weltjuden, ausserdem aber das vom Schöpfer gestiftete Zukunftsland für zweihundertfünfzig Millionen Deutsche. Eine reine Wahnpolitik geht in eine Art Realpolitik mit Wahnzügen über. Ihr Kern ist: das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich kann nur durch Vernichtung des einen der beiden gelöst werden, weil die Natur beide Völker zu ewigen Feinden unabhängig von jeweiliger Ideologie und Führung geschaffen hat; das Verhältnis zwischen Deutschland und Russland kann nur durch die Herrschaft Deutschlands über Russland und wahrscheinlich Ausrottung eines Teils des russischen Volkes gelöst werden, weil die Natur dem Germanen den Raum im Osten als Beute zugewiesen hat; als Vorwand für beide Vergewaltigungen fremder Nationen durch Deutschland hat eine angebliche jüdische Weltverschwörung und Weltbedrohung von den angegriffenen Ländern her zu dienen, weil die Ausrottung dieses Weltfeindes der passendste, den Angegriffenen verwirrende, ihm teilweise vielleicht sogar einleuchtende und ihn daher spaltende Anlass zum Kriege ist. Dies steht in «Mein Kampf», und keineswegs zwischen den Zeilen; in diese zugestandene Gewaltspekulation löst sich die Kreuzzugsformel auf.

Hitler gibt vor, an gemeinsames, planmässiges Handeln des «Finanzjuden» in Frankreich und des «bolschewistischen Juden» in Russland zu glauben. Man müsste also annehmen, dass beispielsweise der Jude (in Gestalt des bolschewistischen Juden) sich selbst (in Gestalt des französischen Finanzjuden) durch die Streichung der Zarenanleihen Milliardenverluste an Kapital zugefügt, und dass er dann (in Gestalt des französischen Finanzjuden) gegen sich selbst (in Gestalt des bolschewistischen Juden) jahrelang Blocka-

de getrieben, Interventionsarmeen ausgerüstet und Bürgerkrieg geführt hat. Auch dass der Widerstand gegen das französisch-russische Bündnis zum guten Teil von der jüdischen Finanz in Frankreich stammt und dass ferner einer der zum Mindesten nur lauen Freunde dieses Bündnisses der jüdische Ministerpräsident Leon Blum war, wäre ein Zeichen dieser Selbstzerfleischung des jüdischen Weltherrschers. Davon, dass der grösste Teil dieses Weltherrschers bettelarmes und einflussloses Proletariat ist, nimmt diese dämonengläubige Weltanschauung überhaupt nicht Kenntnis.

Das aussenpolitische Programm von «Mein Kampf» ist das Hirngespinnst eines verantwortungslosen Träumers, nicht der Plan eines Staatsmannes. Der es schrieb, hatte dennoch bereits die Absicht, eines Tages die Macht über Deutschland zu nehmen. Einfache Überlegung hätte ihm schon damals sagen müssen, dass es Wahnsinn sei, das eigene Land von vornherein auf Feindschaft gegen die beiden mächtigsten Staaten des Festlandes, gegen Frankreich und die Sowjetunion, festzulegen. Eine derartige Festlegung mag seherisch, kühn oder phantasievoll sein; sie ist auf jeden Fall unpolitisch. Ein besonderer Fehler war – will man schon den Kampf gegen den russischen Bolschewismus an sich als politische Aufgabe Deutschlands gelten lassen – die Herausforderung des russischen Volkes durch die Bekanntgabe der Eroberungspläne und der aus ihnen notwendig folgenden Ausrottung eines Teiles der russischen Bevölkerung; damit musste das russische Nationalgefühl entzündet und ganz Russland, ob bolschewistisch oder nicht, an die Seite seiner Regierung getrieben werden; selbst die von Hause aus sowjetfeindlichen Randstaaten mussten sich um Schutz nach Moskau wenden. Was auch geschah.

Deutschlands weltpolitisches Interesse am europäischen Osten ist Tatsache. Die Fähigkeit der Völker Osteuropas zur Selbstregierung und sogar zur Grossmachtbildung ist es ebenfalls; die Ablösung der mächtigen Zarenherrschaft durch die fast noch mächtigere Sowjetherrschaft beweist es. Das Verhältnis Deutschlands zum Osten als eine von der Geschichte gewollte deutsche Hegemonie sehen, widerspricht den geschichtlichen Erfahrungen; für lange Strecken des 18. und namentlich des 19. Jahrhunderts kann eher von einer russischen Hegemonie in Mitteleuropa gesprochen werden. Einer Wiederholung dieser russischen Hegemonie, auch unter der Form des Bolschewismus, zuvorzukommen, wäre gewiss Recht und Pflicht jeder deutschen Regierung; die Gefahr war zwar gering, aber man mag dem Führer des Nationalsozialismus das Recht zugestehen, sie höher einzuschätzen. Dagegen beruht der umgekehrte Plan einer deutschen Hegemonie im Osten auf einer offenen Verkennung der Kräfte. Im Sinne deutscher Machtpolitik hätte die Fortsetzung und Verstärkung des deutsch-russischen Bündnisses von

Rapallo – eines mit Hilfe der Reichswehr gelegten Grundsteines der deutschen Nachkriegspolitik – gelegen; es war eine Kombination, mit deren Hilfe Deutschland der Welt Gesetze geben konnte. Sie barg Gefahren in sich wie jedes Bündnis, aber nicht mehr als z.B. die spätere Entente mit Italien. Durch die moralische Kriegserklärung an die Sowjetunion hat das nationalsozialistische Deutschland sich eine überflüssige weltpolitische Hypothek aufgeladen und eine der wenigen und zugleich grössten Chancen, die Versailles ihm zum Ausgleich für viel Bitteres bot, fahren lassen; die Chance nämlich, die «Einkreisung» im Osten zu sprengen. Diese Einkreisung ist keine Intrige und keine diplomatische Verschwörung, sondern die Antwort der Tatsachen auf die Tatsache der wähl- und unterschiedslosen deutschen Dynamik; deutsche Aussenpolitik wird zu aller Zeit die Aufgabe haben, die Einkreisung zu verhindern, indem sie die eigene Dynamik den Kräften der Welt anpasst und mit ihnen ausgleicht. Die deutsche Aussenpolitik hat diesen Weg – den Bismarck einschlug – bereits unter Wilhelm II. verlassen; sie hat Deutschland schon damals eine Weltstellung geschaffen, die es lange Zeit zum Alpdruck Europas machte und mit einer Katastrophe endete. Die Aussenpolitik des Nationalsozialismus setzt den Weg Wilhelms II. mit grösserem Talent und andern Methoden fort und von diesen Methoden, die die Diktatur wesentlich kennzeichnen als alle Ideologien, soll jetzt die Rede sein.

Politik gegen Geschichte

Der Nationalsozialismus ist eine Praxis der Herrschaft, keine Ideologie. Seine Aussenpolitik ist ihrem Wesen nach eine Methode, kein Ideeengefüge internationalen Handelns. Das Wie ist für sie charakteristisch, nicht das Was. Will man Hitlers Meinungen und Ziele kennen, muss man sich in «Mein Kampf» informieren; will man aber seine Erfolge und Misserfolge verstehen, dann muss man sein Handeln, mehr aber noch das Handeln seiner Gegenspieler studieren. Denn das, was seine Gegner tun, und die Art, wie er darauf antwortet, machen das Wesen seiner Politik aus.

Stets – und das liegt an der Geschmeidigkeit dieses politischen Systems ebenso wie an der Labilität dieses Charakters – besteht die Substanz der Hitlerischen Politik in der blitzartigen Reaktion auf die Umstände; eine Reaktion, geboren aus einer praktischen Erfassung der Tatsachen, die an Feinheit und Tiefe seine groben doktrinären Phantasien tausendfach übertrifft. Dieser Mann, der lächerlich irren kann, wenn er auf dem Papier träumt, irrt sich selten, wenn

er handelnd denkt; als Handelnder fühlt er die Welt, weicht hier dem Druck und stösst dort tief in Hohlräume, die andere nicht ahnten. Die Hellsicht der Feindschaft, stete Disposition zum Widerspruch, abnorme Bösigkeit gegen alles Fremde halten den hysterischen Geist dieser Politik in ständiger lauender Atemnähe am Weltgeschehen und geben ihm eine Empfindlichkeit für die Einzelheiten, die keine Berechnung und kein Denksystem liefern könnten.

Dieser Geist kennt seine Gegner in jedem Augenblick besser als sie sich selbst, weil er sie aufmerksamer beobachtet; und er beobachtet sie aufmerksamer, weil das Antworten, Zurückschlagen, Ausnutzen fremder Blößen sein Lebenselement ist. Im Zentrum eines Weltbildes, dessen Ränder zu blosser Phantasie verschwimmen, start eine Pupille, zur Momentphotographie scharf und zuverlässig wie wenige ihresgleichen im Sehfeld dieser Zeit. Alles Systematische ist bei Hitler wahre Willkür, alles Empirische klarer Realismus; seine Perspektiven sind falsch, seine Beobachtungen richtig. Genügte scharfes Sehen zum Verständnis der Welt, so wäre er vielleicht der klügste Mensch der Erde. Kontrolleloser Drang nach Erkenntnis von Zusammenhängen lässt ihn das Widerspruchsvollste miteinander verknüpfen; so fälscht hinter einem scharfen Momentauge das Gehirn auf die Dauer alle Prämissen, und der ganze Mensch wird zu einem Gehäuse des Widerspruchs zwischen klarem Blick und verworrenem Denksystem.

Ein niedriger Realismus ist die Stärke dieses Kopfes und zugleich die notwendige Eigenart eines Systems, dessen Existenzanspruch auf der Notwendigkeit des Funktionierens der Herrschaft an sich beruht; Bedürfnis einer Zeit, in der die unentbehrlichsten Funktionen der Herrschaft von innerer Auflösung bedroht scheinen. Der Herrscher Hitler – andere Herrscher seiner Art gleichfalls – findet Zustimmung, die dem Denker Hitler versagt wird; viele seiner Anhänger lehnen viele seiner Theorien ab, wenn sie sie überhaupt kennen.

Das Phänomen Hitler wirft die alte Frage auf, ob ein Staatsmann politisch recht haben und doch geschichtlich irren kann; anders gesprochen, ob eine Kette von Erfolgen denkbar ist, die zwangsläufig zur Katastrophe führt. Dieses Buch macht den Versuch, die geschichtliche Bedeutung des Phänomens Hitler noch mitten in dessen voller Wirksamkeit zu erkennen; Voraussetzung ist, die Methoden seiner Politik grundsätzlich zu verstehen, um dann aus Wirkung und Rückwirkung ein Bild des von diesen Methoden bewegten Europa, seiner Kräfte und seines Weges zu gewinnen.

30. Die neue Wehrpflicht

Baldwins Irrtum

Im Laufe des Jahres 1934 gelangten ausführliche und immer genauere Nachrichten über die heimliche deutsche Aufrüstung ins Ausland. Der Vertrag von Versailles war damals noch in Kraft und von Deutschland offiziell anerkannt; er verbot Rüstungen schlechtweg. Ein offenes Zerreißen des Vertrages wagte Hitler nicht, solange die Rüstung nicht weit genug gediehen war, um ihn wenigstens gegen die jähesten Folgen eines offenen Schrittes zu wappnen. Doch lässt sich der Bau von Flugzeugen in der Anzahl von Tausenden, von ober- und unterirdischen Flughäfen nicht völlig verheimlichen. Während die deutsche Aufrüstung im Allgemeinen vor allem Frankreich bedrohte, beunruhigte die wachsende Luftflotte in mindestens gleichem Masse England; denn, um mit Hitler zu reden, «die Zeppelinbomben von einst könnten sich jede Nacht vertausendfachen», seitdem eine Flotte von Hunderten und nach und nach Tausenden schwerer Bomber in Nordwestdeutschland bereit liegt. Darum sprach Baldwin, damals Englands stellvertretender Ministerpräsident, im August 1934 im Unterhause das berühmte Wort, seit dem Entstehen der Luftflotten liege Englands Grenze am Rhein.

Trotz ihrer Besorgnis liess die englische Regierung sich über die Stärke der heimlichen deutschen Luftmacht täuschen. Englischer Luftminister war damals Lord Londonderry, von dem zweierlei feststeht: dass er mindestens eine Zeit lang einer der einflussreichsten Befürworter einer Verständigung Englands mit dem Nationalsozialismus war und in dieser Mission Hitler persönlich besucht hat; und dass er zweitens das englische Kabinett objektiv unrichtig über die Grösse der deutschen Luftrüstung unterrichtet hat. Auf Grund dieser falschen Information sagte Baldwin am 28. November 1934 im Namen der Regierung im Unterhaus:

«Ich kann nicht genau die Zahl der deutschen Apparate angehen, die sich zwischen 600 und 1000 befinden muss. Indessen erreichen die Kräfte der deutschen Luftfahrt nicht fünfzig Prozent der unseren.» Um es vorweg zu nehmen: Ende März 1935 teilte Hitler persönlich dem damaligen englischen Aussenminister Sir John Simon und seinem Begleiter Eden mit, die deutsche

Luftflotte sei ebenso stark wie die englische; er war also nicht nur viel stärker, als der Gegner ahnte, sondern kannte auch, anders als dieser, dessen eigene Stärke.

Einladung nach Berlin

Soldaten, Flugzeuge, Waffen waren das unmittelbare Thema der Aussenpolitik Hitlers, obwohl er sich sagen musste, dass Rüstung auf die Dauer Gegenrüstung hervorrufen würde und die Gegenspieler ihm schliesslich an materiellen Mitteln überlegen sein würden. Immerhin konnte er sie wenigstens durch Eile schlagen und sich so eine Zwischenzeit relativer Stärke, vielleicht Überlegenheit verschaffen; bevor die Gegenrüstungen in Gang kamen und wirksam wurden. Er begab sich jedenfalls in einen gefährlichen Engpass, und eine der wichtigsten Voraussetzungen des Durchkommens war eine sehr genaue Kenntnis der Psychologie der Gegenseite und die Ausnutzung ihrer Schwäche. Die Rüstungen bedrohten Frankreich. Dieses würde nicht ohne Englands Beistand oder mindestens Zustimmung einschreiten; völkerrechtlich verbot dies schon der Mechanismus des Vertrages von Locarno, und Frankreich achtete in dem Vertrag eine mehr als moralische Realität. England empfand den Vertrag von Locarno zwar als Last und hat dessen Funktionen im Ernstfall nicht gefördert, sondern gehindert; aber da es durch die deutsche Luftrüstung selbst bedroht war, musste Hitler sich sehr vorsehen, um durch seine heimliche Aufrüstung nicht zwei Gegner zugleich herauszufordern. Infolgedessen ist der Winter 1934/35 von einem geduldischen und artigen Notenwechsel zwischen Deutschland und England erfüllt, in dem beide Teile einander versichern, wie sehr ihnen an einer Einschränkung des Wettrüstens, an einer Verhinderung künftiger Kriegsgreuel, an internationaler Rüstungskontrolle, an kräftiger Bestrafung eines etwaigen Angreifers liege. Sofern Deutschland in diesem langen diplomatischen Gespräch Forderungen erhob, waren sie von der gerechtesten Art: dass es als souveräner und gleichberechtigter Staat behandelt werde, dass man ihm keine Vorschriften aufzwinge, und dass – entscheidender Punkt – infolgedessen die englische Regierung in der gleichen Intimität mit der deutschen verkehren müsse, wie bisher mit der seit dem Weltkrieg verbündeten französischen. Deutschland wollte über Rüstung, Bombenflugzeuge und Giftgase verhandeln, aber nur mit England unter vier Augen. Diesen Versuch einer Trennung Englands von Frankreich formulierte eine Note, die der Aussenminister Freiherr von Neu-

rath am 15. Februar 1935 dem englischen Botschafter in Berlin, Sir Eric Phipps, übergab. Die Note versprach, indem sie die Schuld an der nicht mehr gut zu leugnenden heimlichen deutschen Aufrüstung den Alliierten zuschob, zu prüfen, «mit welchen Mitteln künftig die Gefahr des Wettrüstens vermieden werden kann, die durch den Verzicht der hochgerüsteten Staaten auf die vertraglich vorgesehene Abrüstung entstanden ist». Notwendig sei aber eine «freie Vereinbarung zwischen souveränen Staaten». England hatte eine Luftkonvention vorgeschlagen, auf Grund deren alle Mächte mit ihren Luftflotten einem ohne Herausforderung angegriffenen Staat zu Hilfe kommen sollten; diese Konvention hätte die heimliche deutsche Luftflotte, indem sie sie zur Würde einer internationalen Polizeimacht erhob, gewissermassen amnestiert und legalisiert. Mit gravitätischer Genugtuung erklärte sich die deutsche Regierung daher «grundsätzlich bereit, ihre Luftstreitkräfte als Abschreckungsmittel gegen Friedensstörungen einzusetzen». Dann die entscheidende Forderung nach dem Gespräch unter vier Augen, auf dem die deutsche Regierung schon deshalb bestand, weil ein englischfranzösisches Gespräch unter vier Augen vorangegangen war: die deutsche Regierung «würde es deshalb begrüßen, wenn zunächst die königlich britische Regierung..., die zugleich Garant von Locarno ist, bereit wäre, hierüber in einen unmittelbaren Meinungsaustausch auch mit der deutschen Regierung zu treten».

Unmittelbarer Meinungsaustausch bedeutete Gespräch von Minister zu Minister; in diesem Fall: Besuch englischer Minister bei Hitler in Berlin. Eden war das Jahr zuvor schon einmal da gewesen; doch hatte das fast wie ein Besuch in einer Menagerie bei wilden Tieren ausgesehen, da Eden, damals einer der nachgeordneten Minister des englischen Kabinetts, keine Vollmachten zu irgendwelchen Verhandlungen hatte und im Wesentlichen sehen, Eindrücke sammeln und zu Hause berichten sollte. Jetzt beschloss der Aussenminister Sir John Simon selber, von Eden begleitet, nach Berlin zu gehen; es war für Hitler ein grosser diplomatischer Fortschritt. Der Besuch wurde auf den 6. und 7. März 1935 festgesetzt.

Das Weissbuch

Aber währenddessen liefen unermüdlich die Maschinen in drei Schichten, und Flugzeug auf Flugzeug verliess die deutschen Fabriken. Hitlers These war, nur wenn man stark sei, werde man geachtet und finde Freunde in der Welt. Die englische Regierung durfte den gleichen Grundsatz haben. Während sie das

Berliner Gespräch vorbereitete, bereitete sie auch – zum ersten Mal seit dem Kriege – eine Verstärkung ihrer Rüstung und namentlich eine Vergrösserung ihrer Luftflotte vor. Sie wollte die Grenze am Rhein schützen.

Aber über die Bedeutung dieser Grenze am Rhein für England waren die Ansichten geteilt. Ein guter Teil der englischen öffentlichen Meinung hielt die Rheingrenze einfach für die Grenze Frankreichs, die England aus Grossmut mit verteidigen sollte; gerade dieser Teil der öffentlichen Meinung aber pflegte die Zumutung der Grossmut weit von sich zu weisen. Zu dieser Richtung gehörte der zuständige Fachmann, der Luftminister Lord Londonderry, eine ihrer grossen Figuren war Lloyd George, und dessen ehemaliger Sekretär Sir Philipp Kerr, geadelt als Lord Lothian, vertrat diesen Standpunkt in vielen Briefen an die «Times». Der eindrucksvollste Sprecher der entgegengesetzten Richtung war Winston Churchill, der die Regierung MacDonald-Baldwin wegen ihrer Sorglosigkeit bekämpfte, immer wieder vor der deutschen Luftflotte warnte und eine englische Riesenrüstung um Englands eigener Sicherheit willen forderte. Innerhalb des Kabinetts standen dieser Richtung der Schatzkanzler Neville Chamberlain, der als künftiger Ministerpräsident galt, und namentlich der Kriegsminister Duff Cooper nahe.

Diese Richtung arbeitete ein Programm der englischen Aufrüstung aus, das samt ausführlicher Begründung den Mitgliedern des Parlaments übergeben werden sollte, und zwar in Form eines sogenannten Weissbuches. Am 1. März unterschrieb der Ministerpräsident MacDonald das Dokument; am 4. wurde es im Unterhaus verteilt. Am 6. März sollten Sir John Simon und Eden nach Berlin reisen; diese enge Aufeinanderfolge der Daten muss man berücksichtigen, um den folgenden Passus aus dem Weissbuch voll zu würdigen:

«Im November 1934 hat die Regierung Seiner Majestät, ohne dem Bruch des Vertrages von Versailles zuzustimmen, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die deutsche Aufrüstung gerichtet. Wenn diese Aufrüstung in ihrem gegenwärtigen Mass fort dauert, dann wird die Besorgnis der Nachbarn Deutschlands zunehmen und der Friede gefährdet sein. Der Wunsch nach Frieden, der von der Führung Deutschlands ausgedrückt wurde, ist von der Regierung Seiner Majestät begrüsst worden; aber sie kann nicht übersehen, dass nicht nur die Kräfte, sondern auch der Geist, in dem das deutsche Volk organisiert wird, zu dem allgemeinen Gefühl der Unsicherheit beitragen...»

Das hiess mit klaren Worten: Deutschland hat einen Vertrag gebrochen. Seine Politik gefährdet den Weltfrieden. Sein Kanzler hält Friedensreden, aber er begeistert und organisiert sein Volk für den Krieg. Der Kern blieb: Deutschland ist die Gefahr, wir müssen uns gegen Deutschland wehren.

Engländer für Hitler

Kaum hatte die englische Regierung die Tatsachen beim Namen genannt, erhob sich stürmisch die Opposition; Opposition bis in die eigenen Reihen. Der Führer der Arbeiterpartei, George Lansbury, begnügte sich im Unterhaus noch mit den vorsichtigen Worten, das Weissbuch sei ein ungewöhnliches Dokument; der Pazifist und Sozialist Lord Ponsonby nannte es bereits beklagenswert; der «Daily Herald», das Millionenblatt der Arbeiterpartei, sprach von einer «groben Taktlosigkeit»; der «Manchester Guardian» vom 6. März gab einfach die Tatsachen wieder, wenn er feststellte, die Arbeiterpartei und viele Liberalen hielten das Weissbuch für einen Missgriff. Am galligsten und leidenschaftlichsten drückte Lord Snowden, alter und berühmter Sozialist, die Stimmung vieler Engländer aus, als er in einem Interview sagte:

Es mache den Eindruck, als ob das Weissbuch der englischen Regierung vom französischen Aussenministerium verfasst sei. Grossbritannien habe überhaupt keine Aussenpolitik mehr als die, die ihm von Frankreich diktiert werde. Durch seine Unterwürfigkeit gegen Frankreich sei England schon einmal in einen Krieg geführt worden, und es scheine, als solle es in einen neuen Krieg geführt werden.

Das waren Äusserungen, die im Laufe des 4. März fielen, am Morgen des 5. in den Blättern standen, in Berlin aber sicherlich schon in den Abendstunden des 4. bekannt waren; mindestens ihrer Tendenz nach. Am Abend des 4. März wusste Berlin, dass die englische Regierung in der Frage der deutschen Rüstungen und der englischen Taktik gegen Deutschland einen erheblichen Teil der öffentlichen Meinung gegen sich hatte; und was das für ein demokratisches Land wie England bedeutete, wusste man in Berlin auch. Baldwin hat im November 1936 gestanden, England wäre damals, 1934, dem Appell zur Rüstung einfach nicht gefolgt, denn Demokratien begriffen die Tatsachen erst mit zweijähriger Verspätung.

Die Erkältung

Die Diktatur aber begriff blitzschnell und handelte sofort. Am 7. März hätten Simon und Eden nach Berlin reisen sollen, um, durch die englische Rüstungsdrohung gestärkt und im Übrigen wahrscheinlich entgegenkommend, Hitler zum Einlenken zu bewegen. Stattdessen teilte Berlin am 5. der Welt amtlich mit:

«Anlässlich seines Besuches in Saarbrücken hat sich der Führer eine leichte Erkältung, verbunden mit einer starken Heiserkeit, zugezogen. Auf ärztliche Anordnung sind daher zur Schonung der Stimme die für die nächste Zeit anberaumten Besprechungen abgesagt worden. Unter diesen Umständen hat die Reichsregierung durch den Reichsaussenminister dem englischen Botschafter die Bitte übermittelt, dass der festgelegte Besuch der englischen Minister verschoben werden möge.» Hitler wies den Engländern die Tür; zwei Tage vor ihrer Reise. Es War eine Grobheit.

Die Halskrankheit war, wenn kein völliges Märchen, selbstverständlich nur ein Vorwand; sie hat Hitler nicht gehindert, drei Tage später an das Grab seines Parteigenossen und persönlichen Freundes Schemm zu fahren. Sie sollte auch nicht geglaubt werden; die Ausladung sollte als der Affront verstanden werden, als der sie gemeint war; als Antwort auf den Affront des Weissbuches. Es war ein Spiel, das manchem vielleicht gewagt erschien; konnte von ganz England als Demütigung aufgefasst und mit einhelligem Zorn beantwortet werden. Hitler aber vertraute nach den Stichworten der Ponsonby, Lansbury und Snowden darauf, dass ein grosser Teil Englands den Affront nicht ihm, sondern der eigenen Regierung übelnehmen werde. Er probierte die englische Stimmung mit kräftigem Druck.

Also reiste er nach Berchtesgaden, und Neurath sagte am 9. zu Phipps, der Reichskanzler werde vierzehn Tage drunten bleiben; um sich von seiner Erkältung zu erholen, wie Neurath ernsthaft bemerkte. Vierzehn Tage Pause zur Beruhigung der Gemüter.

Nein, nicht zur Beruhigung. Die deutsche Propaganda nahm ihren Vorteil wahr und schürte die Stimmung in England. Am selben 9. März veröffentlichte die «Daily Mail» ein Gespräch, das ihr Berichterstatter Ward Price mit Ribbentrop, Hitlers aussenpolitischem Bevollmächtigten, gehabt hatte. Der Engländer hatte mehrmals gefragt – als ob es noch einer Antwort bedurft hätte – ob Hitlers Halskrankheit nicht «diplomatisch» sei; Ribbentrop bejahte fröhlich: das englische Weissbuch wirke «wie die gegenwärtige sibirische Kälte auf den Vorfrühling; diese sei selbstverständlich nicht gerade besonders gesundheitsfördernd». Er bezeichnete dem Engländer die Stelle des Weissbuches, die Hitler am meisten erbittert habe: man empfinde es «in ganz Deutschland als ein unmögliches Verfahren, zwischen dem Wollen und der Ansicht des Führers und der Tendenz der öffentlichen Meinung und insbesondere der Erziehung der Jugend einen Zwiespalt herstellen zu wollen. Der Führer hat die britischen Minister gebeten, einen Besuch in Berlin zu machen. Dankenswerterweise wurde diese Einladung angenommen. Welcher Art aber sollen die Ergebnisse einer Besprechung sein, wenn man von Vorn-

herein den verhandelnden Staatsmann als in seinen Handlungen und Äußerungen in Widerspruch stehend zur öffentlichen Meinung seines Volkes hinstellt? Entweder man glaubt dem Führer, oder man glaubt ihm nicht.»

Das Weissbuch geopfert

Hitler hatte sich in den Engländern nicht getäuscht; ein bewegter Tag im englischen Unterhaus am 11. März gab ihm recht. Die Regierung hatte die Meinung gegen sich; wenigstens die Meinung derer, die den Frieden, die internationale Gerechtigkeit und die Völkerverständigung wollten; die einen so wichtigen und an Bedeutung über die reine Zahl hinausgehenden Teil der englischen Öffentlichkeit beherrschten; und die mit dem Schlachtruf der internationalen Gerechtigkeit und Humanität schon manchen Wahlkampf gewonnen hatten. Dieser Flügel des englischen Parlaments gab am 11. März durch den Mund des Majors Attlee, des parlamentarischen Führers der Arbeiterpartei, Folgendes kund:

Das Weissbuch sei ein ebenso bemerkenswertes wie beklagenswertes Dokument. Er, Attlee, sei nicht sicher, ob die Beschuldigungen Deutschlands im Weissbuch berechtigt seien, aber es sei merkwürdig, dass der Aussenminister freundschaftliche Besprechungen mit Deutschland führen solle und dass gleichzeitig das Weissbuch veröffentlicht werde. Auch sonst kritisierte Attlee das Weissbuch: es gäbe den Völkerbundsgedanken auf, nähme in keiner Weise auf Schiedsgerichtsbarkeit und Kriegsverzicht als auf Mittel der Politik Bezug. Unter anderm war es dem Redner aufgefallen, dass das Weissbuch mit den Initialen J.R.M. unterzeichnet, also offenbar ein persönliches Werk des Premierministers J. Ramsay MacDonald war; und gegen MacDonald, den abtrünnig gewordenen ehemaligen Führer der Arbeiterpartei, wandte sich darum Attlees Angriff mit der ganzen Parteileidenschaft des Bruderkampfes. Unter anderm sagte er wörtlich: die Arbeiterpartei sei zwar gegen das heutige System in Deutschland, aber es sei nur fair, zu sagen, dass auch andere Länder ihre Jugend nach militärischen Grundsätzen erzögen. Abrüstung müsse eine Angelegenheit sein, die alle Länder gleichzeitig angehe. Das Weissbuch werfe England in die Vorkriegsatmosphäre zurück, in ein System von Bündnissen und Rivalitäten und in ein Rüstungswettrennen. Aber die Arbeiterpartei sei nicht gewillt, die alten Methoden mitzumachen; sie glaube, die junge Generation der ganzen Welt werde diese Politik der alten Männer zurückweisen.

Soweit Attlee. Der Führer der Liberalen, Sir Herbert Samuel, Jude von

Abstammung und Religion, sagte, eine täppischere diplomatische Leistung als das Weissbuch sei noch nicht dagewesen; Beifall links. Deutschland könne auf die gegen es erhobenen Anklagen eine ganze Menge antworten; die in Versailles übernommene Verpflichtung zur allgemeinen Abrüstung sei nicht gehalten worden. Zweifellos breche Deutschland den Versailler Vertrag, und doch denke niemand an ein Einschreiten, denn alle Länder wüssten, dass sie selbst ihre Verpflichtungen verletzt hätten. Im Übrigen war Sir Herbert Samuel der Meinung, nicht englische Aufrüstung, sondern allgemeine Abrüstung bleibe das Gebot der Stunde.

Gleichzeitig erhob sich die Opposition gegen die Regierung und zu Gunsten Hitlers an noch gefährlicherer Stelle, nämlich spürbar im Regierungslager selbst. Die «Times» veröffentlichte am selben 11. März einen Brief Lord Lothians: das Weissbuch sei eine Bekräftigung der Stellungnahme des Versailler Diktats, eine Stellungnahme, die nur einer entwaffneten Grossmacht gegenüber eingenommen werden könne. Wenn es einen europäischen Frieden geben solle, dann müsse man auf solche Methoden verzichten. In der Unterhausdebatte verteidigte Sir Austen Chamberlain als Redner der konservativen Regierungspartei die Regierungspolitik; bei aller Schärfe und Bissigkeit gegen Samuel stellte auch er in einem Antrag zur Tagesordnung fest, dass die Ziele der britischen Aussenpolitik, nämlich Treue zu den Völkerbundsverpflichtungen und Begrenzung der Rüstungen, «nicht erreicht werden können durch die Methode einseitiger Abrüstung». Eine Verurteilung der deutschen Vertragsverletzung durch die heimliche Aufrüstung vermied er.

Und dann fiel die Entscheidung: die Regierung gab das Weissbuch preis; nicht mit Worten, sondern mit Schweigen. An Stelle des kranken MacDonald sprach sein Stellvertreter Baldwin, und was er zum Weissbuch sagte, war dies: es führe eine kräftige Sprache, sei aber doch keineswegs ausschliesslich; gemeint war: nicht ausschliesslich gegen Deutschland. Ganz im Gegenteil: nach wie vor bleibe es Englands Grundsatz, die direkte und unmittelbare Mitarbeit Deutschlands zu erreichen. «To that we adhere.» Auch hoffte Baldwin auf Deutschlands Rückkehr in den Völkerbund, und Sir John Simon, der Aussenminister, fügte hinzu, diese Rückkehr sei der Hauptzweck seiner Berliner Reise.

Als Baldwin in seiner Rede Hitlers Erkältung erwähnte, wurde im Hause gelacht. Baldwin erwiderte unfreundlich, er finde dies Lachen nicht taktvoll; das Wetter sei schlecht, auch anderswo seien Leute krank, so liege MacDonald im Bett, und er selbst fühle sich auch nicht wohl. Herr Hitler aber sei jünger als er, und darum, so hoffe er, werde er bald wieder gesund sein.

Das Weissbuch war geopfert. In seiner melancholischen Art fügte Baldwin

hinzu: der grösste Fehler sei nach dem Kriege gemacht worden, als man die Welt für reif zur Demokratie gehalten habe. Das sei sie keineswegs. Niemals sei die Welt für den demokratischen Gedanken unreifer gewesen als heute; die Demokratie sei von aussen und innen bedroht. Rückzug in die Trostlosigkeit der Philosophie.

Der Blitzschlag

Jetzt wusste Hitler genug. Er hatte den englischen Freibrief; er hatte die englische Regierung im eigenen Lande besiegt; er hatte Neville Chamberlain und Duff Cooper ihr Weissbuch in der Hand zerfetzt; er hatte seine Genugtuung. Für vierzehn Tage hatte er sich von der Öffentlichkeit abgemeldet, sass still und unbemerkt in Berchtesgaden. Mit Phipps vereinbarte Neurath am 14. in Frieden und Freundschaft, dass Simon und Eden nunmehr am 25. März kommen könnten.

Scheinbar tiefer Friede. Die englischen Parlamentarier ahnen schwerlich, welche Minen sie an diesen Frieden gelegt haben. Flandin, der französische Ministerpräsident, sieht den Funken nicht, als er am 15. März der Kammer ein Gesetz vorlegt, das die militärische Dienstpflicht seines Landes von einem auf zwei Jahre erhöht. Es ist ein Freitag.

Auch in Berlin ist tiefe Ruhe, und selbst die Eingeweihten wissen nichts. Grosse Überraschung im engen Kreise, als Hitler plötzlich am Abend des 15. März in Berlin auftaucht. Eilig werden Blomberg, Göring, Neurath, Hess und Goebbels in die Reichskanzlei gerufen. Hitler hat ein Programm mitgebracht, einen grossen Entschluss, den niemand zu dieser Stunde ahnt und der binnen vierundzwanzig Stunden die Welt verändern wird. Der Kreis der engen Berater wird unterrichtet; am nächsten Tag, mittags 1 Uhr, tritt das Kabinett zusammen, um einen grossen Beschluss zu hören und zu unterschreiben.

Nichts mehr von Erkältung und Heiserkeit. Nichts mehr von den vierzehn Tagen Schonfrist, die der eigenen Stimme und der Welt bewilligt schienen. Mit einer von den meisten Zeitgenossen kaum zu sehenden Logik, aufeinander wirkend wie ein Transmissionssystem, haben die Ereignisse einander vorwärts getrieben; der Beobachter von Berchtesgaden hat es gesehen und macht nun den Abschluss. Am 11. hatte der Führer der englischen Opposition gesagt, man müsse, selbst wenn man den Nationalsozialismus ablehne, gegen Deutschland fair sein und seinen Gegnern die gleichen Vorwürfe machen wie ihm; der Sprecher und tatsächliche Führer der Regierung hatte

nicht widersprochen. Am 14. war der Engländer in Reue und Büßfertigkeit zu Neurath gekommen, hatte damit die Ohrfeige der Ausladung angenommen, den Besuch erneut angemeldet. Als am 15. Flandin die Dienstzeit verdoppelte, verdoppelte er, ohne es zu wollen, gewissermassen die Tragweite von Attlees Freibrief. An diesem 15. ist Hitlers Entschluss, wenn nicht gefasst, so doch jedenfalls formuliert und wahrscheinlich auch datiert worden, wie aus dem Wortlaut seiner Erklärung nachgewiesen werden wird. Sicher war der Schritt lange erwogen, aber er wurde in Hast und Überstürzung getan.

Das Reichskabinett unterschrieb am 16. März 1935, mittags 1 Uhr, folgendes Gesetz:

Die Reichsregierung hat folgendes Gesetz beschlossen, das hiermit verkündet wird. § 1. Der Dienst in der Wehrmacht erfolgt auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht. § 2. Das deutsche Friedensheer einschliesslich der überführten Truppenpolizei gliedert sich in zwölf Korpskommandos und sechsunddreissig Divisionen. § 3. Die ergänzenden Gesetze über die Regelung der allgemeinen Wehrpflicht sind durch den Reichswehrminister den Reichsministerien vorzulegen. Berlin, den 16. März 1935. Das Gesetz wurde von Hitler und sämtlichen Kabinettsmitgliedern unterschrieben. Eine Proklamation Hitlers wurde gebilligt. Die Minister waren tief erregt, sprangen am Schluss der Sitzung von ihren Plätzen, Blomberg hielt eine kurze Rede, sprach von unverbrüchlicher Treue und Verbundenheit und brachte ein dreifaches Heil auf Hitler aus; alle riefen mit.

Drohung, Versprechen, Triumph

Es war die bedeutendste politische Tat, die Hitler bis dahin gewagt hatte. Sie weckte den Jubel des ganzen Volkes und festigte seine Stellung ausserordentlich; sie führte ihn mit der Wehrmacht noch dichter als bisher zusammen und begründete die Macht des Nationalsozialismus in Europa. Umso wichtiger ist es, die Umstände zu kennen, die die Gründung dieser Macht ermöglichten. Sie wäre, mindestens in dieser Form, nicht erfolgt, hätte die Unterhausdebatte vom 11. März einen andern Verlauf genommen.

Von der Hast dieser Entscheidung zeugte selbst noch die Stilisierung des Gesetzes. Paragraph drei spricht davon, dass der Reichswehrminister die ergänzenden Gesetze «den Reichsministerien» vorlegen soll; in einigen Zeitungen heisst es sogar «dem Reichsministerium». Gemeint war offenbar: dem Reichskabinett. Der Fehler blieb in der Eile stehen; hatte doch auch Blomberg

in der Überstürzung bei Hindenburgs Tod einen falschen Treueid verfasst, der dann geblieben ist. Das sind die kleinen Begleitumstände der schnellen Entscheidungen.

Am Nachmittag versammelte Goebbels im Leopold-Palais die Journalisten, erst die deutschen, dann die Ausländer. Er las ihnen die Proklamation an das deutsche Volk vor, die Hitler verfasst hatte. Sie liess merken, dass Flandins Gesetz den letzten Anstoss gegeben hatte: die deutsche Regierung «muss heute feststellen, dass durch die nunmehr beschlossene Einführung der zweijährigen Dienstzeit in Frankreich die gedanklichen Grundlagen der Schaffung kurzdienender Verteidigungsarmeen zu Gunsten einer langdienenden Organisation aufgegeben worden sind...» Ohne es zu wollen, gab Hitler zu, dass er für den Frieden in Europa verantwortlich sei: «Die Regierung des heutigen Deutschen Reiches wünscht nur eine einzige moralische Macht, es ist die Macht, für das Reich und damit wohl auch für ganz Europa den Frieden wahren zu können.» Der wichtigste Teil der Proklamation war eine feierliche Erklärung, dass die deutsche Aufrüstung ein für alle Mal Ausmass und Grenze gefunden habe und nicht weiter erhöht werden solle; die höhnische, gegen England gerichtete Einkleidung der Zusage ändert nichts an deren Sinn und Kraft:

«Wenn sie (die deutsche Regierung) daher dem in der Rede des englischen stellvertretenden Ministerpräsidenten Baldwin am 28. November 1934 ausgesprochenen Wunsch nach einer Aufhellung der deutschen Absichten nunmehr entspricht, dann geschieht es: 1. um dem deutschen Volke die Überzeugung und den andern Staaten die Kenntnis zu geben, dass die Wahrung der Ehre und Sicherheit des deutschen Reiches von jetzt ab wieder der eigenen Kraft der deutschen Nation anvertraut wird; 2. aber, um» – und nun kommt eine Anzahl Versprechen an die Welt, die nicht gehalten worden sind – «um durch die Fixierung des Umfanges der deutschen Massnahmen jene Behauptungen zu entkräften, die dem deutschen Volk das Streben nach einer militärischen Hegemoniestellung in Europa unterschieben wollen.» Fixierung des Umfangs! Ein Jahr später wurde der Umfang verdoppelt. Weiter: «Was die deutsche Regierung als Wahrerin der Ehre und der Interessen der deutschen Nation wünscht, ist das Ausmass jener Machtmittel sicherzustellen, die nicht nur für die Erhaltung der Integrität des Deutschen Reiches, sondern auch für die internationale Respektierung und Bewertung Deutschlands als eines Mitgaranten des allgemeinen Friedens erforderlich sind.» Abermals: Ausmass der Machtmittel.

Und dann das feierlichste Gelöbnis: «Denn in dieser Stunde erneuert die deutsche Regierung vor dem deutschen Volke und vor der ganzen Welt die Versicherung ihrer Entschlossenheit, über die Wahrung der deutschen Ehre

und der Freiheit des Reiches nie hinausgehen und insbesondere in der nationalen deutschen Aufrüstung kein Instrument kriegerischer Angriffe als vielmehr ausschliesslich der Verteidigung und der Erhaltung des Friedens bilden zu wollen.»

So entstand Hitlers Heer; an einem Sonnabendnachmittag, als in den Hauptstädten der Welt die politischen Geschäfte ruhten und die Minister auf dem Lande waren. Nur in Paris trat eilig ein Kabinettsrat zusammen; beschlossen wurde praktisch nichts. Am nächsten Tag sollte auf einem Pariser Fussballplatz ein Länderspiel zwischen Deutschland und Frankreich stattfinden, also ein grosses und Millionen von Menschen aufregendes Sportereignis. In der Tat hat dieses Fussballspiel das französische Volk wahrscheinlich mehr beschäftigt als die deutsche Aufrüstung. Tausende von Deutschen waren gerade an diesem Sonnabend als Zuschauer nach Paris gefahren, bummelten in grossen Gruppen über die Boulevards, füllten die Cafés und andere Lokale. Das Pariser Volk war freundlich zu ihnen, von keinem Zwischenfall ist berichtet worden. Die wenigen Abendblätter brausten im politischen Teil auf der ersten Seite von wildem, noch fassungslosem Alarm; die Kommunisten forderten die Absage des Fussballtreffens. Das Spiel wurde durchgeführt. Ein grosses Abendblatt schrieb, die französischen Sportler wüssten, was Fairness sei, und könnten Sport und Politik trennen. Die deutsche Mannschaft siegte.

31. Der Marsch ins Rheinland

Po und Rhein

Der 7. Januar 1935 ist eines jener Daten, die ein ganzes Knäuel geschichtlicher Dramen in Lauf gesetzt haben. An diesem Tage wurde in Rom ein Freundschaftsvertrag zwischen Frankreich und Italien unterzeichnet; unter dem Dokument stehen die Namen Lavals, des damaligen französischen Außenministers, und Mussolinis, des italienischen Regierungschefs. Der Vertrag veränderte die militärische Lage Europas. Die Franzosen konnten fortan ihre Südostgrenze unbewacht lassen und alle Wehrkraft auf den Nordosten und gegen Deutschland konzentrieren. Schon einmal hatte Italien mit einem ähnlichen Freundschaftsdienst die Geschichte beeinflusst, als zu Beginn des Weltkrieges Frankreich drei Armeekorps unter dem General Foch von der italienischen Grenze nach Norden werfen und mit ihnen die Marneschlacht gewinnen konnte.

Dies Problem der doppelten Ostgrenze war damals in der französischen Geschichte nicht zum ersten Mal aufgetaucht. Es übte seinen Druck schon 1859, als Napoleon III. Österreich aus der Lombardei verdrängte und die preussische Armee drohend am Rhein stand. Den Platz der verschwundenen Donaumonarchie hat inzwischen das neu entstandene Italien eingenommen, an der Stelle des vorbismarckschen Preussen befindet sich 1937 die nationalsozialistische Diktatur; aber dieselbe Wechselwirkung der Kräfte besteht wie in der Zeit, als Friedrich Engels die Bedeutung der Schicksalsflüsse Po und Rhein erläuterte.

In dem römischen Vertrag war, neben manchem andern, noch ein zweites besonders wichtiges Stück Weltpolitik verborgen: der bevorstehende Feldzug Mussolinis gegen Abessinien. Nicht nur Italien befreite Frankreich, sondern Frankreich auch Italien vom militärischen Druck auf die gemeinsame Grenze; mit freiem Rücken konnte Mussolini an das afrikanische Unternehmen herangehen.

Diese stürzte, als es im Herbst 1935 nach langem Drohen losbrach, die Welt in Verwirrung, weil es das bisherige Verhältnis zwischen Italien und England in aufrührerischer Weise zerriss. Italien war von England bisher als

eine Art Gefolgsstaat betrachtet worden, in sicheren Fesseln gehalten durch seine verletzliche Insellage im Mittelmeer, die es stets dem Feuer der see- und weltbeherrschenden englischen Flotte auslieferte. Aber im Stillen hatte sich seit fünfzehn Jahren eine Revolution des Kriegswesens vollzogen, die alte Machtverhältnisse auf den Kopf stellte. Das enthüllte sich plötzlich, als die bisher herrschende Macht der bisher beherrschten den Zug nach Abessinien verbieten wollte. Das Flugzeug war zu einer kriegsentscheidenden Waffe geworden, und die italienische Halbinsel hatte sich dadurch aus einem schutzlosen Opfer englischer Schiffsgeschütze in eine gift- und feuerspeiende Plattform von Flugzeuggeschwadern verwandelt, die den englischen Schiffen und ihren nahen Häfen gefährlicher schien als sie ihr. Nicht mehr Italien war verletzlich und unterlegen, sondern das Mittelmeer; das heisst Englands Strasse nach Indien, auf das jetzt die italienische Halbinsel wie ein Messer auf eine Pulsader drückt.

Gewiss blieb England in jeder Hinsicht – an Schiffen, Männern und Geld – auch in seinen schwächsten Augenblicken weit stärker als Italien. Aber es war auch stärkerbedürftiger; an dem grossen Netz, das es um die Welt gelegt hatte, hingen zahllose Reiche als zerrende Gewichte, und in kunstvoller Sparsamkeit wurde dieses Netz gerade so stark gehalten, dass es die normale Last trug – aber auch nicht mehr. Zur normalen Kalkulation des britischen Weltreichs hatte es bisher gehört, dass alle Mittelmeerländer – von dem befreundeten Frankreich abgesehen – gegen die weltbeherrschende englische Flotte keinen Widerspruch wagten. Auf diese Rechnung hatten sich die britischen Staatsmänner allzusehr verlassen. Die Flotte war zurückgeblieben, teilweise veraltet, durch die neue Waffe des Flugzeugs nicht ausreichend ergänzt und auch noch nicht ausreichend gegen sie geschützt; gerade von den weniger kostspieligen Flugzeugen aber hatte das faschistische Italien sich grosse Reserven zugelegt und dadurch seine Unterlegenheit gegen die englische Flotte so weit ausgeglichen, dass für den empfindlichen Gesamtorganismus des Weltreichs bei seiner derzeitigen Waffenstärke der Kampf zu schwer an Risiko wurde. Hinzu kamen Stimmungsschwankungen bei der Flottenmannschaft, die gelegentlich bis zu Meutereien gediehen. Alles in allem nicht der Augenblick zum Kriegführen.

England hatte Italien drohen wollen. Es erkannte mit Bestürzung, dass es Italien zu fürchten hatte. Die Leiter der britischen Politik mögen diese Entwicklung in grossen Zügen schon länger gesehen und eben darum den Konflikt mit dem Mittelmeerreich vorbereitet haben; dagegen die Verschiebung der nackten Eisenstärke zu ihren Ungunsten wurde ihnen anscheinend erst in

letzter Minute bewusst, als sie nicht mehr zurückkonnten und im Strom der von ihnen selbst geöffneten Schleusen einer diplomatischen Niederlage zu trieben.

Die «proletarischen Nationen»

England versuchte die Welt gegen Italien zu mobilisieren, Frankreich tat nur zögernd und halb mit. Ein englisches Angebot, als Gegenleistung für das übernommene Risiko sich zum militärischen Schutz der französischen Grenzen zu verpflichten, nahm Laval nicht an, des römischen Vertrages eingedenk und auch wohl sich sagend, dass England schon aus eigenem Interesse und ohne französische Gegenleistung jederzeit Frankreich gegen Deutschland würde beschützen müssen. Italien indessen begann trotz der englischen Drohung Anfang Oktober mit dem Schlachtruf Mussolinis «Italia proletaria e fascista: in piedi!» ohne Kriegserklärung seinen Krieg gegen Abessinien und setzte ihn mit gewaltiger Energie fort, auch als der Völkerbund wirtschaftliche Sanktionen beschloss und daher die meisten Völkerbundsländer die Ausfuhr vieler Produkte nach Italien verboten. Einige Länder machten diese Sanktionen nicht mit, darunter Deutschland, da es dem Völkerbund nicht angehörte.

Schweigend und fieberhaft baute Deutschland in dieser Zeit sein Heer auf, unternahm nach aussen keine grösseren Aktionen und verschwand etwas aus der Welt. Auch in diesem Schweigen aber blieb es der Stütz- und Widerstandspunkt aller politischen Kombinationen. Es standen nun in Mitteleuropa sichtbar zwei Mächte auf dem Plan, die sich zu den benachteiligten, nach Mussolinis Ausdruck «proletarischen» Nationen der noch herrschenden Völkerordnung rechneten und darum eine Revision der europäischen Machtverhältnisse betrieben; diesen beiden Mächten Italien und Deutschland stand der Westen in Gestalt von England und Frankreich gegenüber, sekundiert von den nicht mehr ganz zuverlässigen Nutzniessern des Kriegsausgangs im «europäischen Korridor» zwischen Ostsee und dem Schwarzen Meer, sowie der neuerdings sich im Westen meldenden und frisch in den Völkerbund eingetretenen Sowjetunion. In sich waren beide Doppelgruppen von Mächten wieder durch starke Gegensätze getrennt: Deutschland und Italien durch Streit an der Donau und namentlich durch die gemeinsame Furcht, dass bei gegenseitiger Unterstützung der eine dem andern zu viel helfen und opfern könnte.

Frankreichs Sorge war seine Nordostgrenze, es fürchtete Deutschland. Englands Sorge war das Mittelmeer, es fürchtete Italien. Während Frankreich wirksame Unterstützung gegen Deutschland in den letzten Jahren nicht gefunden hatte, konnte England gegen Italien den Völkerbund in Bewegung bringen. Inzwischen lief der abessinische Krieg während des Winters nahe an der Grenze fest; viele glaubten, binnen Kurzem würde die Regenzeit alle Operationen ersäufen, ein grosses italienisches Heer auf Monate in Afrika festhalten, mit Hunger und Krankheit bedrängen, und vielleicht würde Mussolinis Herrschaft in Italien wanken. Man konnte das Wankende stossen, wenn man Italien völlig einkreiste und aushungerte; noch waren die Sanktionen, von vielen Ländern lustlos und unter eigenen Verlusten durchgeführt, nur eine halbe Massnahme; noch erhielt Italien die wichtigsten Rohstoffe und unter ihnen einen für den modernen Flugzeug-, Tank- und Lastwagenkrieg so wichtigen wie das Öl. Der Weg der englischen Regierung, wenn sie das Begonnene folgerichtig vollenden wollte, war klar vorgezeichnet.

Was aber war die Konsequenz Frankreichs? Sie ergab sich aus der grossen, gebieterischen Prämisse und Hauptaufgabe: dem Schutz der Nordostgrenze. Durch die Schaffung des deutschen Heeres hatte sich diese Aufgabe völlig geändert. Frankreich und Deutschland, im freien Wettbewerb der militärischen Hochrüstung einander gegenüberstehend, waren an Kräften einander ungleich; Frankreich war auf die Dauer durchaus unterlegen. Zwar im Augenblick war es materiell noch bedeutend stärker; sein Heer war seit Jahren exerziert, seine Piloten geübt, seine Arsenale gefüllt, während in Deutschland das Heer erst im Entstehen und verwundbar wie ein Krebs ohne Panzer war. Aber Deutschland hatte die Überzahl an Menschen, hatte eine ungeheure und leistungsfähige Industrie, und namentlich schien – wenigstens war davon jedermann in Frankreich überzeugt – das ganze deutsche Volk zu Krieg und Angriff moralisch bereit; Frankreich dagegen war erfüllt von einer echten und volkstümlichen Friedensliebe. In breiten Schichten Friedensliebe um jeden Preis; ein Jahr später sagte auf dem französischen Lehrerkongress in Lille der Sprecher einer starken Minderheit: die Sklaverei unter Hitler sei immer noch besser als der Krieg. Gewiss würde ein angegriffenes Frankreich sich dennoch glühend und opferbereit verteidigen, aber damit erschöpfte sich das Problem nicht. Die Sicherheit des materiell schwächeren Frankreich hing unlöslich mit seinen Bündnissen zusammen; erst die militärische Verbindung mit einer Gruppe mittlerer Staaten im Osten brachte die Stärke Frankreichs,

in Kriegspotentialen gesprochen, auf gleiche Höhe mit der Stärke eines voll aufgerüsteten Deutschland. Zwar wurde und wird diese Stärke Deutschlands stofflich und geistig überschätzt, wie noch zu zeigen sein wird, aber auch diese Überschätzung entsprach einer wuchtigen Tatsache: nämlich der grösseren Bereitschaft Hitlers, in schwankender und entscheidungsschwerer Lage mehr zu wagen als der Gegner und dadurch diesen diplomatisch zu überrennen – mehr zu wagen, weil er darauf vertraute, nie vor das letzte Wagnis gestellt zu werden.

Dieses Übergewicht der grösseren Verantwortungslosigkeit drohte das französische Bündnissystem auseinander zu drücken. Für den mittleren Franzosen bestand die Bedeutung dieser Bündnisse darin, dass, wenn Frankreich angegriffen wurde, die andern ihm helfen mussten, indem sie dem Angreifer in den Rücken fielen. Wie aber, wenn der Angreifer bei den andern anfing, so dass Frankreich diesen würde helfen müssen? Darauf war das Land geistig und strategisch nicht vorbereitet. Das war eine Aufgabe, die der tiefe Pazifismus des Durchschnittsfranzosen vielleicht unlösbar machte; denn sie konnte bedeuten, dass Frankreich, gar nicht direkt angegriffen, selbst angreifen musste, um den andern zu helfen. Was würden die Lehrer von Lille dazu sagen? Ihre grosse Mehrheit würde, falls nicht die Kriegs Atmosphäre die Gemüter völlig wandte, dagegen sein. Und in der Tat waren nicht nur die Gemüter, sondern auch die Regimenter, Kanonen und Panzerforts auf diesen Fall gar nicht gerüstet. Hart an der Ostgrenze zog sich eine einzige, hunderte von Kilometern lange Festung entlang, die sogenannte Maginot-Linie, das gewaltigste Festungswerk, das die Welt gesehen. Hinter diesen «Pyrenäen aus Beton» war das Land vielleicht vor jedem Angriff sicher, sperrte jedoch gewissermassen die eigene Armee von der Offensive ab und nahm ihr damit das politische Gewicht, durch das sie das französische Bündnissystem erst lebendig gemacht hätte. Das französische Heer war auf Defensive vorbereitet; das französische Bündnissystem jedoch forderte, wenn es überhaupt Kraft haben sollte, von Frankreich Offensive. Andernfalls war es nur eine Herausforderung für den Angreifer, einen der Kleineren im Osten zu überfallen und abzuschlachten, darauf vertrauend, dass das französische Defensivheer ihn dabei doch nicht stören werde. Das Polen des Marschalls Pilsudski und des Aussenministers Beck hat jedenfalls die Lage so beurteilt, ist dem französischen Bündnis untreu geworden und hat sich frühzeitig mit Hitler verständigt; war das auch eine Politik auf noch so kurze Sicht und von wirklicher Kurzsicht, so war sie doch die psychologisch begriffliche Folge der französischen Heerespolitik. Frankreich musste damit rechnen, dass andere dem Beispiel Polens folgen würden, wenn es sich nicht verstärkte und dadurch die Bundesgenossen ermutigte.

Russenpakt und Ölsperre

Frankreich zog seine Konsequenz. Es konnte sich einen unverzeihlichen aussenpolitischen Fehler Hitlers zunutze machen, die unnütze Herausforderung der Sowjetunion durch den nationalsozialistischen Reichskanzler. Hier bot sich Frankreich ein unerwarteter Bundesgenosse an, und zwar ein sehr bedeutender; die Sowjetunion ist eine gewaltige Militärmacht. Das russische Bündnis warf für Frankreich ebenfalls schwere Probleme auf; bestimmt aber stärkte es seine militärische Stellung und gab der Tschechoslowakei neue Zuversicht und neues Selbstvertrauen. Dies Bündnis stellte ungefähr, zahlenmässig gesehen, das Kräfteverhältnis wieder her, das vor der deutschen Aufrüstung bestanden hatte und gab dem ganzen französischen Allianz-System, wenn man die tatsächlichen Kriegsstärken aller Beteiligten ohne Illusionen verglich, ein echtes militärisches Übergewicht. Die gesamte politische Bedeutung des Bündnisses erstreckt sich freilich in positiver und in negativer Richtung viel weiter. In unserem Zusammenhange hat ein Punkt seine besondere Bedeutung. Die Sowjetunion ist nicht nur eine der stärksten Militärmächte der Erde, sondern auch die Weltzentrale des Kommunismus. Dies machte das Bündnis für Frankreich, war es auch einerseits eine Kraftverstärkung, andererseits zu einem Quell von Schwierigkeiten. Namentlich sträubte sich das bürgerliche Gefühl nicht weniger Franzosen gegen die Freundschaft mit einer kommunistischen Macht; andererseits war der klassische Führer des französischen Bürgertums, Edouard Herriot, geradezu der Erfinder des Bündnisses gewesen. Auch befreite das Bündnis den mittleren Franzosen keineswegs von der Sorge, eines Tages für andere marschieren zu müssen; durch wilde Drohungen gegen die Sowjetunion versuchte Hitler in den nächsten Monaten diese Sorge zu zähneklappernder Furcht zu steigern.

Aber objektiv verstärkte das Bündnis die Stellung Frankreichs gegenüber Deutschland bedeutend. Objektiv wollte England seine Stellung gegenüber Italien durch die Ölsperre verstärken. Russisches Bündnis und Ölsperre sind die beiden Operationen, mit denen die beiden Westmächte im Februar 1936 dem Lauf der Welt eine neue Richtung geben wollen.

In Frankreich war Laval gestürzt worden; die neue Regierung, von Albert Sarraut geführt, von Pierre-Etienne Flandin aussenpolitisch vertreten, ging daran, den Russenpakt durch die Kammer ratifizieren zu lassen, nachdem Laval ihn im Jahr zuvor in Moskau persönlich mit Stalin abgeschlossen, dann aber verschleppt und liegen gelassen hatte. Gleichzeitig verlangte England vom Völkerbund die Ölsperre gegen Italien. Der Russenpakt erbitterte die na-

tionalsozialistische Regierung aufs Höchste, denn er konnte, energisch durchgeführt, sie militärisch ohnmächtig machen. Auf die Drohung mit der Ölsperre antwortete Italien, es werde jeden daran Beteiligten als Feind ansehen und sich die entsprechenden Handlungen vorbehalten. Mussolini suchte glauben zu machen, er werde selbst den Krieg mit England nicht scheuen.

Das war die Lage Ende Februar 1936. Russenpakt und Ölsperre sind die Themen der europäischen Politik, einer Politik voller Hass und wilder Drohungen. Italien und Deutschland stehen gegen Frankreich und England. Noch stehen Italien und Deutschland keineswegs in einer Front, wenn Deutschland auch diese Front durch reiche Lieferung von Kohle und Kriegsmaterial vorbereitet; doch noch lockerer ist jedenfalls die Front Frankreichs und Englands. Laval hatte diese Front sogar bewusst zerbrochen, indem er England gegen Italien halb im Stich liess und dafür auf die englische Kriegshilfe verzichtete; Sarraut, Flandin und der wieder zu aussenpolitischem Einfluss gekommene Völkerhundsdelegierte Paul-Boncour suchten den Anschluss an England wieder zu finden. Hier war neue Politik im zarten Keim, unentwickelt und noch nicht aktionsfähig. Alles war locker und vieles ungewiss.

Hitler interveniert

Um diese Zeit machte Hitler noch einmal den Versuch, das französische Bündnissystem aufzulösen, indem er den Franzosen den Russenpakt ausredete. Er empfing Bertrand de Jouvenel und gab ihm das erwähnte Interview für den «Paris Midi». Er gebrauchte das Wort vom Unsinn der deutsch-französischen Erbfeindschaft, die er dem deutschen Volk ausreden werde; er sagte, das deutsche Volk habe dies bereits verstanden. Er rühmte sich, dass ihm eine noch viel schwierigere Versöhnungsaktion geglückt sei, als er den Pakt mit Polen schloss – eine Bemerkung, die nebenbei für Frankreich zugleich eine schmerzliche Erinnerung und eine leise Drohung war. Dann formulierte er seinen Widerruf von «Mein Kampf», indem er bestritt, Schriftsteller zu sein, und versprach, seine Korrekturen in das Buch der Geschichte einzuschreiben. Schliesslich – und das war zweifellos der eigentliche Zweck des Interviews – eine drohende Erklärung zum Sowjetpakt:

«Meine persönlichen Bemühungen für eine deutsch-französische Verständigung werden immer bestehen bleiben. Indessen würde sachlich dieser mehr als bedauerliche Pakt eine neue Lage schaffen. Sind Sie sich denn in

Frankreich bewusst, was Sie tun? Sie lassen sich in das diplomatische Spiel einer Macht hineinziehen, die nichts anderes will, als die grossen europäischen Völker in ein Durcheinander zu bringen, aus dem diese Macht allein den Vorteil zieht. Man darf die Tatsache nicht aus den Augen verlieren, dass Sowjet-Russland ein politischer Faktor ist, dem eine explosive, revolutionäre Idee und eine gigantische Rüstung zur Verfügung stehen. Als Deutscher habe ich die Pflicht, mir über eine derartige Lage Rechenschaft abzulegen. Der Bolschewismus hat bei uns keine Aussicht, durchzudringen, aber es gibt andere grosse Völker, die weniger als wir immun gegen den bolschewistischen Bazillus sind.»

Die beiden letzten Sätze, im Zusammenhang gelesen, enthalten eine gefährvolle neue Wendung. Ohne es deutlich zu sagen, spricht Hitler von einer kommenden Bolschewisierung Frankreichs; und die Warnung, er müsse sich hiervon «als Deutscher Rechenschaft ablegen», wirft einen unheimlich düsteren Schatten über Europa.

Umstrittenes Bündnis

Hitler hatte zu Jouvenel ein paar Tage vor der angekündigten Debatte der französischen Kammer über den Russenpakt gesprochen. Offensichtlich wollte er die Abstimmung torpedieren. Das misslang, denn das Interview wurde erst einen Tag nach der Abstimmung vom «Paris Midi» veröffentlicht. Doch war die Art, wie die Kammer den Pakt annahm, immer noch ungeheuer aufschlussreich. Es war für viele Abgeordnete eine schwere Gewissensentscheidung. Der Heeresausschuss der Kammer wollte sich die Verantwortung erleichtern und lud den Kriegsminister Maurin ein, ihm zu sagen, was er als Fachmann von dem militärischen Wert des Paktes halte; namentlich wollten die Abgeordneten auch wissen, welche Folgen der Pakt für die militärischen Lasten des eigenen Landes haben werde. Aber der Kriegsminister kam überhaupt nicht. Im Plenum, so hätte man meinen sollen, würde mit theoretischer Klarheit die Linke für den Pakt, die Rechte dagegen sein. Aber so klar war dies keineswegs. Die Sozialisten stimmten zwar zu, jedoch mit starken Hemmungen, nachdem ihre Presse den Pakt lange genug kritisiert hatte. Ihr Redner Spinasse sagte verdrossen und geringschätzig: «Noch einmal willigen wir ein, uns an der Unterzeichnung eines Paktes gegen den Krieg zu beteiligen; aber wir erwarten, wir verlangen noch immer den Pakt für den Frieden» – also den Pakt mit Deutschland? Der rechtsstehende Abgeordnete Henriot sprach über die Folgen des Paktes wie Hitler; er sprach von der Bolschewisierung Frankreichs, berichtete über die Aktivität der Kommunis-

ten, über die Einmischung der Komintern in die französische Politik. Stalin hatte seinerzeit Laval Hoffnungen gemacht, dass dies unterbleiben werde. Vor einiger Zeit aber hatte die französische Polizei den deutschen Kommunisten Eberlein in Strassburg verhaftet; Henriot erzählte Einzelheiten über diesen Fall und nannte Summen, die Eberlein an kommunistische Zeitungen in Frankreich verteilt habe. Der französische Rechtsradikale hatte es leicht, die Kommunisten zu kritisieren; denn während die Sowjetunion mit Frankreich ein Bündnis schloss und es noch durch ein Militärabkommen verstärken wollte, agitierten die französischen Kommunisten gegen das Heer und gegen die zweijährige Dienstzeit; ein in der Tat nicht aufzulösender Widerspruch. Von links her hagelte es Zurufe gegen Henriot, von rechts kam stürmische Antwort; der alte Sozialist Bracke wollte Ruhe erzwingen, indem er sich mit einer herausfordernden Würde als Schutzwand und zugleich Opfer mitten unter die Abgeordneten der Rechten setzte. Grosser Tumult, von allen Seiten stürzten die Abgeordneten herbei, Worte und Rufe gingen im ungeheuren Lärm unter, und man sah erhobene Fäuste, während die Saaldienner sich auf die Volksvertreter warfen und sie mit höflicher Gewalt auf ihre Plätze zurückschaffen wollten. Der Präsident musste die Sitzung unterbrechen. Erst nach längerer Pause konnte weiter debattiert und schliesslich abgestimmt werden. 353 Stimmen wurden für den Russenpakt abgegeben, 164 dagegen, 47 Abgeordnete enthielten sich, 22 fehlten. Es war keine eindrucksvolle Mehrheit; von den Zustimmenden waren viele nur mit halbem Herzen bei der Sache, und damit der Pakt überhaupt durchkam, hatte die Kammer einen wüsten Krawall erleben müssen wie seit vielen Jahren nicht mehr.

Das war der Russenpakt, seine Voraussetzungen und innenpolitisch – seine ersten Folgen. Würde ein Bündnis, derart mit halbem Willen und viel Schmerzen geschlossen, im Ernstfall funktionieren? Hitler durfte sich die Frage stellen.

François-Poncets Demarche

Am 28. war die Kammerdebatte gewesen. Am 29. stand das Gespräch mit de Jouvenel im «Paris Midi». Darauf telefonierte Flandin an seinen Botschafter in Berlin, François-Poncet, bat ihn, sofort Hitler zu besuchen und über das Interview zu sprechen. Der Reichskanzler hatte mit so lebhaften Worten die deutsch-französische Verständigung gefordert, hatte die Erbfeindschaft als einen Unsinn bezeichnet; der französische Minister glaubte diese ausgestreck-

te Hand nicht in der Luft hängen lassen zu dürfen. Der Botschafter fragte Hitler also, ob er das Angebot einer Verständigung nicht präzisieren wolle. Hitler antwortete, er habe schon früher präzise Vorschläge gemacht, erkenne aber an, dass in der Tat Unterlagen geschaffen werden müssten. Zugleich bat er aber den Franzosen, vorläufig nichts in die Öffentlichkeit zu bringen; wenigstens verstand François-Poncet ihn so: Hitler habe, so sagte später eine französische amtliche Darstellung des Vorgangs, «den französischen Botschafter inständig gebeten, die von ihm gemachte Demarche vertraulich zu behandeln».

Eine deutsche Gegendarstellung will nur davon wissen, dass Hitler eine von ihm mitunterzeichnete Veröffentlichung abgelehnt habe; von sonstigen Einwendungen des Kanzlers gegen die französische Initiative, gar von mündlichen Beschwerden wegen des Russenpaktes meldet sie nichts. Hitler liess die Franzosen in dem Glauben, dass er eine Basis für weitere Verständigung suchen werde.

Das Pfand

Er suchte sie damals bereits, jedoch auf seine Weise.

Im Spiel der Bündnisse hatte Frankreich mit dem Russenpakt sich eine starke Karte zugekauft; Deutschland musste durch neuen Gewinn ausgleichen, wollte es nicht einen Punkt verlieren. Die Stärke des französischen Bündnissystems bestand in der Häufung der Teilnehmer und damit der Summe seiner jedem Einzelgegner überlegenen Kräfte; seine Schwäche waren die rein defensiven Absichten der meisten Partner und namentlich der Defensivcharakter des französischen Heeres. Es gab für Deutschland eine Möglichkeit, diese freigewählte Defensive der Franzosen in eine erzwungene und vielleicht für alle Zeiten unwiderrufliche zu verwandeln.

So still die französische Armee Gewehr bei Fuss stand, vor ihr lag immer noch das offene Rheinland. Im Friedensvertrag hatte Deutschland das Rheinland für fünfzehn Jahre fremder Besatzung offen lassen müssen, und selbst als diese Besatzung vorzeitig abzog, blieb auf dem Rheinland das Faustpfandrecht der Entmilitarisierung liegen. Deutschland durfte seine linksrheinischen Gebiete und auch eine Strecke des rechten Ufers niemals mit Militär besetzen, mit Festungen schützen, für Kriegsanlagen ausnützen. Als Hitler die Wehrpflicht verkündete, hatte er doch die Rheinlandverpflichtung sorgfältig geachtet, allerdings schon damals eine drohende Lücke in seinem Wehrgesetz gelassen: zwei Armeekorps, deren Sitz früher im Rheinland ge-

wesen war, wurden in dem Rüstungsplan weggelassen, Standorte für sie nicht bestimmt – ausdrücklich hiess es, dies solle später geschehen. Die Rheinlandverpflichtung wurde jedenfalls gehalten. Noch im Februar hatte Hitler sich in einer Rede gerühmt, er habe durch seinen Respekt vor dem Rheinlandabkommen eine schwere Last um des europäischen Friedens willen auf sich genommen.

Nicht freiwillig. Das militärfreie Rheinland verteidigten – oder schienen zu verteidigen – England und Italien, nicht nur Frankreich. Sie taten dies auf Grund des 1925 in einer Atmosphäre der Freiwilligkeit abgeschlossenen und auch von Italien bisher nachdrücklich respektierten Vertrags von Locarno, nicht nur des Diktats von Versailles. Die beiden Garantiemächte hatten ein Jahr zuvor, nach der den Versailler Vertrag verletzenden deutschen Wiederaufrüstung, sich zu einer diplomatischen Abwehrfront mit Frankreich zusammengefunden; diese in dem norditalienischen Kurort Stresa geschlossene Front war für Italien die Konsequenz des römischen Abkommens mit seinen beschriebenen militärischen Folgen. Ergebnis: das Rheinland, obwohl bestes deutsches Gebiet, blieb dem Zugriff der deutschen Wehrmacht durch Beschluss der Welt vorenthalten. Es war von deutschen Truppen nicht bewacht, es war unbefestigt; im Ernstfall konnte die französische Armee grosse Teile dieses dichtbevölkerten, kriegswirtschaftlich lebenswichtigen deutschen Gebietes besetzen, bevor deutscher Widerstand über die engen Rheinbrücken quoll. Das entmilitarisierte Rheinland bedeutete einen immer noch offenen Weg für das französische Heer in Richtung zu seinen Bundesgenossen im Osten; es war ein Pfand, das Frankreich sofort nehmen konnte, sobald einer dieser Bundesgenossen angegriffen wurde. Von hier, von diesen Bergwerken und Eisenhütten aus konnte es dem Angriff die Sehnen durchschneiden. Das entmilitarisierte Rheinland war die stärkste militärische Realität des französischen Bündnissystems. Es stach aus dem sonst weichen Gemenge dieser Bündnisse wie ein steifer und spitzer Pfeil in die deutsche Flanke.

Genf, 3. März 1936

Der Pfeil war befestigt auf dem Vertrag von Locarno. Nun fiel das System von Locarno im englisch-abessinischen Streit auseinander; die beiden Garanten von Locarno wurden zu Todfeinden. Das war Hitlers Gewinn, von ihm richtig und wohl frühzeitig erkannt; doch immer bleibt es eine Lehre für Politik und Geschichte, wie erst klare Symptome, Erklärungen und Winke ihn zum Handeln ermutigt haben.

Ende Februar 1936 gab England zu erkennen, dass es in seinem Streit mit Italien nun zu den schärfsten Massregeln schreiten wolle; dass es den Völkerbund zur Verhängung der Ölsperre auffordern werde. Es geschah im Grunde ein Vierteljahr, bestimmt aber eine Minute zu spät. Die Italiener begannen damals in stürmischen Schlachten das bis dahin zäh standhaltende und sogar angriffslustige abessinische Heer zu zertrümmern. Am 28. Februar, genau am Tage der Ratifizierung des Russenpaktes in Paris, eroberten sie den Berg Amba Alagi, die abessinische Hauptstellung. Zur gleichen Zeit sprach die italienische Presse es aus: die Ölsperre bedeute das Ende des römischen Abkommens, jenes Abkommens, das die französische Südgrenze entlastet hatte. Die Italiener brauchten nach ihren Siegen diese Entlastung nicht mehr so notwendig.

Diese Drohung lag auf dem Tisch und war eine ernste politische Tatsache, als am 2. März in Genf sich die Staaten des Völkerbundsrats und seiner Unterausschüsse, tatsächlich aber und vor allem die Vertreter Englands und Frankreichs trafen. Der englische Aussenminister Eden brachte eine Bitte und eine Drohung mit, beide an Italien: Bitte, die Feindseligkeiten einzustellen (gekleidet in einen Friedensappell an die Kriegführenden, von denen der eine eben geschlagen war); Drohung: Ölsperre, die Eden von den Mächten des Völkerbundes verlangte. Sein wichtigster Gesprächspartner war Flandin, Frankreichs neuer Aussenminister; aus den Unterhaltungen der beiden am 2. und 3. März gehen die kommenden Ereignisse hervor.

Eden will von dem sogenannten Achtzehner-Ausschuss des Völkerbundes verlangen, dass er die Ölsperre gegen Italien beschliesse. Der Achtzehner-Ausschuss ist in dieser Lage praktisch Frankreich, die Völkerbundsmacht an sich, die bisher strengste und korrekteste Verfechterin der Genfer Prinzipien. Von Flandin verlangt daher Eden in Gesprächen am 2. und 3. März, dass sein Land sich für die Ölsperre einsetze.

Flandin sagt nicht nein.

Flandin verlangt das Militärbündnis

Dies muss man festhalten. Dies ist auch sofort festgehalten worden, nämlich in Rom, wo die Pflichten des römischen Abkommens ohnedies nicht mehr so schwer gewogen werden mochten, seitdem es Italien den wichtigsten Dienst getan und die Eroberung Abessiniens ermöglicht hatte. Umgekehrt ist die steigende Erbitterung Roms begreiflich, das bisher das Abkommen trotz der

Sanktionen hatte bestehen lassen, weil Laval sie sichtlich zögernd und ungern anwendete. Italien konnte das Abkommen nicht mehr als wirksam betrachten, wenn Frankreich sich der Front der Ölsperre anschloss, die wirklich schon eine schwer bestückte wirtschaftliche Kriegsfront gewesen wäre.

In dem Augenblick, als Flandin nicht nein sagte, musste er sofort an einen Ersatz für das dahinschwindende römische Abkommen denken. Dieser Ersatz sollte Englands militärischer Beistand sein; ein Beistand, der, wenn mit redlichem Willen und voller Kraft gewährt, in der Tat mehr war als die römische Hilfe. Das römische Abkommen war gewissermassen die in Gestalt gegessene Erfüllung der italienischen Garantie von Locarno: volle und sorgenlose Handlungsfreiheit für Frankreich gegen den Gegner im Osten. Weiter wäre die italienische Hilfe gegen einen Verletzer von Locarno materiell kaum gegangen.

Frankreich aber wollte immer und in jedem Fall mehr; es wollte Divisionen und Schiffe; bewaffnete Hilfe. Darauf war nur bei England – möglicherweise – zu rechnen. Darum hatte Flandin zu Eden nicht nein gesagt.

Nun enthielt der Locarno-Vertrag an sich das Versprechen englischer (und italienischer) Garantie gegen einen Angreifer; Garantie, die nach dem Wortlaut Frankreich, ebenso aber auch Deutschland schützte. Diese Garantie enthielt, vom französischen Standpunkt aus, zwei entscheidende Lücken. Sie stellte erstens nicht klar, was geschehen sollte, wenn Frankreich einem angegriffenen Bundesgenossen im Osten zu Hilfe kam und damit formell selbst angriff; zwar hatte es sich das Recht hierzu in den Nebenabmachungen von Locarno vorbehalten, doch konnte es in diesem Fall auf englischen Beistand nicht rechnen. Zweitens stand die Garantie von Locarno juristisch auf dem Papier, aber praktisch war die englische Kriegsmacht auf die Erfüllung der Garantiepflicht überhaupt nicht vorbereitet. Es fehlten die primitivsten Abreden zwischen den Generalstäben; England dachte einfach nicht an den Ernstfall und wollte nicht daran denken. Ohne starke Rüstung, genaue Planung und ernste Verabredung für blitzschnellen Zusammenschluss der Wehrkraft beider Länder im Ernstfall war aber das Garantieabkommen für einen modernen Krieg, dessen erste vierundzwanzig Stunden mindestens in der Luft schon Entscheidungen bringen konnten, fast wertlos. Darum verlangte Flandin von Eden als Gegenleistung für die Ölsperre ein Militärabkommen und Zusammenarbeit der Generalstäbe.

Auch Eden sagte nicht nein.

Auf zwei Seiten eine Bereitschaft, auf keiner eine Verpflichtung – das ist das Ergebnis der Verhandlungen zwischen Eden und Flandin am 2. und 3. März in Genf. Frankreich hat den Gewinn des römischen Abkommens, die Entlastung seiner Südostgrenze, praktisch verloren; es hat den englischen Beistand noch nicht gewonnen.

Eine zeitliche Lücke klafft in Frankreichs diplomatischer Rüstung. Es ist entblösst, vielleicht nur auf kurze Zeit. Wer diese Lücke ausnutzen will, muss schnell zustossen; ohne Besinnen durchführen, worüber vielleicht lange gebrütet worden war. Die Eigenart solcher Situationen erklärt die Plötzlichkeit der ihnen entspringenden Entschlüsse.

Am 4. März spätestens wusste Hitler, dass Flandin von Eden ein Militärbündnis verlangt hatte; an diesem Tage stand es bereits in den Zeitungen. Er wusste auch, dass Frankreichs Bereitschaft zur Ölsperre das Ende des römischen Abkommens bedeutete, ja, das Ende der italienischen Locarno-garantie; hatte doch Italien es deutlich genug gesagt, hatte doch Flandin im Kabinettsrat zu Paris am gleichen Tage kein Hehl daraus gemacht. Was in Rom dem deutschen Botschafter zugeflüstert, was in Berlin vom italienischen ausgerichtet worden war, lässt sich vermuten; es bedurfte zudem kaum der Worte.

Doch noch fehlen die volle Sicherheit, das letzte Signal. Sie lassen nicht auf sich warten.

Am 5. März ist Eden in London und berichtet dem Kabinett. Er soll am 10. wieder in Genf sein, denn an diesem Tage läuft die Frist des Friedensappells ab, den eine zweite Körperschaft des Völkerbundes, der sogenannte Dreizehner-Ausschuss, an Italien und Abessinien gerichtet hat. Wenn auf diesen Appell, wie zu erwarten war, keine befriedigende Antwort aus Rom kam, wollte Eden nunmehr im Achtzehner-Ausschuss endgültig die Ölsperre erzwingen. Dazu war Frankreichs Zustimmung notwendig, und Frankreichs Zustimmung hing von Englands militärischem Beistand ab. Dies war der Beratungsstoff des englischen Kabinetts am 5. März.

Am Abend dieses 5. März wird jedoch bekannt, dass die Mehrheit des Kabinetts sich gegen das Militärbündnis mit Frankreich ausgesprochen hat. Bleibt es dabei, so bedeutet das praktisch auch das Ende der Ölsperre, bevor sie noch beschlossen ist. Vor allem aber bedeutet es die Isolierung Frankreichs. Die Hilfe Italiens war verloren, die Englands nicht gewonnen; und zwar diesmal nicht nur vorläufig, sondern – da in dieser Zeit blitzartig wechselnder Situationen Wochen schon eine Endgültigkeit sind – endgültig.

Hitlers fünf Tage

Vielleicht aber besteht die Endgültigkeit doch nur aus Tagen? Am 10. soll Eden wieder in Genf sein. Er soll über Paris fahren und wird wahrscheinlich schon dort von Flandin abgefangen werden. Er wird ihm von der Meinung seines Kabinetts – ein eigentlicher Beschluss wurde nicht gefasst – berichten. Flandin aber wird auf dem Militärbündnis bestehen, wie Eden auf der Ölsperre bestehen will. Wie können solche Gespräche die Situation rasch ändern! Nicht mehr als ein Wort zwischen Minister und Botschafter war es gewesen, das England an der Seite Frankreichs in den Weltkrieg geführt hatte; diesmal stand es so, dass das Kabinett zwar kein Militärbündnis wollte, aber auch zu einem Beschluss sich nicht durchrang. Wenn also Eden bis zu einem gewissen Grade Handlungsfreiheit hatte und sie, um der Ölsperre willen, zur Festlegung seines Landes für Frankreich nützte?

Am 5. wurde bekannt, dass das englische Kabinett kein Militärbündnis wünschte. Am 10. konnte dennoch Flandin durch Eintreten für die Ölsperre in Genf dies Militärbündnis erzwungen haben. Also für Hitler fünf Tage Zeit zum Handeln.

Er verlor keinen Tag, bereitete nichts vor, improvisierte alles. Am Mittag des 6. März trug er dem engeren Kreise in der Reichskanzlei seinen Plan vor. Hier war es, wo er den Warnungen der Wehrmacht entgegentreten, alle Verantwortung auf die eigene Kappe nehmen musste. Er nahm sie. Abends nach neun Uhr ging durch den Rundfunk die Nachricht in die Welt, binnen fünfzehn Stunden, am 7. März um zwölf Uhr mittags, werde die Reichsregierung vor dem Reichstag eine Erklärung abgeben.

Es gelang, die Welt vollständig irrezuführen. Das Geplante ahnte niemand. Seit einiger Zeit war durch Vorstöße in der Presse eine Debatte um die deutschen Kolonien sacht in Gang gekommen; also vermuteten einige, Hitler werde feierlich die Rückgabe der deutschen Kolonien fordern. Andere zweifelten nicht daran, dass der Kanzler eine Änderung des Vertrags von Locarno und die Rückkehr der Rheinlande unter die deutsche Militärhoheit verlangen werde.

Zwei Bataillone

Er verlangte überhaupt nichts. Er teilte mit. In seiner Rede, die ihrer Leidenschaft nach nur mit der Verteidigungsrede nach dem 30. Juni 1934 zu vergleichen war, befand sich ein Satz, mit überschlagender Stimme hinaus-

geschrien: und um dieses Satzes willen wurde die Rede gehalten, ein politisches Programm entwickelt, eine Fülle von Angeboten und Friedensbeteuerungen den Gegnern dargereicht. Der Satz – es war genau genommen sogar nur ein Halbsatz – lautete:

«In dieser geschichtlichen Stunde, da in den westlichen Provinzen des Reiches deutsche Truppen soeben ihre künftigen Friedensgarnisonen beziehen...» Der Reichstag brauste, der Redner konnte minutenlang nicht weitersprechen.

Deutschland nahm sich militärisch das Rheinland zurück; stiess in die Lücke von Locarno, die die Genfer Verhandlungen aufgerissen hatten; trieb seinen grossen Keil in das französische Bündnissystem.

Die Truppen, die diesen Schlag führten, bestanden aus zwei Bataillonen Infanterie. Im Augenblick, da Hitler seinen Satz sprach, rollten sie die Mosel entlang nach Trier und Saarbrücken. In kleinen Paketen tröpfelte die Wehrmacht in ihre übrigen neuen Garnisonen am Rhein; nach Frankfurt und Düsseldorf kamen sie erst am nächsten Tage. Es war ein Handstreich in der verwegenen militärischen Bedeutung des Wortes; gegen einen angreifenden Gegner hätten diese schnell zusammengerafften und über den Rhein geworfenen Vorhuten keinen Tag Stand gehalten.

Das Unternehmen lief knapp an der Todeskante entlang und erwies sich doch als richtig berechnet. Italien fühlte sich von seinen römischen Verpflichtungen frei, und insofern diese Verpflichtungen eine Art Erfüllung von Locarno bedeuteten, auch von den Bindungen von Locarno selbst. England hatte sich soeben gegen militärischen Beistand im theoretischen Falle ausgesprochen und war jetzt im praktischen nicht dafür. Beide Garantiemächte von Locarno hatten ihre Interessen ganz wo anders, und diese Interessen bestanden in heftiger Feindschaft gegeneinander; wie fern lag beiden jetzt das Rheinland! So machten sie kaltblütig geltend, dass zwar der Einmarsch ins Rheinland eine Vertragsverletzung sei, die getadelt werden müsse; im Übrigen nur ein Angriff auf Frankreichs Macht, nicht aber auf Frankreichs Sicherheit. Worte, die die europäische Verwirrung etwas überdecken sollten, in der Hitler zum Handeln gekommen war.

Konnten die Franzosen sich selbst helfen? Das war die einzige entscheidende Frage. Einige Minister wollten das Heer marschieren lassen; der Kriegsminister machte sie darauf aufmerksam, dass dies Heer nur zur Verteidigung gerüstet sei, nicht zum Angriff. Die französischen Generale sagten also ihren Ministern dasselbe, was die deutschen Hitler gesagt hatten. Nur gehorchten die Franzosen ihren Generalen, Hitler nicht.

Vielleicht hätten andere französische Politiker anders gehandelt als Sarraut und Flandin. Hat Hitler mit der Psychologie der Männer gerechnet, die ihm

gegenüberstanden? Es würde seine Kombination noch kunstvoller erscheinen lassen. Sie war es wahrscheinlich nicht; seine Taktik ist einfacher zu erklären. Er rechnete nicht, er wagte; vertrauend, dass niemals jemand so viel wagen würde wie er, und dass er im Wettkampf der Verantwortungslosigkeit schliesslich doch jeden einschüchtern würde, der ebenfalls zu Wagnissen Lust hätte. Schlimmstenfalls konnte ein Rückzug ihn nicht stürzen. Er hat später gestanden, er hätte nur mit fünf Prozent Wahrscheinlichkeit des Gelingens gerechnet (Rede am 9. November 1936 im Münchner Bürgerbräu).

Zwei deutsche Bataillone haben das System von Locarno zerrissen.

32. Das Schwert über Europa

Geheimnis ohne Bedeutung

Ein Schwert hängt über Europa. Wie stark ist es?

Über die absolute Kraft eines Heeres und seiner Waffen haben fremde Generalstäbe immer eine Fülle stückartigen Wissens, die nie ein Gesamtbild ergeben. Man weiss ungefähr, welche Waffen der Gegner besitzt; auch ihre Wirksamkeit ist einigermassen bekannt. Kriegsentscheidende Vorsprünge in der Waffentechnik gibt es in modernen Heeren nicht, sie werden regelmässig durch andere Faktoren ausgeglichen. 1866 hat das mit dem überlegenen Zündnadelgewehr bewaffnete preussische Heer die Österreicher besiegt; 1870 schlugen dieselben Preussen den französischen Gegner trotz dessen noch überlegenerem Chassepot-Gewehr und trotz dessen Mitrailleurse. Die überlegenen französischen Feldgeschütze haben 1914 den deutschen Vormarsch nicht aufgehalten, die Überzahl der deutschen Maschinengewehre hat den Rückschlag an der Marne nicht verhindert. Der vielgerühmte und damals in seiner Art einzige Tank, der angeblich den Weltkrieg entschieden hat, erreichte diese Wirkung erst gegen ein moralisch ohnedies zermürbtes deutsches Heer seit Juli 1918; in der gefährlichen Tankschlacht bei Cambrai 1917 wurde die noch intakte deutsche Infanterie nach anfänglicher Überraschung der neuen Waffe moralisch und kampftechnisch durchaus Meister. Auch das Gas hat in der Zeit, als es noch deutsche Monopolwaffe war, nur örtliche Erfolge gebracht.

Alle diese Beispiele zeigen, dass man bei der Frage nach der Kriegsstärke eines unbekanntes Heeres den Faktor der unbekanntes Waffe gering ansetzen muss; er wird äusserstenfalls durch unbekanntes Waffen auf der Gegenseite ausgeglichen. Eine überhaupt noch nicht im Ernstfall ausprobierte Waffe, und wäre sie noch so gefährlich, leidet im Anfang wahrscheinlich sogar unter den allgemeinen Mängeln der Neuheit und ist den an sich schwächeren, aber vertrauten und bewährten alten Waffen eine Zeitlang unterlegen. Deshalb ist der Wert neuartiger Waffen besonders für den viel beredeten Überfallskrieg, bei dem die Entscheidung in den Anfangserfolgen liegen soll, fragwürdig.

Nicht in den sogenannten militärischen Geheimnissen liegt darum die Schwierigkeit für die Abschätzung von Heeresstärken, sondern im unbekanntem Umfang der an sich bekannten Einzelheiten. Die Generalstäbe wissen voneinander ungefähr, welche Waffen der Gegner besitzt. Sie kennen auch seine militärischen Methoden; all das wird den Militärattachés der fremden Mächte gern mitgeteilt und in der Fachliteratur breit erörtert, denn geheimhalten lässt es sich doch nicht. Dagegen wird die Menge bestimmter Waffen, die Stärke von Spezialtruppen, der Umfang technisch wichtiger Sektoren des Gesamtheeres immer mehr zum Geheimnis. Dinge, die früher in den militärischen Taschenbüchern und Almanachen standen, werden verschwiegen; ein Beispiel etwa die deutsche Heeresrangliste. Es gibt selbstverständlich Wehrmachtsteile, die nicht verheimlicht werden können, z.B. grössere Schiffe. Aber im Ganzen vermögen Staaten, die das wollen, ihre militärische Stärke im Dunkeln zu halten; und das wollen alle Staaten, in denen die parlamentarische Kontrolle der Heeresausgaben fehlt. Dies ist, neben anderem, ein Vorprung der Diktaturen; er wird durch Nachteile auf anderm Gebiet ausgeglichen.

Von der Kampfstärke des deutschen Heeres liefert eine Analyse allgemein bekannter Tatsachen wahrscheinlich ein besseres Bild als ein Sammelsurium ausgespähter Einzelheiten.

Der Faktor Mensch

Die deutsche Aufrüstung begann im Herbst 1933. Die bis dahin geleisteten Vorarbeiten der Reichswehr hatten Bedeutung als militärische Studien, ohne die reale Wehrkraft des Landes über den Stand des Versailler Vertrags hinaus wesentlich zu stärken. Im Herbst 1933 dagegen begann ein zunächst technischer Rüstungsprozess, Aufbau einer gewaltigen Kriegsindustrie, Anhäufung von Kriegsvorräten jeder Art, Herstellung von Waffen und Kriegsbauten. Die daneben betriebene militärische Schulung von Volksteilen durch SA, Arbeitsdienst, Hitler-Jugend usw. stärkte die Wehrkraft mehr psychologisch; als militärische Ausbildung wurde sie von der Heeresleitung gering bewertet – hier hat das Blutbad des 30. Juni 1934, das dem Plan einer SA-Armee ein Ende machte, eine seiner Ursachen. Die Verlängerung der Reichswehr durch Polizeitruppen war nur ein Notbehelf, durch politische Zänkelei in seinem Wert noch gemindert (Streit zwischen Reichswehr und SS). Die ernsthafte Umwandlung des deutschen Volkes in ein Heer beginnt erst mit der Verkündung der allgemeinen Wehrpflicht im März 1935.

Also: Seit Herbst 1933 waffnet sich die Diktatur und bereitet ihre Menschen moralisch auf den Krieg vor. Seit Frühjahr 1935 schult sie ihre Menschen zu Soldaten. Mit andern Worten: Zu einer Zeit, als die Diktatur militärisch noch völlig ohnmächtig gewesen ist, hat sie bereits aussenpolitische Handlungen unternommen, die grosse und hochgerüstete Mächte herausforderten und somit ein Risiko auf Leben und Tod bedeuteten.

Hier schält sich bereits ein wichtiges Element der deutschen Stärke heraus: die Risikobereitschaft. Politischer Wagemut in zweifelhaften Situationen hat militärische Unterlegenheit ausgeglichen. Doch nur wenn die Kühnheit von kluger Einsicht in die Natur der Gegenspieler, von richtiger Einschätzung ihrer Kraft und ihrer Entschlossenheit geleitet wird, führt das gefährliche Verfahren zum Erfolg. Es misslang, als 1935/36 England sich trotz mangelnder militärischer Bereitschaft auf einen politischen Kampf mit Italien einliess; und doch lag hier das rein militärische Stärkeverhältnis für England noch immer weit günstiger als etwa für die deutsche Diktatur bei der Besetzung des Rheinlandes. Aber weder der Gegenspieler Italien noch die demokratischen Mitspieler Frankreich und Amerika, noch vor allem die moralische Entschlossenheit des eigenen Landes boten Eden die Hilfe, die Hitler bei der Besetzung des Rheinlandes in der politischen Situation fand, erkannte und benützte.

Indessen ist Wagen viel, aber doch nicht alles; Kühnheit ohne Waffen wird zur Torheit. Allen politischen Kraftproben liegen Vorstellungen beider Seiten über die beiderseitige militärische Stärke stets zugrunde; und die militärische Stärke bleibt daher, durch Täuschung und Irrtum hindurch, die Essenz, in die jede aussenpolitische Situation sich zuletzt auflösen lässt.

Seit Frühjahr 1935 wird das deutsche Heer aufgebaut. Nach welcher Zeit kann es eine ernsthafte Waffe sein?

Die Geschichte kennt Beispiele solcher im Nu geschaffenen Heere, die die Welt verändert haben. Die französischen Revolutionsheere gehören zu ihnen. Die seit 1863 reorganisierte preussische Armee war bereits nach drei Jahren zum Siege über die bis dahin als überlegen geltende Militärmacht Österreichs und des halben übrigen Deutschlands imstande; nach vier weiteren Jahren zertrümmerte sie das stolze Heer Napoleons III. Das im Weltkrieg aus dem Boden gestampfte Landheer Englands hat militärisch Entscheidendes geleistet und war jederzeit eine vorzügliche Waffe; das noch hastiger aufgestellte amerikanische Heer erlitt infolge mangelnder Kriegerfahrung furchtbare Verluste, hat aber dennoch schliesslich den Weltkrieg entschieden. Bis in die neueste Zeit fehlt es also nicht an Beispielen für die Kraft rasch geschaffener

Heere. Dabei sind die Elemente dieser Geschichtsbeispiele in sich verschieden: die französischen Revolutionsheere überraschten die Welt durch eine bis dahin unbekannte Massenhaftigkeit und neue Kampfmethoden, die angelsächsischen Weltkriegsheere dagegen unterschieden sich grundsätzlich nicht von ihren Gegnern; gemeinsam bleibt bei beiden der Beweis hoher Kampfkraft trotz geringer Schulung. Von der Unfertigkeit des deutschen Heeres sollte also nach dessen zweijährigem Bestehen nur mit Vorsicht gesprochen werden.

Soweit der Faktor Mensch in der Schale liegt, wird die Wage der militärischen Stärke in Europa wenige Jahre nach Einführung der Wehrpflicht so weit zugunsten Deutschlands im Gleichgewicht sein, wie das überhaupt möglich ist. Die militärische Tauglichkeit der Individuen scheint zu steigen; während vom Geburtsjahrgang 1913 nur 74,3% tauglich befunden wurden, waren es von den drei folgenden Jahrgängen 75,9%. Dagegen sinkt infolge des Geburtenrückgangs der Kriegsjahre die Zahl der Rekruten für die nächste Zeit erheblich: von 400'000 pro Jahr auf 355'000. Die Dienstzeit beträgt bei der Masse des Heeres zwei Jahre; die Gesamtstärke muss also selbst in den geburtenschwachen Jahrgängen, langdienende Spezialwaffen und Freiwillige eingerechnet, auf über 800'000 veranschlagt werden. Rechnet man noch heeresartige Polizeitruppen und bewaffnete SS hinzu, dann nähert sich die deutsche Heeresstärke selbst in diesen schwachen Jahren der Million und wird sie in den geburtenstärkeren Jahrgängen nach 1938 übersteigen. Ein dauernd unter Waffen stehendes Heer von mehr als einer Million Mann, um einen Kern langdienender Berufssoldaten gruppiert – das ist die militärische Menschenkraft der deutschen Diktatur.

Die Qualitäten dieser Menschenkraft sind hoch: starke vormilitärische Ausbildung von früher Jugend an, hohe technische Begabung des ganzen Volkes, gefördert durch das technisch-militärische Interesse, das diesem Volke und dieser Zeit eigen ist, Neigung zum Militarismus und starker patriotischer Antrieb. Der militärische Wert des deutschen Soldatenvolkes steht ausser Zweifel.

Die langen Rohre

Nun der aussermenschliche Faktor. Aus der Erinnerung von 1918 taucht vor der deutschen Heeresleitung, beängstigend wie das rote Gespenst der Revolution, das graue Gespenst des Materialmangels auf. Der verlorene Weltkrieg ging in eine Revolution über; die Niederlage selbst aber hatte ihre eigentliche

Ursache im Versiegen der wichtigsten Kriegsstoffe, im Fehlen von Munition und Nahrung. Dieses Gespenst ist bis jetzt nicht gebannt.

Die Betrachtung der deutschen Wirtschaft hat gezeigt, dass das wichtigste Ziel dieser Vorbereitungszeit, die Unabhängigkeit von ausländischer Zufuhr, binnen vier Jahren nicht erreicht werden konnte. Dass die fragwürdige Anstrengung des sogenannten zweiten Vierjahresplanes, auch bei wahrscheinlich grossen Einzelerfolgen in der Herstellung von Ersatzstoffen, die totale Unabhängigkeit doch noch erzwingt, ist mindestens bei Metallen, Öl und Nahrungsmitteln ausgeschlossen. Durch Anhäufung kriegswichtiger Vorräte unter Verzicht auf entbehrliche, wenn auch von modernen Völkern ungenutzte (hochwertige Lebensmittel), sollte diese Lücke, wenn nicht geschlossen, so doch für eine gewisse Zeit gestopft werden. Verblüffende Zahlen: in den Jahren von 1932 bis 1935 stieg die Einfuhr an Eisenerzen von 3,4 auf 14 Millionen Tonnen, die von Zinkerzen von 59'000 auf 1,17 Millionen Tonnen, die von Manganerzen von 106'000 auf 394'000 Tonnen; Kupfererze von 237'000 auf 400'000 Tonnen, sonstige Erze und Metalle von 867'000 auf 1,7 Millionen; Roheisen von 172'000 auf 398'000 und Aluminium von 1'768 auf über 18'000 Tonnen. Also Verdreifachung bis Verzehnfachung der kriegswichtigen Einfuhren.

Diese vervielfachte Einfuhr von Kriegsstoffen dürfte nur zum kleinsten Teil als Vorrat gestapelt sein; aus dem grösseren Teil wurden und werden wahrscheinlich bereits Waffen. Die verzehnfachte Aluminiueinfuhr z.B. ist durch die plötzliche Neuschöpfung einer Luftwaffe aus dem Nichts sicherlich konsumiert worden. Auch ohne die Kenntnis absoluter Zahlen darf man annehmen, dass die Aufrüstung nur geringe Rohstoffreserven für den Ernstfall übriggelassen hat. Die eigentliche Vorratsbildung für diesen Fall wird erst jetzt und auf andere Weise versucht: durch den Aufbau einer dauernden Vorratsquelle in Gestalt der Ersatzstoffproduktion.

Das Zusammenspiel von Material und Menschenkraft, Kriegstechnik genannt, verwickelt das Problem der gesamten Kriegskraft noch mehr, zumal in der Zeit des Aufbaues. Wenn die Möglichkeiten einer raschen militärischen Erziehung durch die Jahrhunderte gleich geblieben und die intellektuellen Fähigkeiten des Soldaten mit den steigenden Ansprüchen des modernen Krieges gewachsen sind, so ist jedenfalls innerhalb des Gesamttheeres auch die Bedeutung des eigentlichen Apparates gegenüber dem menschlichen Faktor gewachsen. Die Bedienung eines Maschinengewehres kann ebenso schnell gelernt werden wie die einer Armbrust; die Bedeutung des Maschi-

nengewehres dagegen – ausgedrückt in der Zahl der damit in Schach zu haltenden maschinengewehrlosen reinen Menschenkraft – übertrifft die aller Waffen früherer Zeit. Wenn daher heute die Aufstellung eines kriegsfähigen Heeres mit der gleichen Schnelligkeit möglich sein soll wie in den zitierten historischen Fällen, dann kommt es vor allem auf die Schnelligkeit bei der Herstellung der Maschinengewehre an; die Zeit für diese Herstellung darf die Zeit für die Ausbildung am Maschinengewehr nicht übersteigen. Jede Differenz dieser beiden notwendigen Zeiten verlängert die notwendige Zeit für die Aufstellung des Gesamtheeres. Und das Maschinengewehr spricht im modernen Krieg nicht einmal das letzte Wort. Fügt man die immer wachsende und auch das Flugzeug übertreffende Kraft der schweren Artillerie und ihre Bedeutung für die moderne Kriegsentscheidung hinzu – sie geht so weit, dass manche Fachleute den Tank ohne ihre Hilfe für wertlos halten –, so wird die Kraft des Materials im Krieg der Gegenwart völlig deutlich. Bisherige Kriegserfahrungen haben gezeigt, dass schwere Artillerie fast die einzige Waffe ist, die auf die Dauer die Moral einer hochwertigen gegnerischen Mannschaft zerbrechen kann. In neuester Zeit – gelegentlich während der letzten Weltkriegsmonate und in den spanischen Kämpfen 1937 – haben auch Infanteriefieger, die in die Bodenkämpfe eingriffen, stark gewirkt; doch meist dann, wenn die artilleristische Bodenabwehr versagte oder nicht zur Stelle war.

Gegen Granaten helfen nur Granaten. Kampfgeist und Kampftechnik einer Truppe finden dank der unendlichen Geschmeidigkeit und bisweilen unerschöpflichen Reserve des menschlichen Willens auch gegen die furchtbarste, aber bei steigender Furchtbarkeit immer einförmigere Mechanik des feindlichen Kampfapparates noch Mittel und Auskünfte; schwere Artillerie jedoch, der eigene schwere Artillerie nicht mehr zu antworten vermag, pflegt auch den Kampfgeist der besten Infanterie auszulöschen. Schwere Artillerie ist aber nächst Panzerschiffen der in der Herstellung schwierigste und kostbarste Teil eines Heeresapparates; sein Plan und seine Anlage bestimmen das Schicksal eines Heeres. Seine Schaffung erfordert Riesensummen wertvoller und zum Teil seltener Erze, gewaltige Vorräte an Kohle und gewaltige Fabrikanlagen, seine Verwendung aber eine Dauerproduktion von Sprengstoffen und Geschossen. Der Kampf der Artilleriegiganten entscheidet zuletzt das Schicksal der Infanterie in ihren Erdhöhlen. Dieser Gigantenkampf bedeutet das Gegeneinanderschleudern von Stahlmassen; das Schleudern setzt den Besitz von Rohren und Geschossen voraus, und dieser Besitz entsteht im modernen Krieg aus immerwährender Neuschöpfung. Wenn in diesem Krieg zwischen zwei Gegnern das Verhältnis der Rohre – infolge mangelnden Ge-

schützvorrats auf der einen Seite – 3:1 und das Verhältnis der Schusszahlen – infolge mangelnder Geschossproduktion – io: i ist, dann ist der Krieg entschieden.

So sah das Ende des Weltkrieges 1918 aus. Kein Kampfgeist und kein Kriegskönnen der vorderen Linie halten auf die Dauer gegen feindliche Artillerie stand, wenn die eigene schweigt und der Truppe das Gefühl der Verlassenheit gibt. In diesem furchtbaren Augenblick siegt das Material über

Der erste und der letzte Tag

Die Aufgabe dieses Materials ist es, zu vernichten, indem es sich selbst vernichtet.

Der fortwährenden Selbstvernichtung der Kriegsmittel steht als wichtigstes Problem ihre fortwährende Erneuerung gegenüber. Die beiden Notwendigkeiten der Menschensparnis und der Materialverschleuderung bedingen einander; wer an Granaten sparen will, muss Menschen opfern, wer Menschen schonen will, muss Granaten verschwenden. Beide Kriegsmittel, Menschen und Stoffe, stehen auf dieser Erde nur in einer absolut begrenzten Menge zur Verfügung; doch wird sich – sowohl der reinen Zahl nach wie auswachsender Ermüdung und steigendem Widerwillen – der Menschenvorrat aller Völker stets viel schneller erschöpfen und abnutzen als der Materialvorrat des Erdballs. Je länger ein Krieg dauert, desto schwerer drückt also auf beide Seiten das Übergewicht des Materials. Im Weltkrieg war die Höchstzahl der auf beiden Seiten insgesamt aufgebotenen Menschen etwa nach einem Kriegsjahr erreicht und fiel dann langsam wieder; dagegen die Anzahl der feuernenden Geschütze, der verschossenen Granaten, der Flugzeuge und Maschinengewehre stieg ständig und bis zuletzt. Je länger ein Krieg dauert, desto entscheidender wird der Faktor des Materials.

Es liegt in der Natur des länger dauernden Krieges, dass nicht die bei seinem Beginn vorhandenen Materialmassen entscheiden, sondern die in seinem Verlauf geschaffenen. Der moderne Krieg ist ein riesiger Produktionsprozess von Vernichtungsstoffen, die selbst zur Vernichtung bestimmt sind. An der Ergiebigkeit dieses Produktionsprozesses lässt sich ablesen, über welche Materialmengen ein Land während der Dauer des Krieges verfügen kann; sie ist weit wichtiger als die Materialmengen, die bei Kriegsausbruch aufgestapelt sein mögen und bestimmt teilweise veraltet sind. Denn der Krieg ist nicht nur ein Verzehrter, sondern auch ein Erneuerer und Vervoll-

kommener des Kriegsmaterials; er scheidet Unbrauchbares rasch aus und setzt in unheimlich schneller Folge Besseres und noch Besseres an seine Stelle. Die Fähigkeit einer kriegführenden Macht, diesen laufenden Bedürfnissen des Krieges Genüge zu tun, nennt man ihr Kriegspotential. Dieses Kriegspotential oder die kriegerische Reproduktionskraft gibt den Ausschlag. Nicht die Zahl der am ersten Tage auf beiden Seiten vorhandenen Kanonen und Flugzeuge entscheidet den Krieg, sondern die Zahl, die am letzten Tage vorhanden ist.

Erst ein Vergleich der kriegerischen Reproduktionskraft Deutschlands mit der seiner etwaigen Gegner gibt ein Bild von der wahren Kriegsstärke der

Stoffe und Zahlen

Der wichtigste Kriegsstoff bleibt Eisen und Stahl. Aus ihm, legiert mit gewissen seltenen Erzen, werden Geschützrohre und Granaten hergestellt. Was vermag Deutschland an Eisen, was vermag es an Stahl zu erzeugen? In der Herstellung von Eisen und Stahl ist Deutschland das zweite Land der Welt. An der Spitze stehen die Vereinigten Staaten, die (alle folgenden Zahlen für 1936) 31,8 Millionen Tonnen Roheisen und 48,5 Millionen Tonnen Rohstahl herstellen; dann aber folgt Deutschland mit 15,3 Millionen Tonnen Roheisen und 19,2 Millionen Tonnen Rohstahl; erst an dritter Stelle Sowjetrußland mit 14,5 und 16 Millionen Tonnen, danach Grossbritannien mit 7,8 und 11,9 und Frankreich mit 6,2 und 6,7 Millionen Tonnen. Andere Länder in weitem Abstand. Deutschland ist also das zweitmächtigste Eisen- und Stahlhand der Welt.

Aber diese Eisenproduktion ist ein Riesenkörper auf dünnen Beinen. Eisen und Stahl entstehen aus Eisenerz. Hier aber ist Deutschland fast völlig auf ausländische Zufuhr angewiesen, und das zur Zeit grösste Erzland ist Frankreich. 1935 brachte Frankreich 32 Millionen Tonnen Eisenerz hervor (1929: 50 Millionen), die Vereinigten Staaten 30, die Sowjetunion 27, England 11 und Deutschland nur etwas über 6 Millionen Tonnen. Während beispielsweise der französische Anteil an der Weltförderung von Eisenerz 25 Prozent betrug, brachte Deutschland gerade 5 Prozent der 119 Millionen Tonnen betragenden Weltförderung im eigenen Lande zustande (1929: 3 Prozent). Auch 1936 erreichte die deutsche Eisenerzgewinnung 6 Millionen Tonnen; der Gesamtverbrauch dieses Jahres der Grossrüstung betrug aber 23,5 Millionen Tonnen. Also 17,5 Millionen Tonnen des verbrauchten Erzes stammten aus dem Auslande; bedenkt man weiter, dass der Gehalt der ausländischen

Erze durchschnittlich 45, der der deutschen aber nur durchschnittlich 25 Prozent beträgt, so konnte tatsächlich der deutsche Boden nur etwa 15 Prozent des Erzverbrauchs der deutschen Rüstung befriedigen, 85 Prozent mussten das Ausland liefern. Selbst eine gewaltsame Steigerung des deutschen Erzbergbaues könnte dieses Verhältnis nicht entscheidend verschieben. Die amtliche deutsche Statistik schätzt die im deutschen Boden enthaltenen Eisenerzlager von 20 bis 25 Prozent Gehalt auf 375, die von 15 bis 20 Prozent Gehalt auf 350 Millionen Tonnen; auf die Gehaltswerte des ausländischen Erzes umgerechnet stecken demnach etwas über 300 Millionen Tonnen Erz im deutschen Boden. Also, den Verbrauch von 1936 zugrunde gelegt, ein Vorrat für etwa fünfzehn Jahre. Aber: ein nicht erschlossener Vorrat; ein Vorrat, für dessen Bergung ungeheure neue Anlagen notwendig wären; Anlagen wiederum, die einen derartigen neuen Verbrauch an wichtigen neuen Rohstoffen und namentlich auch an Eisen erfordern würden, dass die Erschliessung des dürftigen Eisenvorrats im Schoß der deutschen Erde auch vom Standpunkt der reinen, keine Kosten scheuenden Kriegswirtschaft zweck- und sinnwidrig ist.

Ergebnis: beim wichtigsten Kriegsrohstoff, dem Eisenerz, ist und bleibt Deutschland fast völlig von ausländischer Zufuhr abhängig. Ein deutscher Schriftsteller (Friedensburg, Die mineralischen Bodenschätze als weltpolitische und militärische Machtfaktoren, Stuttgart 1937) nimmt an, dass ein modernes Heer im Kriege auf eine Million Soldaten monatlich 300'000 Tonnen Eisen und Stahl verbraucht, das entspräche bei einem Heer von nur 4 Millionen Mann bereits der gesamten deutschen Rohstahlproduktion von 1936, die also weder den Bedarf eines grösseren Heeres noch den sonstigen Zivilbedarf decken würde. Die Eisen- und Stahlproduktion ist nun noch gewiss zu steigern; ob auch die Erzzufuhr zu steigern ist, hängt von der Kriegs- und Bündnislage ab. Hier sind nur die wirtschaftlich-technischen Grundlagen für die Beurteilung zu liefern; es bleibt dabei, dass Deutschlands Versorgung bei weitem unzureichend ist.

Bei weitem unzureichend ist auch Deutschlands natürlicher Reichtum an einer grossen Anzahl anderer kriegswichtiger Stoffe, deren Erzeugung und Bedarf hier nach dem Stande von 1935 dargestellt wird. Der deutsche Boden hat in diesem Jahr 427 000 Tonnen Erdöl geliefert; fast das doppelte, nämlich 820'000 Tonnen, wurde allein an rohen Mineralölen eingeführt, aber nicht weniger als das Siebenfache an bereits zu Halbfabrikaten verarbeiteten Mineralölen: über 3 Millionen Tonnen; dazu nochmals 100'000 Tonnen Mineralölzeugnisse. Wie anders dagegen der Reichtum der Sowjetunion, die über 25 Millionen Tonnen Erdöl hervorbrachte, oder gar der Vereinigten Staaten mit über 134 Millionen Tonnen! Ähnlich liegt es bei einem andern

Kriegsrohstoff von erster Wichtigkeit, dem Kupfer; hier lieferte der deutsche Boden 1,125 Millionen Tonnen Erze mit einem reinen Kupferinhalt von 28'000 Tonnen; die achtfache Menge reinen Kupfers musste aus dem Ausland bezogen werden, nämlich 216'000 Tonnen, dazu noch 400'000 Tonnen Kupfererze. Der ganze Bedarf an Chromerzen (95'000 Tonnen) und an den wichtigen Nickelerzen (29'000 Tonnen) musste eingeführt werden, vor allem aber reines Nickel selbst in Menge von 6'000 Tonnen. Das für den Geschützbau wichtige Manganerz konnte in der notwendigen Menge nur zu knapp einem Drittel in Deutschland beschafft werden (192'000 Tonnen), dagegen mussten 394'000 Tonnen eingeführt werden. In Blei erreichte die Produktion aus heimischen Erzen mit 54'000 Tonnen etwa die Hälfte des Verbrauchs, in Zink mit 108'000 nicht ganz zwei Drittel. Das für die Herstellung von Aluminium wichtige Bauxit stammte nur zu einem Zwölftel aus deutscher Erde: 40'000 Tonnen Eigenförderung gegen 505'000 Tonnen Einfuhr.

Viele der genannten Einfuhrzahlen übersteigen die der vorangehenden Jahre, zum Teil beträchtlich; doch waren dies Krisenjahre, und in den vorangehenden Jahren der Prosperität waren die Zahlen im Allgemeinen nicht viel niedriger. Berücksichtigt man den ausserordentlichen Verbrauch durch Herstellung von Kriegsmaterial aller Art und verfolgt man die in den Geschäftsberichten deutscher Firmen ständig wiederkehrende Klage über Mangel an Rohstoffen, so lässt sich mit einiger Sicherheit schliessen, dass von den eingeführten Mengen nicht mehr viel übriggeblieben ist und 1937 nur unbedeutliche Vorräte aufgestapelt sein können.

Manche andere Stoffe wiederum erzeugt Deutschland in hervorragender Menge und Güte, z.B. Stickstoffverbindungen, wo es mit 516000 Tonnen fast ein Drittel der Weltproduktion deckt und alle andern Länder weit hinter sich lässt. Ähnliches gilt beispielsweise von Kunstseide und dürfte überhaupt von allen Textilersatzstoffen gelten; in der Versorgung mit Geweben wird Deutschland in einem kommenden Kriege sicherlich besser daran sein als im letzten. Einige der fehlenden metallischen Rohstoffe gibt es in grösserer Menge in Ländern, die in einem solchen Kriege zum Mindesten wirtschaftlich Deutschlands Verbündete sein und auch leicht erreichbar sein könnten: Blei in Italien und Jugoslawien, Bauxit in Italien, Jugoslawien und Ungarn. Zur Herstellung künstlicher Treibstoffe, die das natürliche Erdöl ersetzen, werden gewaltige Anstrengungen gemacht; zwar sind aus der Industrie Zweifel an der vollen Erreichbarkeit des Zieles geäussert worden, doch dürfte ein beträchtlicher Teil des Bedarfs auf diesem Wege befriedigt werden.

Ungelöst aber bleibt das Problem der Eisenerze, zahlreicher wichtiger anderer Metalle und ausserdem der Nahrungsmittel.

Umgekehrt ist jeder grosse unter den denkbaren Gegnern Deutschlands, sei es Frankreich oder Russland oder gar England oder mehrere von diesen oder alle zusammen, mit natürlichen Quellen oder freien Zufuhrmöglichkeiten für alle genannten Kriegsstoffe reichlich versehen. Ein starker Vorsprung der genannten Länder im Materialkrieg ist unbestreitbar. Auch ist trotz aller voraussichtlichen technischen Leistungen eine befriedigende Versorgung Deutschlands mit fehlenden Stoffen durch die Ersatzindustrie immer fragwürdiger. Im Augenblick, da ihre Schaffung erst begonnen wird, ist jedenfalls die deutsche Kriegsversorgung dem Ernstfall längst nicht gewachsen. Ob das nach vier-, drei- oder zweijährigem Planaufbau anders sein würde, ist schwer zu entscheiden. Nüchterne Überlegung spricht dafür, dass ein hoch industrialisierter Gegner einer noch so genialen künstlichen Rohstoffwirtschaft auf die Dauer überlegen sein wird, weil sich im künstlichen System die Verluste infolge von Friktionen und Stockungen allzusehr summieren. Ebenso schwer ins Gewicht fällt das zusätzliche Mass von Anstrengungen und Entbehrungen, die die Ersatzwirtschaft dem Volke auferlegt und die der Gegner sich ersparen kann.

Der kurze Stoss

Nach den zum Teil unerwarteten Erfahrungen, die der Weltkrieg grade der deutschen Heeresleitung in Bezug auf die Bedeutung des Materials geliefert hat, und angesichts der seither immer noch wachsenden Bedeutung dieses Materials im künftigen Krieg kann über Deutschlands Kriegsfähigkeit jedenfalls eines gesagt werden: eine Wiederholung des Experiments von 1914, bei dem der deutsche Generalstab den Überfall und die rasche Zerstörung einer starken gegnerischen Koalition infolge vorübergehender günstiger Voraussetzungen für möglich hielt, ist heute ausgeschlossen. Die Verteilung der wirtschaftlichen Kriegspotentiale auf beiden Seiten macht den kurzen Weltkrieg unmöglich, und die noch frischen und schmerzlichen Erfahrungen von 1914/18 machen auch den Versuch dazu äusserst unwahrscheinlich. Um also gewissermassen eine Formel für die deutsche Kriegsfähigkeit zu finden, muss man, von dem unmöglichen Fall des kurzen Weltkrieges ausgehend, nach einer Kriegsmöglichkeit suchen, die Deutschland vom ersten Augenblick an einen derartig überlegenen Einsatz der militärischen Mittel erlaubt, dass weder der stets gegen Deutschland arbeitende Faktor Zeit noch die wirtschaftlichen Reserven anderer, militärisch stärkerer Mächte überhaupt zur Wirksamkeit kommen.

Diese Formel des Überfalls auf den absolut schwächeren Gegner lässt sich bezeichnen als der kurze Stoss mit totalem Erfolg.

Auf diesen kurzen Stoss ist die bisherige deutsche Rüstung offenbar berechnet. Sie ist gekennzeichnet durch starke Front und schwache Etappe; Panzerdivisionen und Kampfflugzeuge erster Linie, doch fragwürdige und erst im langsamen Entstehen begriffene kriegerische Reproduktionskraft und somit ein im Ganzen schwaches Kriegspotential. Die zweifellos vorauszusetzende Tüchtigkeit eines schmäleren Heereskernes mag dieser Wehrmacht dennoch die Überlegenheit über einen Gegner mittleren Formats sichern. Die europäische Konstellation jedoch würde den Angriff auf einen solchen Gegner nur dann erlauben, wenn schneller kriegerischer Erfolg auch schnellen politischen Erfolg bedeuten würde. Das Objekt kann schmal sein, aber es muss rasch und ganz genommen werden; die militärische Niederlage des Gegners muss sein politisches Auslöschen bedeuten. Die totale Entscheidung muss gefallen sein, bevor der europäische Apparat der kollektiven Sicherheit sich allenfalls in Bewegung setzen könnte. Dies war das Problem des italienisch-abessinischen Krieges. Die militärische Führung Italiens rechnete mit einem mehrjährigen Kriege; die politische Führung jedoch zwang aus politischen Gründen (und zwar auch innerpolitischen) die Heeresleitung zu rascherem Siegen.

Mussolini hat in seiner Vorrede zu dem Buche des Marschalls Badoglio über den Feldzug in Abessinien gestanden: «Wären die Wechselfälle des Feldzuges den italienischen Waffen nicht günstig gewesen, dann hätte der Völkerbund wahrscheinlich drastischere Massregeln gegen uns ergriffen, die viele dem Völkerbund nahestehende Kreise offen oder versteckt forderten. Der Faktor «Zeit» war also ein Teil der Rechnung. Wäre der Krieg wie sehr viele andre Kolonialkriege «chronisch» geworden, dann hätte die Zeit gegen uns gearbeitet. Um diese furchtbare Gefahr zu vermeiden, musste einem Kriege, dem viele vorher kolonialen Charakter beimassen, der Charakter eines grossen Kontinentalkrieges gegeben werden; es mussten also aus dem Mutterlande solche Massen, und zwar in solcher Güte, hinübersandt werden, dass ein sicherer und vernichtender Sieg in aller kürzester Zeit erzielt werden konnte. Alle ursprünglichen Pläne wurden also mit fünf multipliziert; was die Zahl angeht, so waren es nicht hunderttausend, sondern vierhunderttausend Mann, dazu hunderttausend Arbeiter, ferner genug und mehr als genug Material, für vorhergesehene und nicht vorhergesehene Fälle... So wurde ein Krieg, für den die optimistischsten Berechnungen nicht weniger als sechs Jahre annahmen, in sieben Monaten entschieden.» Trotz dieser riesigen Überlegenheit hat Badoglio nach Mussolinis Zeugnis «bis zur Tollkühnheit wagen» müssen.

Also der klassische Fall des politischen Hasardkrieges im Dickicht der Koalitionen, nur deshalb gewonnen, weil unendliche Übermacht, im letzten Augenblick nochmals verfünffacht, gegen undisziplinierte, schlecht bewaffnete und schlecht geführte Wilde in immerhin sieben Monaten den kurzen Stoss mit einem totalen Erfolge abschliessen konnte. Und dies war ein Krieg in Afrika; Lebensinteressen von Grossmächten, ausser England, waren nicht bedroht. Wie erdrückend muss also eine Übermacht sein, die in Europa gegen ein ähnliches Ziel angesetzt werden soll!

Ein kurzer Stoss mit totalem Erfolg – wo in Europa hängt eine solche Frucht für einen deutschen Angriff?

Nur eins der kleineren Länder kann in Frage kommen. Die Schweiz scheidet von vornherein als Ziel eines solchermassen beschränkten Krieges aus; der Angriff auf sie würde mindestens eine der benachbarten Grossmächte auf den Plan rufen, also den kurzen Stoss sofort in einen end- und hoffnungslosen Krieg der Reserven verwandeln. Die Gefahr für die Schweiz lauert vielmehr umgekehrt in der Möglichkeit, in einem Krieg der Grossmächte Aufmarschgebiet und Etappe, also nicht Ziel, sondern Mittel zu werden. Das Gleiche gilt für Belgien, Holland und Dänemark; Angriff auf diese Länder wäre Krieg mit England. Litauen ist kein Gegner und kein Ziel, das das Risiko eines Krieges rechtfertigte; ein gewaltsamer Eingriff in Danzig wäre eine tödliche Herausforderung Polens und würde den bisher bedeutendsten aussenpolitischen Erfolg der deutschen Diktatur, die zeitweilige Trennung Polens von Frankreich, endgültig zerstören.

Das nach militärischen Begriffen einzige Objekt für den kurzen und totalen Stoss wäre die Tschechoslowakei. Eine einzige Operation der deutschen Stossarmee brächte, sofern sie strategisch erfolgreich wäre, zugleich den totalen politischen Erfolg; sie würde das ganze gegnerische Staatswesen weg-rasieren. Der Gedanke stammt nicht von heute oder gestern; er ist ein altes Reichswehrthema. Der Schriftsteller Max René Hesse hat seine Durchführung auf der Generalstabkarte in dem Reichswehrroman «Partenau» anschaulich beschrieben.

Die Tschechoslowakei ist das gleichsam von der Natur geschaffene Objekt für den Krieg der deutschen Diktatur. Die aus der Lage Deutschlands in Europa entspringenden Forderungen an diesen Krieg sind, dass er kein Abnutzungskrieg sein darf, sondern ein Krieg des kurzen Stosses sein muss; die aus der Natur des kurzen Stosses entspringende Forderung ist, dass militärisches und politisches Endziel zusammenfallen müssen. Beide Bedingungen, Möglichkeit und Ziel des kurzen Stosses, findet die deutsche Wehrmacht in dem tschechoslowakischen Gegner vereinigt.

Teilbarer Krieg

Die Tschechoslowakei kann dieser Gefahr nur durch ein automatisch wirkendes Bündnissystem entgehen, dessen ideale Form die viel besprochene kollektive Sicherheit ist. Die Diktatur kann sich ihre Chance nur durch Verhinderung oder Auflösung solcher Bündnisse und namentlich durch Ausschaltung des Begriffes der kollektiven Sicherheit aus Europa erhalten.

Daher auf der tschechoslowakischen Seite das doppelte Militärbündnis mit Frankreich und der Sowjetunion, also den zwei stärksten Militärmächten Europas, die wahrscheinlich schon einzeln, bestimmt aber zusammen stärker sind als Deutschland.

Daher auf der Seite der deutschen Diktatur die Anstrengungen zur Lähmung dieses Bündnisses auf militärischem, halb-militärischem und diplomatischem Wege. Die Mittel hierfür waren und sind: die Besetzung und Befestigung des Rheinlandes, die das französische Heer von dem tschechoslowakischen Bundesgenossen absperren soll; sodann der Vertrag mit Polen, der erstens, auf einem alten Zwist dieses Landes mit der Tschechoslowakei fusend, eine gegen diese vorgehende deutsche Armee in ihrer linken Flanke von Osten her sichert und zweitens, den polnisch-russischen Gegensatz benutzend, der roten Armee durch den polnischen Wall nach menschlichem Ermessen den kürzesten Weg zu dem tschechoslowakischen Bundesgenossen verschliesst; ferner die Bemühungen um Rumänien, das unter der aussenpolitischen Leitung Titulescus der roten Armee noch einen schmalen Weg in die Tschechoslowakei offen hielt, aber seit dem Sturz dieses Staatsmannes im Sommer 1936 zum Mindesten keine Sicherheit für diesen Weg mehr bot; schliesslich der Versuch diplomatischer und revolutionärer Einflussnahme auf Jugoslawien, Ungarn und Österreich.

Dieses ganze System der isolierten Bundesgenossen und isolierten Gegner ist gekennzeichnet durch das Stichwort der zweiseitigen Pakte, das die Diktatur dem Gedanken der kollektiven Sicherheit entgegensetzt. Die relativ stärkste Macht Mitteleuropas widersetzt sich dem Zusammenschluss ganz Europas, der sie im Falle des Konflikts in die Lage des Schwächeren gegenüber einer Mehrheit von Gegnern bringen würde; sie begünstigt die diplomatische Auflösung Europas, die sie selbst in die Lage des Stärkeren gegenüber jedem einzelnen mitteleuropäischen Lande bringen müsste. Eine klare und über die Absicht keinen Zweifel lassende Formulierung hat dieses System in dem sogenannten Plan der dreizehn Punkte gefunden, den Hitler am 21. Mai 1935 im Deutschen Reichstag vortrug; dort sagte er in Punkt sechs:

«Die deutsche Reichsregierung ist grundsätzlich bereit, Nichtangriffspakte mit ihren einzelnen Nachbarstaaten abzuschliessen und diese durch alle Bestimmungen zu ergänzen, die auf eine Isolierung der Kriegführenden und eine Lokalisierung des Kriegsherdens abzielen.»

Auf den Ruf nach dem unteilbaren Frieden antwortet Hitler also mit dem Ruf nach dem teilbaren Krieg. Der teilbare Krieg ist der Krieg des relativ Stärksten gegen einen vereinzelt Schwächeren, und die Forderung nach der Isolierung eines solchen Krieges ist nur die Forderung nach der Auslieferung des Schwächeren durch die Gesamtheit. Dies war auch das Verhältnis zwischen Österreich und Serbien im Juli 1914, wo die mangelnde Klarheit des Angreifers, des Angegriffenen und der übrigen Mächte über die Möglichkeiten der kollektiven Sicherheit den in diesem Umfang von niemandem gewollten Weltkrieg entzündete.

Sieg ohne Krieg

Nun braucht diese Situation nicht zum Kriege zu führen. Wenn ein Schwächerer einem Stärkeren klar erkennbar ausgeliefert ist und der Kriegsausgang von vornherein feststeht, wird es zu einer Verständigung kommen; sie wird in der Unterwerfung des Schwächeren bestehen. Ebendies ist das Ziel, das die deutsche Diktatur mit dem Gedanken des isolierten Krieges anstrebt. Sie will freie Hand haben, und zwar am liebsten nicht um zu schlagen, sondern nur um zu drohen; weil eine Drohung dieser gepanzerten Faust meist genügen wird, um die isolierten kleineren Mächte einzuschüchtern und nach und nach, mit Teilerfolg auf Teilerfolg, unter die Hegemonie der Diktatur zu bringen. Solche diplomatischen Unterwerfungen können die weltmännischsten Formen haben, z.B. die einer Garantie der Unabhängigkeit und Unversehrtheit des kleinen Landes. Durch eine solche Garantie wird die Diktatur zur Schutzmacht des Landes, erwirbt das Recht, um die Unabhängigkeit des Beschützten auch gegenüber Dritten besorgt zu sein und damit schliesslich die Aussenpolitik des Kleinen zu kontrollieren. Das Schutzverhältnis wird dann mit der Zeit auf die Innenpolitik übergreifen, bestimmte Strömungen in der öffentlichen Meinung des kleinen Landes werden als unvereinbar mit der Neutralität erklärt, und immer mehr wird sich zeigen, dass eine sogenannte Unabhängigkeit, die auf der freiwilligen Anerkennung durch einen Stärkeren beruht, in Wahrheit eine Abhängigkeit von den Wünschen und Bedingungen dieses Stärkeren ist. Der sogenannte Friede, den diese Politik erstrebt, ist in

Wahrheit ein Sieg ohne Krieg und teilt die Nachteile aller Siege: Unbeständigkeit und Gefahr neuer Kriege. So würde der ideale Erfolg einer Isolierungspolitik der zweiseitigen Pakte aussehen. Auf einen solchen idealen Erfolg arbeitet die Diplomatie der deutschen Diktatur seit Jahren planmässig hin, indem sie den tschechoslowakischen Kern aus dem Gehäuse seiner Bündnisse herauszuschälen sucht, bis er dem Messer blossliegt. Die Tschechoslowakei soll vor die Entscheidung gestellt werden: sich zerschneiden zu lassen oder sich zu unterwerfen.

Diese Unterwerfung braucht im ersten Stadium nichts zu enthalten als die Preisgabe des Militärbündnisses mit der Sowjetunion; sie allein würde auch das Militärbündnis mit Frankreich bis zur Unwirksamkeit schwächen, denn sie würde die ganze Last des Schutzes für die Tschechoslowakei auf Frankreich laden und das tschechoslowakische Bündnis in Frankreich äusserst unpopulär machen. Die Preisgabe oder mindestens die Aushöhlung des französischen Bündnisses wäre also der unvermeidliche nächste Schritt; der dritte wäre die Anerkennung der deutschen Diktatur als Schutzmacht der deutschen Minderheit in der Tschechoslowakei; ein Vorgang, der kulturpolitisch aufs Befriedigendste eingekleidet werden könnte, tatsächlich aber die Hegemonie des Nationalsozialismus über Südosteuropa begründen würde. Ein ungeheurer, ganz Europa aus den Fugen drückender Machtblock würde entstehen. Die Axt Berlin-Prag-Wien würde den Kontinent in zwei Hälften schneiden, in denen nationale und politische Selbständigkeit von selbst erlöschen würde. Übermächtig würde dieser Block auf die Schweiz drücken, übermächtig auf Rumänien und die Balkanländer, übermächtig selbst auf Polen. Frankreich wäre auf dem Festland isoliert und automatisch eine Macht zweiten Ranges; Italien könnte den Tag vorausberechnen, an dem es entweder mit der Waffe um den Donauroum kämpfen oder ihn als politisch nicht nur Besiegter, sondern auch Gedemütigter verlassen müsste.

Eine Fehlrechnung

Kann nun die deutsche Diktatur mit ihrem Idealfall, nämlich mit der Isolierung und freiwilligen Unterwerfung der Tschechoslowakei, ernsthaft rechnen?

Sie kann es nicht, wenn die teilweise überraschenden militärischen Lehren des Jahres 1936 richtig verstanden werden.

Das Jahr 1936 brachte zwei wichtige militärische Ereignisse: das Ende des Krieges zwischen Italien und Abessinien und die Belagerung Madrids durch die Armee des Generals Franco. In Abessinien zeigte es sich, dass selbst ein

in jeder Beziehung weit überlegenes und mit märchenhaften Waffenmengen ausgestattetes Heer wie das italienische einen so dürftigen Gegner wie die Abessinier keineswegs niederrennen, sondern erst nach sieben Monaten teilweise zweifelhafter und sogar gefährlicher Kämpfe schlagen konnte; und auch dies nur, weil dieser schwächere Gegner sich zu einer unbesonnenen Offensive hatte hinreissen lassen, statt sich streng an die von der Lage ihm vorgeschriebene Defensive zu halten. Die monatelangen Kämpfe um Madrid bewiesen abermals die Kraft der Defensive im modernen Kriege durch den erfolgreichen Widerstand eines militärisch fast ungeschulten, aber entschlossenen und geschickt geführten Volksheeres gegen eine überlegen bewaffnete reguläre Armee. Beide Beispiele zeigen, wie stark im modernen Kriege ein an sich weit schwächerer Gegner in der Defensive ist. Diese Erfahrung ist ein sehr ernster Einwand gegen den Gedanken des kurzen Stosskrieges, auf dem die deutsche Wehrpolitik beruht.

Gerade die Kämpfe um Madrid haben noch eine zweite, ebenso wichtige Erfahrung gebracht: sie zeigten die Mängel der deutschen Bewaffnung. Deutsche Flugzeuge und Tanks waren in grosser Zahl an diesen Kämpfen beteiligt. Während mit den Jagdflugzeugen gute Erfahrungen gemacht wurden, erwiesen die Bombenflugzeuge und die Kampfswagen sich den russischen Gegnern als unterlegen. Dieses für die deutsche Heeresleitung bestürzende Ergebnis erregte in der ganzen Welt gewaltiges Aufsehen. Der französische Kriegsminister Daladier gab es auf der Kammertribüne bekannt. Es spielte eine für Deutschland peinliche Rolle bei den deutsch-österreichischen Handels Vertrags Verhandlungen im Januar 1937, als die deutschen Unterhändler von den Österreichern als Zugeständnis die Abnahme deutschen Heeresmaterials verlangten. Die Österreicher wiesen auf die teilweise schlechten Leistungen dieses deutschen Heeresmaterials bei Madrid hin und lehnten ab.

Der Krieg des kurzen Stosses krankt also an seiner Basis. Die militärischen Mittel für ihn sind unzureichend. Der Gedanke, einen isolierten schwächeren Gegner schnell und vollkommen niederzurennen, ist durch die Erfahrungen von 1936, soweit es überhaupt möglich ist, widerlegt. Damit hat auch der politische Druck der deutschen Rüstung bedeutend an Gewicht verloren; ja, ihr eigentlicher politischer Sinn ist ihr genommen. Sie ist nicht in der Lage, durch Angriff auf einen schwächeren, aber doch gerüsteten Feind schnell eine vollzogene Tatsache zu schaffen; sie muss in jedem Fall mit einem schweren und langen Kampf rechnen, der den Waffen halb Europas Zeit lässt, in Bewegung zu kommen und auf den Angreifer herabzupraseln. Ausreichende und vor allem zuverlässige Gegenbündnisse sind vorläu-

fig nicht zu sehen; denn weder Italien noch Japan besitzen als Bundesgenossen jene Zuverlässigkeit, die es der deutschen Diktatur erlauben würde, eine die eigenen Kräfte übersteigende Kraftprobe zu wagen.

Prahlerien und Geständnisse

Die Führer der deutschen Diktatur machen sich über die politische Unzulänglichkeit ihrer Rüstung keine Illusionen. Zwar zeigen sie gern die deutsche Wehrmacht in stolzen Paraden vor der Welt, rühmen sich ihrer Kriegsbereitschaft und suchen mit gefilmten Flugzeugstaffeln und Tankgeschwadern das Publikum im Ausland einzuschüchtern. Gelegentlich widerlegt aber ein unbedachtes Geständnis den ganzen Bluff.

Am 2. Mai 1935 sagte Göring in Berlin vor der Auslandspresse: «Wenn Sie mich fragen: wie stark ist nun die deutsche Luftwaffe? dann kann ich Ihnen versichern, dass die deutsche Luftwaffe immer so stark sein wird wie die Konstellation in der Welt für oder gegen den Frieden. Ich sage Ihnen nichts Überraschendes, wenn ich betone, dass die deutsche Luftwaffe so stark ist, dass derjenige, der Deutschland angreift, einen sehr, sehr schweren Stand in der Luft haben wird.»

Ein Jahr später schrieb Major Förtsch, der Sprecher des Rückkriegsministeriums, in der «Berliner Börsenzeitung», Deutschland sei heute für den Ernstfall gewappnet, dagegen im Herbst 1935 sei die Rüstung noch so unfertig gewesen, dass man in den deutschen Kasernen hätte Plakate anschlagen dürfen: Kriegserklärungen können vor Frühjahr 1936 nicht angenommen werden.

Am 9. November 1936 sagte Hitler im Münchner Bürgerbräukeller: «Ich habe in den letzten dreieinhalb Jahren sehr schwere Entschlüsse fassen müssen, in denen manches Mal das Schicksal der ganzen Nation auf dem Spiele stand. Man hatte oft fünfundneunzig Prozent Wahrscheinlichkeit des Misslingens und nur fünf Prozent des Gelingens.» Dann sagte er, 1936 sei das schwerste Jahr seiner politischen Laufbahn gewesen; die fünfundneunzig Prozent Wahrscheinlichkeit des Misslingens bezogen sich offenbar auf das Rheinland-Unternehmen. Hitler desavouierte also den Major Förtsch, der Deutschland im Frühjahr 1936 für kriegsbereit erklärte, während Förtsch wiederum Göring desavouierte, wenn dieser im Frühjahr 1935 mindestens für die Luftwaffe die Kriegsbereitschaft in Anspruch nahm. Es bleibt abzuwarten, mit welchen Seufzern der Erleichterung im Jahre 1938 der beklommenen Lage von 1937 gedacht werden wird.

Weltbündnis gegen Deutschland?

Die Frage nach der deutschen Kriegsfähigkeit mündet immer wieder in das Problem der kollektiven Sicherheit, die den Möglichkeiten der deutschen Diktatur die Grenze zieht. Die politische Rolle der kollektiven Sicherheit ergibt sich aus einer einfachen Überlegung: Wenn unter mehreren nahe beieinander liegenden, militärisch gerüsteten Staaten einer erheblich stärker ist als jeder einzelne andere – die Stärke kann in Menschen, Waffen, Vorteilen der Lage bestehen – dann muss notwendigerweise Krieg ausbrechen, falls die Schwächeren sich nicht zusammenschliessen. Sonst ist das Übergewicht des Stärksten und damit die Wahrscheinlichkeit des Sieges eine so starke Verlockung zum Angriff, dass dieser nach allen geschichtlichen Erfahrungen im Verlauf einer gewissen Zeit erwartet werden muss; und falls nicht militärischer Angriff, dann jedenfalls eine politische Überwältigung, die einem kriegerischen Siege gleichzusetzen ist. Das tatsächliche Nebeneinanderbestehen grosser und kleiner Länder beruht darauf, dass im Verlauf der Geschichte sich beispielsweise in Europa gewohnheitsmässige, oft unausgesprochene Bündnisverhältnisse herausgebildet haben, die bestimmte Übergriffe von dritter Seite unmöglich machen; ein Beispiel etwa die von allen angenommene Formel über die Neutralität der Schweiz oder das tatsächliche Protektorat Englands über Belgien. Nach dem Weltkrieg sind indessen im Osten Europas neue Staaten und zahlreiche verwickelte neue internationale Beziehungen entstanden, für die sich ein Gleichgewicht der garantierenden Kräfte noch nicht gefunden hat und die vorläufig noch immer zu Wünschen nach Änderung, zu Drohungen und Erschütterungen Anlass geben. Die Existenz dieser Staaten und Zusammenhänge von Staaten beruhte ursprünglich auf der Machtverteilung, die nach dem Weltkrieg vorhanden war. Vieles hat sich seitdem geändert; das Wichtigste ist die Wiederauferstehung Deutschlands als grosse Militärmacht. Indem sie im mittleren europäischen Osten die Rolle des relativ Stärksten zwischen mehreren Schwächeren übernahm, wollte die deutsche Diktatur ihre politische Herrschaft über Mittel- und Osteuropa vorbereiten. Damit rief sie aber ein altes und gewissermassen bewährtes Gegenbündnis aus der Vorkriegszeit wieder auf den Plan, nämlich den Bund zwischen Frankreich und Russland. Die Stütze von einst, die österreichisch-ungarische Monarchie, existiert nicht mehr, und Teile von ihr, so die Tschechoslowakei, gehören heute ebenfalls zu den Gegnern; das an die Stelle des verschwundenen Bundesgenossen getretene Italien ist vielleicht sogar politisch stabiler, aber als Mittelmeermacht kaum weniger bedroht und gehemmt. So entstehen um das neugeordnete Mittel- und Osteuropa die neuen Macht-

gruppierungen. Längst sind sie noch nicht fertig. Es gehört zu den grossen Ereignissen des Jahres 1936, dass überall in der Welt die Erkenntnis der politischen Bedeutung von Mittel- und Osteuropa sich durchgesetzt hat und der alte Wahn, die Probleme dieser Region liessen sich gewissermassen durch Isolierung unschädlich machen, im Verschwinden ist. Das Skelett der kollektiven Sicherheit, das das französisch-russisch-tschechoslowakische Bündnis darstellt, beginnt sich seit 1936 zu umkleiden. Die englische Regierung hat ihre Erkenntnis ausgesprochen, dass sie sich von Osteuropa nicht desinteressieren kann. Dies ist zweifellos eine Folge der deutschen Rüstung, die auf die Dauer Deutschlands Einfluss in Osteuropa eher geschädigt als gefördert haben wird. Solange Deutschland seinen Einfluss auf die kleineren Mächte nur durch politisches und wirtschaftliches Gewicht geltend machte und somit nicht als Störer des Friedens auftrat, brauchte es englische Einmischung nicht zu fürchten; von dieser ist erst die Rede, seitdem die deutsche Politik im mittleren Osten die Gefahr eines Krieges nähergebracht hat.

So droht unter dem Druck einer drohenden deutschen Gewaltpolitik das System der kollektiven Sicherheit als eine Art Weltbündnis gegen Deutschland zu entstehen; als eine politische Ordnung der Erde, die sich feindlich gegen Deutschland und seine etwaigen Verbündeten richtet. Politisch ist diese Entwicklung noch weit von ihrem Abschluss. Aber wir fragen hier nach der militärischen Stärke Deutschlands, nach ihrer Verminderung oder Vermehrung durch politische Faktoren. Die militärischen Vorbereitungen, die heute rings um Deutschland getroffen werden, sind zweifellos als Vorbereitung eines politischen Zusammenschlusses wenigstens abwehrender Art gegen die deutsche Diktatur gedacht. Ihr volles politisches Gewicht macht sich naturgemäss noch nicht im heutigen Zwischenstadium geltend, das gekennzeichnet ist durch den Versuch der deutschen Diplomatie, in Eile und in letzter Minute noch möglichst viel vollzogene Tatsachen zu schaffen, und durch den Gegenversuch des englischen, bis zu dem Augenblick, da das fertig geschmiedete englische Schwert in der Waage liegen wird, möglichst viel fertige Tatsachen zu verhindern.

Eine Voraussage

Im Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, ist auf der ganzen Erde der Wettlauf der Rüstungen im vollen Gang. Der politische Krieg, der Kampf der Kriegspotentiale miteinander, hat begonnen. England ist in diesen Kampf

eingetreten, wirtschaftlich und bis in einem gewissen Grade politisch unterstützt von den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Wirtschaftskräfte Englands, der Vereinigten Staaten und Frankreichs verschmelzen langsam zu einem einheitlichen Kriegspotential. Vorläufig ist nicht abzusehen, welche Ziele diese Einheit sich zu stecken vermag; doch die äusserste Grenze, über die hinaus sie ihre Gegner keinesfalls gelangen lassen wird, ist zu erkennen. Der zwecklose und mit Recht missglückte Versuch zur Auflösung des Kriegsgeistes durch Freundlichkeit – einige charakteristische Fälle wurden in diesem Buch erzählt – ist noch nicht völlig aufgegeben; doch im Wesentlichen setzt sich die Erkenntnis durch, dass nur vorbeugende Energie die Katastrophe verhüten kann. Schwere Opfer legen die neuen Entschlüsse den Völkern auf; auch die reichsten Nationen werden Abbruch an ihrer Wohlfahrt und vielleicht Erschütterungen spüren. Die politischen Lebensformen der Völker werden davon nicht unberührt bleiben.

Aber weit schwerere Opfer muss, wie wir sahen, die deutsche Diktatur ihrem Volke auferlegen, und andere Diktaturen folgen ihrem Beispiel. Im Frühjahr muss in Deutschland wieder das Brot verfälscht werden wie im Weltkrieg. Der Vorsprung der Diktaturen liegt in ihrer formell grenzenlosen Macht über die Massen, die, mit der polizeilichen Binde um die Augen, durch die Zurufe der Propaganda vorwärtsgetrieben werden. Aber mit diesem Vorsprung stehen die Diktaturen an einem tiefen und breiten Graben, gebildet aus Mangel an Brot, Mangel an Öl und Mangel an Eisen. Die Kraft der Diktaturen liegt in den Seelen, ihre Schwäche liegt in den Tatsachen. Die Frage, ob Seelenstärke oder Sachschwäche schliesslich den Ausschlag gibt, ist stets eine Zeitfrage. Bei Entscheidungen, die sich in einem kurzen Zeitabschnitt zusammenpressen, können Begeisterung und Entschlossenheit die schwersten materiellen Widerstände überwinden; in langen Kämpfen aber siegt stets die Macht der Tatsachen. Auch massenpsychologisch liegt die Stärke der Diktaturen im kurzen Stoss.

Die Dinge nehmen den Lauf, der vorauszusehen war. Ausnahmsweise führt der Verfasser dieses Buches sich selbst als Zeugen an. Im Februar 1936 stellte eine Wiener Zeitung an ihn einige Fragen über die kriegerische Stärke und die politischen Aussichten der deutschen Diktatur. Fragen und Antworten seien hier im Wortlaut («Der Morgen», Wien 10. Februar 1936) wiedergegeben:

Frage: Wann wird Deutschland nach Ihrer Meinung zum Kriegführen imstande sein?

Antwort: Nie. Rüstung erzeugt Gegenrüstung. Jedes Rad, das sich in einer deutschen Waffenfabrik zu drehen beginnt, setzt wie durch eine unsichtbare

Transmission Räder in französischen, englischen und russischen Fabriken in Bewegung. Das ist ein Automatismus, aus dem keine Kraftanstrengung und kein Erfindergenie befreien. Darum war die deutsche Aufrüstung als politisches Mittel im wohlverstandenen deutschen Interesse ein Fehler, denn die andern haben mehr Fabriken, mehr Räder, mehr Rohstoffe und mehr Menschen.

Frage: Könnte Deutschland durch eine geschickte Bündnispolitik diese technisch – militärische Unterlegenheit ausgleichen?

Antwort: Die Ereignisse sprechen für das Gegenteil. Die heutige deutsche Regierung glaubte ja gerade durch die Aufrüstung die Machtverhältnisse in Europa zu verschieben und Deutschland zu einem wertvollen Bundesgenossen zu machen. Der derzeitige Reichskanzler hat in seinen Reden und Schriften diese Methode immer wieder empfohlen. Dabei wurden zwei Faktoren übersehen: Erstens das Heranwachsen der Sowjetunion zur Militärmacht ersten Ranges, die die Wucht der deutschen Rüstung in Europa durch ihr Gegengewicht weitgehend ausgleicht. Die Sowjetunion ist Deutschland besser gewachsen als einst das Zarenreich. Denn seit dem Kriege hat Russlands technische Kapazität relativ schneller zugenommen als die deutsche, und Bildungsgrad und Selbstbewusstsein seiner jungen Generation sind gegen früher gewaltig gestiegen. Der zweite von der heutigen deutschen Regierung übersehene Faktor ist England. Heute, wo Land- zugleich Luftmacht sein muss, ist jede starke Landrüstung zugleich eine Bedrohung Englands. Die englische Politik hat sich auf diese neue, grundlegende aussenpolitische Tatsache eingestellt, die deutsche hat sie nicht wahrgenommen oder ihr jedenfalls nicht Rechnung getragen.

Das Recht der vollzogenen Tatsachen

Um die Stärke, die Mittel und die Aussichten der deutschen Aussenpolitik kennen zu lernen, war eine Analyse der ihr zur Verfügung stehenden materiellen Kräfte notwendig. Diese Kräfte sind überschätzt worden; die Diktatur hat mit ihnen geblufft und durch die Kühnheit ihrer Wagnisse eine materielle Gewappnetheit vorgetäuscht, die nicht bestand und nicht besteht.

Indessen erschöpft sich in Waffen und Vorräten die Kraft der deutschen Aussenpolitik nicht. Sie verfügt darüber hinaus über besondere Möglichkeiten, fremde Völker zu beeinflussen, ihren Willen bis zu einem gewissen Grade zu lenken und ihre Kraft teilweise zu ersetzen. Diese Art der aussen-

politischen Beeinflussung wird mit dem unscheinbaren Namen Auslandspropaganda ungenügend gekennzeichnet. Denn nicht das technische Verfahren bei der Ausbreitung gewisser Ideen und Schlagworte ist das Wesentliche an dieser internationalen Wirksamkeit, und nicht die Gründlichkeit der Organisation und die Feinheit der Methoden erklären die Wirkung. Das Geheimnis der nationalsozialistischen Auslandspropaganda liegt vielmehr in der Kraft gewisser internationaler oder jedenfalls über die Reichsgrenzen hinausgreifender Gedanken. Diese Gedanken, ihre Formulierung und ihre Lancierung müssen studiert werden, wenn man den geistigen Einfluss der deutschen Diktatur in der Welt begreifen will; die Raffiniertheit des Apparats allein erklärt gar nichts.

Auf zwei Gedankensysteme verschiedener, ja entgegengesetzter Art gründet sich die geistige Aussenpolitik des Nationalsozialismus: auf ein juristisch-pazifistisches und auf ein imperialistisch-revolutionäres. Das erste führt den bereits geschichtlichen Namen des Kampfes um die deutsche Gleichberechtigung; das zweite kannte bisher zwei Ausdrucksformen: die nationale Mobilisierung aller deutschsprechenden Volksteile in der ganzen Welt und die internationale Propaganda gegen den Bolschewismus.

Die Propaganda für die deutsche Gleichberechtigung konnte immer auf Verständnis bei Teilen des Auslandes rechnen; namentlich auch, worauf es in erster Linie ankam, in England. Der aus dem Weltkrieg hergeleitete Einwand dagegen war meist, dass Deutschland seine Gleichberechtigung missbrauchen werde; dass also die Gleichberechtigung eine Kriegsgefahr enthalte. Darauf der Gegeneinwand, dass die Vorenthaltung der Gleichberechtigung für Deutschland ein ewiger Anlass zur Unzufriedenheit, zum Protest und zur Unterwühlung der bestehenden Zustände sein werde, so dass hier also auf die Dauer eine mindestens ebenso grosse Kriegsgefahr laure. Bei diesem Gegeneinanderschwanken der Argumente, das allmählich sich zu einer wirklichen Balance der Stimmungen ausglich, fand deutsches Handeln schliesslich ebensoviel Unterstützung wie Widerspruch – womit die Entschlusskraft dieses Handelns nicht herabgesetzt werden soll. Soweit englischer Wille die Weltpolitik beeinflusste, war die in einem früheren Kapitel geschilderte Hitlersche Politik der vollzogenen Tatsachen in einem entschiedenen Vorteil gegenüber der französischen Abwehr. Hitler, damit ganz auf der Linie seiner Selbstisolierung bleibend, schuf vollzogene Tatsachen, die an die englische Unlust zu Entschlüssen keine Ansprüche stellten, sondern hingenommen werden konnten und damit Entschlüsse überflüssig machten; die Franzosen dagegen, ihrem System der Kollektivität und der Bündnisse entsprechend, verlangten dann

jedesmal von den Engländern Einschreiten, Bestrafung des Vertragsbrechers, Übernahme neuer internationaler Verpflichtungen. Leicht zu erraten, wer der englischen Psychologie angenehmer, wer ihr lästiger war. Im Grunde rechnete die öffentliche Meinung Englands es Hitler sogar als eine Art weltpolitisches Verdienst an, dass er das Kunststück fertigbrachte, den Versailler Vertrag zu zerreißen, ohne einen Weltkrieg zu entfesseln. Dahinter traten alle sonstigen Antipathien zurück, am weitesten aber die Logik.

Im Sommer 1934 lag ein englischer Vorschlag zur Frage der deutschen Gleichberechtigung in den Kanzleien. Gerade um diese Zeit liess Hitler als oberster Gerichtsherr Deutschlands eine bisher unbekannt gebliebene Anzahl von Menschen ohne Anklage, ohne Urteil und, wie inzwischen nachgewiesen werden konnte, ohne sachlichen Grund erschiessen. Das Blutbad des 30. Juni 1934 erregte auch in England die öffentliche Meinung stark. Die «Times» widmete dem Ereignis mehrmals, so auch am 16. Juli 1934, einen Leitartikel, dessen Anfang und dessen Schluss, gegeneinandergestellt, von der englischen Politik der letzten Jahre vieles verständlich machen. Das Blatt hatte die Frage nach dem Grunde der grossen Eile der Ermordungen gestellt und sagte Folgendes zu der von Hitler am 13. Juli im Reichstag gegebenen Antwort:

«Herrn Hitlers Antwort auf diese Frage zeigt, wie vollständig die gegenwärtigen Herrscher Deutschlands mit allen Grundsätzen von Recht und Gerechtigkeit gebrochen haben, die einen modernen westlichen Staat von einer orientalischen Despotie oder einer mittelalterlichen Tyrannei unterscheiden; wie sehr sie alle Garantien zerstört haben, die die Kulturvölker so sorgsam zum Schutze des menschlichen Lebens und menschlicher Freiheit geschaffen haben... Er (gemeint ist der englische Paktvorschlag) bietet Deutschland eine Gelegenheit, die es begrüssen sollte, zur Zusammenarbeit mit seinen Nachbarn bei der Aufrechterhaltung des Friedens zu kommen. Er würde Deutschland wieder in den Völkerbund und in die Gemeinschaft der übrigen europäischen Völker zurückführen.»

Auf diese realistische Voraussetzungslosigkeit, die in zwanzig Zeilen Abstand von der Beschimpfung wegen orientalischer Tyrannei zur Einladung zu europäischer Zusammenarbeit hinüberwechselt, ist die nationalsozialistische Propaganda in England berechnet. Eine ihrer letzten Lockungen war das Angebot fünfundzwanzigjährigen Friedens, am 7. März 1936 von Hitler im Reichstag ausgesprochen. Es wandte sich an die Instinkte der mittleren Generation, die die Sorge für das, was nach den fünfundzwanzig Jahren geschehen solle, unbewusst gern ihren Enkeln überlässt.

Die germanische Internationale

Doch diese Propaganda der Selbsthilfe um vorenthaltenes Recht lief sich allmählich tot, je mehr ihre gewalttätige Absicht, die Verantwortungslosigkeit ihrer Methoden und die unterschiedslose Bedrohung der ganzen Welt durch die angehäuften Waffen erkannt wurde. Seitdem treten andere Methoden der internationalen Propaganda in den Vordergrund. Hinter einem sprachlichen und kulturellen Schleier verbirgt sich die Sammlung und Beeinflussung des Auslandsdeutschtums; von hoher Welttribüne dagegen schallt der Ruf an alle zum Kampf gegen den Bolschewismus.

Die Mobilisierung aller Deutschen ist eine furchtbare Waffe der Diktatur – furchtbar und verwicklungsschwanger auch für sie selbst. Sie vollzieht sich teilweise im Widerspruch zu den internationalen Verträgen und Unterschriften, und zwar auch zu solchen, die Hitler selbst gezeichnet hat; dagegen im tiefen Einklang mit Programm und Grundlehren des Nationalsozialismus.

«Gleiches Blut gehört in ein gemeinsames Reich,» lautet der fünfte Satz auf der ersten Seite von «Mein Kampf». Noch auf derselben Seite wird im gleich entschiedenen Ton jede deutsche Kolonialpolitik verworfen, solange die Zusammenfassung aller Deutschen zu einem Reich nicht erzwungen sei: «Das deutsche Volk besitzt solange kein moralisches Recht zu kolonialpolitischer Tätigkeit, solange es nicht einmal seine eigenen Söhne in einen gemeinsamen Staat zu fassen vermag.»

Derselbe Gedanke steht an der Spitze des Parteiprogramms der fünf- undzwanzig Punkte. Punkt eins lautet: «Wir fordern den Zusammenschluss aller Deutschen auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker zu einem Grossdeutschland.»

Diese Forderung ist aufrechterhalten und bei Beginn der Diktatur erneuert worden. Im offiziellen Kommentar zum Parteiprogramm, den Gottfried Feder herausgab, heisst es auf Seite 42 (Fassung von 1932):

«Alle, die deutschen Blutes sind, ob sie heute unter dänischer, polnischer, tschechischer, italienischer oder französischer Oberhoheit leben, sollen in einem Deutschen Reich vereinigt sein... Wir verzichten auf keinen Deutschen in Sudetendeutschland, in Elsass-Lothringen, in Polen, in der Völkerbundskolonie Österreich und in den Nachfolgestaaten des alten Österreich.» Der letzte Satz wurde vom Verfasser unterstrichen.

Noch einen Schritt weiter ging Alfred Rosenberg in seinem Kommentar zum Parteiprogramm (Wesen, Grundsätze und Ziele der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, München 1932, Seite 16):

«Soviel kann gesagt werden, dass deutsche Aussenpolitik sich zunächst die Vereinigung aller geschlossen lebenden Deutschen in Europa zu einem

Staat und Raumsicherung im heute polnisch-tschechischen Osten als wichtigstes Ziel setzen muss.» Also ausser der Zusammenfassung aller sogenannt Deutschen auch Eroberung polnisch und tschechisch bevölkerter Gebiete und Unterwerfung, vielleicht sogar Austreibung der jetzt dort lebenden Bevölkerung.

Die revolutionäre Mobilisierung des Grenzlanddeutschtums ist eine längst zu Fleisch und Blut der Bewegung gewordener Gedanke. Er wird bei tausend Gelegenheiten wie etwas Selbstverständliches ausgesprochen; fremde Gebietsteile, aber auch deutschsprechende und nicht einmal deutschsprechende Stämme, die überhaupt nicht Deutsche sein wollen, werden für das grossdeutsche Reich in Anspruch genommen. Im «Jungvolk-Jahrbuch für 1937», einem von der Reichsjugendführung, also einer amtlichen Stelle herausgegebenen Werk, findet sich auf Seite 203 eine Übersicht über alles, was in der Welt deutsch sein soll. Es wird gesagt: «In Deutschland selbst wohnen 65 Millionen Deutsche. Darüber hinaus wohnen draussen noch einmal die Hälfte der Reichsbevölkerung. Diese 33 Millionen sind Deutsche so gut wie wir.»

Dann folgt die Aufzählung; hier sei nur der Teil wiedergegeben, der die unmittelbar am deutschen Stammesgebiet anwohnenden Auslandsdeutschen umfasst:

»Die Grenzdeutschen

Dänemark	50 000	Nordschleswig (Versailles)
Niederlande	7 000 000	Selbständiger Staat seit 1648
Belgien	50 000	Eupen-Malmedy (Versailles)
Luxemburg	25 000	Selbständiger Staat seit 1867
Frankreich	1 600 000	Elsaß-Lothringen (Versailles)
Die Schweiz	2 800 000	Selbständiger Staat seit 1648
Liechtenstein	11 500	Selbständiger Staat
Italien	220 000	Südtirol (Versailles)
Österreich	6 800 000	Selbständiger Staat (Versailles)
Tschechoslowakei	3 350 000	Selbständiger Staat (Versailles)
Polen	260 000	Ostoberschlesien, abgetreten laut Versailles
Polen	1 360 000	Posen-Westpreußen (Versailles)
Litauen	100 000	Memelgebiet, gestohlen 1923.«

23 Millionen «Deutsche» bilden also an den Grenzen Deutschlands und im Herzen Europas eine revolutionäre Masse. Unter dem Einfluss eines angrei-

fenden und erobernden Nationalismus («gleiches Blut gehört in ein gemeinsames Reich» – «seine eigenen Söhne in einen gemeinsamen Staat fassen» – «Deutsche so gut wie wir») kann die europäische Sprengkraft dieser 23 Millionen eines Tages wuchtiger sein als die ganze Maschine der kommunistischen Internationale. Zwar wollen zwei Drittel dieser 23 Millionen gar nicht deutsch sein; zum Teil sprechen sie nicht einmal deutsch, wie die Niederländer, die eine völlig eigene Sprache haben, oder die Deutschschweizer, die Hochdeutsch nur als Schrift-, nicht als Umgangssprache kennen; ebenso wollen zum allergrössten Teil die deutschsprachigen Elsass-Lothringer, die Luxemburger und auch die Liechtensteiner nicht deutsch sein. Aber soviel ist richtig, dass all diese Nationen und Stämme geistigem Einfluss aus Deutschland erreichbar, wenn auch bisher politischem Einfluss wenig zugänglich und im menschlichen Verkehr eher ablehnend sind. Zum Mindesten findet der internationale revolutionäre Nationalsozialismus in jedem dieser Stämme Ansatzpunkte für seine internationale national-revolutionäre Arbeit. Dabei werden auch befreundete Mächte nicht geschont, wie Italien oder Polen. Auf niederländischen Protest wurde übrigens die Erwähnung der Niederlande im «Jungvolk-Jahrbuch» gestrichen; wenigstens wurde es versprochen. Aber eine verhüllte Absicht bleibt eine Absicht.

Ein germanischer Eroberergedanke steckt in dieser geistigen Angliederung von Völkern, die keine Deutschen sind, von Stämmen, die keine Deutschen sein wollen, von Landstrichen, die nicht zu Deutschland gehören und deren Nichtzugehörigkeit die Diktatur durch Wort und Unterschrift ihres Führers anerkannt hat. Aus der lückenhaften und zum Teil widerspruchsvollen Einheit verwandter Volkstümer löst sich ein subtilerer und radikalerer Gedanke heraus: der der Totalität der Rasse. Gleiches Blut ist nicht dasselbe wie gleiche Sprache. Deutschsprechende Juden werden dieser Gemeinschaft nicht zugezählt, wohl aber nichtdeutschsprechende Holländer; deren Nennung war kein Versehen. Der Begriff der eigenen Rasse verschmilzt mit dem einer sozialen Oberschicht, der Hitler die Beherrschung Russlands, Rosenberg die des polnisch-tschechischen Raums zudenkt. Man braucht nur einige Jahrzehnte vorwärtszudenken, um noch kühnere Möglichkeiten zu sehen; ein Franzose, Graf Gobineau, hat das germanische Element als den Kern der französischen Oberschicht erkennen wollen und der französischen Revolution den Vorwurf gemacht, dass sie diese germanische Oberschicht dezimiert habe. Bedenkt man weiter den Einfluss Gobineaus auf deutsche Rassendenker wie Lagarde, Chamberlain und schliesslich Rosenberg, so erscheint der giftige Ausfall Hitlers gegen den Rassenabstieg und die «Vernegerung» Frankreichs keineswegs mehr wie ein unbedachtes Ausgleiten der Feder; hier

ist die Philosophie, die in Hoch- und Niederrassen denkt und der germanischen die Rolle der absoluten Hochrasse vorbehält, folgerichtig auf das französische Nachbarland angewandt. In Frankreich wiederum ist das Bewusstsein der sozialen Schichtung so stark ausgeprägt, dass der Gedanke des Klassenkampfes in diesem Lande geboren wurde; die Vorstellung der «gens honnêtes» von ihrer eigenen Legitimation und Mission umschliesst die stille Überzeugung, aus einem besonderen und besseren Stoff zu sein als die Massen. Es ist ein Gefühl, das den Rassengedanken nahe berührt, und gerade diese Nähe zum Klassenprivileg macht einen mehr als allenfalls vorübergehenden Erfolg der Rasse-Idee in Frankreich unwahrscheinlich. Doch kann aus ihr viel sozialer Trubel entstehen, wenn sie eines Tages den volkstümlicheren und billigeren Trieb der Ausländerfeindlichkeit aufgreift und diese zum Schlagwort eines gereizten Nationalgefühls macht. Der Kampf gegen die Fremden könnte eines Tages das Schlagwort einer grossen französischen Rechtsbewegung sein. Er wird in jedem Falle in Frankreich das sein, was der Antisemitismus in Deutschland ist: die Schaffung eines symbolischen Feindes als Vorwand und Verhüllung einer neuen Herrschaft. Ausländer müssen in jedem Lande Träger demokratischer Ideen sein, wie auch einzelne Individuen denken mögen; denn die Existenz des Ausländers beruht auf den Prinzipien der Menschenrechte und zum Mindesten der Toleranz. Dies war auch die Position des Judentums, als es aus einem mit Wohnrecht ausgestatteten Fremdstamm durch die Emanzipation sich in einen Volksteil verwandelte und in die Volksgemeinschaft einschmolz. Weil Fremde die natürlichen Nutzniesser demokratischer Reformen sind, nennen Gegner der Demokratie sie deren Urheber und Antreiber. Das ist, als wenn der Städter den über den Regen erfreuten Landmann für das schlechte Wetter verantwortlich machen würde; geschichtliche Vorgänge wie der Aufstieg der Demokratie sind viel zu gewaltig, um Metökenwerk zu sein. Während Hitler mit einer rassistischen Wiedergeburt Frankreichs, also der Herrschaft einer rassebewussten germanischen Oberschicht wohl nicht ernsthaft rechnet, setzte er lange Zeit derartige Hoffnungen auf England. Er traute den Engländern eine ähnliche antisemitische Entwicklung wie die des deutschen Nationalsozialismus zu; die früher angeführten Zitate aus «Mein Kampf» zeigten es. Im Gespräch mit Otto Strasser sagte er 1930, zusammen mit England müsse Deutschland eine nordisch-germanische Herrschaft über Europa und dann im Bunde mit einem nordisch-germanischen Amerika über die ganze Welt errichten. Solche Konzeptionen sind bei ihm oft Ausfluss der Stimmung und zeigen im Grunde nur den Rassengedanken auf der Suche nach einer praktischen Gestalt. Sowohl früher wie später hat er an Englands wie Amerikas weltpolitischer Haltbar-

keit gezweifelt; doch sah er jedenfalls in beiden Ländern als ausschlaggebendes Element eine starke germanische Rasseschicht, an die er sich mit der eigenen Propaganda wenden konnte.

Drei Länder, drei Kulturen, drei weltpolitische Gewichte. Hier, jenseits von Rhein und Mosel, der unerbittliche Todfeind; dort, überm Kanal, der umworbene Bundesgenosse; drüben, jenseits des Ozeans, eine in ihrer Weltbedeutung rätselhafte und in das eigene System schwer einzuordnende Weltmacht. Gegenüber jedem der drei war und ist die Aufgabe verschieden: zersetzen, gewinnen, neutralisieren. Doch einheitlich ist das Verfahren: Beeinflussung der konservativen, als wesensverwandt, obwohl zu Unrecht, betrachteten Oberschicht durch ein grelles Argument, die Warnung vor dem Bolschewismus.

Das Gespenst des roten Gespenstes

Der Nationalsozialismus hat die Welt mit dem Bolschewismus geblendet. Es ist im Grunde nur ein neues Schlagwort für eine alte Sache. Herrschende Mächte und Interessen pfl egten von jeher den eigenen Sturz mit dem Ende von Ordnung und allgemeiner Wohlfahrt gleichzusetzen und sich als die Schützer vor Anarchie und Raub zu erklären. In jedem Machtwechsel liegt tatsächlich ein Element der Anarchie und des systemlosen Sachschadens; diese Tatsache hat die Weltgeschichte nicht aufgehalten. In unseren Tagen hat eine gewaltige soziale Umwälzung in Russland, die infolge örtlicher Umstände sowie infolge der seit wenigen Jahrzehnten rasch gewachsenen Massenhaftigkeit der politischen Vorgänge besonders blutig war, für moderne soziale Revolutionen den Namen Bolschewismus in Umlauf gebracht. Es ist ein gefährliches, weil irreführendes und über die wahren Ursachen der internationalen sozialen Unruhe täuschendes Schlagwort. Die bolschewistischen Führer freilich haben diesem Schlagwort freiwillig eine mehr als reichliche Nahrung gegeben, indem sie in Moskau ein Büro der Weltrevolution, die sogenannte Dritte oder Kommunistische Internationale (Komintern), gründeten.

Zum Thema Kommunismus ein paar grundsätzliche Feststellungen. Der russische Bolschewismus hat unter Voraussetzungen, die der marxistischen Theorie widersprachen (rückständige Industrialisierung des Landes), ferner unter Verleugnung der eigenen ursprünglichen Pläne (Nep-Politik), unter Ausnützung einer hoffentlich nur einmaligen Situation (verlorener Krieg), mit zwei an sich weder sozialistischen noch proletarischen Parolen (Friede

und bäuerliche Landaufteilung), mit einer in der Theorie nicht vorgesehenen Gefolgschaft (das bewaffnete Volk, nicht das Proletariat) und schliesslich unter Leitung von Führern, die 1937 so gut wie alle tot oder sonst verschwunden sind, die Macht erobert und behauptet. Er hat es dann unternommen, auf dem gewissermassen jungfräulichen Boden eines Erdteils die dem Plan nach grösste Industrie der Welt aufzubauen und für dieses gewaltige Unternehmen die dem Zeitalter entsprechenden sozialen Prinzipien zu finden. Dies Riesenwerk verdient trotz der dabei zwangsläufig begangenen kolossalen Fehler Anerkennung. Die Gründung einer neuen Gesellschaft mit neuen sozialen, wirtschaftlichen und sittlichen Grundsätzen war in Russland notwendig und wäre in jedem Fall gekommen. Die dabei gebrachten Opfer, so furchtbar sie sind, sind das Kennzeichen jeder neuen Epoche; die begangenen Fehler sind es gleichfalls. Wer Reiseschilderungen aus den Vereinigten Staaten vor hundert Jahren liest – z.B. Dickens' «Martin Chuzzlewit» –, wird von der Ähnlichkeit zwischen gewissen technischen Zuständen des jungen kapitalistischen Erdteils von damals und denen des jungen sozialistischen Erdteils von heute betroffen sein.

Die besondere politische Entwicklung der Sowjetunion während der letzten Jahre ist von dieser allgemeinen Würdigung zu trennen. Auf die Revolution ist die Reaktion gefolgt; eine geschichtliche Selbstverständlichkeit. Die der russischen Revolution eigentümliche Lehre von der Diktatur des Proletariats hat den Übergang zur nackten und blutigen Personaldiktatur erleichtert; wie alle Diktaturen ruht sie auf einer populären, plebiszitären, scheidemokratischen Massengrundlage. Wie alle Diktaturen wird sie immer mehr dazu getrieben, die Notwendigkeiten der Personaltherrschaft über die des sachlichen Zieles zu stellen. Dem allgemeinen Zuge der Zeit zum Nationalismus hat sie sich nicht entziehen können. Das Heer hat an Einfluss ungeheuer gewonnen und bildet den Mittelpunkt aller Pflege und Sorge. Kritiker haben von «proletarischem Faschismus» gesprochen. Mit sicherlich viel mehr Recht lässt sich sagen, dass in der Sowjetunion von 1937 im Gegensatz zu Deutschland echter Nationalsozialismus herrscht.

In gar keiner Weise geben jedenfalls die russischen Erfolge dem Kommunismus irgendeine Autorität für das übrige Europa. Die revolutionären Theorien Moskaus haben diese Autorität nicht, denn sie sind bei der Begründung des Sowjetstaates nicht angewandt worden und haben an dessen Erfolgen keinen Anteil. Die konstruktive Praxis Moskaus besitzt die genannte Autorität noch weniger, denn ihre an sich grossen technischen Leistungen sind im übrigen Europa längst vollbracht; gewisse, zweifellos bemerkenswerte soziale Massnahmen aber sind noch absolut Experiment, müssen es

sein, werden fortwährend geändert, müssen es werden. Die Lebensbedingungen des russischen Volkes unter dem Sowjetsystem bestätigen bestenfalls, dass der Aufbau einer neuen Gesellschaft der Masse des Volkes stets schwere Opfer auferlegt.

Gerechterweise muss gesagt werden, dass jede im Aufbau befindliche Wirtschaft, sozial gesehen, unergiebig ist, und dass es einen wirklichen Fortschritt bedeutet, wenn von dieser unergiebigsten Wirtschaft nicht obendrein noch beträchtliche private Profite abgeschöpft werden. Zweifellos gebiert in Russland das Chaos unserer Epoche etwas Neues; doch hat dieses Neue bis jetzt noch keinen Anspruch darauf, für andere Länder ein Vorbild im Sinne der sozialistischen Theorie zu sein. Dagegen hat die revolutionäre Praxis Moskaus immerhin eine fast zwanzigjährige Leistungsprobe ausserhalb Russlands hinter sich, und die ist allerdings aufschlussreich; denn sie ist gekennzeichnet durch das völlige Fehlen irgendeines Erfolges auch an der kleinsten Stelle.

Endlos zieht sich die Kette der Niederlagen durch zwanzig Jahre. Misslungen ist der Versuch in Finnland 1918 (eine Art Gleichschaltung durch den eben zur Macht gekommenen russischen Bolschewismus); misslungen der Versuch in Berlin 1919 (Nachahmung der bolschewistischen Oktoberrevolution in Leningrad durch Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg); misslungen der Versuch in München 1919 (kommunistische Insel in einer industriearmen, überwiegend kleinbürgerlichen Grossstadt inmitten eines fast rein bäuerlichen Landes); misslungen der Versuch in Ungarn 1919 (ebenfalls inselhaft kommunistische Zentrale in einem allerdings an Grossgrundbesitz reichen Agrarlande); misslungen der Versuch in Italien 1920/22 (Spaltung der sozialistischen Partei und Fabrikbesetzungen); misslungen der Versuch in Bulgarien 1923 (Unterstützung einer radikalen, eine Zeitlang herrschenden Bauernpartei); misslungen der besonders gross angelegte Versuch in China 1925/26 (zeitweilige Einflussnahme auf die Nationalbewegung der Kuomintang; erst der Verlust der einstmaligen russischen Einflussgebiet gewordenen Mandschurei an Japan eröffnete neue, übrigens ganz unrevolutionäre Aussichten in China). Die stärkste kommunistische Bewegung, die es bisher gab, die deutsche (1932: 6 Millionen Wähler), hat niemals Aussichten auf Erringung der Macht gehabt, hat in der entscheidenden Stunde den revolutionären Kampf gegen den Nationalsozialismus ebenso unterlassen wie die Sozialdemokratie und ist wie diese zusammengebrochen; hat in den vorhergehenden Jahren bei der Bekämpfung der Sozialdemokratie mit den Nationalsozialisten zusammengearbeitet (preussisches Volksbegehren 1931, Landtagsabstimmung 1932), und diese Taktik ist noch im Dezember 1933 nach fast einjähriger Herrschaft des deutschen Nationalsozialismus vom Plenum

des Exekutivkomitees der kommunistischen Internationale in Moskau gebilligt und ihre Fortsetzung empfohlen worden. Erst als diese Taktik völlig preisgegeben und das bis dahin bekämpfte sozialdemokratische Verfahren (demokratische Prinzipien, parlamentarische Mitarbeit, Koalitionsregierung) angenommen wurde, vermochten die französischen Kommunisten einen ernsthaften Beitrag zur Schaffung einer volkstümlichen demokratischen Regierung in Frankreich zu leisten; ohne jedoch an dieser Regierung unmittelbaren Anteil zu nehmen, zudem unter dauerndem Zurückweichen in wichtigen Fragen. Ebenso ist ihr Einfluss auf die sozialistisch-anarchistischen Regierungen des spanischen Bürgerkriegs in Valencia und Barcelona lange Zeit nur gering gewesen, während sie allerdings, gestützt durch russische Hilfe, zu den militärischen Leistungen der Regierungstruppen von Valencia hervorragend beitrugen. Der rein politische Anteil der Kommunisten an den spanischen Ereignissen ist vielfach überschätzt und von einer zweckgeleiteten Propaganda übertrieben worden; viele Vorgänge erklären sich aus der echten, keineswegs künstlich herbeigeführten revolutionären Situation, auf deren politische Gestaltung bodenständige Gruppen (Anarchisten, Sozialisten) stärkeren Einfluss hatten als die Kommunisten. Diese scheinen während des spanischen Bürgerkriegs im Regierungslager ein Element der Disziplin und Ordnung gebildet zu haben, und es ist sicherlich ungerecht, Ausschreitungen gerade besonders auf ihr Konto zu setzen.

Die zwanzigjährige Geschichte der sogenannten Weltrevolution des Kommunismus beweist jedenfalls, dass dieser Kommunismus nicht die Gefahr für bürgerliche Länder ist, als die eine interessierte Propaganda ihn hinstellt. Wo kommunistische Bewegungen grössere Bedeutung erlangten, signalisierten sie immer einen krisenhaften Zustand der Gesellschaft und hätten verdient, von ihren Gegnern als Signal verstanden zu werden, statt zum Vorwand bequemer Gewaltpolitik zu dienen. Selbst Hitler hat das, seine Propaganda vergessend, gelegentlich eingesehen: «Das Entscheidende», sagte er 1934 auf dem Nürnberger Parteitag, «ist nicht die Überwindung, Beseitigung oder gar Vernichtung bestimmter Lebensauffassungen, Einrichtungen, Funktionen usw. als vielmehr ihr Ersatz durch bessere.» Hier ist, ohne dass ein Name genannt wird, anerkannt, dass die sogenannte Vernichtung des Kommunismus noch nicht die Vernichtung seiner Ursachen und daher meist für die Sieger ein mehr als zweifelhafter Erfolg ist.

In der Reihe der kommunistischen Misserfolge verdienen besondere Aufmerksamkeit die Länder, in denen sich überhaupt keine nennenswerte kommunistische Bewegung entwickelte. Hierher gehören Skandinavien, England

und Amerika. Es sind Länder, in denen bis 1937 auch keine bemerkenswerte faschistische Bewegung besteht; ein auffälliges Zusammentreffen.

In einem früheren Kapitel wurde an Beispielen nachgewiesen, wie faschistische Bewegungen kommunistische Gegenbewegungen hervorrufen, wie also der Faschismus den Kommunismus erzeugt. Jedoch der Kommunismus ist in der gleichen unheilvollen Zwangslage; auch er weckt die Widerstände, presst die Gegner zu einem Block zusammen und sammelt gegen sich Kräfte, denen er in ihrer Vereinigung nicht gewachsen ist. Auch er tut dies im Dienste einer Macht, nämlich des Kontinents Sowjetrußland, der zwar ein bei allen Mängeln sozialistischer Staat ist, seine kommunistische Internationale aber zweifellos als imperialistisches Werkzeug gebraucht.

Zwei Prinzipien stehen sich gegenüber, eins das andere aufputschend und hochtreibend. Wenn sie eine geheime Verabredung getroffen hätten, könnten sie sich gegenseitig nicht wirksamer fördern. Einer beruft sich auf den andern, einer ist das negative Programm des andern, einer lebt vom andern.

Faschismus und Kommunismus sind in einen Zirkel verflochten, den jeder sprengen will und keiner sprengen kann. Beide stehen in einem zwangsläufigen Verhältnis gegenseitiger Reproduktion; sie können einander zeitweilig überdecken, ersticken nicht. Es sind zwei Prinzipien und nicht etwa zwei Ideen; denn nur der Kommunismus vertritt eine Idee, nämlich die des Sozialismus, der Faschismus dagegen vertritt eine Praxis, die der Herrschaft. Der Gegensatz der beiden birgt keine Zukunft, keine Entscheidung und keine Erlösung in sich; wie ein eiserner Ring, mit Blut geschweisst und Feuer gelötet, so stützt, härtet und verewigt er Krise und Jammer unserer Zeit.

Wenn der Kommunismus die Idee des Sozialismus vertritt, so bedeutet das nicht, dass er mit ihr eins sei. Dafür hängt er mit zuviel materiellen Fasern an der Realität der Sowjetunion und ist von ihren internationalen Bedürfnissen umschnürt. Die Sowjetunion ist aber heute kein revolutionärer Faktor in der Welt; ihre Kräfte sind durch Planen, Bauen, Rüsten beansprucht, und was sie jenseits der Grenzen braucht, ist nichts als Ruhe. Für sie hat die internationale kommunistische Bewegung insofern Wert, als sie etwaige Störer dieser Ruhe von innen her zu schwächen vermag. Umgekehrt zerdrückt die russische Bündnispolitik die Weltrevolution. Wo ein starkes bürgerliches Staatsgefüge den aussenpolitischen Interessen der Sowjetunion nützlich ist, wird die kommunistische Bewegung manchmal bis zur Unkenntlichkeit deformiert, so 1936 in Frankreich. Mit dem faschistischen Italien, das den Kommunismus blutig unterdrückt, hatte die Sowjetunion lange aus-

gezeichnete Beziehungen; sie erloschen erst, als Italien, nicht aus Hass gegen den Bolschewismus, sondern aus seiner ewigen Furcht vor Frankreich und im besonderen Fall aus Misstrauen gegen das französisch-russische Bündnis, auf die Seite Deutschlands hinüberwechselte, mit den neuen Segeln auch eine neue Flagge aufzog und die Losung gegen den Bolschewismus annahm. Die ganze Umgruppierung zeigte die Realpolitik im vollen Betrieb hinter den mit Schlagworten bemalten Kulissen.

Hitler rügt Fritsch

Von solcher realpolitischen Betrachtungsweise ausgehend, hat auch die Sowjetpolitik eine Zeitlang die deutschen Ereignisse falsch verstanden; sie hat Hitlers Antibolschewismus, ja sogar den ganzen Hitler selbst anfangs für Theater genommen, hinter dem die wirklichen Beherrscher Deutschlands, namentlich die Reichswehr, die traditionelle Politik «mit Russland gegen Versailles» fortsetzen würden. Hitler hat anfangs zum Mindesten nichts getan, um diese Meinung zu zerstören. Noch am 30. Januar 1934 sprach er im Reichstag den Wunsch nach «freundschaftlichen Beziehungen» zur Sowjetunion aus; die seit Jahren bestehende Grundlage für die politische Zusammenarbeit der beiden Länder, der sogenannte Berliner Vertrag, wurde unter seiner Regierung 1933 erneuert. Auf beiden Seiten blieb die Möglichkeit der Verständigung offen, auf der russischen vielleicht mit der grösseren Bereitschaft, da das Sowjetprinzip der absoluten aussenpolitischen Defensive zur Sicherung der inneren Rüstung natürlich auch gegenüber der deutschen Diktatur galt. Wer gegen den Ewigkeitswert politischer Reden skeptisch war, konnte selbst in der Konstellation von 1936 nicht für alle Zukunft die Möglichkeit einer deutschrussischen Verständigung ausschliessen; die Erde dreht sich oft merkwürdig. An geheimen Versuchen zur Vermittlung scheint es schon bisher nicht gefehlt zu haben; der wirtschaftliche Austausch blieb rege, beide Länder versahen einander mit kriegswichtigen Waren, und die alten Beziehungen zwischen den Armeestäben hörten nicht mit einem Schlage auf. Bei den deutschen Herbstmanövern 1936, als die Welt noch vor Aufregung über die Kampfansage des Nürnberger Parteitags gegen den Bolschewismus zitterte, hat der deutsche Oberbefehlshaber, Generaloberst von Fritsch, während eines Empfanges dem russischen Militärattaché in auffallender Form zugetrunken und sogar ein Hoch auf die rote Armee ausgebracht. Erst vier Monate später, in einer Rede vor dem Reichstag am 30. Januar 1937 setzte Hitler sich in gereiztestem Tone mit dem Gedanken einer etwaigen deutsch-

russischen Verständigung auseinander; schroff lehnte er jede Berührung ab mit der «Moskauer Welt, deren Ungefährlichkeit uns immer so warm einzureden versucht wird». Er verdamnte zumal die persönliche Berührung zwischen amtlichen deutschen Stellen und Vertretern der Sowjetunion, soweit sie über die notwendigen staatlichen Beziehungen hinausgingen: «Ich verlange vom deutschen Arbeiter, dass er keinen Verkehr und Umgang mit diesen internationalen Schädlingen betreibt, und er soll aber auch mich niemals mit ihnen pokulieren oder zechen sehen.»

Das war für Fritsch. Dennoch war die Realpolitik der Zukunft durch den Antibolschewismus von 1937 so wenig festgelegt, wie die Realpolitik von 1937 durch den Franzosenhass in «Mein Kampf» von 1926. Beide Proklamationen, die gegen den Westen wie die gegen den Osten, enthielten selbstverständlich Grund- und Weltanschauungen; in der Welt der Tatsachen hatte es sich jedoch seit Langem gezeigt, dass für die Politik der doppelten Feindschaft nach beiden Seiten die Kräfte Deutschlands immer zu schwach sind und dass darum für einen bestimmten Zeitpunkt zwischen den Zielen gewählt werden musste. So lange das eine angestrebt wurde, musste das andere zurückgestellt werden. Die Diktatur hat sich, offenbar in der Meinung, dort auf den leichteren Gegner zu treffen, zunächst den Angriff gegen den Osten gewählt; sie würde, wenn sie im Westen die grösseren Chancen sähe – etwa durch Trennung Frankreichs von England – sich zweifellos für den Stoss nach Westen entscheiden, der ja im Probemassstab mit der Besetzung des Rheinlandes schon einmal in eine schmale Lücke der englisch-französischen Beziehungen eindrang.

In jedem Fall lieferte der aktive internationale Kommunismus für diese länderfressende Realpolitik Vorwand und ungewollte Hilfe.

Hier das Urteil eines Hauptbeteiligten, in seiner Knappheit eine furchtbare Kritik sowohl an der Halbheit sozialdemokratischer Politik wie an der Ausichtslosigkeit kommunistischer Propaganda. Im «Völkischen Beobachter» vom 9. April 1930 schrieb Hitler: «Der enorme Gewerkschaftseinfluss auf die Sozialdemokratie machte sie im Jahre 1918 unfähig, ihre politischen sozialrevolutionären Ideen marxistischer Weltauffassung restlos durchzusetzen... Vielleicht war es doch ein Unglück. Eine Revolte bolschewistischer Exzesse Moskauer und Budapester Art wäre leichter zu zermalmen gewesen als die gemässigte Richtung gewerkschaftlich verfilzter Parteibonzen.»

Die Tragödie des «deutschen Sozialismus»

Die Meinung über den Bolschewismus hat bei den Nationalsozialisten im Laufe der Entwicklung geschwankt. Spätere Ankläger sind vor Jahren heisse Verteidiger gewesen. Goebbels schrieb am 14. November 1925 im «Völkischen Beobachter» folgenden offenen Brief an einen Kommunisten:

«... Russland ist heute russischer denn je. Das, was Sie die bolschewistische Internationalität nennen, ist Panslawismus in der klarsten und geprägtesten Form. Ich denke nicht daran, im Chor der bürgerlichen Lügner und Ignoranten mitzusingen. Russland, der russische Bolschewismus stehen nicht vor dem Zusammenbruch. Aber nicht deshalb hält sich das russische Räte-system, weil es bolschewistisch, weil es marxistisch, weil es international, sondern weil es national, weil es russisch ist. Kein Zar hat je das russische Volk so in seiner Tiefe, in seiner Leidenschaft, in seinen nationalen Instinkten erfasst wie Lenin. Er gab dem russischen Bauern das, was dieser sich von jeher unter Bolschewismus vorgestellt hatte: Freiheit und Eigentum: «Nieder mit den Judensowjets, es lebe die Agrarreform!»... Der deutsche Kommunist sieht in Russland die Keimzelle zum marxistischen Weltstaat, während es in Wirklichkeit nur die Keimzelle zu einer neuen nationalen Gliederung der Staaten Europas ist. Lenin opferte Marx und gab dafür Russland die Freiheit. Sie wollen die deutsche Freiheit Marx opfern... Auch der bolschewistische Jude hat diese zwingende Notwendigkeit zum russischen Nationalstaat klar erkannt und sich frühzeitig und klug darauf eingestellt. Ob aus taktischen Gründen, ob mit Hintergedanken? Jedenfalls muss er heute mit den kapitalistischen Wölfen heulen und verdirbt dabei den kapitalistischen Juden des Westens den Kantus. Deshalb der wütende Hass des Westens gegen Sowjet-russland. Die Börse kann und wird keinen nationalen Staat dulden und der bolschewistisch-internationale Jude ist ihr nicht Sicherheit genug gegen ein nationalbolschewistisches Russland... Die Judenfrage, auch die im Bolschewismus, ist komplizierter, als man denkt. Es wird wahrscheinlich nicht so sein, dass der kapitalistische und der bolschewistische Jude ein und dasselbe sind. Vielleicht im Endeffekt, niemals aber in der heutigen Praxis. Vielleicht wollen sie beide zuletzt dasselbe: du sollst alle Völker fressen. Aber sie sind zu intelligent dazu an falscher Stelle den Kräften Widerstand zu leisten, die stärker sind als ihre Händlerinstinkte.... Nicht ein einziger Rubel arbeitet im deutschen Kommunismus, auf dem nicht das Wort «Russland» als Programm steht... Gekämpft muss werden um die Zukunft. Sie und ich, wir kämpfen gegeneinander, ohne dass wir wirklich Feinde wären. Dabei zersplittern sich unsere Kräfte, und wir kommen nie zum Ziel. Vielleicht wird die letzte Not uns zusammenführen.

Vielleicht!... Wir jungen Männer, Sie und ich, wir sind die Träger des Schicksals von Generationen. Vergessen wir das niemals. Ich begrüße Sie! Dr. Goebbels.»

Darauf gereizte und beleidigte Antwort Rosenbergs:

«... Vom russischen Bolschewismus schlechtweg kann man nicht sprechen. Bolschewismus ist die radikalere Art des jüdischen Marxismus. Im Endziel mit diesem übereinstimmend, in den Mitteln verschieden. Das Ziel ist: die Dienstbarmachung und Machtenteignung nichtjüdischer Völker zugunsten des jüdischen Geldes, der jüdischen Herrschaft... Dazu eine östlich-tatarisch-mongolische Rassenmischung, mit dem das ursprüngliche Nordisch-Russische im seelisch verzweifelten Kampf lag und liegt. Der Kalmücke Lenin (der auch in unseren Reihen merkwürdigerweise idealisiert wird) gab dem russischen Bauern wohl Eigentum, aber keine Freiheit... Über sein Schicksal bestimmt der jüdische Kahal in Moskau und Petersburg. Das heutige Russland ist keine «Keimzelle zu einer neuen nationalen Gliederung der Staaten Europas», sondern ein Hindernis dafür. Dass innerhalb des heutigen Regiments starke Kräfte am Werk sind, aus dem Sowjetstaat wieder Russland zu machen, soll nicht bezweifelt werden, ändert aber nichts an der Tatsache, dass die Politik heute von der fast rein jüdischen Dritten Internationale bestimmt wird... Das Wort Nationalbolschewismus ist ein Widersinn, wenn man klar erfasst hat, was Bolschewismus bedeutet: eine rein hebräische Prägung... Nicht die Stabilisierung der nationalrussischen Existenz steht hinter der Moskauer Propaganda, sondern die Sorge der Sowjetjuden vor dem nationalen Erwachen Russlands und der andern Völker. Nicht «Russland» steht auf dem Rubel, sondern «Sowjetjudäa». Der Wunsch ist oft der Vater des Glaubens gewesen. Uns scheint, er hat in diesem Fall unserm Parteigenossen einen kleinen Streich gespielt.»

Einen gewissen Eindruck machte dieser Streit um das Wesen des Bolschewismus sogar auf Hitler; seine Tonart wurde bei unerschütterter Ablehnung vorübergehend höflicher gegen den Feind. Am 16. Dezember des gleichen Jahres sagte er in einer Rede zu Stuttgart: «Die Kommunisten haben immerhin eine Weltanschauung. Dem Marxismus kann als Weltanschauung nur die völkische Idee entgegengestellt werden. Es kann einen kommunistischen Staat geben...»

Elf Jahre später rief der nationalsozialistische Parteitag in Nürnberg die Welt zum Kampf gegen den Bolschewismus auf. Abermals war Goebbels der Wortführer; hatte er einst in seiner Partei als linker Flügelmann das Bündnis mit dem Bolschewismus befürwortet, so fand er jetzt für die Anklage gegen denselben Bolschewismus Prägungen von raffinierter Spiessigkeit:

«Die Frage des Bolschewismus ist die Frage des Fortbestandes Europas überhaupt. Hier scheiden sich die Geister... Die bolschewistische Propaganda ist gross in der Kunst des Täuschens. Z.B. glaubt die ganze Welt dem Bolschewismus, dass die Moskauer Regierung mit der Komintern gar nichts zu tun habe. Das ist selbstverständlich der plumpste und dreiste Schwindel, den man sich vorstellen kann; denn zwischen der Sowjetregierung und der Komintern werden nur die Aufgaben in geschickter Weise verteilt...» Dann eine Bemerkung, die noch nachträglich ein grelles Licht auf das Schicksal von Dollfuss wirft: «Zu glauben aber, dass beide unabhängig voneinander seien, ist genau so, als wenn man behaupten wollte, die nationalsozialistische Bewegung habe nichts mit der nationalsozialistischen Regierung zu tun... Das Judentum weiss, was die Stunde geschlagen hat. In einem letzten Aufbäumen sucht es alle Kräfte gegen Deutschland mobil zu machen. Es hat sich in Russland wohnlich und, wie es meinte, gefahrlos eingerichtet. Es stellt zu 98 Prozent jene neu heraufgekommene Sowjetbourgeoisie, feige, dick, verlogen, ränkesüchtig, intrigantenhaft, aufdringlich und frivol. Diese hochgekommenen Juden, die nun die Möglichkeit haben, ihre ehemaligen kleinen Betrügereien in grandiosen Ausmassen auf dem Rücken eines 160-Millionen-Volkes weiter zu betreiben, sind die blutigsten Tyrannen, die keine Ideale haben, sondern nur die Völker leiden machen, eine wahre Gottesgeissel.»

In diesen Reden und Gegenreden von Goebbels und Rosenberg steckt die Tragödie des deutschen nationalen Sozialismus. Er begann einst mit einem echten, wenn auch verworrenen sozialistischen Gefühl und spürte richtig den verwandten Geist im russischen Bolschewismus. Dann geriet er unter die Diktatur des geistig von Rosenberg geleiteten nationalsozialistischen Parteiapparats und kapitulierte dort vor der Rachephilosophie des russischen Vertriebenen, die der österreichische Ausgewanderte zu der seinen gemacht hatte. Fast alles, was sich im Nationalsozialismus mit Recht alte Garde nennen kann, ist diesen Weg der Kapitulation gegangen, der für einige der Weg des Todes wurde; andere verliessen die Partei und flohen zuletzt aus dem Lande. Gregor und Otto Strasser, Graf Reventlow, Erich Koch (zeitweise Oberpräsident von Ostpreussen), Heinrich Kaufmann (Statthalter von Hamburg), Herbert Blank haben zu dieser Gruppe gehört, die zerschlagen, zerstreut und zum Schweigen gebracht wurde. Goebbels, eisern dem Grundsatz treu, sich nie auf der Seite der Geschlagenen finden zu lassen, schwor ab, verleugnete die Freunde und sich selbst und beschimpfte in Nürnberg als bolschewistische Völkergeissel, was er einst als national-bolschewistische Freiheit bewundert hatte.

Die Propaganda gegen den Bolschewismus umhüllt ein viel einfacheres, allgemeineres und gefährlicheres aussenpolitisches Prinzip: das der Intervention. Es ist der Anspruch, kraft eigenen Interesses sich in fremde Verhältnisse einmischen zu dürfen; im Falle der antibolschewistischen Propaganda so formuliert: wir werden nicht dulden, dass irgendwo, da oder dort eine zweite bolschewistische Macht entsteht. Geschichtlich hat die Proklamierung des Rechts zur Intervention sich aus einer langsamen Umkehrung der deutschen Nachkriegszustände entwickelt. Es war die erste und wesentliche Voraussetzung für Hitlers revolutionäre Aussenpolitik, dass er, was auch immer geschah, vor einer Gegenwirkung sicher sein musste, die in deutsches Gebiet hineinreichte. Diese Grundvoraussetzung, von der am Morgen nach dem Vertrag von Versailles keine Spur vorhanden war, wurde durch die Aussenpolitik der deutschen Republik unter Stresemann und Brüning mit jahrelanger Geduld aufgebaut; als 1930 die letzten Franzosen das Rheinland verliessen, war dieses Ziel im Wesentlichen erreicht. Als Rest blieb die Saar bis 1935 unter Obhut des Völkerbundes, und dieses Faustpfand brachte in der zweiten Hälfte des Jahres 1934 die nationalsozialistische Aussenpolitik in eine vorübergehende Krise; so musste die Aktion gegen Österreich abgeblasen werden. Erst nachdem der Völkerbund die Saar ausgeliefert hatte, wurde die Politik der Vorstösse und vollzogenen Tatsachen wieder aufgenommen, und das in grösster Eile: Am 1. März 1935 zog die deutsche Verwaltung in Saarbrücken ein, am 16. März wurde Franzosen und Engländern die Kundgabe der deutschen Aufrüstung hingeschleudert. Als dann mit der Besetzung des Rheinlandes durch deutsches Militär und namentlich mit der Hinnahme dieses Aktes durch England und Frankreich die Gefahr einer Intervention in Deutschland bis auf den letzten Rest nach menschlichem Ermessen vorläufig beseitigt schien, wurde folgerichtig das deutsche Recht auf Intervention der Welt bekannt gegeben; gemäss der propagandistischen Einkleidung der deutschen Aussenpolitik geschah dies unter Berufung auf eine angebliche bolschewistische Gefahr.

Am 7. März 1936 fasste Hitler vor dem Reichstag zum ersten Mal das Interventionsprinzip gegenüber Frankreich in deutliche Worte:

«Sowjetrussland ist der staatlich organisierte Exponent einer revolutionären Weltanschauung. Seine Staatsauffassung ist das Glaubensbekenntnis zur Weltrevolution. Es ist nicht feststellbar, ob nicht morgen oder übermorgen auch in Frankreich diese Weltanschauung erfolgreich sein wird. Sollte aber dieser Fall eintreten – und als deutscher Staatsmann muss ich auch damit

rechnen – dann ist es sicher, dass dieser neue bolschewistische Staat eine Sektion der bolschewistischen Internationale sein würde, d.h. die Entscheidung über Angriff oder Nichtangriff wird dann nicht von zwei verschiedenen Staaten nach deren objektivem, eigenem Ermessen getroffen, sondern von einer Stelle aus direkt erteilt.»

Und was tut der deutsche Staatsmann dann? In den offiziellen Texten bricht der Gedankengang an dieser Stelle ab, aber Goebbels hat ihn in der grossen Propagandarede gegen den Bolschewismus zu Nürnberg im September desselben Jahres weitergeführt:

«Das bürgerliche Europa drückt sich an einer Entscheidung vorbei mit der immer wiederkehrenden Phrase: man darf sich nicht in die inneren Verhältnisse eines anderen Landes einmischen. Was aber heute in Russland Wirklichkeit ist, worum in Spanien gekämpft wird und was sich in anderen Staaten Europas mit einer unheil drohenden Präzision anzubahnen scheint, das geht die ganze Welt an. Das ist nicht mehr Sache politischer Weltanschauungs-Theoretiker, das ist eine Angelegenheit aller Staatsmänner aller Völker, die sich mit dieser Frage auseinandersetzen müssen, wenn anders sie nicht die Verantwortung dafür übernehmen wollen, dass durch ihre Schuld Europa in die tiefste Krise und Vernichtung hineingeschleudert wird. Ja, die Frage des Bolschewismus ist die Frage des Fortbestandes Europas überhaupt. Hier scheiden sich die Geister, hier muss man Partei ergreifen für oder gegen, und zwar mit allen Konsequenzen, die in einer solchen Entscheidung liegen.»

Einmischen... in anderen Staaten Europas... Angelegenheit aller Staatsmänner aller Völker... mit allen Konsequenzen...

Die Erklärung Hitlers, dass er in Frankreich ein bolschewistisches Regime erwarte und als deutscher Staatsmann pflichtgemäss mit diesem Fall rechnen müsse, verbunden mit der Erläuterung von Goebbels, dass das Prinzip der Nichtintervention falsch sei und dass man alle Konsequenzen ziehen müsse, praktisch ergänzt schliesslich durch die im Herbst 1936 von Deutschland und Italien abgegebenen Erklärung, man werde die Entstehung eines bolschewistischen Zentrums in Spanien nicht dulden – diese dreifache und sich immer steigernde Fassung desselben Gedankens drückte jenen wichtigen ausserpolitischen Grundsatz der Diktaturen aus: das Recht auf Einmischung.

Dieses Recht auf Einmischung hat ohne Vorwand und propagandistische Beschönigung bereits der Verfasser von «Mein Kampf» feierlich beansprucht und als politisches Testament der deutschen Nation bezeichnet. Auf Seite 754 dieses Buches steht:

«Das politische Testament der deutschen Nation für ihr Handeln nach ausser aber soll und muss für immer sinngemäss lauten:

Duldet niemals das Entstehen zweier Kontinentalmächte in Europa. Seht in jeglichem Versuch, an den deutschen Grenzen eine zweite Militärmacht zu organisieren, und sei es auch nur in Form der Bildung eines zur Militärmacht fähigen Staates, einen Angriff gegen Deutschland und erblickt darin nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, mit allen Mitteln, bis zur Anwendung von Waffengewalt, die Entstehung eines solchen Staates zu verhindern, beziehungsweise einen solchen, wenn er schon entstanden, wieder zu zerschlagen.»

Duldet niemals... Das Einmischungsprinzip in reinster Form; mit Waffengewalt.

Als Hitler diese Sätze schrieb, betrachtete er offenbar als einzige Kontinentalmacht neben Deutschland Frankreich. Dagegen war die Sowjetunion für ihn damals das «Riesenreich im Osten, reif zum Zusammenbruch». Inzwischen hatte sich diese Einschätzung als falsch erwiesen, und Sowjetrußland war zur zweiten, der Stärke nach vielleicht ersten Militärmacht in Europa geworden. Damit war der im «Testament» vorgesehene Fall eingetreten; in der Sowjetunion war die zweite Kontinentalmacht entstanden, die mit allen Mitteln, bis zur Anwendung von Waffengewalt, zu zerschlagen war. Das war die tiefere Ursache der antibolschewistischen Kampagne; ihr Ziel war die Isolierung und damit Auslieferung der zu zerschlagenden zweiten Kontinentalmacht.

Italien mochte in diesem Zusammenhang von Hitler nicht als Kontinental-, sondern als See- und zwar Mittelmeermacht betrachtet werden. Ihm galt die Feindschaft darum nicht; sie musste ihm aber gelten, wenn es versuchte, dauernd in Mitteleuropa Fuss zu fassen. Vielleicht hat Hitler das bereits 1934 Mussolini in Venedig klarzumachen gesucht. Tatsächlich verlegte Italien das Gewicht seiner Politik immer mehr ins Mittelmeer und zog sich von der Donau zurück; bis zu welchem Grad und auf wie lange, war eine Frage, die mehr von den Tatsachen als von den Plänen der Staatsmänner abhing. Eine weitere Militärmacht, die nicht ganz in das «Testament» passte, war Polen; darum blieb der deutsch-polnische Freundschaftsvertrag stets von begrenztem Wert.

Die braune Weltintervention

Der Grundsatz der nationalsozialistischen Intervention ist das Gegenstück zum Gedanken der bolschewistischen Weltrevolution. Er ist revolutionär wie dieser.

Revolutionäre Politik erfordert eine revolutionäre Situation. Die revolutionäre

näre Situation der nationalsozialistischen Aussenpolitik setzt sich im Wesentlichen aus drei Elementen zusammen:

Deutschland muss vor jeder Gegenwirkung sicher sein, die in sein eigenes Gebiet hineinreicht. Dieser Zustand war, wie wir sahen, im Wesentlichen bereits vor Hitler erreicht; seine Vollendung war die Zurücknahme der Saar.

Deutschland muss vor Gegenwirkungen sicher sein, die zwar ausserhalb seiner Grenzen auftreten, aber es dennoch wesentlich schädigen. Dies sind vor allem internationale wirtschaftliche Störungen. Hier hat die Weltwirtschaftskrise der Diktatur einen aussenpolitischen Dienst geleistet, indem sie sie einer wirtschaftlichen Isolierung zutrieb, die später freiwillig fortgesetzt wurde. Gegen wirtschaftliche Sanktionen ist Deutschland beispielsweise weniger empfindlich als Italien, obwohl es selbstverständlich gegen einen wirtschaftlich starken Gegner keinen Krieg führen könnte. Hitler, der die Gefahren sicherlich sieht, hat dennoch den Gedanken der Selbstisolierung oft in volkstümlichen Worten gepriesen, so am 17. August 1934 vor den Arbeitern der Schiffswerft Blohm & Voss in Hamburg: «Meine Volksgenossen! Wenn die internationale Solidarität für unser Volk einen praktischen Wert besitzen würde, so würde ich mich auch dazu bekennen. So aber habe ich die Folgen dieses Glaubens fünfzehn Jahre lang in Deutschland gesehen, und ich bin zu der Erkenntnis gekommen, dass man sich zurückziehen muss auf das, was zuletzt das Realere und leichter Erreichbare ist, nämlich auf die Solidarität des eigenen Volkes» (Heilrufe)

Als drittes Merkmal der revolutionären Situation des Nationalsozialismus gilt schliesslich ein fortschreitender Zerfall der politischen Zustände ausserhalb Deutschlands, sowohl zwischen den Staaten wie innerhalb der Völker. Die Diktatur rechnet auf wachsende Schwäche der ausserdeutschen Welt, in der ihre eigene relative Stärke wächst. So entsteht ein Zustand permanenten Kampfes mit zunehmendem Übergewicht des relativ Stärksten. Abermals habe der Prophet Hitler das Wort: «So stehen wir heute nach einem dreijährigen Kampf in der Macht wieder vor dem Kampf für unser deutsches Volk in der Zukunft, einem Kampf, der niemals enden wird. So wie das deutsche Volk im ewigen Lebensringen bisher seine Stellung behaupten musste auf dieser Welt, so wird es auch in Zukunft sein» (Rede an die «alten Kämpfer» im Berliner Lustgarten am 30. Januar 1936).

Die revolutionäre Situation der Selbstisolierung und der internationalen Unordnung wird ausgenützt durch die revolutionäre Aktion, deren Leitgedanke das Interventionsprinzip in der Hülle des Antibolschewismus ist. Die revolutionäre Aktion der Diktatur verfügt über viele und verschiedene Me-

thoden; die Gewalt ist nur eines von «allen Mitteln», wie schon der Verfasser des «Testaments» erkannt hat. Sie ist das letzte Mittel, dem gekaufte Zeitungen, bezahlte Agitatoren, Rundfunkreden, diplomatische Angebote und Freundschaftsverträge vorangehen; und gerade die systematische Anwendung dieser Methoden des Früh- und Mittelstadiums lässt auf die heimliche Bereitstellung des letzten Mittels schliessen.

Schweigende Demokratie

In zwei breite und tiefe Lücken des Widerstandswillens auf der Gegenseite stösst der aktive revolutionäre Wille der Diktatur hinein. Sie lassen sich bezeichnen als das Prinzip der passiven Gewalt und das Prinzip der passiven Demokratie.

Passive Gewalt ist das Verhalten hochgerüsteter Militärstaaten, die zwar zur Verteidigung des eigenen Bodens bereit sind, zugleich aber den Willen aussprechen, «nicht zum Kriege zu schreiten». Dies ist der Inhalt des berühmten Pariser oder Kellogg-Paktes von 1929, der eine wichtige und auf lange Sicht heilsame Verminderung der Souveränität der Einzelstaaten brachte. Der Pakt ist der Ausdruck eines Willenszustandes grosser Völker gewesen, die keineswegs auf ihre Macht verzichten, sie jedoch nur durch friedlichen Druck geltend machen wollten. Indessen setzt ein solches System ein internationales Rechtsgefühl, gestützt durch ein unblutiges, aber wirksames internationales Strafverfahren voraus. Solange Rechtsgefühl und Strafverfahren nicht in wirksamer Form existieren, muss der Zustand des Kellogg-Paktes oder der in ihm ausgedrückte Willenszustand grosser Völker das interventionistische und revolutionäre Treiben einzelner Rücksichtsloser begünstigen, ja ermuntern. Er hat es auch getan. Es ist kein Zufall, dass internationale Übergriffe der Diktaturen, die vor 1914 längst einen Weltkrieg entfesselt hätten, nach 1918 ohne Katastrophe durchgingen. Der Geist des Kellogg-Paktes ist der Geist des Europa nach dem Weltkriege, das mitten unter Katastrophen tief kriegsfeindlich bleibt; obwohl dieser Geist den Widerstand der Demokratie gegen die Diktatur zeitweise geschwächt hat, ist er weltgeschichtlich ein Glück für die Menschheit.

Die zweite Schwäche bei den Gegnern der Diktatur, die passive Demokratie, äussert sich in der Widerstandslosigkeit gegen die revolutionäre Propaganda im engeren Sinn. Ein englischer Staatsmann hat gemeint, die Diktaturen seien das Werk des Rundfunks; er hätte sagen sollen: Folgen der Handha-

bung des Rundfunks durch die Demokratie – wobei Rundfunk im Grunde nur als Bild für das Gesamtwerk moderner politischer Propaganda steht. Die Stärke der Diktaturen gegenüber den Demokratien beruht darauf, dass die Demokratien der Propaganda ausländischer Diktaturen freie Bahn geben, ihre Zeitungen, Bücher und Broschüren ins Land lassen, ihren internationalen Agitatoren, die manchmal sogar Botschafterrang bekleiden, die eigenen Zeitungen, Vortragssäle und Universitäten zur Verfügung stellen, die Propagandareden der Diktatoren auf die eigenen Sender übernehmen und sie sogar durch Beamte in die eigene Sprache übersetzen lassen; während umgekehrt die Diktaturen ihre Völker gegen die Stimme der demokratischen Länder hermetisch abschliessen, deren Zeitungen beschlagnahmen oder ganz verbieten und ausländische Redner, wenn überhaupt, nur unter praktisch schärfster Zensur sprechen lassen. Die Demokratie gibt sich dem Propagandastrahl der Diktatur sorglos und wehrlos preis, die Diktatur verbarrikadiert und verkapselt sich furchtsam und feindselig. Die Diktatur unterhält in den demokratischen Ländern offene Parteigänger, Angehörige der demokratischen Völker, die sich für die Interessen der Diktaturen einsetzen, indem sie ihre Politik verteidigen oder sogar ihre Staatsgrundsätze dem eigenen Volk aufzureden versuchen; dagegen unterdrücken die Diktaturen im eigenen Lande jede demokratische Regung und bestrafen deren Anhänger an Freiheit und Leben. Für bestimmte politische Gruppen in den demokratischen Ländern wird die ausländische Diktatur, offen oder versteckt, geradezu Sinnbild und Vorbild des Kampfes, Ziel und Schlachtruf. Die Diktatur nutzt die Parteikämpfe in der Demokratie, indem sie für die eine Seite Partei ergreift oder sich als Partei ergreifen lässt; nicht selten verlieren dabei die Parteien die aussenpolitischen Interessen des eigenen Landes aus den Augen und werden, ohne es zu wollen, zu politischen Werkzeugen der ausländischen Diktatur. Dies gilt für die Anhänger aller Diktaturen, der faschistischen wie der bolschewistischen. Dieser Eingriff der Diktatur in das Parteileben der Demokratie ist einseitig; nichts setzt ihm die Demokratie in den Diktaturländern entgegen.

Auch mit illegalen Mitteln wirkt die Diktatur auf die Demokratie ein, beispielsweise indem sie schwarze Rundfunksender errichtet oder Diktaturanhänger aus demokratischen Ländern offen an ihren amtlichen Sendern sprechen lässt. Am erfolgreichsten bleibt jedoch die breite Ausnützung der demokratischen Legalität, auf die die Demokratie keine legale Antwort findet oder zu finden glaubt.

In den Bedenken der Legalität verfangen, haben die Demokratien bisher der wirksamsten und naturgegebenen Gegenwaffe keinen Raum zu geben gewagt: der von der Diktatur unterdrückten Opposition, die sich als Emigration auf ihrem Boden aufhält. Die demokratischen Länder gewähren Flücht-

lingen aus Diktaturländern grundsätzlich (nicht immer praktisch) Asyl, verbieten ihnen aber aufs Schärfste politische Betätigung. Hierunter wird meistens auch der Kampf der Emigranten gegen die Diktatur des eigenen Heimatlandes verstanden, auch wenn sie diesen Kampf ausschliesslich auf legale Weise mit den demokratischen Mitteln des Gastlandes führen wollen, durch öffentliche Rede und öffentliche Schrift. Dieselben Länder, die von den Diktaturen mit einem ganzen Netz politischer Organisationen überzogen werden, untersagen den bei ihnen lebenden ausländischen Gegnern der gleichen Diktatur jede Organisation und erst recht jede politische Gegenwirkung. Die Motive dieser Haltung sind hier weder zu untersuchen noch zu kritisieren.

Fazit: der Propagandaerfolg der Diktatur in der Welt beruht darauf, dass die Demokratie zuhört, aber nicht antwortet. Denn eine Gegenrede, die nur im Bereich der Demokratie selbst gehört wird, ist keine. Redende Diktatur, schweigende Demokratie – so steht es Anfang 1937.

Auch in der Propaganda erweisen sich die Diktaturen als Vertreter der Intervention, die passiven Demokratien dagegen als Vertreter der Nichtintervention.

Wandlungen der deutschen Aussenpolitik

Diese zeitweilige Überlegenheit der Diktatur ist nicht Folge des grösseren Talents, sondern des günstigeren Standorts. Europa ist heute tatsächlich in einem revolutionären Zustand, und darum ist derjenige der Stärkere, der revolutionäre Politik treibt. Alte Formen sind aufgeweicht, der Erdteil ist plastischer Stoff geworden, Deutschland ist eine verändernde Kraft, doch ein verändertes Europa wird stärker sein.

Die Aussenpolitik Hitlers hat in der Tat revolutionäre Haltung, auch gegenüber dem System des eigenen Landes. Sein Freundschaftspakt mit Polen zerbrach ein scheinbar ewiges Axiom des deutschen Nationalismus, der Verzicht auf Südtirol warf den eigenen Grundsatz, dass gleiches Blut in ein gemeinsames Reich gehöre, über den Haufen; der Vierjahresplan zur Rohstoffgewinnung ist so etwas wie die Drohung mit einer wirtschaftlichen Weltrevolution. Gegenüber diesem scheinbaren artistischen Spiel mit den Grundsätzen methodische Starrheit auf der Gegenseite, etwa in der Erneuerung des historischen Bündnisses zwischen Frankreich und Russland oder in dem durch keinen europäischen Wandel erschütterten Widerspruch von Prag, Belgrad und Bukarest gegen die Rückkehr der Habsburger nach Österreich.

Diese äusseren Symptome umkleiden einen Charakter der deutschen Aussenpolitik, der bis in den sprachlichen Wortsinn hinein revolutionär ist. Die Aussenpolitik hat sich von Westen nach Osten gewälzt, Spitze und Schaft vertauscht. Es ist ein Wechsel, den Hitler für sich persönlich schon in der Landsberger Festungszelle begann, als er mit Hess, dem Schüler des Professors Haushofer, am ersten Band von «Mein Kampf» schrieb. Mit der Umdrehung von Westen nach Osten zerreisst der deutsche Angriffskeil einen Teil des politischen Netzes, in das Europa bisher gebettet war. Als Deutschland und die Sowjetunion noch Verbündete gegen Versailles und den Westen waren, musste das zwischen sie geklemmte Polen naturgemäss Schutz bei Frankreich suchen. Es war ein festes, ausgeglichenes Verhältnis von Gewicht und Gegengewicht; die deutsch-russische und die französisch-polnische Zange griffen ineinander und hinderten sich gegenseitig am Zuschneiden. Als aber das deutsch-russische System zerbrach, befand Polen sich mit einem Schlage nicht mehr zwei Verbündeten gegenüber, sondern zwischen zwei Feinden, zwischen denen zu wählen war. Auf diesem Wahlzustand beruht Polens sogenannte Freundschaft zu Deutschland und das kühle, aber korrekte Verhältnis zur Sowjetunion; die unvollkommene Grossmacht der Mitte ist am Fortbestehen der Kraftbalance zwischen den zwei Weltmächten zu beiden Seiten interessiert, kann keinem die Überlegenheit über den andern wünschen, darf aber auch keinen provozieren, um dann nicht auf den Schutz des andern angewiesen zu sein. Der deutsch-russische Gegensatz befreit wenigstens für den Augenblick Polen von dem ewigen Alpdruck der Teilung durch die beiden grossen Nachbarn im Osten und Westen, birgt aber freilich auch für das Land die Gefahr in sich, zum Schlachtfeld dieser Nachbarn zu werden. Gegen diese Gefahr kann es nie der Rückversicherung an dritter Stelle ganz entbehren. Darum blieb das polnisch-französische Bündnis bestehen, nahm aber sehr einseitigen Charakter an, denn es gewährt heute Polen Schutz ohne wesentliche Gegenleistung; nicht einmal das unfreundliche Verhältnis zur Tschechoslowakei hat Polen Frankreich zuliebe in Ordnung gebracht, und es gab damit zu erkennen, dass es zwar mit Frankreich verbündet sein, aber nicht zum französischen Bündnissystem, zum Block von Versailles gehören wolle.

Eine zweite Stelle, an der das deutsche Hinüberwälzen nach dem Osten das bisherige europäische System zerdrückte, ist Belgien. Seit dem Weltkriege gehörte dieses Land zu der Staatengruppe, die einander gegen einen deutschen Angriff Beistand zusagte. Seitdem aber die belgische Politik einen deutschen Angriff gegen Westen weniger fürchtet, verlor sie das Interesse am Schutz gegen diesen Angriff und begann umgekehrt die grösste Gefahr in einem

Angriff von Frankreich oder selbst England her zu sehen. Wenn in einem künftigen Kriege Deutschland die Tschechoslowakei oder Russland angreifen, Frankreich seinen Verbündeten zu Hilfe kommen würde, dann müsste Belgien Aufmarschgebiet französischer Truppen werden, obwohl es direkt von Deutschland nicht bedroht sein würde. Daher das Abschwanken Belgiens von den Alliierten des Weltkrieges seit Herbst 1936 und sein Verlangen nach simpler und purer Neutralität; auch diesem Stellungswechsel liegt somit der Gedanke eines deutschen Angriffs nach dem Osten zugrunde.

Diese Neuorientierung mittlerer und kleinerer Länder beruhen auf der Vorstellung, dass dank der deutschen Wendung nach dem Osten künftige Kriege lokalisiert und selbst grosse Kriege im Raum eines halben Erdteils feuerdicht vom übrigen Europa abgesperrt werden könnten. In Wirklichkeit bietet kein denkbarer europäischer Kriegsfall irgendwem begründete Hoffnung, dass gerade er verschont bleiben werde; die einzige Möglichkeit, sich vor dem Krieg zu retten, ist, ihn überhaupt zu verhindern. Das im Herbst 1936 zustande gekommene deutschitalienische Bündnis bewies, wie wenig die Beteiligten an einen Teilkrieg in einem abgesperrten Sektor Osteuropas dachten, denn dieses Bündnis hatte für Deutschland überhaupt nur Sinn als Bedrohung Frankreichs. Nach seinem Aufstieg zur Mittelmeermacht wäre Italien in einem deutsch-französischen Krieg mindestens stark genug, so bedeutende französische Kräfte zum Schutze der Südgrenze und der lebenswichtigen Seeverbindungen im Mittelmeer zu fesseln, dass Frankreichs Stosskraft gegen Deutschland vielleicht entscheidend gelähmt wäre. Auf dieser Neuverteilung der Kräfte im deutsch-französisch-italienischen Dreieck beruht die von Deutschland und Italien im Frühjahr 1937 eingeleitete Aktion zur Schaffung eines sogenannten neuen Westpaktes, der das französische Bündnissystem endgültig zerstören sollte. Die sogenannte Achse Berlin-Rom erwies sich als Achse eines Revolverlaufs, der auf Frankreich gerichtet war und ihm die Preisgabe seiner Bündnisse abpressen sollte. In diesem Zusammenhang zeigte die deutsche Diktatur eine bemerkenswerte aussenpolitische Konzentrationsfähigkeit, indem sie ihren ursprünglich geplanten Eingriff in den spanischen Bürgerkrieg begrenzte, Italien auf der iberischen Halbinsel den Vortritt liess und es so vermied, dass Spanien mit seinem unendlichen, kräftezehrenden Blutabfluss Deutschland band, ausschöpfte und zuletzt zu einem Mexiko der deutschen Diktatur wurde. Die unvermeidliche Gegenleistung Italiens war die Preisgabe des Protektorates über Österreich, die Preisgabe der seinerzeit von Dollfuss, Starhemberg und Suvich gemeinsam aufgebauten Politik, von der der italienische Unterstaatssekretär 1934 gesagt hatte, sie sichere die Unabhängigkeit Österreichs auf Grund «unabänderlicher Direktiven».

Der Alp der Koalitionen

Unser Rundblick gilt nicht dem ganzen europäischen Gefüge; er sucht nur nach den Elementen, aus denen sich die Stärke der deutschen Diktatur bestimmen lässt. Das deutschitalienische Bündnis jedenfalls nahm Deutschland mindestens soviel, wie es ihm gab, indem es Deutschland in ebenso fremde wie gefährliche Konflikte hineinzog, z.B. in den englischitalienischen Streit; dabei musste Italien seiner Natur nach in mitteleuropäischen Konflikten immer ein unzuverlässiger Bundesgenosse bleiben. Der eine Fall illustriert eine viel allgemeinere Lehre, nämlich die, dass das ganze Spiel von Bündnissen und Gegenbündnissen für Deutschland auf die Dauer stets gefährlicher ist als für jedes andere Mitglied der europäischen Völkerwelt.

Bündnisse erzeugen Gegenbündnisse, und das Geheimnis guter Bündnispolitik ist es nicht, überhaupt Bundesgenossen, sondern eine Bündnis constellation zu finden, gegen die kein stärkeres Gegenbündnis möglich oder wenigstens wahrscheinlich ist. Weil alle für Deutschland denkbare Bundesgenossenschaft diese Gefahr des stärkeren Gegenbundes in sich birgt, darum war Bismarck vom «Alp der Koalitionen» bedrückt. Er musste widerwillig das Bündnis mit Österreich schliessen, das die Entfremdung von Russland besiegelte; er schloss den Bund mit Italien, der die Niederlage beschleunigte, indem er einen Bundesgenossen vortäuschte, wo schliesslich ein Feind war. Kein Bündnis hat überhaupt Wert, das auf stärkeres Gegenbündnis stösst; denn in diesem Fall muss der angreifende oder angegriffene Partner des schwächeren Bündnisses damit rechnen, dass seine Bundesgenossen aus Sorge um die eigene Sicherheit ihn im Ernstfall verlassen. In dieser Lage war Deutschland im Weltkrieg, wo im Wesentlichen nur der Bundesgenosse treu war, an dessen Seite es den Krieg begonnen hatte. Die klassische Wiederholung eines derartigen Unheilbündnisses wurde 1936 die Achse Rom-Berlin. Der sprachliche Ausdruck passte sich dem militärisch-technischen Zeitalter an, die Sache blieb dieselbe; es war das Bündnis mit einem verhältnismässig Schwachen, der nur durch seine Stellung als Dritter innerhalb der europäischen Gegensätze sich eine Rolle schaffen konnte. Ein Bündnis also, das damit rechnen musste, auf ein stärkeres Gegenbündnis zu stossen; das bedeutete unweigerlich im künftigen Ernstfall die Desertion der Bundesgenossen und das Alleinbleiben des Hauptbeteiligten, ob dieser Hauptbeteiligte nun Deutschland oder Italien sein würde. Denn Bündnisse gelten nach Hitlers eigener Definition nur solange, wie die Interessen beider Teile es gebieten. Schliesslich war das Bündnis Deutschlands mit Italien ein Bündnis mit einer

umkämpften und selbst von Feinden umgebenen Macht, die eher Deutschland in Konflikte hineinziehen als ihm aus ihnen heraushelfen würde.

Auch der Anschluss Japans an den Bund verstärkte nur Spinnwebe durch Spinnwebe. Die Interessen Japans im fernen Osten sind von so besonderer Art und mit europäischen Konflikten derart unvermischbar, dass auf eine Erfüllung der Bundespflicht durch das selbst politisch schwer belastete gelbe Kaiserreich mit keinerlei Sicherheit zu rechnen ist. Zweifellos ist die Sowjetunion für Japan eine Gefahr, und insofern sind gemeinsame Interessen mit der deutschen Diktatur bei deren heutiger Politik gegeben. Aber ob diese russische Gefahr, verdoppelt und verdreifacht durch die Todfeindschaft des sich konsolidierenden China gegen Japan, besser durch kriegerisches Zuschlagen oder durch Verständigung von Japan abgewendet oder gemindert wird, ist eine im Voraus von niemandem, auch von Japan selbst nicht, beantwortbare Frage. Im Falle eines Konfliktes zwischen Deutschland und einem isolierten Russland mag Japan die Frage mit ja beantworten. Erweisen sich jedoch die russischen Bündnisse als wirksam, gerät Deutschland gleichzeitig in Kampf mit Frankreich und dessen Bundesgenossen, gar mit England, dann wäre selbst der Dreibund Deutschland-Italien-Japan der Schwächere, und alle entsprechenden Folgen wären zu erwarten; zumal da die Sowjetunion in einem Kampf auf Leben und Tod im fernen Osten kein Zugeständnis scheuen würde, um sich den japanischen Gegner auf gütlichem Wege vom Rücken wegzuschaffen. In Japan war das als antikommunistischer Pakt eingekleidete Bündnis sehr umstritten, seine Kraft ist fragwürdig. Schliesslich hat der Vertrag automatisch und sofort alle Folgen gehabt, die von dem Bunde mit einer selbst an Feinden reichen Macht erwartet werden können; er hat das Misstrauen Englands und Amerikas gegen Deutschland vermehrt, die öffentliche Meinung beider Länder aufgeregt und die Beziehungen zum Mindesten abgekühlt. Bezeichnenderweise hat Italien sich an dem Bündnis nicht beteiligt.

Eine besondere, gewissermassen persönliche Schwäche von Hitlers Bündnispolitik war die Kampfstellung gegen die Sowjetunion, bezogen offenbar in der Hoffnung, dadurch die grossen bürgerlichen Länder des Westens auf seine Seite zu bringen. Im Grunde wurde das Fehlschlagen dieser Politik bereits eingestanden, als Hitler im März 1936 der Welt die bevorstehende Herrschaft des Bolschewismus in Frankreich verkündete. Obwohl diese Prophezeiung sich mindestens für längere Zeit als falsch erwies, drückte sie richtig die Tatsache aus, dass ein Bündnis des bürgerlichen Europa gegen die rote Gefahr vorläufig nicht zustande gekommen war. Umgekehrt hat die sowjetfeindliche Politik der Diktatur von Deutschland den einzigen denkba-

ren Bundesgenossen weggesprengt, der einer deutschen Bündnispolitik überhaupt Rückgrat geben konnte und dessen aktive Hilfe oder wohlwollende Neutralität an den meisten grossen militärischen Siegen der preussisch-deutschen Geschichte beteiligt war: 1763 am grade noch glücklichen Ausgang des siebenjährigen Krieges, 1813/15 am Erfolg der sogenannten Befreiungskriege und 1870/71 am deutschen Siege über Frankreich.

Auf die Dauer muss Deutschland aus den dargelegten Gründen in jedem Spiel der Bündnisse immer den Kürzeren ziehen. Doch das Bündnissystem war von Hitler lange vor seiner Kanzlerschaft zur Grundlage seiner Politik gemacht worden, und die abenteuerliche und überstürzte Machtpolitik vom Tage der Regierungsübernahme an trieb die deutsche Diktatur zwangsläufig auf die Bahn der Koalitionen und Gegenkoalitionen. Freiwillig bezog Deutschland fünfzehn Jahre nach dem Weltkrieg aufs Neue eine Kampfstellung in Europa. Späteren Historikern wird es klar sein, welcher Fehler dies war, und dass eine Fortsetzung der Verständigungspolitik auch unter Schwierigkeiten und Rückschlägen das Richtige gewesen wäre.

Denn Bündnispolitik kann Konstellationen ändern, aber der eigenen Länge keine Elle hinzusetzen. Bestimmte Kraftverteilungen in der Welt sind weder mit List noch mit Gewalt zu verschieben.

Friede durch Kraft

Wir fragten nach der Stärke des Schwerts, das über Europa hängt. Die Tatsachen zeigten, dass die deutsche Diktatur der alten Weltkriegskoalition heute so wenig gewachsen wäre wie einst das kaiserliche Deutschland. Sie zeigten weiter, dass der Teilkrieg des kurzen Stosses militärisch wenig Aussichten hat und durch das System der kollektiven Sicherheit Deutschland in die Katastrophe führen müsste. Die Frage nach dem Funktionieren der kollektiven Sicherheit blieb offen; um ihre Vervollkommnung oder Zerstörung geht seit vier Jahren der eigentliche politische Kampf. Die drei grössten Mächte der Erde, England, Frankreich und Amerika, beginnen ihre wirtschaftlichen Kräfte zu einem gemeinsamen Kriegspotential zu vereinigen, das, in den Dienst der kollektiven Sicherheit gestellt, jeden Krieg unmöglich machen würde. Zweifellos ist dies auch das Ziel der eingeleiteten Politik. Bereits heute ist mit diesem entstehenden Block die Sowjetunion verbunden, zahlenmässig zur Zeit die grösste Militärmacht der Erde. Die ihnen möglicherweise gegenüberstehende Koalition Deutschland-Italien-Japan ist absolut weit schwächer, vor

allem wirtschaftlich, d.h. also im langen Krieg unbedingt unterlegen. Beide Koalitionen sind in sich noch ungefestigt. Das Kräfteverhältnis lässt sich etwa an der Überlegung ablesen, dass vor einem realen Bündnis der Westmächte mit der Sowjetunion die deutsch-italienisch-japanische Koalition sich im Ernstfall sofort auflösen würde, schwerlich aber umgekehrt.

Der tiefere Sinn der Westkoalition ist die Erhaltung des Friedens an sich, nicht etwa nur die Verteidigung besonderer Interessen. Vielmehr: der Friede ist ihr besonderes Interesse; ein föderativer Aufbau Europas aus verschiedenen mächtigen, aber in wesentlichen Fragen gleichberechtigten Völkern ist der Zukunftsgedanke, der, manchem der Urheber vielleicht unbewusst, in der Politik der europäischen Westmächte steckt. Dieser von Wilson in den Vertrag von Versailles hineingebrachte Gedanke ist in vielen Einzelheiten furchtbar entstellt worden, und namentlich Deutschland, als Angreifer des Weltkrieges von den Siegern beargwöhnt und niedergehalten, hat unter den Entstellungen der Ideen Wilsons entsetzlich gelitten. Aber der Grundgedanke eines Friedens durch europäische Föderation blieb auch unter den Einschränkungen der Realpolitik lebendig. Deutschland hätte diesen Gedanken aufnehmen, ihn mit dem Gedanken einer sozial erneuerten Gesellschaft verbinden, ihm so die gestaltende Kraft geben und sich selbst an die Spitze der europäischen Entwicklung stellen können. Es hat dies nicht getan. Es hat unter der Diktatur sich gegen den Frieden gestellt. Die Westmächte blieben die Verteidiger einer Politik, die in aller Unvollkommenheit doch eine Politik des Friedens war. Dies war ihre Schwäche und ihre Stärke. Es war und ist vielleicht auch noch ihre Schwäche insofern, als sie um des Friedens willen zu Zugeständnissen, Opfern und selbst Demütigungen bereit waren. Es ist ihre Stärke, weil der Friede die grosse Sache dieser Zeit ist. Die deutsche Diktatur hat sich durch ihre Politik des Drohens und Erzwingens mit andern Diktaturen auf die Seite des Krieges gestellt. Das war ihr grosser Fehler.

Sie hat geglaubt, ihre Gegenspieler auf dem moralischen Felde schlagen zu können; durch kriegsartige Mobilisierung der nationalen Willenskraft mitten im Frieden. Es wird sich binnen Kurzem zeigen, dass kein Land Wunder tun kann, und dass schliesslich jede Mobilisierung die Gegenmobilisierung weckt. Die vollkommensten modernen Methoden politischer Wirksamkeit – angefangen von Propaganda und Bestechung bis zu Kraftentfaltung und Kriegsspiel ohne Blut – sind kein Monopol, sondern bedeuten allenfalls einen zeitlichen Vorsprung für ihre ersten Anwender. Was an ihnen technisch neu ist, muss zwangsläufig in absehbarer Zeit von der Gegenseite

übernommen und dort abermals mit Neuerungen weitergeführt werden; und wirklich neu sind, der neuen Massenzeit entsprechend, im Grunde nur Skrupellosigkeit und Mass der Anwendung. Wie die deutsche Diktatur ihre Methoden von den Schwarzen Hundert, von den Bolschewiki, von den Faschisten, von Hearst gelernt hat, so werden auch ihre Methoden von ihren Gegnern gelernt werden. Soweit sie eine Waffe sind, wird also der Waffenvorsprung mit der Zeit verloren gehen. Aber nicht das ist das Entscheidende. Die grosse politische Umwälzung unserer Tage hat die Völker, die sie zuerst traf, mit neuen und der Welt unerwarteten Kräften geladen; aber sie wird weitergehen, wird andere Völker erreichen, wird auch ihnen ihre Kräfte mitteilen, und sie werden dort jedenfalls frischer, vielleicht in Verschmelzung mit alten Reserven an politischer Erfahrung und Geübtheit wirksamer sein. Was sich auf der einen Seite als ein neues System von Befehl und Unterwerfung, als begeistertes Gewalterleiden, als suggestive Diktatur äusserte, wird an anderer Stelle zu einer neuen Form der Selbstführung von Völkern werden, zum grossen Schritt von der passiven zur aktiven Demokratie. Aber das gehört in ein neues Kapitel.

Jedenfalls: der Vorsprung, den die Diktatur durch ihren Anlauf zeitweise zu gewinnen schien, hat sich schon materiell als kürzer erwiesen, als viele glaubten; mit dem Vorsprung der moralischen Mobilisierung wird es ebenso gehen.

Schon im Frieden hat die Diktatur ihre materiellen Reserven bis aufs Letzte angespannt und ausgepumpt. Etwas Ähnliches tut sie mit ihren moralischen Reserven. Die dauernde Haltung eines Volkes im geistigen Alarmzustand bringt die Gefahr rascher Ermüdung im Ernstfall mit sich. Die geistige Kriegsförmigkeit des Friedenszustandes droht durch ihre dauernde Spannung jene seelische Schwungkraft zu lähmen, die im Kriege das Durchhalten ermöglicht. Schon im Weltkrieg war etwas Ähnliches zu beobachten. Der deutsche Elan des Angriffs von 1914 nahm rasch ab; die Kraft des Durchhaltens blieb lange, die Gesamtkurve aber ging zweifellos stetig nach unten, parallel mit der Abnahme der materiellen Kriegsmittel. Bei den Gegnern Deutschlands jedoch – von Russland abgesehen – wuchsen im Verlauf des Krieges Kriegswille und Waffenvorräte; erst 1917 warf England aufgrund der neu eingeführten Dienstpflicht grosse Heere auf alle Kriegsschauplätze, erst 1918 vollbrachte Frankreich seine Höchstleistungen militärischer und moralischer Art. Auch der nächste Krieg würde ein Kampf zwischen der Stosskraft der Diktaturen und den Reserven der Demokratien sein. Möge die Einsicht in das Kräfteverhältnis eine Wiederholung des frevelhaften Spiels von 1914 verhindern.

Zum Teil besteht die Stärke der Diktaturen darin, ihre Schwächen zu ver-

bergen. Sie selbst kennen sie wohl und sind auf alles gefasst. In einer Polizeischule bei Berlin ist 1937 ein «angenommener Ernstfall» geübt worden, der vielleicht mehr sagt als ein grosses Manöver. Die «Frankfurter Zeitung» vom 18. Januar 1937 hat in aller Unschuld darüber berichtet:

«Als wir hinkommen, beginnt eben die Übung. Etwa in der Mitte des Geländes stehend, beobachten wir, wie einzelne der Blauuniformierten behutsam über Erdschwellen herankriechen, sich in Mulden bergen, aufspringen, kurz laufen und wiederum den Schutz des Bodens suchen. Maschinengewehre knattern. Was geschieht? Man erklärt uns, welcher konstruierte Fall der Übung zugrunde liegt: Deutschland, so wird angenommen, befindet sich in einem Krieg. Agenten einer feindlichen Macht haben es verstanden, in einzelnen Betrieben Unruhen anzuzetteln. So halten sie auch das Kraftwerk besetzt, das die gegenüberliegende Seite des Feldes begrenzt. Ein Zug Polizei – eben jene, die wir unter Maschinengewehrfeuer sich heranpirschen sehen – hat deshalb die Aufgabe bekommen, das Werk anzugreifen. Solche Übungen unter erdachten Voraussetzungen werden abgehalten, weil der Polizeioffizier alles kennen und können muss, auch die Aufgaben eines Ernstfalles.»

Krieg... Agenten... Unruhen... So beurteilt die Führung ein Volk, von dem sie sagt, es stehe geschlossen hinter ihr.

33. Das Kommende

Die grössere Demokratie

Der Mann gegen Europa steht am Fuss der Mauer. Der Widerspruch hat ihn dorthin geführt; die Gewalt in der tyrannischen wie in der revolutionären Form ist bei ihm; die Macht der Tatsachen aber hängt über seinem Haupt, und wenn seine Kraft zur Vernichtung ausreicht, dann vor allem zu seiner eignen.

Mit ihrem Eintritt in die Weltprobleme beginnt die Krise der Diktatur. Ihre politische Mission endet vor der Unmöglichkeit einseitiger nationaler Lösungen. Solange zwar die Demokratien noch den Fehler der isolierten Verteidigung, des sich Verkriechens in eine vermeintliche nationale Sicherheit, des Wegduckens vor den Weltgefahren begehen, wird die internationale Politik von der sprengenden Formel der Diktatur beherrscht; sobald aber die Diktatur selbst das Lösungswort des Weltkampfes und der Weltordnung ausgibt, beugt sie sich vor der Macht herannahender Weltgeschichte, die sie trotz dieses Beugens vernichten wird.

Alle Probleme sind heute Weltprobleme, alle Gefahren sind Weltgefahren, und keine Rettung und Lösung kann etwas anderes sein als Weltrettung und Weltlösung. Die Welt aber, von der wir sprechen, nennen wir Europa, denn es ist die Heimat und der ewige Quell jener grossen, einfachen Ideale, die unverdunkelt als Leitsterne über der von Europa geformten Menschheit stehen: Nächstenliebe und Menschenrechte. Aus diesem Goldschatz unsrer Kultur sind alle grossen Gedanken geprägt, die dieser Welt eine bessere Gestalt geben werden: Friede, Freiheit, soziale Neuordnung.

Die Weltgrösse aller wichtigen politischen Fragen, die ihre Ursache in der Entstehung einer den Erdball umschliessenden menschlichen Gesamtgesellschaft hat, zeigt die Diktaturen im vollen Lichte ihres Widerspruchs gegen die Geschichte; denn der einzige Beitrag, den sie in ihrer nationalen Begrenztheit zur Lösung der Weltprobleme liefern können, heisst Weltherrschaft. Sie aber ist bei der heutigen Fortgeschrittenheit der Völker und der Verteilung der Kräfte auf dem Erdball unvollziehbar. Vielmehr schlägt mit

der immer tiefer ins Bewusstsein der Völker dringenden Erkenntnis von der Schicksalsgemeinschaft unserer Kulturwelt die Stunde einer neuen und grösseren Demokratie.

Das Unbehagen der Völker an der Demokratie entstand zum guten Teil aus dem dunklen Gefühl für die Sinnlosigkeit einer auf ein enges nationales Gebiet begrenzten Politik. Als ein psychologisches Massensymptom unserer Zeit wurde die Angst vor der Verantwortung für die riesenhaft gewachsenen Aufgaben moderner Politik erkannt, aber diese Angst erklärt sich nicht nur aus der absoluten Grösse der Aufgabe, sondern auch aus der Einsicht in die Unzulänglichkeit der zu ihrer Lösung bereitstehenden Mittel. Wie fortwährender Eingriff der Staatsaufsicht schliesslich in einer Gemeinde die Freude an der Selbstverwaltung tötet, so muss das Interesse des Bürgers an einer national begrenzten Demokratie erlahmen, wenn alle nationalen Entschlüsse schliesslich doch von übermächtigen Machtkonstellationen und Weltkatastrophen zerfetzt werden können. Grade das Schicksal der deutschen Demokratie in der Nachkriegszeit ist die eindrucksvollste Lehre; die nationale Ohnmacht des Reichs zerstörte das Interesse des deutschen Volkes an seiner frisch gewonnenen bürgerlichen Freiheit.

Die Schwäche der Demokratie entsprang aus ihrem Festhalten an national begrenzten Aufgaben, während alle grossen Probleme längst in internationales Mass hineingewachsen waren und nur noch in einer internationalen Ordnung gelöst werden konnten. Zur Bewältigung dieser internationalen Aufgaben wurden lediglich die altüberkommenen diplomatischen Maschinen in Gestalt eines sogenannten Völkerbundes in Bewegung gesetzt, was ungefähr dem Bau eines Tunnels unter dem Ozean mit Schaufel und Spaten gleicht. Die Mobilisierung des lebendigen Willens der Völker für das grosse Werk einer neuen internationalen oder zum Mindesten europäischen Ordnung ist auf demokratischem Wege bisher nicht gelungen, konnte in der dem Völkerbund gegebenen Form nicht gelingen und ist tatsächlich nur gelegentlich durch den Apparat der Völkerbundsligen in einzelnen Ländern und für einzelne Fragen versucht worden. Im Rahmen des bestehenden Völkerbundes ist eine demokratische Bewegung zur Ordnung Europas auf keinen Fall möglich.

Unzulängliche Gewalt

Europa bedarf aber der Ordnung. Sämtliche Diktaturen haben das begriffen, jede versucht, dieses Ordnungsbedürfnis für sich auszunützen. Einig in der Verbreitung der Legende von der zur Herstellung der Ordnung unfähigen De-

mokratie, wetteifern und streiten sie untereinander um den Vorrang, jede für sich zur Schaffung der europäischen Ordnung durch Gewalt berufen zu sein. Bald wirft sich der eine Diktator zum Schiedsrichter Europas auf, bald schiebt sich der andere als sogenannter Verteidiger des Abendlandes gegen den Bolschewismus vor ihn, bald wieder reisst der so Zurückgedrängte die neue, wirksame Parole unruhig, eifersüchtig und doppelt laut an sich. Uner-schütterter und unwandelbar aber bleibt diese Clique bei dem Grundsatz, den Herkunft, Natur und Können ihr diktieren, nämlich dem Grundsatz der Gewalt; Gewalt soll Europa ordnen, indem sie den blüten- und formenreichen Willen seiner Völker kahlschert und plattschlägt. Mit Eisen und süßem Gift fesseln und betäuben sie ihre Völker und wollen ganz Europa in die gleiche Art von Ruhe bringen; mit den modernen Mitteln der Gewalt, die zur körperlichen Unterdrückung die geistige Lähmung fügt, versenken sie den lebendigen Willen der Menschen im erstickenden Gehorsam der Massen. So erscheinen sie als Vollstrecker des beschriebenen geschichtlichen Entwertungsvorganges, der nunmehr bei der Zerstörung des letzten und höchsten Wertes angelangt ist: bei der Entwertung des Menschen.

Unzählige Male ist dieses Stadium in der Geschichte erlebt worden, stets hat die Natur der Dinge mit grausamer Konsequenz geantwortet. Je brauchbarer die Massen, desto wertloser die Menschen – dies ist unerbittliches Gesetz und Urteil über die Diktatur, und die glanzvolle Bildhaftigkeit ihrer äusseren Erscheinung kann weder diese Tatsache wegschaffen, noch ihre wachsende, höhlende und zerstörende Wirkung aufhalten.

Die Gewalt ist zu schwach, Europa zu ordnen, und dies würde sich bei jedem ernsthaften Versuch erweisen. Was in zweitausend Jahren europäischer Geschichte in einem noch halb schlummernden und seiner selbst wenig bewussten Europa niemals auf irgendwie nennenswerte Zeit gelang, wird in dem erwachten und zum Bewusstsein seiner Ganzheit gelangten Erdteil erst recht nicht gelingen. Europa ist unbrauchbar zur Beherrschung durch einen seiner Teile; es kann eine Einheit von Freien oder ein Bund von Gleichen sein, doch nie eine Gefolgschaft hinter Herren.

Europäische Bewegung

Das Bewusstsein der europäischen Einheit dringt mächtig in den Geist der Völker ein. Mit ihren unechten Friedensangeboten und Paktvorschlägen hat die deutsche Diktatur dem erwachenden europäischen Bewusstsein der Völker Rechnung tragen und es übertölpeln wollen. Es ist ihr nicht gelungen.

Sobald die Notwendigkeit einer europäischen Ordnung von den demokratischen Völkern voll erkannt sein wird, wird das Spiel der Diktaturen verloren sein. Denn diesem Volksgedanken sind sie in keiner Weise gewachsen, weder mit Waffen noch mit Worten, weder durch hermetische Abschliessung noch durch ein Trommelfeuer von Propaganda.

Eine Freiheitsbewegung zur Neuordnung Europas wird kommen. Sie muss nicht ersonnen werden, sie entsteht nicht durch Aufrufe. Echte politische Bewegungen zeigen sich nicht erst in Massenversammlungen, sondern sie existieren längst vorher als Denkvorgänge in den Menschen. Über Europa wird heute von allen Menschen unseres Erdteils nachgedacht.

Nein, es wird nicht nur nachgedacht. Dieses erste stumme Stadium ist schon überwunden. Gewaltige Volksmassen sind in den demokratischen Ländern in Bewegung geraten; unter verschiedenen Fahnen marschieren sie, gemeinsam ist ihnen das Bekenntnis zu Freiheit und Frieden, und alle tragen sie in sich, ausgesprochen oder unausgesprochen, den Willen zu einem freien und einigen Europa. Denn ihr Gefühl sagt ihnen, dass es keinen teilbaren Frieden und keine isolierte Freiheit gibt; dies ist die gewaltige und von den Völkern langsam, aber unaufhaltsam begriffene Lehre der letzten Jahre. Die Bewegung für den unteilbaren Frieden wird zu einer Volksbewegung werden und so den Frieden sichern. Sie wird Schritt für Schritt zu weiteren Erkenntnissen vorschreiten; wird sich Rechenschaft davon ablegen, dass der Friede nicht auf Beschlüsse, sondern auf Tatsachen gegründet sein und dass darum Europa aus einer Idee eine Gestalt werden muss.

Grundsätze

Diese Bewegung wird nicht aus Projekten und Rezepten entstehen, sondern aus der Logik der Tatsachen, die sich in den Menschen als Ideen widerspiegeln und dem praktischen Handeln Grundsätze geben. Nur solche von den ewigen Ideen geprägten, vom Druck der Zeit geprüften Grundsätze formen den Willen der Völker und führen zu Taten der Geschichte.

Diese mit leise gehobenen Wellenkämmen herankommende Bewegung entstammt dem Willen der breiten Volksmassen ganz Europas zum Frieden. Ihr Ziel darf nicht sein, den Krieg zu vermeiden, sondern ihn zu vernichten, indem sie seine Ursachen beseitigt, die in der Zersplitterung und Unordnung Europas liegen. Sie richtet sich direkt gegen das soziale Hauptübel des zwan-

zigsten Jahrhunderts, von welchem Jahrhundert ein deutscher Militärfachmann gesagt hat, es werde das Jahrhundert des Krieges sein. Sie erkennt im Krieg und in der Kriegsvorbereitung die Ursache wachsender Unfreiheit der Menschen in allen Ländern, und sie erkennt andererseits in der Unfreiheit der Menschen die gefährlichste Verlockung für die Regierungen, zum Kriege zu schreiten. Eine ihrer wichtigsten Tatsachen ist es, dass der Friedenswille breiter Massen auch und grade in den Diktaturländern das bisher stärkste Hindernis für den Krieg gewesen ist. Das Hindernis wird dann vollkommen sein, wenn jede Regierung sicher weiss, dass, wer zum Kriege schreitet, stürzt.

Die Bewegung kann ihr Ziel nicht erreichen, indem sie den Verteidigungswillen einzelner Länder schwächt, sondern indem sie den Verteidigungswillen Europas stärkt. Das Bewusstsein europäischer Einheit kann aber in den Völkern nicht wirksam werden, solange die Scheidung in grosse und kleine, starke und schwache, bevorrechtigte und minder berechnigte Nationen besteht. Diese Zersplitterung des Rechtsgefühls der Völker ist eine entscheidende Ursache des modernen Nationalismus in seiner gewaltigen und imperialistischen Form. Der Grundsatz des gleichen Rechts für alle hat auch im Völkerleben zu gelten. Über die Schwierigkeiten seiner Durchsetzung darf es keine Illusionen geben, dennoch ist er als Ziel festzuhalten. Die ihm entgegenstehenden Hindernisse sind übrigens brüchiger, als viele glauben. Wir leben in einem Zustand dauernder Welterschütterung, in dem sehr schnell aus Starken Schwache und aus Schwachen Starke geworden sind und werden können; die Erkenntnis, dass eine feste Rechtsordnung grosser Macht vorzuziehen ist, wird sich schliesslich durchsetzen. Die Ausbeutung schwacher Nationen durch starke vermittels unreeller Wirtschaftsverträge, Kreditsklaverei oder betrügerischen Bankrotts ist eine wichtige Ursache des europäischen Unfriedens, ihre Beseitigung eine wichtige Voraussetzung für die wahre Befriedung Europas. Das internationale Faustrecht der Starken, ausgeübt unter Berufung auf eine angebliche nationale Ehre, hat, wie im Privat-, auch im Völkerleben zu verschwinden. Gleiches Recht für alle ist Ehre genug für jeden.

Die Bewegung muss sich die wirtschaftliche Einheit Europas zum Ziel setzen. Sie muss davon ausgehen, dass heute weder im sozialen noch im internationalen Leben die blosser Niederlegung von Grenzen und Hemmungen genügt, sondern dass eine planmässige Neuverteilung der wirtschaftlichen Aufgaben in einem möglichst grossen europäischen Raum notwendig ist. Sie hat sich darüber klar zu sein, dass dieses Ziel nicht durch blosser Propaganda, durch Konferenzen und diplomatische Beschlüsse, auch nicht durch Aufstellung eines noch so sorgfältigen Projektes zu erreichen ist, sondern nur durch

allmähliches wirtschaftliches Zusammenschmelzen der Länder in voraussichtlich jahrzehntelanger gemeinsamer Arbeit. Ausgangspunkt könnte ein europäisches Gemeinschaftswerk grössten Stils sein; als solches käme gemeinsame internationale Erschliessung grosser Kolonialgebiete in Betracht, unter gemeinsamem grosszügigsten Aufgebot von Menschen, die sich eine Zukunft bauen wollen, und von Kapital, das auf den engen Märkten Europas keine produktive Anlage mehr findet. Wie ein Golfstrom würde ein solches Werk die ganze europäische Wirtschaft befruchten. Auch hier erscheinen die Hindernisse zur Zeit noch riesengross und fast unüberwindbar, aber auch hier wird die dauernde Umschichtung der Machtverhältnisse in der Welt das Unmögliche in vielleicht naher Zeit möglich machen. Weder die Neuaufteilung der Kolonien zwischen den imperialistischen Ländern unter Benachteiligung der kleinen Nationen, noch der alte Grundsatz der offenen Tür kann das Kolonialproblem befriedigend lösen, sondern nur die Europäisierung der Kolonien. Keine Souveränität muss und darf angetastet werden. Eine europäische Kolonialgemeinschaft soll grade zeigen, dass überhaupt europäische Gemeinschaft die Nationen nicht einschränkt, sondern Kraft und Glück aller erweitert, indem sie Feindschaften und Sperren zwischen ihnen beseitigt, gemeinsame Kraft dort ansetzt, wo die des Einzelnen nicht ausreicht. Sie soll die Selbstzerfleischung Europas, die vor den Augen und zum Teil mit Hilfe der nichteuropäischen Völker erfolgt, durch Zurückdrängung der imperialistischen Interessen beenden helfen. Sie soll dazu beitragen, dass die unvermeidlichen grossen Neubildungen in der Welt sich im Zeichen der grossen europäischen Ideale vollziehen; sie soll mitwirken, dass die Weltherrschaft der weissen Rasse sich in die Weltherrschaft der europäischen Kultur verwandelt. Sie soll nicht die Macht der Staaten vergrössern, sondern das Glück der Menschen.

Die Bewegung schafft sich ihren politischen Ausdruck, indem sie sich ein Völkerparlament, gebildet aus frei gewählten Vertretern aller Nationen, zum Ziel setzt. Es soll die Konferenz der Diplomaten und sonstigen Beamten in Genf ablösen. Freiheit der Volksentscheidung muss die Grundlage des Verkehrs der Völker miteinander sein. Mit diesem Gedanken wird die Bewegung auch in die Länder der Diktatur hinüberschlagen, und keine Polizeikünste werden sie daran hindern. Denn in Wahrheit bestand bisher der Schutz der Diktaturen gegen fremde Ideen weniger in dem luftdichten Abschluss an der Grenze, als in dem moralischen Überdruck, den die siegreiche Propaganda der Gewalt dem Eindringen demokratischer Gedanken entgegensetzen konnte. Wenn aber Europa erst durch den Gedanken der demokratischen Einheit in Bewegung gerät, wird kein Land unbewegt bleiben; und wer sich starr macht, wird zerbrechen.

Die Bewegung wird nur dann zum Ziel kommen, wenn sie eine Bewegung der Jugend wird. Die Jugend ganz Europas leidet heute unter ihrer nationalen Eingeschlossenheit, unter der Einsperrung in unzureichendem Volksraum mit verstopfter Laufbahn und verschütteter Zukunft. Künftig soll dem jungen Europäer ganz Europa offenstehen. Aus den heutigen zaghaften Anfängen von Schüleraustausch und internationalen Ferienreisen muss eine alle Volksschichten erfassende europäische Jugendbewegung werden, von den Nationen planmässig gefördert und auf längere Fristen ausgedehnt. Jeder heranwachsende junge Mensch soll Gelegenheit haben, durch Austausch von Familie zu Familie, von Organisation zu Organisation, von Volk zu Volk fremde Länder kennen zu lernen und den Blick für den Zusammenhang Europas zu gewinnen. Eines Tags wird es möglich sein, dem jungen Menschen bis etwa zu seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr das Recht zu geben, sich in Europa seine künftige engere Heimat zu wählen. Bahn frei der Jugend durch Europa!

Die Bewegung umfasst als einen ihrer wichtigsten Bestandteile die deutsche Opposition. Diese ist grösser, tiefer und inhaltreicher als die bis heute sichtbaren Organisationen. Die deutsche Bewegung ist der politische Ausdruck der im deutschen Volke langsam und oft gegen inneres Widerstreben sich durchsetzenden Erkenntnis, dass die Diktatur das Volk in die Katastrophe treibt. Die deutsche Bewegung hat die Aufgabe, Deutschland vor dem Kriege zu retten. Sie kann das nur tun als Bestandteil einer grösseren Bewegung, die ein neues Europa zu schaffen und Deutschland darin in Frieden und Freundschaft seinen Platz zu geben vermag. Sie muss imstande sein, das deutsche Volk aus der von fast allen seinen Regierungen und zumal von der Diktatur genährten Täuschung zu reissen, als ob es in einer Welt von Feinden lebe, die es vernichten wollen und deren es sich nur mit Gewalt und durch dauernde Friedensstörungen erwehren könne. Diese betrügerische Suggestion kann nur durch die lebendige Tatsache eines grossen und auch für Deutschland zukunftsreichen europäischen Gedankens gebrochen werden. Es wird sich dann zeigen, dass eine Bewegung nicht durch Künste der Propaganda siegt, sondern durch starke Gedanken, die auch von keiner Grenzabschliessung und keinem Terror auf die Dauer aufgehalten werden können. Die deutsche Bewegung muss ohne Beschönigung der geschichtlichen Tatsache Rechnung tragen, dass Deutschland sich einer gewalttätigen und unsittlichen Despotie zunächst ohne sichtbaren Widerstand unterworfen hat und erst durch den Anblick der fürchterlichen Folgen zur Besinnung kommen wird. Sie hat anzuerkennen, dass die Geschichte sich anschickt, durch eine harte Lehre im deutschen Volke erst das Verständnis für den Wert der Freiheit zu

wecken; sie hat alles zu tun, um durch Lehre, persönliches Beispiel und Tat dieser Erkenntnis zum Durchbruch zu verhelfen. Die Gewalt wird nicht der Gewalt weichen, sondern dem Willen der Völker, vor allem dem des eigenen. Darum muss die deutsche Bewegung alle Kräfte sammeln, die ohne Hintergedanken das deutsche Volk vor dem Kriege und der dann sicheren Vernichtung retten, ihm durch Freiheit den Frieden bringen und es gemäss seiner Kraft und seinen grossen Eigenschaften aus einem Schrecken zu einer Hoffnung der Welt und zu einem geliebten Gliede der europäischen Völkergemeinschaft machen wollen.

Die Bewegung kämpft für die Freiheit. Dieses Ziel fasst alle Ziele in sich. Der freie Wille des einzelnen Menschen ist das höchste politische Gut. Ihm dient die Gemeinschaft, ohne ihn zerfällt sie; denn die Freiheit des Menschen ist der höhere Zweck, der der Gemeinschaft erst den Halt gibt. Die von der Bewegung ergriffene und durchdrungene Gemeinschaft hat darum den freien Willen des Menschen zu wecken, nicht ihn in Gehorsam zu ersticken; denn ihre Aufgabe ist es, den Menschen zu erhöhen, nicht ihn zur Beherrschung brauchbar zu machen. Der Mensch will fortschreiten und aufsteigen; dieser Trieb macht ihn erst zum Menschen, er enthält seine Bestimmung, und das Dichterwerden der Gemeinschaft im Kampf und Leid der Geschichte, die zunehmende Beherrschung der Natur, das engere Zusammenkommen der Menschen von Pol zu Pol sind Stufen des menschlichen Aufstiegs zu höherer Art. Diese höhere Art, dieses ewig über uns schwebende, nie erreichte, aber mit Zauberkraft ziehende Ziel nennen wir Freiheit. Alle Gemeinschaft hat nur den einen Sinn, uns ihr zu nähern; darum muss jede Gemeinschaft zuletzt verdorren und an Zwecklosigkeit sterben, in der die Freiheit als letztes Ziel nicht mehr gilt. Nur ein von seinen Bürgern in Freiheit gewollter Staat verdient und behält seine Existenz; die Zerstörung des freien Willens durch körperlichen Zwang oder seelische Verfälschung beraubt die Gemeinschaft ihrer lebendigen Kraft, macht den Staat zum letzten Gehäuse und zum sicheren Opfer der nächsten frischen Gewalt.

Die Träger der Freiheit

Die Bewegung muss die Menschen nehmen, wie sie sind; aber sie darf sie nicht lassen, wie sie sind. Denn nicht die Zustände, sondern die Menschen sind wichtig. Freiheit besteht nicht in Gesetzen, Wirtschaftsordnungen oder weisen Machtverteilungen, sondern im Willen der Menschen zum Höheren. Alles andere sind nur Methoden, als solche im Fluss der Zeit wandelbar, fort-

während der Kritik und Revision unterworfen; der Wille des Menschen aber, sich stets von seinem jeweiligen Zustand zu befreien und zu einem höheren zu gelangen, ist das Stück Ewigkeit in der unbeständigen Geschichte der Menschheit. In verhältnismässig wenigen ist dieser Wille ein den ganzen Menschen durchleuchtendes Feuer; in vielen bricht er von Zeit zu Zeit immer wieder durch; in allen schlummert ein, wenn auch noch so kleiner Funke von ihm; fast keiner, der ihn nie gespürt hätte. Auf diesen Menschenwillen kommt es an, nicht auf Programme und Massnahmen. Diese sind Mittel zum Zweck; der Zweck aber ist der neue Mensch. Der neue Mensch entsteht nicht in der Baumschule einer wohl ausgerechneten neuen Gesellschaftsordnung, sondern die neue Gesellschaftsordnung entsteht durch ihn; er selbst aber wird gebildet und geläutert in der Glut der grossen kommenden Freiheitsbewegung. Diese wird eine Revolution im Menschen und durch den Menschen sein.

Sie wird nicht mit Fronten, Märschen und gellenden Signalen daherkommen. Gewiss, sie wird kämpfen und, wo es sein muss, das Höchste einsetzen; aber ihre Bedeutung liegt nicht in dem, was sie überwindet, sondern in dem, was sie erschafft.

Sie wird nicht den törichten Versuch einer Nachahmung des Gegners machen; denn wenn sie beim Gegner etwas gelernt hat, dann dies, dass er seine wirklichen Erfolge gerade nicht der Nachahmung verdankt. Sie wird grössere Formen und stärkere Gesten finden als das Marschieren in Viererreihen und das Schlagen mit Knüppeln. Denn sie will nicht herrschen, sondern befreien; sie fordert aus Nächstenliebe die Menschenrechte; sie verlangt die Einheit Europas, um den Menschen dieses Erdteils eine erhöhende gemeinsame Aufgabe und der Jugend eine hoch über der Gegenwart liegende Zukunft zu geben.

Diese Bewegung kommt von innen her. Sie ist notwendig, in vielen Herzen rührt sie sich, so oder so wird sie Gestalt werden. Die am stärksten schon von ihr ergriffen wurden – sie sind die Träger der Freiheit. Mögen sie sich zusammenfinden, ihre Verantwortung erkennen, die Aufgabe ergreifen und handeln.

Dann wird die Bewegung auch über den Mann hinweggehen, der versucht hatte, gegen Europa zu sein. Sie wird Europa schaffen, indem sie die Europäer verändert.

Ende.

DOKUMENTE

Nach: _____
Bundesland: _____
Polit. Bezirk: _____
(Stadt mit eigenem Statut)

Diözese: _____
Pfarre: _____
Letzte Post: _____



Geburts- und Tauffchein

dem hiesigen Geburts- und Taufbuche, Tom. 215, Folio: 152

wird hiemit amtlich bezeugt, daß

im (der) (Stück) Nummer Verband 219 (neu 89)

am (in) (Ort) Pranitz... am 6. April 1889 Eintaufend
sechshundert achtzig und zwei (in Jahren) 1889

geboren und am (Datum und Jahr) 12 April 1889 um 3 1/2

von hochw. Herrn Ignaz Pöschl aus Kauf. Burg Braunau

nach römisch-katholischem Ritus getauft wurde (Vor- und Nachname):

Josef Pöschl

ein(e) off. jur. Sohn des

Vaters Josef Pöschl & Johanna Pöschl

und der Mutter: Anna des Johannes Pöschl geb. in Wien

geb. in der Gemeinde geb. Pöschl off. jur. Tochter

Daten: Wohnort: in Braunau Pranitz am 6. April 1889

Anmerkung: geboren in Braunau

Urkund dessen die eigenhändige Unterschrift des Gefertigten und das beigedruckte Amtssiegel

_____ am _____ 1889 _____

Pfarrer:

* Vor- und Zunahme, Religion, Charakter, Tag und Jahr der Geburt, Geburts- und Taufordnungsnummer

U. B. 1889-90 426 Preis und Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei in Wien, Nr. 11 2320 30



Hitlers Mitgliedskarte bei der (nationalsozialistischen) Deutschen Arbeitspartei

Bei einem vorübergehenden Austritt Hitlers 1921 wurde die Karte durchschnitten



Das Plakat zur Gründungsversammlung der NSDAP. Hitlers Name nicht erwähnt!

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei

In teuflischer Schlaubeit

haben es die Vertreter des Prinzipes der Freiheit der kleinen Nationen, der Weltabrüstung, des Völkerbundes und Weltfriedens, verstanden, unser Volk durch zwei Jahre hindurch mit allen möglichen Phrasen taub und blind zu machen. Ein zweijähriger

Schwindel von Biederkeit

und Friedensheucheleien mußte unser Volk erst reif und mürbe machen zu dem, was und jeht bevorsteht.

Wer glaubt jeht noch daran, daß es England jemals darum zu tun war, die Freiheit der kleinen Nationen zu achten, da es einem der größten Kulturvölker dieser Welt, das war Deutschland und das ist es auch heute noch, den letzten Rest von Freiheit raubt?

Wer glaubt auch heute noch, daß Frankreich den deutschen Militarismus je bekämpfte, nur um Deutschland frei zu machen und der übrigen Erde das Blut der allgemeinen Abrüstung aller Nationen zu sichern?

Wer erkennt noch nicht, daß Frankreich und England uns ja erst wehrlos machen mußten, um uns so rechtlos machen zu können, Spaas und Versailles nicht nur anzunehmen, sondern selber noch zu unterzeichnen? Und wer ist endlich auch heute noch so kindlich harmlos, um nicht einzulehen, daß dieses England, das in planmäßiger Teufel in ewigen Revolutionen Irlands Volk zum Tode heht und in kaum 80 Jahren zur Hälfte ausgerottet hat, das Indien ebenfalls als alten Kulturstaat, der, weiß Gott nicht mißbilligt war, und die Freiheiten der kleinen Nationen bedrohte, ausgeauert und auspreßt; daß dieses Frankreich endlich, das im Namen der Kultur Hunderttausende von schwarzen Afrikanern auf die europäischen Schlachtfelder schleifte und sie heute noch als Bringer einer höheren Zivilisation der rheinischen Kultur als Senterrechte aufzwingt; wer ist auch jeht noch so wahnsinnig zu glauben, daß von Sklavendollern anderes zu erwarten ist, als Sklaverei?

Und auch fordern wir jeht auf. Wer Sklave sein will, der werde es und beklage sich aber nicht über Not und Elend. Wer leben will, der komme und protestiere dagegen, daß man uns die Möglichkeit zum Leben raubt.

Wenn 60 Millionen, Mann und Weib, vom Greise bis zum Jungen, in einmütiger Entschlossenheit erklären, wir wollen nicht, dann soll der Wille dieser Millionen uns zum mindesten eines sichern, die Achtung, die man dem verweigert, der die Peitsche küßt, die ihn schlägt.

Auch wir sind Menschen und keine Hunde

Die 60 Millionen aber sollen auch einer Reichsregierung zum klaren Bewußtsein bringen, daß es diesmal kein Verhandeln gibt, sondern daß

Wer verhandelt, stirbt.

Vollsgenossen! Heute Donnerstag, den 3. Februar 1921, fordern wir auch auf, kommt abends 8 Uhr alle in die

Riesenprotestkundgebung

gegen die Vergewaltigung einer hundertjährigen Zukunft unseres Volkes in den

Zirkus Krone

Es wird sprechen Herr Adolf Hitler über:

„Zukunft oder Untergang“

Erscheint alle ausnahmslos, Hand- und Kopfarbeiter, Arbeiter und Studenten, Beamte und Angestellte, alle, denen endlich auch die Überzeugung aufgedämmert ist, daß uns auf dieser Welt kein Teufel hilft, wenn wir uns nicht selber helfen.

Ausprache findet keine statt. Zur Deckung von Saal- und Materialkosten D. 1.— Eintritt.

Beginn 8 Uhr abends. Ende 10 Uhr 15 Minuten.

Kriegsbeschädigte frei.

Juden ist der Zutritt untersagt.

Einberufer: Für die Parteileitung H. Dregler.

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei

Selbst Sowjet-Rußland!

Ein Ruf, der heute über die ganze Welt gellt.

3 Jahre sind kaum vergangen, seit die jüdischen Apostel des Zukunftsstaates in Rußland den Menschen das Paradies auf revolutionärem Wege zu bringen versprochen.

Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit

Glück und Brot, Fortschritt und menschliche Kultur sollte in einem unerreichten Musterbeispiel den Völkern der Erde vorgeführt werden.

Ein Schwarm von jüdischen Partisekretären und Berufsdemagogen wurde nicht müde, diesen Wunderstaat menschlicher Zufriedenheit immer wieder von neuem zu schilbern und zu preisen.

Reaktionärer Volksfeind — Rückschrittlicher Kapitalistenbund

hieß man die ungläubigen Zweifler an diesem Segen
Und heute!

Sowjet-Rußland ist zur Wüste geworden!

Es kann nun nicht mehr länger verheimlicht werden, daß der größte Agrarstaat der Welt zum größten Friedhof der Menschen wurde.

Während nun aber Millionen russischer Arbeiter, von Hunger und Verzweiflung zermürbt, sich von den Städten auf das ebenso hungernde Land wälzen und dennoch elend verkommen, wälzt sich der Strom der Verderber dieses russischen Volkes, brillant beladen, nach dem Westen Europas, nach Deutschland und der Schweiz.

Was aber soll Deutschland tun?

Wir deutsche Nationalsozialisten fordern, daß dem russischen Volke Hilfe zukomme, aber nicht durch Unterstützung seiner derzeitigen Regierung, sondern durch die Beseitigung seiner heutigen Verderber. Wer heute für Rußland spendet, gibt nicht für den russischen Arbeiter, sondern für seinen Ausbeuter, den jüdischen Kommissär.

Deutsche Volksgenossen, kommt Donnerstag, den 4. August 1921, zur großen öffentlichen Riesentundgebung in den Zirkus Krone

Redner: Herr **Adolf Hitler** über

„Das sterbende Sowjet-Rußland!“

Beginn der Versammlung 8 Uhr abends. Juden haben keinen Zutritt.

Zur Deckung der Saal- und Plakatunkosten M. 1.— Eintritt.

Kriegsbeschädigte frei. Einberufer: Für die Parteileitung Anton Drexler

Das Kampfblatt der nationalsozialistischen Bewegung Großdeutschlands ist der „Völkische Beobachter“, München, Thierschstraße 15. Inhalt der nächsten Nummer: „Der Pogrom am deutschen und russischen Volke“ — „Hochfinanz und Weltrevolution.“

Denk dir
dass du die besten
wählst!

by Hean

Handschrift 1926

Liebe ganz
Frank!

Frank!

24/0er.
6973

Handschrift 1933

Namensregister

A

Abegg, Dr. Wilhelm 226, 227, 238, 239
Albertz 460
Alvensleben, Werner von 256, 328
Amann, Max 289, 291, 292, 293, 301, 350,
496, 497, 499
Amann, Frau 292
Amuschel 458
Anastasia, angebl. Zarentochter I 295
Arco-Valley, Graf Anton 120, 154
Arnold, Karl
Asmussen 460
Attlee 555, 556, 557
Auer, Erhard 114
August Wilhelm, Prinz von Preussen 327,
328, 347
Aust 204

B

Badeni 30
Badoglio 583, 584
Baeumler, Alfred 181, 182
Baldwin, Stanley 550, 552, 554, 556, 559
Baligand, von 47
Ballerstedt 92, 121, 159
Ballin, Albert 74
Bally 120, 181
Bang 209, 210
Bär
Barmat 264
Barthou, Louis 331
Bechstein 105, 116, 170, 204
Beck

Beck, Fritz 349
Becker 204
Beimier, Hans 320, 454, 455, 456
Berchtold, Josef 49, 82, 115, 170, 180,
337, 338, 504
Berchem, Freiherr von 132
Bernhard, Georg 200, 201
Bethmann-Hollweg 132
Beulwitz, von
Biskupski 204, 295
Bismarck 14, 30, 80, 108, 188, 294, 444,
494, 495, 532, 548, 560, 615, 693
Blank, Herbert 606
Blomberg, von 256, 348, 410, 486, 489,
557
Blüher, Hans 183
Blum, Leon 546
Boch 234
Böckel 74
Boese 509, 510
Böhm 460
Böhm-Bawerk, Eugen 31
Bolz 239
Borsig, Ernst von 204, 206, 209
Bosch, Carl 251
Bose, von 325, 349, 521, 522
Bracht, Dr. 239
Bracke 367
Brandmayer
Brauer 317
Braun, Otto 5, 237, 248, 249
Bredow von 348, 475, 478
Breiteneder
Bressart, Felix 277

Bouhler, Philipp 185, 365
Brinsteiner, Dr. 262, 263
Brockdorff-Rantzau, Graf 296
Bruckmann, Hugo 204
Bruckmann, Frau Eisa 204
Brückner 127, 155, 159, 164, 172, 247,
274, 337
Brüning, Dr. Heinrich 193, 219, 220, 224,
225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 233,
234, 235, 237, 238, 243, 245, 425, 514,
517, 520, 527, 607
Buch, Walter 179, 311, 339, 341, 343
Buchrucker 133
Bülow, von 367
Bürger 310
Buttmann, Dr. 169, 521, 522

C

Cäsar 183, 275, 307, 397
Cerny (siehe Stolzinger-Cerny)
Chamberlain, Sir Austen I 556
Chamberlain, Houston Stewart 59, 64, 79,
105
Chamberlain, Neville I, 552
Churchill, Winston I, II 552
Ciano, Graf I, 379
Cichini, Edler von 24
Class, Heinrich 76
Cantacuzene (siehe Frau Elsa Bruckmann)
Clemenceau I. 51, 534
Cohrs 364
Coue 80
Cailag, Anna 35
Cuno, Wilhelm 129, 295
Czech-Jochberg 118

D

Daladier 588
Darré, Reinhold Walther 315, 407, 446,
449, 483, 504
Dawes 126
Decker, Eva Maria 17
Delmer, Sefton 523
Deterding, Sir Henry 207
Detten, von 325, 346, 347, 349,

Dickel, Dr. 116
Dickens 599
Dietrich, Josef 337, 353, 378, 488
Dietrich, Dr. Otto 202, 203, 225, 230, 245,
252, 274, 337, 339, 341, 497
Dimitroff 157, 297, 318
Dingfelder. Dr. 86, 87
Dinter, Dr. Arthur 169, 311, 315
Ditmann, Wilhelm
Dodd 313
Doerfler 177
Dolle, Heinrich 102
Dollfuss 606, 614, 59, 358, 360, 362, 363,
364, 366, 367, 368, 369, 370, 372, 373,
374, 375, 376, 377, 378, 380, 381, 382,
384, 385, 386, 387, 388, 389, 390, 391,
393, 407, 409
Dreesen 334
Drexler, Anton 32, 78, 81, 82, 83, 84, 85, 86,
102, 115, 116, 117, 125, 135, 154, 168,
176, 177, 288, 293, 315
Duesterberg 134, 256, 515 f.
Duisberg, Dr. Carl 231, 251
Duff Cooper 252, 557
Dünkelsbühler, Rechtsanwalt I
Dürr, Ministerialrat 159

E

Eberlein 566
Ebert, Friedrich 60, 61, 62, 65, 109, 110, in,
118, 131, 144, 172, 235, 467
Eckart, Dietrich 63, 64, 84, 85, 86, 102, 103,
105, 110, 111, 113, 115, 116, 117, 125,
155, 170, 173, 204, 288, 293, 310, 459,
498
Eden Anthony 550, 552, 553, 557, 569, 570,
571, 572
Ehrhardt 110, 119, 120, 152, 191, 208
Eicke 320
Eisner, Kurt 120, 152, 154, 304
Eltz von Rübenach 348, 494
Engels, Friedrich 73, 560
Epp, von 65, 101, no, 115, 124, 125, 151,
204, 216, 289, 313, 315, 337, 513
Erbsmüller 320

Ernst August, Herzog von Braunschweig
407
Ernst, Karl 190, 291, 328, 334, 345
Erzberger 120, 191
Escherich 115, 208
Esser, Hermann 81, 91, 103, 113, 115, 116,
117, 121, 161, 164, 168, 169, 170, 173,
175, 176, 187, 188, 199, 278, 283, 288,
286, 311, 363, 524
Esser, Frau Hermann 176, 283
Eulenburg, Fürst 283

F

Faulhaber, Michael von 144, 155, 158, 521
Feder, Gottfried 31, 67, 68, 81, 85, 103,
115, 116, 169, 175, 190, 210, 216, 223,
245, 246, 247, 248, 281, 304, 305, 524,
595
Feuerbach, Ludwig 73
Fey 384, 387, 388
Fichte, von 222, 389, 390
Fischer, Cuno 295
Flandin, Pierre-Etienne 557, 558, 564, 565,
567, 569, 570, 571, 572, 573
Florian 203
Foch 560
Fock, Baronesse Karin (siehe Göring, Frau)
Förtsch 466, 473, 479, 484, 485, 486, 491,
589
Forck 460
Ford, Henry 205
Franco 587
Francois-Poncet 336, 567, 330
Frank, Karl Friedrich von 16
Frank, Philipp 521
Frank Dr. 90, 179, 264, 362, 363
Franz Ferdinand, Erzherzog 37
Frauenfeld 361, 375
Frick, Dr. 112, 117, 136, 155, 158, 159,
168, 169, 170, 183, 240, 241, 245, 247,
288, 289, 350, 353, 373, 410, 411, 425,
452
Fricke 460
Fried, Ferdinand 196

Friedensburg 518
Friedländer 304
Friedrich 149
Friedrich der Grosse 188, 183, 267, 493
Friedrich Wilhelm I. 188
Friedrich Wilhelm, Kronprinz 299
Fritsch, Freiherr von 479, 481, 490, 602,
603
Frundsberg, Georg von 290
Fuchs, Georg 205
Funk, Dr. Walther 224, 240, 265, 273, 274,
276, 493, 497
Futterweid 364

G

Gambetta 132
Gansser, Dr. Emil Garbo, Greta 266
Gareis 120
Gayl, Freiherr von 235, 238
Gebhard, Dr. med. Karl 151
Gehrt 346
Geister 392
Gempp 319
Gengier 186
George, Stefan 182, 301, 302
Gerlich, Dr. Fritz 298, 350
Geyer 127
Giehrl 81
Glaser, Dr. Alexander 350
GlaslHörer, Anna 19
Glasl, Josef 19
Glass 382, 391
Gobineau 64, 358, 597, 528
Goebbels, Dr. Paul Joseph 85, 91, 113,
116, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 183,
185, 192, 197, 199, 202, 210, 212, 213,
214, 215, 222, 225, 229, 230, 231, 233,
234, 235, 238, 240, 241, 243, 244, 245,
246, 248, 251, 256, 257, 266, 274, 275,
275, 276, 284, 288, 293, 296, 297, 300,
301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 310,
314, 324, 325, 326, 328, 329, 330, 335,
337, 339, 34 L 345, 459, 482, 488, 491,
492, 493, 494, 497, 498, 500, 501, 502,

- 504, 523, 524, 557, 558, 604, 605, 606, 607
- Goebbels, Frau Magda 304, 305
- Goethe 9, 166, 270, 358, 505
- Goltz, Freiherr von der 93, 208, 526
- Gömbös 376
- Göring, Hermann 88, 106, 123, 127, 130, 133, 140, 147, 157, 161, 164, 176, 199, 202, 215, 224, 226, 229, 234, 235, 240, 241, 243, 245, 246, 248, 256, 274, 284, 294, 296, 297, 298, 299, 300, 308, 310, 315, 318, 319, 324, 325, 326, 328, 329, 330, 33h 333, 334, 336, 337, 338, 340, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 350, 412, 421, 424, 425, 426, 442, 446, 452, 458, 477, 478, 481, 487, 488, 489, 500, 501, 502, 503, 504, 515, 516, 518, 557, 588, 589
- Göring, Karin 106, 224, 297, 299
- Göschl, Anna Maria 17
- Götz 456
- Graefe, Albrecht von 147, 164, 176
- Graf, Ulrich 138, 147, 179
- Grammacini, 66
- Grandeï 204
- Gregor 204
- Greiner 35
- Gröber 28
- GrohZ 315
- Groener, Wilhelm 219, 226, 227, 228, 233, 234, 237, 238
- Gruber, Kurt 191
- Gruber, Max von 263
- Grzesinski 200, 239, 240
- Gundolf, Friedrich 301, 304, 313
- Gürtner 120, 155, 159, 165, 167, 286, 352
- H**
- Habicht, Theo 361, 364, 366, 373, 374, 375, 377, 382, 393
- Habsburg, Dynastie 14, 30, 44, 110, 358, 360, 369, 532
- Hagen 275
- Halifax, Lord 544
- Hammerstein-Equord, Freiherr v. 223, 348, 479
- Hammitzsch, Martin 494
- Handschuck 458
- Hanfstaengl, Erna 283, 151
- Hanfstaengl, Ernst 103, 105, 125, 126, 170, 173, 206, 272, 274, 283, 493, 500
- Hanfstaengl, Haus (Familie) 151, 204
- Hanisch, Reinhold 33, 34, 35, 36, 37, 38, 41, 42, 43, 44, 46, 281, 282, 504
- Harden, Maximilian 76
- Harrer, Karl 76, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87
- Hartmann, Waldemar 295
- Haselmayer, Oberstleutnant 216, 217
- Haug, Jenny 283
- Hauptmann Friedrich (siehe Holzweber)
- Hauptmann, Gerhart
- Haushofer, Karl 163, 613
- Havenstein 122
- Hayn, Hans 190, 335, 343
- Hedvicek 386, 387
- Heel, Franz 379, 380
- Heiden 180
- Heilmann, Franz 321
- Heimannsberg 239
- Heine 37
- Heinemann, von 315
- Heines, Edmund 120, 162, 164, 181, 183, 184, 185, 190, 189, 216, 222, 290, 291, 329, 335, 340, 341
- Heischl 48
- Heiss 106, 130
- Held, Dr. Heinrich 166, 167, 171, 176, 253
- Helldorf, Graf 134, 171, 190, 191, 199, 222, 241
- Hengel, von 147
- Henriot 566, 567
- Hermine, Gattin Wilhelms II. 232, 254
- Herriot, Edouard 564
- Hess, Rudolf 65, 102, 115, 116, 160, 162, 163, 164, 170, 173, 228, 229, 248, 265, 274, 277, 291, 292, 314, 315, 324, 329, 330, 334, 35 L 494, 495, 496, 499, 577,

613
Hesse, Max Rene 584
Heydebreck, Hans Peter von 335, 342
Heydrich 330
Hiedler, Agnes 17
Hiedler, Johannes 17
Hiedler, Johann Georg 17, 18, 19, 22
Hiedler, Maria Anna 18
Hiedler, Martin
Hiedler, Stephan 17
Hierl, Konstantin 216, 217
Hilpert 462
Himmler, Heinrich 180, 190, 330, 333,
337, 338, 344, 353, 424, 458, 459, 482,
487, 488, 489, 497, 498, 499
Hindenburg, Oskar von 232, 234, 241,
253, 256, 407
Hindenburg, Paul von 22, 52, 61, 75, 172,
202, 208, 217, 218, 219, 220, 224, 226,
228, 229, 230, 231, 232, 234, 235, 237,
239, 240, 241, 242, 243, 245, 253, 254,
255, 256, 266, 279, 298, 303, 306, 323,
324, 325, 327, 331, 352, 354, 369, 407,
408, 409, 410, 412, 413, 414, 415, 416,
420, 421, 422, 423, 425, 450, 472, 473,
478, 479, 503, 506, 514, 515, 524, 558
Hirtsiefer 238, 239
Hitler (Familie) 15, 22
Hitler, Abraham 17
Hitler, Alois (siehe Schicklgruber)
Hitler, Alois, jun, 20, 21
Hitler, Angela (siehe auch unter
Raubal, Angela) 20, 23
Hitler, Anna (siehe auch Glasl-
Hoerer) 20
Hitler, Edmund 21
Hitler, Esther 17
Hitler, Franziska 20
Hitler, Georg 19, 20
Hitler, Gustav 21
Hitler, Herz 17
Hitler, Ida 21
Hitler, Klara (siehe auch Pölzt,
Klara) 17, 19, 20, 21, 22, 29
Hitler, Leopold (getauft Ignaz) 17
Hidler, Paula 21, 27
Hoerer, Josef 19
Hoffmann, General 295
Hoffmann, Heinrich 170, 174, 186, 187,
285, 291, 293, 496
Hoffmann, Henny 285
Hoffmann, Oberführer
Hoffmann, Oberst a.D. 313
Hofmann, Carola 104, 170
Hohenzollern, Haus 14, 74, 323, 326, 327,
491
Höltermann, Karl 208
Holtzendorf, Gräfin 62
Hölzl 392
Holzweber 387, 389, 390, 391
Hörsing 208
Hossenfelder 459
Huber, Josef 350
Hugenberg, Alfred 207, 208, 209, 210,
211, 212, 213, 219, 220, 223, 224, 231,
245, 256, 327, 506, 515, 516, 524
Hühnlein 488
Hunglinger 455, 456, 457
Hütler, Johann von Nepomuk 16, 17, 18,
20
Hüt(t)ler, Johanna 16, 17
Hüttier, Martin 17
Hüttier, Rosalie 16

I
Ibsen 63

J
Jacob 103
Jagow, von 338
Jahn 206
Josias, Erbprinz zu Waldeck-Pyrmont 375
Jouvenel, Bertrand de 523, 541, 542, 565,
566, 567
Jung, Rudolf 39, 113
Jung, Dr. Edgar 325, 326, 349

K

Kaas 425, 520
 Kahr, Dr. Gustav von 111, 127, 130, 131,
 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139,
 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147,
 148, 152, 155, 156, 158, 206, 349, 351,
 383, 513
 Kant 166
 Kantschuster 457
 Kapp 110, 111
 Karl XII. 183
 Karlin 391
 Karpf 48
 Karwinsky 384, 385, 386, 387, 390
 Kascha 458
 Kasche, Siegfried 191
 Kasper 238
 Kaufmann, Heinrich 606
 Kaufmann, Karl 191, 199, 203, 247
 Keiss, Dr., Karl 27
 Kellerbauer 310
 Kemnitz, Dr. Mathilde von 158
 Kerr, Sir Philipp (siehe Lothian, Lord)
 Kerri 298, 459
 Killinger, Manfred, Freiherr von 191
 Kippenberger 519
 Kircher, Dr., Rudolf 514
 Kirchner 521
 Kirdorf, Emil 202, 203, 209, 213, 244
 Klausener, Erich 325, 348, 349, 351, 353
 Klepper 239
 Klintzsch 151
 Klotz 154
 Knilling, von 155, 291, 139, 144
 Knirsch 39
 Koch, Erich 175, 203, 247, 301, 302
 Koch, Oberführer 343
 Koepke
 Koerber, Adolf-Viktor von 69
 Kohl 513
 Königswafer, Baron 33
 Kopp 343
 Körner, Oskar 103, 115, 116, 125, 150
 Körner, Staatssekretär 298
 Krausser, Fritz Ritter von 335, 343
 Kress von Kressenstein 144
 Kriebel, Hermann 133, 143, 146, 147,
 148, 160, 165, 176, 217, 106, 155, 159
 Krupp 38, 251
 Krupp von Bohlen und Halhach 334
 Kube, Wilhelm 342, 247, 288
 Kühles 205
 Kuhlo, Dr. 265
 Kuhn, Robert 149
 Kutisker 264

L

Lafontaine 372
 Lagarde 597
 Lammers 273
 Lansbury, George 554, 553
 Lasch 343
 Lassalle 106
 Lauboeck 103
 Laval, Pierre 560, 561, 564, 565, 566,
 567
 Lechner 457
 Ledermüller 18
 Ledermüller, Therese 17
 Leeb, von 144
 Legien 109
 Leibniz 295
 Lenin 73, 85, 109, 278, 304, 459, 604
 Lessing 37
 Leuchtenberg, Herzog von 295
 Leupold, Oberst 147
 Ley, Dr. Robert 99, 175, 248, 276, 310,
 315
 Leybold 263, 265, 281
 Liebknecht, Karl 61, 600
 Lindmann 45
 Lingner 97
 Lippert, Dr. 315
 List 47, 48
 Lloyd George 51, 552
 Löbe, Paul 257
 Loerzer, Bruno 298
 Loewenstein, Freiherr von 209
 Löffner, Siegfried 43
 Lohse 211
 Londonderry, Lord 550, 552
 Lossow, von 124, 125, 126, 127, 131,

132, 133, 134, 137, 138, 139, MO, 141,
 143, 144, 145, 146, 147, 148, 155, 156,
 157, 158, 242, 511, 512, 513, 514
 Lothian, Lord 552, 556
 Lubbe, Marinus van der 318, 319, 516,
 518, 519
 Lücking 460
 Lücke 205, 264
 Ludendorff, Erich 52, 75, 77, 79, 80, 88,
 93, 106, 111, 129, 132, 133, 136, 137,
 139, 140, 141, 143, 146, 147, 148, 150,
 152, 154, 155, 158, 161, 162, 164, 166,
 170, 171, 172, 185, 216, 265, 278, 289,
 311, 315, 468, 524, 539
 Ludin 221
 Ludwig XVIII 302
 Ludwig III., König von Bayern 140
 Lueger, Dr. Karl 39, 40, 41, 51, 72, 220,
 410
 Lurker, Otto
 Luther, Martin 166
 Lüttwitz, von no
 Lutz 457
 Lutze, Wilhelm 330, 335, 337, 338, 339,
 341
 Luxemburg, Rosa 61, 600

M

Macchiavelli 317
 Mac Donald, J. Ramsay 552, 553, 555, 556
 Machhaus, Hugo 205, 206
 Mackensen, August von 298, 330, 407,
 410, 478, 503
 Mahraun, Arthur 208
 Mann, Thomas 182
 Manteuffel-Katzdangen, Baron v. 295
 Marius 130
 Marx, Karl 31, 67, 73, 199, 314
 Marx, Dr. Wilhelm 172
 Matt, Heinrich 148
 Matzelsberger, Franziska 20
 Maurice, Emil 118, 160, 162, 163, 285,
 337, 338, 339, 341, 354

Maurin 566
 Max, Prinz von Baden 52
 May, Karl 26, 274
 May, Otto 102, 176
 Mayer 384
 Mayr, Karl 81
 Me Swiney, Terence 154
 Meissner 234, 235, 241, 244, 253, 254, 256,
 408, 412
 Melcher 239, 240
 Meyerbeer 274
 Michelangelo
 Middendorf 406
 Miklas 388, 389
 Milch, Ehrhard 298
 Moehl, von 128
 Mohammed 261
 Mohrenschild, von
 Meliere 401
 Moltke, Helmut von 445
 Morel, E.D. 206
 Moritz (siehe Zarnow, Gottfried)
 Moses 67, 85, 459
 Mossakowsky 302
 Muchow, Reinhold 197
 Mücke, Helmut von 315
 Müller, Adolf 169, 170, 173, 185, 186, 247
 Müller, Hermann 109, 219
 Müller, Karl Alexander von 141, 142
 Müller, Ludwig, sog. Reichsbischof 200,
 256, 297, 459
 Müller, Rosalie, gebe Hüttier 16
 Munder 177, 285
 Mussolini 132, 174, 176, 177, 213, 241,
 242, 278, 307, 375, 376, 378, 379,
 388, 392, 393, 495, 531, 532, 540,
 560, 561, 562, 565, 583, 584, 609
 Mutschmann 338, 459

N

Napoleon I. 108, 132, 133, 145, 183, 267,
 270, 302, 397, 493
 Napoleon III. 27, 199, 560, 576
 Nemirowitsch-Dantschenko, Dr. v. 204,
 295

Neugschwandtner, Maria Anna 17
Neumann 34, 35, 36
Neumann, Schutzhaftgefangener 454
Neunzert 120, 181, 217
Neurath, Freiherr von 373, 374, 494, 551,
554, 557
Neustädter-Stürmer 390
Nietzsche 182
Niemöller 460
Nonnenbruch, Dr. Fritz 441
Northcliffe, Lord 67, 89
Nortz 124
Noske, Gustav 61, 63, 65, 109
Nurmi 234

O

Obernitz, von 313
Ohmann, Professor 29
Oldenburg-Januschau, von 232, 233, 235,
254, 412
Oskar, Prinz von Preussen 323
Ossietzky, Carl von 453
Osten-Warnitz, von der 235, 412

P

Pacelli, Eugeno 521
Pallieri, Oberst 66
Papen, Franz von 234, 235, 237, 238, 239,
240, 241, 242, 243, 245, 252, 253, 254,
255, 256, 297, 300, 325, 326, 327, 329,
330, 331, 344, 349, 369, 381, 394, 408,
412, 413, 415, 416, 420, 421, 506, 514,
515, 521, 522, 524
Parvus-Helphand 91
Pascal 401
Pautsch 19
Paul-Boncour 565
Pernet 155
Peter von Amiens 261
Petersen 88
Petschek 207
Pettenkofer 314, 316
Pfeffer von Salomon 178, 179, 180, 181,
185, 215, 216, 219
Pfordten, von der 150

Philipp, Prinz von Hessen 299
Phipps, Sir Eric 551, 554, 557
Pius XI. 399
Pilsudski 564
Pizzardo 521
Planck 241
Planetta, Otto 387, 391
Plechanow 73
Plümer, Friedr. 176
Pohl 191
Pöhner, Polizeipräsident 112, 117, 119,
124, 127, 135, 137, 139, 140, 141, 143,
145, 155, 156, 158, 159, 165, 166, 176,
311
Pözl, Johann I. 17
Pözl, Johann II. 17
Pözl, Johanna 21
Pözl, Klara 17, 19, 20
Pözl, Laurenz 17
Poltawetz-Ostranitz Rittmeister 295 von
Ponsonby, Lord 554, 553
Pötsch 27, 30
Pressel 310
Pranz
Pünder 230

Q

Quandt, Günter 305

R

Rameder 19
Ransmaier 21
Rastelli 266
Rathenau, Walther 74, 120, 121
Raubal 21
Raubal, Angela (Mutter) 20, 21, 107, 174,
276, 285, 494
Raubal, Angela (Tochter) 174, 285, 286,
339, 494, 510
Rechberg, Arnold 295
Rehse 244, 245, 350
Reichel, Carl Anton
Reichenau, von 476, 477, 478, 486, 488,
490
Reiner 341, 343

- Reissmann-Grone, Dr. 202
- Reventlow, Graf 176, 177, 179, 185, 247, 288, 296, 524, 606
- Ribbentrop, von 540, 544, 554
- Richert 205, 206
- Richter (siehe von Scheubner-Richter)
- Riefenstahl, Leni 284
- Rieth 364, 372, 390, 394
- Rintelen, Dr. Anton 381, 382, 383, 388, 389, 391
- Ripoldi 382
- Rorder 217
- Röhm, Ernst 64, 65, 66, 72, 84, 100, 101, 106, 110, 111, 115, 117, 119, 120, 123, 124, 125, 126, 127, 129, 130, 145, 146, 151, 152, 155, 158, 159, 164, 170, 171, 172, 176, 179, 180, 181, 183, 184, 185, 190, 213, 216, 217, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 233, 234, 241, 244, 245, 256, 281, 283, 288, 289, 290, 291, 300, 308, 315, 323, 324, 325, 328, 329, 330, 33L 332, 333, 334, 335, 336, 337, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 347, 350, 414, 473, 475, 477, 489, 493, 499, 500, 519, 524
- Roosevelt, Franklin D. 192
- Rosenberg, Alfred 64, 65, 105, 115, 116, 125, 158, 161, 163, 166, 169, 170, 175, 176, 177, 184, 187, 196, 205, 219, 228, 246, 279, 289, 293, 294, 295, 296, 304, 309, 314, 315, 325, 326, 459, 482, 497, 498, 499, 500, 595, 597, 605, 606
- Rosenfeld 264
- Rossbach, Gerhard 164, 181, 183, 184, 190
- Rothermere, Lord 61
- Röver 459, 501
- Ruge, Arnold 120
- Rupprecht, Kronprinz von Bayern 109, 140, 144, 155, 173
- Rust 175
- S**
- Salomon, Johann 16/17
- Samuel, Sir Herbert 556
- Sander
- Sarraut, Albert 564, 565, 573
- Sauerbruch 283, 407
- Schacht, Dr. Hjalmar 178, 208, 223, 242, 243, 442, 447, 449
- Schäffer 155
- Schaub 274, 337
- Schemm 554
- Scheringer 85, 221
- Scheubner-Richter, Dr. Max Erwin von 106, 130, 133, 134, 136, 140, 143, 147, 148, 150, 154, 158, 204, 205, 291, 295, 382
- Scheubner-Richter, Frau von 154
- Schicklgruber, Alois, legitimiert Hitler 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 41, 107
- Schicklgruber, Maria Anna 17, 18
- Schiller 281
- Schilling
- Schillings, Dr. 113
- Schirach, Baldur von 191, 285, 308, 309, 310
- Schlageter, Albert Leo 183, 190
- Schlange-Schöningen 233, 235
- Schleicher, Elisabeth von 348
- Schleicher, Kurt von 219, 224, 225, 226, 227, 229, 233, 234, 235, 236, 238, 239, 240, 241, 242, 244, 245, 246, 247, 252, 253, 254, 255, 327, 328, 329, 330, 331, 332, 333, 336, 347, 348, 353, 369, 409, 468, 474, 475, 477, 478, 506, 514, 515, 524
- Schlieben 310
- Schlieffen, Graf 478, 481
- Schmidler 327
- Schmidt (Rossbacher) 181
- Schmidt (Standartenführer) 340
- Schmidt, Theresia 27, 50, 107
- Schmidt, Wilhelm 338, 343, 350
- Schmidt, Dr. Willy 350
- Schmidt-Pauli, Dr. Edgar v. 515
- Schmiedt 69
- Schneidhuber, August 335, 338, 343

Schönerer, Georg Ritter von 14, 39
 Schott, Dr. Georg 278
 Schotte, Dr. Walther 325
 Schreck 252, 337, 342
 Schreiber, Bischof 305
 Schröder, von (Bankier) 253
 Schroeder, von (Admiral)
 Schubert, E. 176
 Schulz (Mörder Erzbergers) 120
 Schulz, Oberleutnant 133, 216, 222, 243,
 248, 524
 Schulz, Dr. med. Walter 150, 151
 Schuschnigg, Dr. Kurt v. 388, 389
 Schwarz, Franz 170, 287, 342, 496, 499
 Schwegler 295
 Schweikhart 181
 Schwerdtfeger, Redakteur 319
 Schwerin-Krosigk, Graf 440
 Schweyer, Dr. 124, 125, 142, 291, 511,
 512, 524
 Seeckt, von, General 128, 132, 144, 145,
 146, 216, 471
 Seger, Gerhard 453, 454
 Seidlitz, Frau Gertrud von 125, 204
 Seipel, Ignaz 360
 Seisser 131, 132, 137, 138, 139, 140, 141,
 142, 143, 144, 145, 147, 155,
 156, 512, 513, 524,
 Seldte, Franz 208, 218, 224, 256, 327
 Seneca 401
 Severing, Karl 128, 200, 201, 226, 227,
 237, 238, 239, 240, 246, 248, 249
 Shakespeare 138
 Siemens, Karl Friedrich von 251
 Simon, Sir John 550, 552, 553, 554, 556,
 557
 Skoropadski 295
 Slezak, Margarete 284
 Smogorzewski, Kazimierz 504
 Snowden, Lord 553, 554
 Soden, Graf 136
 Solleder, Dr. Fridolin 47
 Sommerfeldt, Martin H. 297, 299
 Sonnemann, Emmy 297
 Spengler, Oswald 275, 276, 278, 307
 Spinasse 566
 Sprenger, Karl 315
 Spreti, Graf 339, 341
 Springorum 209, 253
 Stalin 565, 566
 Starhemberg, Fürst Ernst Rüdiger 614
 Steed, Wickham 89
 Steidle, Dr. 364
 Steinberger 313
 Steinbrenner 456, 467
 Steiner 384
 Steiner, Dr. Rudolf 79, 80
 Steinhäusl 383
 Stempfle, Bernhard 350
 Stennes 215, 222, 228, 261, 293, 315, 330,
 524
 Stettiner, Dr. med. 50
 Stinnes, Hugo 251
 Stöcker, Adolf 74
 Stöhr 247, 288
 Stolzing-Cerny, Josef 173
 Strasser, Else 348
 Strasser, Gregor 100, 101, 147, 161, 162,
 164, 168, 170, 172, 173, 174, 175, 176,
 177, 178, 179, 180, 185, 187, 202, 203,
 209, 210, 211, 212, 213, 214, 222, 227,
 228, 240, 241, 243, 244, 245, 246, 247,
 248, 249, 252, 253, 255, 267, 275, 286,
 289, 292, 293, 296, 300, 305, 307, 308,
 311, 312, 327, 328, 329, 330, 331, 348,
 350, 524
 Strasser, Dr., Otto 175, 178, 197, 211, 212,
 213, 214, 246, 266, 267, 464, 598, 606
 Streck 150
 Streicher, Julius 102, 116, 117, 148, 149,
 150, 161, 162, 164, 168, 169, 170, 175,
 183, 199, 248, 294, 304, 310, 311, 312,
 313, 314, 340, 414, 459, 524
 Stresemann, Dr. Gustav 129, 130, 131,
 172, 188, 189, 208, 277, 527, 607
 Strindberg 211
 Stuckart 426, 428
 Stützel 239
 Sulla 130

Suvich 375, 378, 614

T

Tacitus 401

Talleyrand 301

Tauscheck 48

Tauschitz 362, 363, 365, 367, 368, 369,
373, 374, 380

Terboven 203

Thadden, von 460

Thälmann, Ernst 172, 456

Tharaud, Brüder 398

Tholens

Thyssen, Fritz 209, 244, 247, 251

Tillessen 120

Tirpitz, von 75

Titulescu 585

Toeplitz 177

Toller, Ernst 65

Tolstoi, Leo 211

Torgler, Ernst 238, 317, 318, 516

Trebitsch, Arthur 126

Trebitsch-Lincoln 111

Troost 266

Trotzki 275, 278

Tschirschky und Bögendorf, von 521,
522

Tubeuf, Freiherr v. 48

U

Udet 335

Überweg-Heinze 295

Uhl 192, 336, 337, 343

Uhse, Bodo 99

Unamuno 398, 399

V

Valentin, Karl 338

Vogel 455

Vogler, Dr. Albert 208, 209, 251, 253

Vogt 425

Voltaire 37, 401

Voss 348

W

Wächter, Dr. 382, 391

Wagemann, Dr. 441, 442

Wagner, Adolf 219, 289, 325, 315, 338

Wagner, Cosima 106

Wagner, Professor 29

Wagner, Richard 28, 105, 274, 284, 493

Wagner, Robert 155, 195

Wagner, Siegfried 105, 284

Wagner, Winnifred 105, 284

Wallj, Juliane 17

Wasserbäck 364

Watter, Freiherr von 111

Weber, Christian 118, 126, 170, 337, 338,
339, 341, 354

Weber, Dr. Friedrich 130, 147, 148, 149,
152, 159, 160

Weber, Max 113

Weberstedt, Otto 176

Wecke, Polizeioberst 344

Weiniger, Otto 183

Weiss, Dr. Bernhard 239, 302

Weiss, Wilhelm 228

Weissenberg 80

Wels, Otto 240

Wendt 221

Wenig, Richard 205, 206

Wessel, Horst 200, 318, 410

Wetzel 215

Weydenhammer, Dr. Rudolf 382, 391

Wilhelm I. 60

Wilhelm II. 74, 232, 491, 548

Williams, Rudolf (siehe Weydenhammer)

Wilson 51, 617

Windelband 295

Winkelnkemper, Brüder 315

Wimmer 48

Wittelsbach, Haus 14

Wolf, K.H. 14

Wolff, Jacob 298

Wrabel 384, 386

Wrisberg, von 74

X

Xylander, von 88

Y

York von Wartenburg, Graf 116
Young, Owen D. 208

Z

Zahnschirm, Josef 20
Zander, Carl
Zarnow (Moritz), Gottfried 247
Zehner 384
Zeller 106
Zentner 340
Zentz 135
Ziegler 286
Zita, Kaiserin
Zweigert 266

Inhalt

ZUM MENSCHEN UNTAUGLICH	23
1. Heimat und Herkunft	25
Nationalhass in Österreich.....	25
Die Vorfahren	27
Alois Schicklgruber-Hitler	29
Merkwürdige Familie	31
Schweres Erbe	34
2. Ein früh Gescheiterter	36
Erste Daten	36
Kindheit und Schule	37
Kunst und Krankheit	40
Durchgefallen.....	41
Das Arbeitererlebnis.....	42
Halbbildung ist Macht	43
Obdachlosenasyll Meidling.....	45
Männerheim Brigittenau	47
Bei den Verlorenen.....	48
Zwischen Judenfreundschaft und Antisemitismus	50
Die «indolente Masse»	51
Die Lebensschule der Entartung.....	53
Lueger, das Vorbild.....	53
«Hungerkünstler»	55
Bruch mit Reinhold Hanisch	57
Abschied von Wien	59
3. Der Krieg als Erlöser	61
Das Münchner Sofa.....	61
Dank für den Weltkrieg.....	62
Das Eiserne Kreuz	63

Der unerkannte Führer	65
Die Front als Heimat	66
Hitlers weltgeschichtlicher Irrtum	67
Das Versäumnis von Pasewalk.....	69

DIE FLUCHT IN DIE LEGENDE 71

4. Umkehr in der Sackgasse	73
Nichtsnutziges Talent	73
Die Treppe ins Nichts.....	74
Der Streik des Individuums	75
Die Entwertung der Parteien	77
Illusionen gegen Interessen	79
Das Versagen der Revolution	80

5. Der Aufbruch	83
Dietrich Eckart sucht einen Führer	83
Röhms eiserne Faust.....	84
Die «Brechung der Zinsknechtschaft»	87

6. Der Klassenkampf der Intellektuellen	90
Hitlers dunkler Beruf.....	90
Der «Illusionsbürger».....	91
Der «jüdische Marxismus».....	94
Die Entwicklung des Antisemitismus	
vom Gesellschaftsspiel zum Massenwahn	96
Alldeutsche und Vaterlandspartei.....	97
Das Privileg der Rasse.....	99
Das Mitglied Nr. 7.....	104
Karl Harrer	106
Dietrich Eckarts Ratschläge	108
Die Programm-Versammlung	109

7. Propaganda und Organisation	112
Witz, Logik, Frechheit	112
Die widerlegten Fachleute.....	115
Die Symbole.....	117
Der Zuhörer als Mitarbeiter.....	119
Der Redekünstler.....	120

«Hitler sagt immer dasselbe...»	121
Das Führerprinzip.....	123
8. Der Weg in die Gesellschaft	127
Wovon lebt er eigentlich?.....	127
«Im Kreise schöner Frauen.».....	129
Der Kampf um die Salons	130
9. Stufen zur Macht	136
Die bayrische Fronde	136
Kapp-Putsch	137
Der Unermüdliche	140
Die Entstehung des «Führers».....	143
Die Anfänge der SA	146
Terror	149
Schwarze Reichswehr	151
Ehrenwort und Fahnenweihe.....	153
Bruch mit der Reichswehr.....	156
10. Der Putsch	159
Der Generalstaatskommissar	159
Revolte gegen Berlin.....	161
Lossows Prozent.....	163
Hitlers Torschlusspanik.....	164
«Kannst du schweigen, Toni?»	166
Der Schuss im Bürgerbräu	167
«Morgen Sieger oder tot,»	168
Der Marsch nach Babel	170
Seiner Majestät hochseliger Vater.....	171
Finsterer Rütlichswur	173
Das Ehrenwort.....	174
«So etwas macht man nicht!».....	176
Wütende Generäle	176
Die fehlenden vierundzwanzig Stunden	177
Zauderer Ludendorff	179
Der Marsch zur Feldherrnhalle.....	180
Streicher greift ein	182
Der Zusammenbruch	183
Hitlers Flucht.....	184
Durfte Hitler fliehen?	185

11. Die Rückkehr zum Herrn Präsidenten	187
Ein Selbstmordversuch.....	187
Justizkomödie.....	188
Hitler und Dimitroff	190
Trennung von Ludendorff	191
Gürtner rettet Hitler	193
Hinter behaglichen Mauern	194
Zerfall der Bewegung.....	195
«Mein Kampf» entsteht.....	197
Das erste Braunhemd	199
Die Freilassung.....	199
«Friede mit Rom.»	200
Die Nilpferdpeitsche	202
Neugründung.....	204
Adolf Müller, der unbekannteste SA-Mann	205
Erster Bruch mit Röhm	206
Hindenburg taucht auf	208
12. Sieben Jahre auf dem Zauberberg	210
Der Schriftsteller in Haus Wachenfeld.....	210
Die Fronde Strasser-Goebbels.....	212
Krawalle und Prozesse	213
Goebbels' Abfall von Strasser.....	215
Blutfahne und Inserate	217
Die Homosexuellen	219
Heines' Ausschluss	222
Der Schrecken der Büros.....	224
Wie das Bürgertum kapituliert	227
13. Der grosse Minderwertige	229
Aus dem Leben eines Taugenichts	229
Zusammenbrechende Klassen	232
Die Entheiligung des Eigentums	233
Die reaktionäre Revolution	235
Privileg und Verantwortungslosigkeit	236
Der Abfall aller Klassen	238
Hitlers reifes Feld	240
14. Die diplomatische Periode	242
Göring kehrt heim	242
Otto Dietrichs Sendung	242

Ausländisches Geld	245
Die schwere Industrie	247
Unfähige Reaktion.....	249
Der Magnet vor dem Misthaufen	250
Der Bruch mit Otto Strasser	253
Pfeffers Sturz.....	257
Die «wehrpolitische Vereinigung».....	258
Werben um die Reichswehr	259
Parlamentarier	261

15. Der Einbruch in den Staat	265
Röhms Rückkehr.....	265
Der «böhmische Gefreite».....	268
«Armes System!»	268
Uneinige Gegner	270
Der Scheinkampf gegen Hindenburg	272
Die Reservearmee der Junker.....	276
Wie Röhms Brüning stürzte.....	278

16. Der Wettlauf mit der Katastrophe	282
Verfall der Sozialdemokratie.....	282
Fehler der Kommunisten	283
Severing weicht der Gewalt	284
Der Schlag mit dem Krückstock.....	286
Abstieg	288
In Schleichers Zange	291
Gregor Strassers letzter Kampf	292
Müdes Proletariat	296
Müder Kapitalismus	298
Das Bündnis von Köln	299
Minen und Gegenminen	301
Sleichers Sturz.....	303
Am Ziel	304

EIN DEUTSCHER DÄMON..... 307

17. Die beiden Hitler	309
Egoist oder Altruist	309
Das Pathologische	311

Hitler und Führer.....	315
Zauberhaftes Doppelwesen	319
Die Maske	321
«Le style c'est l'homme.»	322
Das Verhältnis zum Geist.....	325
Neigungen und Angewohnheiten	327
Der Weg hinauf.....	330
Die innere Stimme.....	331
18. Die Frauen	333
Undurchsichtige Erotik	333
Ein Unaufrichtiger.....	334
Missglückte Liebe	335
Alf und Geli.....	338
Adolf Hitlers Geheimnis	340
19. Die Begleitfiguren	341
Die verschwundenen Gründer.....	341
Sein Privatsekretär.....	345
Zwei Komplizen.....	346
Der Beichtvater	348
Das Schmuckstück der Bewegung	351
Die ohnmächtige Klugheit.....	356
Cäsar ohne Ehrgeiz.....	363
Hörige Jugend	365
Julius Streicher, der wahre Hitler	367
System Pettenkofer.....	372
20. Am schwankenden Steuer	374
Der Brand des Reichstags.....	374
Greuel.....	377
Die Erlaubnis zum Töten.....	379
21. Der 30. Juni	380
Planlose Diktatur.....	380
Röhms missglückte Karriere.	381
Die Marburger Rede.....	384
Schleicher gegen die «Verbrecher».....	386
Röhms Einkreisung	388
Der Gefreite und die Generäle.....	390
Auf des Messers Schneide.....	393

Hitler widerspricht sich	395
Adolf Wagner verhaftet.....	397
Mit Panzerwagen und Pistole	399
Auf Homosexuelle wird geschossen	401
Legende und Wirklichkeit	403
An der Mauer	404
Gehrt.....	408
von Dettens Abschiedsrede	408
Göring und der Prinz	409
Das Blutbad.....	410
Ende mit Schrecken.....	413
Der Blick auf die Fahne	416

EIN MANN GEGEN EUROPA 419

22. Der Mord an Dollfuss	421
Der österreichische Emigrant	421
Ein christlicher Ständestaat	422
Angedrohter Einmarsch	425
Die 1000-Mark-Sperre	427
Legionäre am Maschinengewehr.....	428
Des Äthers und der Lüge Wellen	431
Dollfuss schreibt an Tauschitz	432
Fiasko der Diplomaten	435
Bomben	437
Hitler übernimmt die Verantwortung	438
Zerschossener Friede	440
Mussolini irrt sich	441
Höhepunkt des Terrors	443
Hitler in Venedig.....	444
Der Plan des Aufstandes	446
Eine historische Parallele	448
Ein verhängnisvoller Zettel	450
Wetlauf mit dem Mord.....	452
Dollfuss verblutet	454
Miklas und Schuschnigg	456
Kapitulation der Rebellen.....	457
Rintelen greift zur Pistole.....	459
Hitlers Uriasbrief	461

23. Völker und Gewalten	464
Der Mann der Zeit	464
Widersprüche	465
Unamunos Verzweiflung.....	466
Die Kinder der Gewalt	468
Ewige Idee.....	470
Kapitulation vor der Gesellschaft.....	472
Die Integration der Menschheit	473
24. Hindenburgs Testament	477
Prätendenten.....	477
Hitler am Sterbebett	477
Erbschaft vor dem Tode	479
Verwirrung der Titel	480
Usurpation und Plebiszit	482
Das verschwundene Testament	483
Falsche Nachfolge.....	485
Die Sensation	486
Das Unglaubwürdige	487
Der Wortlaut.....	489
Nicht Hitler!	492
Was wollte Hindenburg?	493
Die höhere Fälschung.....	495
25. Hitler über Deutschland	497
Begeisterung und Polizei	497
Erschlichene Macht	498
Ungeschriebene Verfassung	500
Die Laune der Geschichte	502
Suggestivfragen an das Volk.....	503
Heimliche Klassen	507
Der Schrei nach Misshandlung.....	509
Die Frage an die Jugend	510
Hitler rühmt sich	512
Eine Gegenbilanz	513
Keine Initialzündung.....	516
Ersatz.....	518
Verbrennen der Vorräte.....	519
Der zehrende Acker.....	520
Deutschlands Selbstbelagerung	521
Erschöpfung	523

Das Trugbild der Unabhängigkeit	525
Das Mass des Widerstandes	527
Die Vogelfreiheit.....	528
Folterlager	529
Die Steinsärge von Oranienburg	531
Der Strick an der Wand.....	533
Sadismus	535
Das Reich Gottes.....	537
Die Stimme der Priester	538
Ein Volk ohne Meinung	540
26. Der Führer und sein Heer	545
Gottgesandter Baumeister	545
Der Klassenkampf des Schwertadels.....	546
Das Arbeiterheer	548
Die revolutionssichere Armee	550
Aera Hindenburg.....	553
Hitlers grosses Spiel.....	554
Braunhemd und Achselstück.....	556
Verbündete	557
Aussenpolitische Störungen	560
Allgemeine Wehrpflicht.....	562
Der Führerorden	564
Das Volk gehört dem Heer.....	566
Wer schützt wen?	568
Göring und das schwarze Korps.....	570
Die Hypothek	572
Kein schön'rer Tod	573
27. Ein unglücklicher Mensch.....	577
Schlaflose Nächte.....	577
Die sieben Freunde.....	578
Ergänzungen.....	584
Der Löwenbändiger.....	586
Verteilung der Beute	588
Die Angst vor dem Geist	590
Ein Menschenbenützer	592
Unheimliche Gabe	593
Von Überzeugung zu Überzeugung	594
Auf einsamer Höhe.....	596

28. Der Widerspruch	598
Staatsstreich und Ehrenwort	598
Hindenburgs Ansicht	601
Duesterberg zweifelte nicht	603
Der Reichstagsbrand	604
Die Zündschnüre	606
Der Kirchenvertrag	609
Worte an die Welt	611
Die Beispiele wimmeln	612
Der einzige Richter	613
29. Der Plan der Weltherrschaft	617
Kampf um Freiheit	617
Angriff auf die Welt	618
Die Arier	619
Der französische Henker	620
Der grosse Mann im Süden	622
Mit England gegen Frankreich	624
Mit Japan gegen Juda	626
Der Weltfeind	628
Germanenzug nach Osten	629
Herr der Erde	631
Ein Plan und seine Praxis	632
Die berühmte Logik	633
Dekadente Weltmächte?	636
Irrtümer	638
Politik gegen Geschichte	641
30. Die neue Wehrpflicht	643
Baldwins Irrtum	643
Einladung nach Berlin	644
Das Weissbuch	645
Engländer für Hitler	647
Die Erkältung	647
Das Weissbuch geopfert	649
Der Blitzschlag	651
Drohung, Versprechen, Triumph	652
31. Der Marsch ins Rheinland	655
Po und Rhein	655
Die «proletarischen Nationen»	657

Pyrenäen aus Beton	658
Russenpakt und Ölsperre	660
Hitler interveniert	661
Umstrittenes Bündnis	662
François-Poncets Demarche	663
Das Pfand	664
Genf, 3. März 1936	665
Flandin verlangt das Militärbündnis.....	666
England lehnt ab.....	668
Hitlers fünf Tage	669
Zwei Bataillone	669
32. Das Schwert über Europa	672
Geheimnis ohne Bedeutung	672
Der Faktor Mensch.....	673
Die langen Rohre	675
Der erste und der letzte Tag	678
Stoffe und Zahlen.....	679
Der kurze Stoss	682
Teilbarer Krieg	685
Sieg ohne Krieg.....	686
Eine Fehlrechnung	687
Prahlerien und Geständnisse.....	689
Weltbündnis gegen Deutschland?	690
EineVoraussage	691
Das Recht der vollzogenen Tatsachen.....	693
Die germanische Internationale	696
Das Gespenst des roten Gespenstes	700
Hitler rügt Fritsch.....	705
Die Tragödie des «deutschen Sozialismus»	707
Aufseher über Europa.....	710
Die braune Weltintervention	712
Schweigende Demokratie.....	714
Wandlungen der deutschen Aussenpolitik	716
Der Alp der Koalitionen.....	719
Friede durch Kraft	721
33. Das Kommende	725
Die grössere Demokratie	725
Unzulängliche Gewalt	726
Europäische Bewegung	727

Grundsätze	728
Die Träger der Freiheit	732

DOKUMENTE	735
------------------------	-----

Namenregister	745
---------------------	-----